FORSCHUNGEN ZUR JUDENFRAGE

BAND V



HANSEATISCHE
VERLAGSANSTALT
HAMBURG

SCHRIFTEN DES REICHSINSTITUTS FÜR GESCHICHTE DES NEUEN DEUTSCHLANDS

FORSCHUNGEN ZUR JUDENFRAGE

BAND 5



HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

1941

Gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg-Wandsbek

Inhaltsverzeichnis

*

Kartenbeilage: Die Ausbreitung des Judentums bis zum Beginn des Mittelalters.

Die Erforschung der Judenfrage

Rückblick und Ausblick

Von

Walter Frank

Am 20. Januar 1928 schrieb ich im Münchener „Völkischen Beobachter" einen Aufsatz, der das Buch „Die Juden" des englischen Schriftstellers Hilaire Belloc behandelte. Ich zitierte einen Artikel der „Frankfurter Zeitung", der das Belloc-sche Buch für lächerlich erklärte, weil es von der Behauptung einer jüdischen Eigennationalität ausgehe, und bemerkte dazu:

„. . . eine typisch jüdische Taktik: wer das Dasein einer Judenfrage auch nur anerkennt, ist ‚nicht ernst zu nehmen'. Ein gut Teil der Macht des Judentums liegt in dieser Taktik begründet. Das Judentum beherrscht die große Presse und diese macht ‚die öffentliche Meinung'. Der Druck dieser ‚öffentlichen Meinung' aber ist heute so stark, daß kein wissenschaftlicher Forscher ohne Gefahr, wenn nicht an Leib und Leben, so doch mindestens an seinem guten Namen, die Judenfrage ebenso unbefangen untersuchen kann, wie er das bei jeder anderen Frage mit Selbstverständlichkeit tut. Die sogenannte ‚Intelligenzschicht', vor allem auch in Deutschland, ist vielleicht ab und zu noch sehr intelligent, selten aber mit Charakterstärke und Mut gesegnet. Nichts fürchtet man dort mehr als das Verdammungsurteil der Presse, welche dem Mißliebigen das Brandmal der ‚Unbildung' auf die Stirn drückt. Die wenigen außergewöhnlichen Geister der deutschen Nation, die sich auch in der Untersuchung dieser Frage von der Schicht der Durchschnittsgelehrten unterschieden, ein Lagarde, ein Dühring, ein Treitschke, sind von dieser Brandmarkung nicht verschont geblieben[1]."

Einige Zeit später, am 26./27. Februar 1928, veröffentlichte ich wiederum im „Völkischen Beobachter" eine Auseinandersetzung mit den Karl-Marx-Forschungen von Ottokar Lorenz und sagte dazu: „Als Lagarde über das Judentum schrieb, schwieg ihn die Presse zeitlebens tot; als der mächtige Treitschke es tat, mußte sogar er die Macht der Presse fühlen; als Dühring sich gegen das Judentum wandte, entzog man ihm die venia legendi. Das geschah im Zeitalter Bismarcks — und in der deutschen Republik ist die jüdische Macht verhundertfacht. Aber die Notwendigkeit, den jüdischen Bann zu brechen, wird dadurch nur um so größer. Es handelt sich gar nicht darum, die Wissenschaft zu politisieren, es handelt sich

---

[1] Vgl. Walter Frank, Geist und Macht. Historisch-politische Aufsätze, Hamburg 1938, S. 35.

darum, sie von einem ungeheuren politischen Druck zu befreien, der umso furchtbarer ist, je weniger er dem Außenstehenden bekannt ist[1]."

Ich hatte damals, ein Jahr vorher, im Februar 1927, an der Universität München mit einer Doktordissertation über den Hofprediger und Volkstribunen Adolf Stoecker promoviert und baute eben diese Arbeit zu einem Werk aus, das dann im Mai 1928 im Druck erschien[2]. Ergebnisse geschichtlichen Studiums und eigene Erlebnisse, die ich an anderer Stelle erzählt habe[3], wirkten sich in den Artikeln aus, die ich von Zeit zu Zeit dem Schriftleiter des radikalen völkischen Oppositionsorgans, Alfred Rosenberg, auf die kleine Redaktionsstube in der Schellingstraße brachte.

Die Judenfrage war mir zuerst nahegetreten, als ich Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" gelesen hatte. Es war dies in den Frühlingstagen von 1919 gewesen, als durch München die Räterevolution tobte[4]. In Nürnberg, in den Versammlungen Julius Streichers, hatte ich dann den praktischen Massenkampf mit dem Judentum kennengelernt. Dort, in Nürnberg, hörte ich auch, im Januar 1923, zum erstenmal Adolf Hitler. Das erste Aufsteigen und das erste Zusammenbrechen jener „völkischen Bewegung", aus der sich dann seit 1925 immer mehr Hitlers NSDAP. als eherner Keil erhob, stellten unsere junge Wissenschaft vor neue Fragen. Und eine dieser Fragen war die Judenfrage.

Ich sage eine dieser Fragen. Denn die Judenfrage war uns politisch wie wissenschaftlich stets nur eine Teilfrage in dem großen Kampf um eine neue Volkwerdung und um eine neue Reichsgründung.

So gehen auch die Werke, die ich aus jener Kampfzeit des Nationalsozialismus heraus schuf, die Biographie Adolf Stoeckers und das Buch über die moderne französische Demokratie[5], von den allgemeinen großen Fragestellungen unserer Zeit aus. Wir rangen um einen neuen Nationalismus, der sich mit dem Sozialismus des Massenzeitalters verbinden sollte. Wir rangen um die Frage, wie sich die alten „konservativen" Werte des Blutes und des Bodens, der Autorität und des Soldatentums auseinandersetzen könnten mit den modernen „demokratischen" Mächten der Massen, der Presse, des Geldes. Wir rangen zugleich um die Frage, wie der „Geist" sich wieder mit der „Politik" verbinden könne zu einer lebendig gewachsenen Einheit[6].

Inmitten dieser allgemeinen Auseinandersetzung stießen wir auf den triumphierenden Parasiten des „demokratischen" und „kapitalistischen" Zeitalters, auf den ewigen Juden.

Und wir stießen auf die Tatsache, die ich 1928 im „Adolf Stoecker" dahin formulierte, daß kraft einer liberalen „Tradition des 19. Jahrhunderts" schon „die Kenntnisnahme von der tatsächlichen Existenz eines jüdischen Problems als

[1] Walter Frank, a. a. O., S. 43.
[2] Walter Frank, Hofprediger Adolf Stoecker und die christlichsoziale Bewegung, Berlin 1928 — 2. Aufl. Hamburg 1935.
[3] Walter Frank, Deutsche Wissenschaft und Judenfrage, Hamburg 1937, S. 25 ff.
[4] Vgl. dazu in: Walter Frank, Franz Ritter von Epp. Der Weg eines deutschen Soldaten, Hamburg 1934, S. 80 ff., das Kapitel: „Wenn Israel König ist".
[5] Walter Frank, Nationalismus und Demokratie im Frankreich der dritten Republik 1871—1918, Hamburg 1933.
[6] Ebd., S. 7 ff.

Mangel der intellektuellen und moralischen Bildung empfunden" und mit der „moralischen Ächtung" geahndet wurde[1].

Als ich in den ungewissen Herbst- und Wintermonaten des Jahres 1932 die letzten Kapitel meines Frankreichwerkes, darunter auch das Kapitel über Edouard Drumont, den Herold des französischen Antisemitismus, schrieb, da zitierte ich aus Drumont die Sätze: „Diese ‚France Juive' — wie viele meiner Kollegen hatten sie vor mir zu schreiben begonnen und hatten auf der ersten Seite innegehalten, weil die Frau sie abends bei der Lampe ansah und sagte, der Kleine wachse heran und er brauche viel Stiefel, oder zum nächsten Monat sei die Miete fällig[2]." „So war sein Werk", schrieb ich weiter von Drumont, „wie jede große geistige Schöpfung noch mehr eine sittliche als eine geistige Leistung. Er hat sich bewußt von den Akademikern geschieden, die in ihren ‚Liguen zur gegenseitigen Bewunderung' die ‚Diplomatie des Lebens' betreiben. ‚Der Gebildete hat eine Bibliothek im Gehirn, er hat alles gelesen, was die Rhetoren aller Zeiten, in Rom und in Byzanz, über den Heroismus geschrieben haben. Und wie in Rom und in Byzanz ist er immer derselbe: feige und zitternd vor den Tyrannen, wären diese Tyrannen auch noch so schmutzig.'" Und nochmals zitierte ich Drumont: „Versteht wohl", sagte er, „jeder Mensch, der bereit ist zu sterben, kann auf die Geschehnisse einwirken. Hinter allen Ereignissen steht ein Mensch, der zum Sterben bereit ist[3]."

Die Erforschung der Judenfrage — sofern sie nicht etwa jüdische Selbstdarstellung war, wie sie in den umfangreichen Werken von Heinrich Graetz[4] bis Simon Dubnow vorliegt — war in jener Zeit nicht nur eine Sache des Intellekts, sondern sehr wesentlich eine Sache des Charakters. Sie war kaum verträglich mit der Aussicht auf eine geruhige bürgerliche Existenz. Daß ein angesehener Vertreter der offiziellen nichtjüdischen Wissenschaft, wie Werner Sombart, Bücher wie „die Juden und das Wirtschaftsleben" (1911) schreiben konnte, war nur deshalb ohne Gefahr für den Autor möglich gewesen, weil dieser jeden National- und Rassegegensatz als eine der „Menschen" unwürdige Angelegenheit der „Menge" verachtete und zudem die Juden als die wirtschaftlich und intellektuell überlegenen Urheber oder Träger einer angeblich unaufhaltsam siegreichen Entwicklung, des Kapitalismus, darstellte, also gerade ihr unheimliches Prestige erhöhte[5]. Da aber, wo das Judentum als ein die Nation bedrohender fremder Eindringling dargestellt wurde, wie etwa durch Adolf Bartels[6] auf dem

[1] Walter Frank, Adolf Stoecker, 1. Auflage 1928. S. 104.
[2] Walter Frank, Nationalismus und Demokratie, S. 328.
[3] Ebd., S. 330.
[4] Heinrich von Treitschke, Ein Wort über unser Judenthum, Berlin 1881, urteilt über die „Geschichte der Juden" von Graetz: „Sein Band predigt von der ersten bis zur letzten Seite Haß, wilden Haß gegen das Christentum und hoffärtige, herausfordernde Verachtung gegen das deutsche Volk" (S. 12). „Nein, Herr Graetz ist ein Fremdling auf dem Boden ‚seines zufälligen Geburtslandes', ein Orientale, der unser Volk weder versteht noch verstehen will; er hat mit uns nichts gemein, als daß er unser Staatsbürgerrecht besitzt und sich unserer Muttersprache bedient — freilich um uns zu verlästern" (S. 15). Dieses Urteil gilt mehr oder minder von allen Produktionen der jüdischen Geschichtsschreibung.
[5] Vgl. Werner Sombart, Die Zukunft der Juden (1912).
[6] Die hauptsächlichsten Werke, die Adolf Bartels der Judenfrage in der Literatur widmete, verdienen, hier aufgezählt zu werden:

Teilgebiet der Literaturgeschichte, oder durch Philipp Lenard[1] auf dem Teilgebiet der Naturwissenschaften, da mußte der tapfere Kämpfer sich unweigerlich mit dem Los des Außenseiters zufrieden geben[2].

Es war für mich ein Glück, daß ich mich der Erforschung der Judenfrage zuwandte in einer Epoche, wo dies gefährlich war. Ich hatte aber zugleich das andere Glück, mit meinem Schaffen aus einer Epoche, wo das grundsätzliche Antijudentum nur als Opposition möglich gewesen war, in eine Epoche hinüberzuwachsen, wo das grundsätzliche Antijudentum zum erstenmal in der Weltgeschichte regierend wurde.

Im Jahre 1933 eroberten Adolf Hitler und die nationalsozialistische Bewegung die Regierung des Deutschen Reiches. Mit einem Schlage brach die für unerschüt-

---

Heinrich Heine. Auch ein Denkmal, Dresden 1906.
Heine-Genossen. Zur Charakteristik der deutschen Presse und der deutschen Parteien, Dresden 1907.
Judentum und deutsche Literatur. Vortrag, gehalten am 29. Juni 1910 im Deutschvölkischen Studentenverband Berlin, Berlin 1912.
Lessing und die Juden. Eine Untersuchung, 1. Aufl. Dresden 1918, 2. Aufl. Leipzig 1934.
Weshalb ich die Juden bekämpfe. Eine deutliche Auskunft, Hamburg 1920.
Die Berechtigung des Antisemitismus. Eine Widerlegung der Schrift von Herrn v. Oppeln-Bronikowski, „Antisemitismus?", Leipzig 1921.
Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft. Eine gründliche Erörterung, Leipzig 1925.
Friedrich Hebbel und die Juden. Das literarische Judentum seiner Zeit, München 1922.

[1] Aus Philipp Lenards wissenschaftlichem Kampf gegen das Judentum in der Naturwissenschaft, vor allem gegen den Einsteinianismus, müssen genannt werden:
Philipp Lenard, Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen. München 1929. 2. Aufl. 1930. 3. Aufl. 1937.
Philipp Lenard, Deutsche Physik in 4 Bänden. München 1936 f.
Philipp Lenard, Über Äther und Materie. (Vortrag, gehalten in der Gesamtsitzung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften am 4. Juni 1910). Heidelberg 1911.
Philipp Lenard. Über Relativitätsprinzip, Äther, Gravitation. 3. Aufl. Leipzig 1921.
Philipp Lenard. Über Äther und Uräther. 2. Aufl. Leipzig 1922.
Vergleiche auch:
R. G. Weigel (Hrsg.), Philipp Lenard, der Vorkämpfer der deutschen Physik. Reden und Ansprachen bei der Feierstunde anläßlich der Vollendung seines 75. Lebensjahres am 7. Juni 1937. Karlsruhe 1937.
Philipp Lenard, der deutsche Naturforscher. Sein Kampf um nordische Forschung. Reichssiegerarbeit im 1. Reichsleistungskampf der deutschen Studenten 1935/36. Ausgeführt von 10 Kameraden des Philipp-Lenard-Instituts der Universität Heidelberg. Hrsg. im Auftrage des Reichsstudentenführers. München-Berlin 1937.

[2] Wir sprechen hier stets von der wissenschaftlichen Forschung. Es versteht sich, daß auch die antijüdische Publizistik sehr wertvolle Vorarbeiten und Beiträge für den Forscher geliefert hat. Dies gilt vor allem von Alfred Rosenbergs Schriften zur Judenfrage. Wir nennen hier:
Unmoral im Talmud mit einer Einleitg. u. Erläuterungen, München, 1. Aufl. 1920, 2. Aufl. 1935.
Die Spur des Juden im Wandel der Zeiten, München 1920, 2. Aufl. 1937.
Der staatsfeindliche Zionismus, München, 1. Aufl. 1921, 2. Aufl. 1938.
Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik, München 1923. 4. Aufl. 1933.
(Übersetzung) G. des Mousseaux, Der Jude, das Judentum und die Verjudung der christlichen Völker, München 1921.
Die internationale Finanz als Herrin der Arbeiterbewegung in allen Ländern. München-Berlin 1927.
Dreißig Novemberköpfe, Berlin 1927. 2. Aufl. München 1939.
Der Weltverschwörerkongreß zu Basel. (Um die Echtheit der zionistischen Protokolle). München 1927.
Der Sumpf. Querschnitte durch das „Geistes"-Leben der November-Demokratie, München, 1. Aufl. 1930, 2. Aufl. 1939.



terlich gehaltene Macht der Juden im Herzlande Europas zusammen. Heute, sieben Jahre nach dem Siege Adolf Hitlers, ist sie in den meisten Ländern des Kontinents zusammengestürzt oder im Stürzen begriffen, und in fast allen Ländern der Erde grollt unterirdisch der antijüdische Aufruhr.

Erst mit diesem Zerbrechen des politisch-moralischen Terrors, der auf einer Erforschung der Judenfrage gelastet hatte, öffnete sich das Tor für einen Einsatz der deutschen Wissenschaft in breiter Front.

Als ich im Sommer 1935 an die Spitze des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands berufen wurde, war ich entschlossen, im Rahmen einer allgemeinen Erneuerung unserer Geschichtswissenschaft auch die Erforschung der Judenfrage vorwärtszuführen.

Daß dies im Rahmen einer allgemeinen Erneuerung des geschichtlichen Bewußtseins geschehen mußte, war mir niemals zweifelhaft. So wie im Politischen alle rein antijüdischen Bewegungen gescheitert waren, und wie das Antijudentum erst durch seine Einordnung in das positive Programm einer großen Volkserneuerung und Reichsschöpfung zum Sieg gelangte, so war auch eine wissenschaftliche Erkenntnis der Judenfrage nur möglich im Rahmen der allgemeinen National- und Weltgeschichte.

Die Geschichte der Judenfrage seit zwei Jahrtausenden ist die Geschichte einer parasitären Existenz des Juden zwischen den Völkern. Wer sie nur von der Spezialität des Judentums her schreiben wollte, der würde höchstens Judenkunde schreiben — eine nützliche Vorarbeit zur Geschichte der Judenfrage —, aber er würde bald in die Gefahr kommen, über der Geschichte des Parasiten die Hauptsache zu vergessen: nämlich die Geschichte jener großen schaffenden Völker, die sich mit diesem Parasiten als einem Prinzip der Negation auseinanderzusetzen hatten.

Aus diesem Grunde habe ich nicht etwa ein selbständiges Institut zur Erforschung der Judenfrage oder des Judentums errichtet, sondern ich habe lediglich im Rahmen der gesamthistorischen Arbeiten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands der Judenfrage eine besondere Beachtung gesichert.

Im November 1936 gab ich an der Universität München in einer großen Kundgebung, deren revolutionäre Bedeutung durch die Teilnahme des Stellvertreters des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, ebenso unterstrichen wurde, wie durch die tobende Empörung der jüdischen Presse des Auslandes, das Programm für dieses Teilgebiet unserer Arbeit[1]. Dieses Teilgebiet wurde damals von mir zunächst unter dem Namen einer „Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands" zusammengefaßt. Später, im April 1938, gab ich ihm den Namen eines „Hauptreferats Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands", dessen Leitung ich persönlich in der Hand behielt und dessen zahlreiche Mitarbeiter dem allgemeinen „Sachverständigenbeirat des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands" angehören.

[1] Walter Frank, Deutsche Wissenschaft und Judenfrage, Hamburg 1937.



Heute, nach vier Jahren der Arbeit, mag es richtig sein, zunächst einen **Rückblick** auf die in diesem Teilgebiet bereits geleistete Arbeit zu geben und dann an diesen Rückblick einen **Ausblick** anzuschließen.

Der Hauptertrag unserer Arbeiten auf diesem Gebiet ist in den „Forschungen zur Judenfrage“ (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) gesammelt. Geben wir zunächst eine Inhaltsangabe der bisher vorliegenden sechs Bände durch die bloße Zusammenstellung der Titel:

Band I

1. Walter Frank, Die deutsche Wissenschaft und die Judenfrage.
2. Gerhard Kittel, Die Entstehung des Judentums und die Entstehung der Judenfrage.
3. Karl Georg Kuhn, Die Entstehung des talmudischen Denkens.
4. Hans Bogner, Die Judenfrage in der griechisch-römischen Welt.
5. Herbert Meyer, Das Hehlerrecht der Juden und Lombarden.
6. Johannes Heckel, Der Einbruch des jüdischen Geistes in das deutsche Staats- und Kirchenrecht durch Friedrich Julius Stahl.
7. Max Wundt, Nathan der Weise oder Aufklärung und Judentum.
8. Johannes Alt, Grundlagen und Voraussetzungen der wissenschaftlichen Bearbeitung der deutschsprachigen jüdischen Literatur.
9. Franz Koch, Jakob Wassermanns Weg als Deutscher und Jude.
10. Wilhelm Stapel, Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918—1933.

Band II

11. Karl Georg Kuhn, Weltjudentum in der Antike.
12. Gerhard Kittel, Das Konnubium mit Nicht-Juden im antiken Judentum.
13. Hans Bogner, Philon von Alexandrien als Historiker.
14. Max Wundt, Das Judentum in der Philosophie.
15. Hans Alfred Grunsky, Baruch Spinoza.
16. Franz Koch, Goethe und die Juden.
17. Ottokar Lorenz, Karl Marx.
18. Kleo Pleyer, Das Judentum in der kapitalistischen Wirtschaft.
19. Wilhelm Ziegler, Walther Rathenau.
20. Wilhelm Stapel, Kurt Tucholsky.
21. Otmar Freiherr von Verschuer, Was kann der Historiker, der Genealoge und der Statistiker zur Erforschung des biologischen Problems der Judenfrage beitragen?

Band III

22. Walter Frank, „Apostata“. Maximilian Harden und das wilhelminische Deutschland.
23. Erich Botzenhart, Der politische Aufstieg des Judentums von der Emanzipation bis zur Revolution von 1848.
24. Karl Richard Ganzer, Richard Wagner und das Judentum.
25. Eugen Fischer, Rassenentstehung und älteste Rassengeschichte der Hebräer.
26. Otmar Freiherr von Verschuer, Rassenbiologie der Juden.
27. Friedrich Burgdörfer, Die Juden in Deutschland und in der Welt. Ein statistischer Beitrag zur biologischen, beruflichen und sozialen Struktur des Judentums in Deutschland.
28. Karl Georg Kuhn, Ursprung und Wesen der talmudischen Einstellung zum Nichtjuden.
29. Gerhard Kittel, Die Abstammung der Mutter des Origines. Die Geschichte eines genealogischen Irrtums.

Band IV

30. Walter Frank, Walther Rathenau und die blonde Rasse.
31. Hans Alfred Grunsky, Die heutige Erkenntnis des jüdischen Wesens und ihr Erahnen durch den jungen Hegel.
32. Hans Behrens, Moses Mendelssohn und die Aufklärung.
33. Otto Höfler, Friedrich Gundolf und das Judentum in der Literaturwissenschaft.
34. Bruno Thüring, Albert Einsteins Umsturzversuch der Physik und seine inneren Möglichkeiten und Ursachen.

35. Joseph Roth, Die katholische Kirche und die Judenfrage.
36. Clemens August Hoberg, Die geistigen Grundlagen des Antisemitismus im modernen Frankreich.
37. Gerhard Kittel, Die ältesten jüdischen Bilder. Eine Aufgabe für die wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit.
38. Wilhelm Ziegler, Das Weltjudentum in der Neuzeit.
39. Gerhard Kittel, Die ältesten Judenkarikaturen. Die „Trierer Terrakotten".

Band V

40. Walter Frank, Die Erforschung der Judenfrage. Rückblick und Ausblick.
41. Rudolf Craemer, Benjamin Disraeli.
42. Heinrich Heerwagen, Das Bild des Juden in der englischen Literatur.
43. Oscar Grosse, Emil Rathenau und die Einführung des Fernsprechers in Deutschland.
44. Gerhard Kittel, Die Ausbreitung des Judentums bis zum Beginn des Mittelalters.

Band VI

45. Richard Fester, Das Judentum als Zersetzungselement der Völker.
46. Günter Schlichting, Die British-Israel-Bewegung.
47. Wilfried Euler, Das Eindringen jüdischen Blutes in die englische Oberschicht.
48. Volkmar Eichstädt, Die Judenfrage in den deutschen Bibliotheken.

Band I bis IV der „Forschungen zur Judenfrage" stellen den wissenschaftlichen Ertrag der Vortragstagungen zur Judenfrage dar, die das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands von 1936 bis 1939 alljährlich an der Universität München abgehalten hat. Wenn diese Vorträge auch, zur Erleichterung der wissenschaftlichen Diskussion, meist in kleinerem Kreise stattfanden, und wenn auch Umfang und Preis der „Forschungen zur Judenfrage" diesen vorwiegend nur eine Verbreitung in der Welt der Wissenschaft selbst ermöglicht, so hat doch die außerordentlich rege und umfangreiche Presseberichterstattung über diese Vorträge stets dafür gesorgt, daß die Gedankengänge unserer Arbeit auch in ein breites Publikum eindrangen. Um diesem Zweck direkt zu dienen, hat das „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands" bisher zweimal die Judenfrage in großen öffentlichen Vortragsreihen behandelt. Das erste Mal geschah dies im Zusammenhang mit der Münchener Ausstellung „Der ewige Jude" im Dezember 1937 an der Universität München; das zweite Mal im Januar 1939 an der Universität Berlin. Obwohl die Vorträge in nichts die strengste Wissenschaftlichkeit verleugneten, hatten sie ungeheuren Zulauf. Vor allem die Vortragsreihe an der Universität Berlin führte zu akademischen Massenkundgebungen, wie sie die Hochschule seit langem nicht mehr gesehen haben dürfte. „Der Beginn der wissenschaftlichen Vortragsreihe", so sagt ein Zeitungsbericht, „war höchst eindrucksvoll. Der große Hörsaal der Berliner Universität wurde von Tausenden von Zuhörern regelrecht belagert, ein eindringlicher Beweis, daß wir wieder eine Geschichtswissenschaft haben, die mitten im Volke wurzelt. Dicht gedrängt standen die Zuhörer in den Gängen des Hörsaales, saßen sie auf den Stufen des Katheders. Unzählige strömten in einen weiteren Hörsaal, in den die Rede Franks dann übertragen wurde." Der „Völkische Beobachter" schrieb am 2. Februar 1939 abschließend unter der Überschrift: „Deutsche Wissenschaft geht ins Volk": „Es ist ein Verdienst des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, in öffentlichen Vorträgen eine nationalsozialistische, d. h. in Standpunkt und Haltung nach unserer Weltanschauung ausgerichtete Wissenschaft, die

wirklich freier Forschung jede Möglichkeit läßt, als Waffe im Kampf gegen das Judentum zur Verfügung gestellt zu haben. Und wie die Wissenschaft wieder zum Volk zurückgefunden hat, so hat auch umgekehrt das Volk wieder den Weg zur Wissenschaft gefunden. Wirklich das Volk, nicht nur eine gewisse Oberschicht, wie man täglich bei den Massenkundgebungen in der Universität feststellen konnte. Hitlerjugend, junge deutsche Arbeiter und Studenten saßen neben greisen Frauen und Männern aller Stände und lauschten den Worten deutscher Gelehrter in tiefsittlichem Ernst. In der Neuen Aula, wohin wegen des Massenandranges ein Vortrag verlegt werden mußte, hängt das Monumentalbild Arthur Kampffs ‚Fichtes Reden an die deutsche Nation'. Wie auf dem Gemälde sitzen heute wieder deutsche Männer aller Schichten zu Füßen deutscher Historiker und Philosophen, um aus ihrem Munde über die Sendung des deutschen Volkes zu hören und von ihnen Waffen im Kampf gegen unseren größten Feind, das Judentum, zu empfangen."

Das Kriegsjahr 1939/40 mit seinen atemraubenden militärisch-politischen Ereignissen hat das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands in seiner ganzen Arbeit und auch in der Judenforschung zu einem Verzicht auf öffentliche Vorträge veranlaßt; so hat diesmal auch die alljährliche Münchener Tagung nicht stattgefunden. Die stille Forscherarbeit hat deshalb — wenn auch gemindert durch die militärische Einberufung vieler der besten Mitarbeiter — nicht geruht. Wenn es gerade in diesem Kriegsjahr möglich ist, sogar zwei stattliche Bände, Band V und Band VI der „Forschungen zur Judenfrage", herauszugeben, so dürfen wir dies als ein Zeichen der besonderen wissenschaftlichen Arbeitskraft des Reichsinstituts mit Freude vermerken.

Zu diesen bisher sechs Bänden der Gesamtpublikation gesellt sich noch (ebenfalls erschienen in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg) eine Reihe von Einzelschriften.

Zunächst verschiedene Sonderdrucke aus den „Forschungen zur Judenfrage", nämlich:

1. Walter Frank, Deutsche Wissenschaft und Judenfrage, Hamburg 1937.
2. Wilhelm Stapel, Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918 bis 1933, Hamburg 1937. 2. Aufl. Hamburg 1938.
3. Franz Koch, Goethe und die Juden, Hamburg 1937.
4. Karl Richard Ganzer, Richard Wagner und das Judentum, Hamburg 1938.
5. Walter Frank, Höre Israel. Harden, Rathenau und die moderne Judenfrage, Hamburg 1939.

Sodann Einzelschriften, die unabhängig von der Publikation der „Forschungen zur Judenfrage" erschienen sind, nämlich:

1. Ottokar Lorenz, Karl Marx und der Kapitalismus, Hamburg 1937.
2. Gerhard Kittel, Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung, Hamburg 1939.
3. Karl Georg Kuhn, Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem, Hamburg 1939.
4. Walter Frank, Affäre Dreyfus. Soldatentum und Judentum im Frankreich der dritten Republik, Hamburg 1939.

Nicht in der Schriftenreihe des Instituts erschienen, aber ihr wesensmäßig zuzurechnen ist auch Hans Alfred Grunskys Schrift „Der Einbruch des Judentums in die Philosophie" (Berlin, Verlag Junker & Dünnhaupt, 1937).

In der Schriftenreihe des Reichsinstituts erschien endlich die von Volkmar Eichstädt gearbeitete fortlaufende „Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage", die systematisch alle Literatur zur Judenfrage aufnehmen soll und von der bisher ein stattlicher erster Band (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938) vorliegt.

Die Bibliographie[1] leitet über zu den Arbeiten des Instituts, die nicht selbständige wissenschaftliche Gestaltung, aber Vorbereitung umfassenden Materials für diese Gestaltung darstellen:

Das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands hat in seiner Münchener Dienststelle die erste nach nationalsozialistischen Gesichtspunkten von Grund auf neu aufgebaute Fachbibliothek zur Judenfrage geschaffen, die im Augenblick etwa 20 000 Bände umfaßt[2]. Dieser Aufbau wurde dadurch möglich, daß das Reichsinstitut im Jahre 1938 auf meinen Antrag hin seitens der Reichsregierung erhebliche Sondermittel erhielt. Der Stellvertreter des Führers Reichsminister Rudolf Heß hatte am 12. Oktober 1937 in einer amtlichen Verlautbarung in der Presse dem Aufbau dieser großen Bücherei des Reichsinstituts sein besonderes Interesse ausgesprochen.

Neben dieser Bücherei steht ein umfassendes Archiv. Es enthält ein Verzeichnis aller Judaica der deutschen Archive, ein Bilderarchiv und ein Zeitungsarchiv; vor allem aber auch Karteien aller bekannten jüdischen Persönlichkeiten und zahlreicher, ständig ergänzter Fälle von Judentaufen und Mischehen. Daß in diesem Zusammenhang das Reichsinstitut auch die — von ihm selbst nicht direkt betriebene — heimat- und lokalgeschichtliche Judenforschung[3] mit Interesse verfolgt und auch da begrüßt, wo sie zunächst nur sehr kleine Bausteinchen zur allgemeinen Erkenntnis der Judenfrage beisteuern kann, bedarf kaum der Erwähnung.

Unser Rückblick über eine vierjährige Arbeit gibt uns also zweifellos das Recht zu der sachlichen Feststellung, daß das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands für die gesamte Judenforschung Deutschlands und auch Europas wegweisend gewirkt hat und in ihr führend ist.

Unter der Überschrift „Wissenschaftszentrum gegen die Juden" schreibt am 25. Juli 1938 die Zeitschrift „Ordo", „Revue bimensuelle du Comité Juif d'Etudes politiques" nach einer kritischen Wiedergabe meiner Reden „Zunft und Nation" und „Deutsche Wissenschaft und Judenfrage": „Frank, der Historiker des Hofpredigers Stoecker und des Ritters von Epp, der über Nationalismus und

---

[1] Im Zusammenhang mit der Bibliographie von Volkmar Eichstädt erfolgt in der von Karl Alexander von Müller herausgegebenen „Historischen Zeitschrift" fortlaufend die Veröffentlichung aller Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Judenfrage.

[2] Über die Einzelheiten vgl. man den Aufsatz des Bibliothekars Günter Schlichting „Eine Fachbibliothek zur Judenfrage. Die Münchener Bibliothek des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands" in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 162, S. 567—572.

[3] Wir nennen hier vor allem Ottmar Weber, Die Entwicklung der Judenemanzipation in Württemberg bis zum Judengesetz von 1828, Stuttgart 1940; ferner Gerhard Buchmann, Rudolstädter Judengeschichte, Weimar 1939; Gerhard Buchmann, Jenaer Judengeschichte. Weimar 1940; Armin Human, Geschichte der Juden in Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Weimar 1939; Fritz Arlt, Volksbiologische Untersuchungen über die Juden in Leipzig, Leipzig 1938; E. Schlatter, Jüdische Gaunerbanden zwischen Oder und Weichsel vor 100 Jahren, Neudamm und Berlin 1939.

Demokratie im Frankreich der dritten Republik mit Werturteilen schrieb, die ihm der Metternich-Biograph Srbik als Lob ankreidet, hat die Wissenschaft völlig in den Dienst der Partei gestellt, ancilla militaris ... Man soll sich nicht lustig machen über die kadavergehorsame Einstellung der Wissenschaft, über die Schwärmerei und den Dilettantismus. Im Rahmen des Instituts ist nicht nur die größte europäische Bücherei zur Judenfrage entstanden, sondern es ist auch der erste Band einer Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage (1750—1848) erschienen, der neben den beiden bisherigen Sitzungsberichten des Reichsinstituts eine Fülle von Material beibringt." Und die antideutsche „National-Zeitung" in Basel vom 6. Dezember 1938 schreibt: „Kein geringeres als das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands hat damit begonnen, den Kampf gegen das Judentum wissenschaftlich zu führen; es bemüht sich gegenwärtig, die größte europäische Bibliothek zur Judenfrage aufzubauen . . . Wenn dann dieser Beweis (für die zersetzende Rolle der Juden in der Geschichte der Völker) in den wissenschaftlichen Werken des Reichsinstituts geführt werden wird, kann man ihn nicht wie einen Zeitungsartikel mit dem billigen Hinweis abtun, man glaube es nicht."

Worte bitteren Hasses der „Reichsfeinde", aber in ihrer unfreiwilligen Anerkennung Zugeständnisse für die bahnbrechende Wirkung, die das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands bereits geübt hat.

Diese Feststellung soll nicht besagen, daß wir die Initiative, die auch von anderer Seite in der Erforschung der Judenfrage ergriffen wird, gering achten[1]. Noch weniger soll sie besagen, daß wir etwa übersehen würden, wieviel an wissenschaftlicher Forschungsarbeit bis zu einer ausreichenden Klärung des jüdischen Problems erst noch zu leisten sein wird.

Man kann die Einzelarbeiten, die in dieser Richtung notwendig sind, wohl wesentlich um fünf Fragenkomplexe gruppieren:

1. Die Geschichte des Ghettos und der mittelalterlichen Einstellung zum Judentum.
2. Die Geschichte der jüdischen Emanzipation und der vergeblichen Reaktionen gegen diese Emanzipation.
3. Die Geschichte des Zionismus und des National- und Rassegedankens im Judentum selbst.
4. Die Geschichte des sogenannten Assimilationsjudentums.
5. Die Geschichte des Antijudentums.

[1] Besonders zu begrüßen ist es, daß — während in der Zeit vor 1933 an den deutschen Universitäten Dissertationen über die Judenfrage so gut wie ausschließlich nur von Juden geschrieben wurden — heute auch eine Reihe brauchbarer Dissertationen deutscher Doktoranden zur Judenfrage vorliegen. Ich nenne hier: Heinz Bender, Der Kampf um die Judenemanzipation in Deutschland im Spiegel der Flugschriften 1815—1820, Jena 1939; Aurelia Gerlach, Der Einfluß der Juden in der österreichischen Sozialdemokratie, Wien 1939; Margarete Dierks, Die preußischen Altkonservativen und die Judenfrage 1810—1847, Rostock 1939; Hans Karl Krüger, Berliner Romantik und Berliner Judentum, Bonn 1939; Wilhelm Richard Stock, Die Judenfrage durch fünf Jahrhunderte, Nürnberg 1939; Hans Schuster, Die Judenfrage in Rumänien, Leipzig 1939; Ludwig Bünger, Das Judentum und die Wiederaufnahme des Strafverfahrens, Bleicherode 1939; Paul Busch, Friedrich Schlegel und das Judentum, Bottrop 1939; Irmgard Müller, Saphir in München. Düsseldorf 1940.

Wer die bisherigen Arbeiten des Reichsinstituts überschaut, der wird feststellen, daß außer der Frage nach der Entstehung des „Judentums" vor allem die Frage des „modernen", des „assimilierten" Judentums bereits von den verschiedensten Seiten studiert und bearbeitet worden ist.

Das vordringliche Interesse unserer Wissenschaft an dieser Seite der Judenfrage ist vollkommen erklärbar und gerechtfertigt. Behandeln wir hier doch wissenschaftlich den Typ des Juden, der uns eben noch politisch gegenwärtig war: den „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens", der eben noch unter uns lebte und mächtig war und mit dem wir uns zuerst politisch, jetzt geistig „auseinandersetzen".

In der Tat bleibt dieses Problem auch nach der politischen Ausscheidung der Juden zentral wichtig. Den sogenannten „edlen", „gebildeten", „deutschen" Juden seiner Hüllen zu entkleiden und ihn als den gefährlichsten Typ des fremden Parasiten zu zeigen, wird stets eine Aufgabe von überragender Bedeutung bleiben. Es ist leicht, einen galizischen Juden als Glied der „asiatischen Horde" auf Europas Boden zu erweisen. Es ist dies schwerer, wenn uns der „Asiat" in der zivilisierten Form eines Baruch Spinoza oder Moses Mendelssohn, eines Friedrich Gundolf oder Albert Einstein, eines Maximilian Harden oder Walther Rathenau oder auch eines Benjamin Disraeli entgegentritt. Die Forschungen des Reichsinstituts haben hier bereits eine außerordentliche Arbeit geleistet, ohne daß jedoch die kritische Durchleuchtung aller „großen" Juden der Assimilationsepoche bereits beendet wäre.

Umgekehrt wird die Darstellung der Haltung der großen Männer unserer Rasse zu Judentum und Judenfrage — eine Darstellung, wie sie Franz Koch für Goethe und Karl Richard Ganzer für Richard Wagner durchgeführt haben — noch weiter vervollständigt werden müssen.

Prüft man die Erforschung der Invasion des angeblich „assimilierten" Judentums nach ihren einzelnen Gebieten, so zeigt sich, daß die jüdische Invasion in der allgemeinen Politik, in der Wirtschaft, in Wissenschaft, Literatur und Presse bereits vielfach untersucht wurde, während auf anderen Gebieten die Untersuchungen noch völlig fehlen. So wäre eine wissenschaftliche Erforschung des jüdischen Einflusses in der Kunst (hier vor allem auch in der Schauspielkunst), in der Medizin (hier vor allem in der Psychologie bzw. Psychoanalyse und in der Sexualpathologie), endlich in der Advokatur[1], dringend erforderlich. Die Schwierigkeit liegt hier vor allem darin, auf solchen Gebieten Persönlichkeiten zu finden, die die „praktische" Erfahrung mit der „theoretischen" Fähigkeit zu wissenschaftlicher Analyse und Darstellung verbinden.

Über den Bereich des „modernen", „assimilierten" Juden Mittel- und Westeuropas hinaus wird es nun auch notwendig sein, den Juden dort aufzusuchen,

[1] Der NS.-Rechtswahrerbund hat eine Schriftenreihe „Das Judentum in der Rechtswissenschaft" herausgegeben, deren bisher neun Hefte (Berlin 1936 f) wesentliches Material enthalten. Vgl. auch die Dissertation von Ludwig Bünger, Judentum und die Wiederaufnahme des Strafverfahrens, Juristische Studien, Heft 7, Bleicherode 1939, die sich auf Unterstützung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands bezieht. — Ferner: Hans Seidel, Unter jüdischer Pfandknechtschaft, Judentum und Recht, Heft 1, München 1939.

wo er noch im Urzustand, in einer fast mittelalterlich-ghettomäßigen, talmudgebundenen Abgeschlossenheit vorzufinden ist: in der bisher unerschöpflichen „Wiege des Judentums", in Osteuropa. Dies ergibt sich schon aus der politischen Ordnungsaufgabe, die das Deutsche Reich nunmehr über den polnischen Raum und damit über den Großteil des östlichen Judentums übernommen hat[1].

Eine Lücke klafft vor allem auch noch in der Erforschung des mittelalterlichen Judentums. Das außerhalb des Reichsinstituts erschienene Buch Wilhelm Graus, „Antisemitismus im späten Mittelalter. Das Ende der Regensburger Judengemeinde 1450—1519" (München 1934), stellt im Rahmen seiner lokalgeschichtlichen Beschränkung einen kenntnisreichen Beitrag dar, leidet jedoch unter gewissen „störenden katholisch-klerikalen Anklängen[2]". Allgemeine Untersuchungen zur Judenfrage des Mittelalters fehlen noch völlig. Daß sie auch seitens des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands bisher nicht geschaffen werden konnten[3], hängt mit der allgemeinen Lage unserer mittelalterlichen Geschichtsforschung zusammen. Während auf dem Gebiet der neueren Geschichte bereits starke Kräfte den neuen Ideen zum Durchbruch verhelfen, warten wir auf dem mittelalterlichen Feld immer noch auf eine allgemeine Erneuerung, die auch für die Spezialaufgaben der Judenforschung frische Kräfte lösen wird.

---

[1] Erwähnt werden müssen die außerhalb des Reichsinstituts erschienenen Bücher von Peter Heinz Seraphim, Das Judentum im osteuropäischen Raum, Essen 1938, und von Reinhart Maurach, Russische Judenpolitik, Berlin 1939.

[2] In dem von mir verfaßten amtlichen Gutachten der Schrifttumsstelle des Reichsleiters Rosenberg (gedruckt in „Die Bücherkunde", Nr. 11/12, 1934) schrieb ich seinerzeit über das Buch von Wilhelm Grau: „Das Buch kommt zu Ergebnissen, die die bisher übliche jüdische und liberale Darstellung von der Rolle des Juden im Mittelalter vielfach berichtigen. Störend wirken an einigen Stellen katholisch-klerikale Anklänge. Zum Beispiel scheinen (S. 140) die Auffassungen der Reformation von den Sakramenten, der Gottesmutter, den Heiligen und der Kirche vom Verfasser als ‚uraltes' Gut des Judentums betrachtet zu werden. Oder es erscheint (S. 133) der moderne Antisemitismus als ein ‚Herabsinken' von der Höhe des religiösen Antisemitismus des Mittelalters."

Die letztgenannte Stelle lautet wörtlich: „Die vorreformatorischen Zustände der Kirche haben sich in der Art ausgewirkt, daß sie zu einer Steigerung der spezifischen Haßgesinnung gegen die Juden beitrugen, das Herabsinken der rein dogmatischen Gegensätze und ewigen Spannungen zwischen Christentum und Judentum in die Sphäre des rein Menschlichen und der rein wirtschaftlichen Kämpfe erleichterten, die Niveaulosigkeit der Auseinandersetzungen förderten: entwicklungsgeschichtlich betrachtet ein erster kleiner, aber beachtenswerter Schritt auf dem Weg zum Antisemitismus der Gegenwart, der die religiöse Grundlage weitestgehend verlassen hat."

Den hier gesperrt gedruckten Satz hat der Verfasser auf meine Kritik hin in der 2. Auflage seines Buches (München 1937, S. 200) gestrichen, während er die Wendung über die jüdischen Einflüsse im Luthertum durch einen Zusatz gemildert, aber im übrigen belassen hat (S. 210). Daß Wilhelm Grau seine allgemeine Auffassung nicht geändert haben dürfte, dafür spricht seine im 2. Juliheft 1938 von „Wille und Macht" veröffentlichte Glosse „Albrecht Altdorfer und das Problem des Juden". Dort deutet Grau die „Schöne Maria" des christlichen Malers als ein Symbol des mittelalterlichen Antisemitismus. Zu der Auffassung von der Möglichkeit eines katholischen Antisemitismus vgl. man Joseph Roth, Die katholische Kirche und die Judenfrage, in: „Forschungen zur Judenfrage", Bd. IV, S. 163 ff.

[3] Ein sehr wertvoller Spezialbeitrag ist Herbert Meyers Arbeit über „Das Hehlerrecht der Juden und Lombarden", Forschungen zur Judenfrage, Bd. I, S. 92 ff. H. Meyers Beitrag beruht auf Studien, die er erstmalig bereits 1902 veröffentlichte.

Zu der für die Vorgeschichte der Emanzipation so wichtigen Geschichte des Hofjudentums[1] hat das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands im Jahre 1936 ein Preisausschreiben erlassen, das am 1. November 1940 fällig sein sollte. Mit Rücksicht auf den Kriegsausbruch und die militärische Einberufung einiger Bewerber ist der Termin für diese Arbeit auf „spätestens ein Jahr nach Beendigung des Krieges" vertagt worden[2].

Eine Untersuchung des „nationalistischen", zionistischen Judentums wird, gerade im Anschluß an eine Untersuchung des osteuropäischen Judentums, bedeutsam sein.

Was endlich die Geschichte der antijüdischen Bewegungen angeht, so ist hier von mir selbst für die bismarckische und wilhelminische Zeit und für das Frankreich der dritten Republik vorgearbeitet worden. Clemens August Hoberg hat die geistigen Grundlagen des Antisemitismus im modernen Frankreich durch das ganze 19. Jahrhundert verfolgt. Heinrich Heerwagens Untersuchung über „das Bild des Juden in der englischen Literatur" bietet teilweise auch einen Beitrag zur Geschichte des Antijudentums in England. In dieser Richtung wird die Arbeit fortzuführen sein. Dabei wird die Geschichte des Antijudentums selbstverständlich meist im allgemeineren Rahmen der Geschichte der christlichsozialen, nationalen und völkischen Bewegungen zu behandeln sein. Der von Eduard Pichl mit Unterstützung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands in sechs Bänden herausgegebene Nachlaß Georg Ritter von Schönerers („Georg von Schönerer", Verlag Stalling, Oldenburg und Berlin 1938) ist z. B. ein wertvoller Materialbeitrag zur Geschichte der alldeutschen und großdeutschen und zugleich der antijüdischen Bewegung im habsburgischen Oesterreich, deren Bedeutung im Werdegang Adolf Hitlers bekannt ist.

So mündet das Studium der Judenfrage wie des Antijudentums immer wieder in der großen Gesamtarbeit an einem neuen Bild der National- und der Weltgeschichte.

Drei große Triebkräfte werden dieses Bild bestimmen: die Rasse, das Volk und das Reich.

Die Rasse ist das Urelement der Weltgeschichte. Die arische Rasse als die große Gestalterin der Geschichte der Erde hat zuerst Arthur Graf Gobineau in seinem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" gezeigt (dessen längere Zeit vergriffene deutsche Übersetzung durch Ludwig Schemann im Jahre 1939 mit Unterstützung des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands neu herausgegeben werden konnte[3]), dann Houston Stewart Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts[4]".

---

[1] Das Buch von Peter Deeg, Hofjuden, Nürnberg 1938, entbehrt der systematischen Vollständigkeit und der kritischen Durchdringung des Stoffes, verarbeitet aber ein umfangreiches Archivmaterial.

[2] Vgl. meine Bekanntmachung in der „Historischen Zeitschrift", Bd. 162, S. 445.

[3] Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart 1939/1940, Bd. 1—6.

[4] Verlag Bruckmann, München, Die allgemeine Literatur über das Gebiet der Rassenforschung wird hier nicht aufgezählt. Wichtig ist hier vor allem die Produktion des Lehmann-Verlages in München.



Aber die Rasse wirkt nicht unmittelbar in der Geschichte. Nichts lehrt dies deutlicher als etwa der augenblickliche weltgeschichtliche Kampf zwischen dem Deutschen Reich und dem englischen Empire. Politisch wirksam sind die Nationen, deren rassische Elemente durch die Geschichte zu neuen Einheiten geformt werden.

Auf die Stufe geschichtlicher Höchstleistung aber erheben sich die Völker erst dann, wenn sie aus ihrem Blut heraus große politische Ideen verkörpern und verwirklichen. Christoph Stedings großes Werk „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur" hat unserer Zeit wiederum geschichtsphilosophisch gezeigt, wie die dem deutschen Volke auferlegte große politische Idee und Mission das Reich ist — das Reich nicht nur als politisches Machtzentrum der europäischen Mitte, sondern auch Mittelpunkt auf allen Gebieten des Seins.

In diesem Aufstieg unseres von der arisch-germanischen Rasse bestimmten Volkes zum neuen Reich fällt der Wissenschaft ihre besondere Mission zu; und in ihr auch der wissenschaftlichen Erforschung der Judenfrage. In meiner Rede „Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege[1]" habe ich am 19. Mai 1940 die Aufgaben der Wissenschaft nach dem Siege der deutschen Waffen gezeigt:

„So wie die Niederlage des kaiserlichen Deutschlands im Jahre 1918 zu einer inneren Revolutionierung Deutschlands und zur Eroberung Deutschlands durch die Ideen des liberalen Westens und durch das Judentum führten, so wird ein Sieg des nationalsozialistischen Deutschlands über die westlichen Demokratien auch zu einer geistigen Umwälzung im europäischen Westen führen. Wenn unter dem Ansturm der deutschen Bataillone die morschen Systeme und Ideologien des Westens ins Wanken kommen, so können und müssen in den dann entstehenden geistigen Hohlraum auch die überlegenen Erkenntnisse politischer Wissenschaft einbrechen, die das neue Deutschland hervorgebracht hat.

Erst dann wird z. B. die geniale wissenschaftliche Kritik, die ein Christoph Steding für den Raum der neutralen germanischen Randstaaten durchführte, die Kritik, die ich selbst in meiner Darstellung der modernen französischen Demokratie versuchte, die Kritik, die in dem Englandwerk Karl Heinz Pfeffers so scharfsinnig geübt wird, in vollem Umfang auch in den betroffenen Ländern wirksam werden. Erst dann werden die Erkenntnisse, die die Gemeinschaftsarbeit deutscher Wissenschaft in unseren ‚Forschungen zur Judenfrage' sammelte, Einfluß gewinnen in den westlichen Ländern, in denen der Antisemitismus früher nicht fremd war, in denen er aber zunächst niedergerungen wurde von der liberalen Ideologie.

Neben diese kritische Mission einer politischen Wissenschaft tritt dann die bauende Mission. Sie wird darin bestehen, dem deutschen Volk selbst und der Umwelt den Weg der Deutschen zum Reich und zur Ordnungsmission dieses Reiches in Europa aus all den Jahrhunderten seiner Geschichte klar werden zu lassen. Wenn daher die politische Wissenschaft der nationalsozialistischen Revolution in ihrer ersten Periode naturgemäß noch vorwiegend vom innerpolitischen

[1] Walter Frank, Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege. Rede, gehalten am 18. Mai 1940 an der Universität Berlin, Hamburg 1940.

und weltanschaulichen Kampf bestimmt war, so wird sie nunmehr von der Grundlage einer gewaltigen schöpferischen Außenpolitik und eines neuen deutschen Großreiches aus auch wieder Geschichte der Großmachts- und Weltpolitik in einem neuen, weit über die rein diplomatische Geschichtsschreibung hinausreichenden Sinne gestalten können und müssen.

All diese Wissenschaft wird die Aufgabe haben, nicht nur Wissende zu belehren, sondern auch Wollende zu erziehen.

Und wenn es gelingt, die Tiefe und Gründlichkeit deutscher wissenschaftlicher Methodik zu verbinden mit der glühenden Kraft politischen Willens, so wird sich die Prophetie Christoph Stedings erfüllen, daß einer neuen politischen Wissenschaft des Deutschen Reiches die wissenschaftliche Führung Europas anheimfallen werde."



Benjamin Disraeli

Von

Rudolf Craemer

„Ein unvergleichlicher jüdischer Verschwörer bannt auf solche Weise mit seiner Zauberhand alle die großen Lords, die großen Parteien und großen Interessen Englands und führt sie an der Nase wie eine Herde hilfloser mesmerisierter Schlafwandler zu solchem Ziel! Hat die Welt je zuvor ein flebile ludibrium (klägliches Gespött) von solcher Größe gesehen? Narrenpritsche und Schicksalsschere, Pickelhering und die drei Parzen zugleich geschäftig dabei. Auch dies, meine ich, haben wir verdient, daß das Ende unseres armen alten England (solch eines England wie wir zuletzt daraus gemacht hatten) nicht eine furchtbare Tragödie, sondern ebensosehr eine schmähliche Farce wird[1]."

Mit diesen Worten ist Thomas Carlyle hervorgetreten, als Disraeli 1867 zuerst an die Spitze der Regierung kam und mit der zweiten Wahlreform die Torydemokratie ins Werk zu setzen begann. Am Erfolg des Juden, dem sich die angestammte Oberschicht unterwarf, ermaß Carlyle den Verfall des englischen Volkes, das Verhängnis einer Demokratie, die dem Gaukler anheimfällt, weil sie kein wahres Führertum mehr kennt. Wir spüren heute mit tiefem Schauder das Seherische in den Worten dieses einsamen Denkers, der dem Selbstbetrug seines Jahrhunderts nicht unterlag. Den Zeitgenossen und Nachfahren ist Carlyles Urteil über Disraeli kurzsichtig und schrullenhaft erschienen. Sie bewunderten den einzigartigen Lebensgang des jüdischen Literaten, der sich zum Führer der stolzesten und mächtigsten Aristokratie in Europa aufwarf, indem er die konservative Partei für den demokratischen Gedanken gewann und die Losung zur imperialistischen Politik ausgab: „Imperium et Libertas", Reich und Freiheit. Derselbe Mann, dessen persönlicher Lebensweg den Aufstieg des Judentums im 19. Jahrhundert beispielhaft wie kein anderer darstellte, hatte dem Weltreich den Weg gewiesen. Sein Name gehört der jüdischen wie der englischen Geschichte an.

Nichts ist natürlicher, als daß die Juden Disraeli ihren Helden nennen. Obgleich er christlich getauft und dem Engländertum verhaftet war, hat er sich zum Judentum als Rasse und zur mosaischen Überlieferung bekannt und die jüdische Weltmission verkündet.

---

[1] Carlyle, Shooting Niagara (Ausg. Everymans Library: Scottish and other Miscellanies by Th. Carlyle, S. 307).

Allerdings, den strenggläubigen Juden mußte sein Pakt mit der christlichen Kirche peinlich sein; es ist viel darüber gestritten worden, ob sein Judentum wahrhaft echt gewesen sei. Und wenn es eine zionistische Legende gibt, die Disraeli als großen Wegbereiter der englischen Palästinapolitik rühmt, so haben doch kritische Zionisten vielmehr beklagt, wie wenig der Staatsmann Disraeli getan habe, um die Träume des Schriftstellers zu verwirklichen und die nationaljüdischen Bestrebungen seiner Zeit zu fördern. Den assimilierenden Juden durfte er das größte Vorbild sein, wenn sie nicht an seinen jüdischen Rassenbekenntnissen Anstoß nahmen. Schließlich aber gehörte er ihnen allen, deren widerstreitende Gesinnungen und Bestrebungen er in sich vereinte. Sein Wirken hatte dem jüdischen Gesamtinteresse genützt, und in seinem Ruhme wollten sie alle sich sonnen[1]. War nicht das Schillernde seines Wesens und Tuns, die Zwiespältigkeit seiner Natur zwischen Phantasie und Intellekt, Willen und Spiel auch der Charakterzug des modernen Judentums? Die jüdischen Biographen wie Brandes und Maurás[2] haben mit einer Art genießerischer Einfühlung das Fragwürdige und Zweideutige an seiner Gestalt herausgeholt, um gleichsam aus dem Zwielicht der Wirklichkeit die schimmernde Legende seiner Größe nur umso wirksamer entstehen zu lassen. In seiner kleinen Studie: „Die Primel-Sphinx“ hat Israel Zangwill[3] diese Ungewißheit, die Disraelis Wesen auch für den jüdischen Blick behält, ganz eindringlich gekennzeichnet. Ihm tritt die Rätselhaftigkeit dieses Gesichts auf dem von der Königin gestifteten Grabstein in der Pfarrkirche zu Hughenden entgegen, wo der Earl of Beaconsfield Sonntags saß und jüdische Überlieferungen im christlichen Gottesdienst hörte — niemand aber konnte sagen, was er selber glaubte. Mit ironischer Schärfe spricht Zangwill von Disraelis „falscher Erhabenheit und falscher Romantik“, von seinen „pseudojüdischen Geschichten und seinem prahlerischen Bekenntnis zum Blut“, schildert die Fragwürdigkeit seines Erfolges aus Eigensucht und Bedenkenlosigkeit, sein Spiel mit der britischen Aristokratie, die er beherrscht, weil ihm die englische Politik nur ein Schachspiel ist, und somit scheint das „Geheimnis des Getto-Parvenus“ entzaubert. Aber alsbald wird auch dieser Kritiker ergriffen von „dem jüdischen umfassenden Schwung (unifying sweep) der Idee“ an Disraeli, seinem Reichswunschbild und Rassenstolz. Also nennt er ihn doch einen „Träumer aus dem Getto“ und läßt die Frage nach Disraelis wahrem Wesen offen stehen.

Was die Juden lockte, mußte den Engländern zum Anstoß werden. Soweit in ihnen germanisches Empfinden noch lebendig war, lehnte es sich dagegen auf, diese Gestalt als Helden der eigenen Geschichte anzuerkennen. Mochten sie ihm große Verdienste zuschreiben, sein Wesen blieb ihnen unheimlich und unverständlich, wenn auch oft reizvoll wegen der seltsamen Fremdheit. Die Rede vom Geheimnisvollen, dem „mystery man“, der Sphinx, zeigt die Verlegenheit, mit

---

[1] Das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands besitzt eine Ausschnittssammlung, besonders von Gedenkaufsätzen zum 50. Todestag Disraelis (1931), die das Gesagte mannigfach belegen.

[2] Georg Brandes: Benjamin Disraeli (Lord Beaconsfield) 1878. Durchgearbeitet 1901. Neudruck Dresden 1929. André Maurás: La vie de Disraëli. Paris 1927.

[3] Israel Zangwill, Dreamers of the Ghetto, 1898. Tauchnitz-Edition Bd. II S. 158—163.

der man ihm begegnete. Den liberalen Parteigegnern wurde es dadurch leicht gemacht, Disraelis Person anzugreifen, und seine konservativen Anhänger hatten Mühe genug, die Parteilegende vom nationalen Führer zu sichern. Man spürt das deutlich in der frühen Lebensbeschreibung James Anthony Froudes[1], der von Carlyle herkam, und in Wingfield-Stratfords Ideengeschichte des englischen Patriotismus[2]. Die große offizielle Biographie von Monnypenny und Buckle[3] mit ihrem außerordentlichen Stoffreichtum ist auf eine umsichtige Apologetik abgestimmt. Sie hat eine große Zahl Darstellungen angeregt. Hatte man früher die jüdischen Züge abzuschwächen versucht und den Hinweis auf Disraelis Rassenabkunft als antisemitisches Vorurteil verketzert, so ist neuerdings gern der Artunterschied hervorgehoben worden, um die Persönlichkeit damit moralischer Kritik zu entziehen. In der Times findet sich 1927 eine Aussage, die das innere Verhältnis des Engländertums zu Disraeli scharf beleuchtet: „Gladstone", heißt es da, „war nicht in jeder Hinsicht ein typischer Engländer, doch war er höchst englisch in seinem Urteil, daß Disraeli ein von Grund auf falscher Charakter sei (fundamentally a false man). So war und ist zum Teil noch die Ansicht des ehrlichen (plain) Engländers, selbst von Disraelis eigener Partei. Aber mehr und mehr wird eingesehen, daß all dies nicht Unredlichkeit war, sondern etwas anderes, etwas, worüber er sein ganzes Leben lang dachte und redete — Rasse. Er konnte nicht ehrlich die Wahrheit sagen wie ein Engländer, weil er ein Orientale war[4]". Ließe sich klarer die geistige Unvereinbarkeit aus dem Gegensatz des Blutes ableiten? Und mußte nicht solche Betrachtung von selbst dahin kommen, mit Carlyle die Führerschaft des Artfremden zu verwerfen? Die englische Meinung geht einen anderen Weg. Für sie hat damals Raymond, der Verfasser einer geistreichen Darstellung[5], die durchaus von der Unterscheidung jüdischen und englischen Wesens ausgeht, die einfache Formel gefunden. Disraeli gilt ihm als „der fremde Patriot", kein völkischer Held, aber doch ein Vertreter der nationalen Sache. Die Möglichkeit einer solchen Verbindung wird nicht als Gefahr für die volkliche Gemeinschaft, sondern als Zeichen innerer Spannweite und Verschmelzungskraft der britischen Nation gesehen. Während derart das Geschichtsbild von Disraelis Britentum immerhin zweifelhaft geworden war, hat Stanley Baldwin, selbst das Urbild eines Durchschnittsengländers, die neue Herrschaft der konservativen Partei mit einem Bekenntnis zum politischen Erbe und geistigen Vermächtnis Disraelis als Inbegriff der konservativen Demokratie und des kapitalistischen Imperialismus angetreten[6].

Diese englische Legende hat auch die deutsche Vorstellung von Disraeli bestimmt. Treitschke konnte ihn noch geradezu als Beispiel für die Möglichkeit der Assimilation anführen: „Daß Benjamin Disraeli ein Engländer war durch und

---

[1] J. A. Froude, The Earl of Beaconsfield, 1890.
[2] Esmé Wingfield-Stratford, The History of English Patriotism, London 1913.
[3] W. F. Monnypenny und G. E. Buckle, The Life of Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield, 6 Bde., London 1910—1920 (im folgenden als M-B. bezeichnet).
[4] Times Literary Supplement, 3. März 1927. Besprechung des Buches von Murray, angeführt nach: Boris Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, Berlin 1930, S. 9.
[5] E. T. Raymond, Disraeli, the alien Patriot, London 1925.
[6] s. z. B. Stanley Baldwin, On England S. 73.

durch bis auf gewisse Äußerlichkeiten", schien ihm unverkennbar[1]. Hiergegen ist die merkwürdige Schrift Bruno Bauers[2], die vom zeitgenössischen Standpunkt Disraelis jüdische Erscheinung Bismarck gegenüberstellte, in Vergessenheit geraten. Der Versuch von Oskar A. H. Schmitz[3], die jüdische Ideologie Disraelis als konservative Lehre nach Deutschland einzuführen, hatte nur literarischen Erfolg. Lord Beaconsfield ist bei uns immer für den hervorragendsten Vertreter des britischen Imperialismus gehalten worden. Am eindringlichsten hat Wilhelm Dibelius mit ein paar knappen Strichen dies Bild gezeichnet[4], nicht ohne die Schattenwirkung des Jüdischen im Englischen anzudeuten. Disraeli, der „zweifellos bedeutendste Staatsmann Englands im 19. Jahrhundert", sei „dem Herzen der Engländer stets fremd geblieben. Vor dem skrupellosen orientalischen Machthunger dieses Juden, dem in der Politik jedes Mittel recht war, entsetzte sich das englische Gentlemangefühl, und der Glut der orientalischen Phantasie Disraelis stand der englische Konservative sprachlos und verständnislos gegenüber". Während aber Disraelis Art und Äußerungen den Engländern peinlich gewesen seien, habe er für das Weltreich Gewaltiges geleistet und die britische Politik sei auf seinen Wegen gefolgt. Disraeli vor allem habe die konservative Partei zur Macht gebracht mit jener überlegenen Taktik, immer rechtzeitig umzufallen und den Gewinn aus allen Zeitströmungen zu ziehen. Es wird nicht versäumt, darauf hinzuweisen, daß in England anders als auf dem Festland das internationale jüdische Kapital sich den Konservativen angeschlossen habe und deren innenpolitische Macht stütze. Das sind die Züge der Legende vom nationalen Staatsmann Disraeli, aber auch die Merkmale einer Entartung des englischen politischen Lebens werden sichtbar, die Carlyle von Anbeginn so scharf gesehen hat.

In unseren Tagen, da die Todeszeichen der imperialistischen Demokratie Englands offenbar geworden sind, steigt Carlyles Bild von Disraeli wieder empor, die Vision des „hebräischen Verschwörers", des Fremdlings, der mit Zauberkunst und Narrenspiel die Nation zum Abfall von sich selbst verlockt. Carlyles Worte freilich, deren seherische Sinnbildlichkeit doch ganz dem zeitgenössischen Augenblick zugewandt bleibt, bieten uns nur den Fingerzeig auf die geschichtliche Frage, die mit Disraelis Erscheinung aufgegeben ist. Wenn es wahr ist, daß dieser Einzelne durch sein Auftreten die englische Entwicklung so tief beeinflußt hat, wie die Überlieferung will, dann ist Disraelis Geschichte ein Brennpunkt verhängnisvoller Beziehungen. Soweit er der Urheber innerer und äußerer Reichspolitik genannt werden darf, ist englische Demokratie und britischer Imperialismus der Verbindung von Engländertum und Judentum entsprossen. Aber Carlyle deutet schon an, daß die Rolle dieses Spielers in Wahrheit vielleicht keine tragende, sondern eine begleitende war, daß sein Auftreten nur eine Lücke in der Handlung des englischen geschichtlichen Schauspiels füllte, eine verhängnisvolle Lücke freilich, deren Vorhandensein das Versagen schöpferischer Kräfte bezeichnete und von der aus ein fremder Einschlag das ganze Geschehen zum Unheil verkehren

[1] H. v. Treitschke, Politik, 5. Aufl., 1922, Bd. I, S. 276.
[2] Bruno Bauer, Disraelis romantischer und Bismarcks sozialistischer Imperialismus, Chemnitz 1882.
[3] Oskar A. H. Schmitz, Die Kunst der Politik (Benjamin Disraeli), 1916.
[4] W. Dibelius, England, 5. Aufl., 1929, Bd. 1, S. 244 ff.

konnte. Indem wir Disraelis Lebensgang verfolgen, um zu begreifen, wie dieser Aufstieg möglich war und was er in Wirklichkeit bedeutete, erfassen wir im englischen Rahmen den größeren weltgeschichtlichen Tatbestand. Muß Disraelis Erfolg als das größte Beispiel für die politische und geistige Machtergreifung des Judentums im 19. Jahrhundert betrachtet werden, so erhebt sich wiederum die Frage, was dieser außerordentliche Einzelfall für die jüdische Geschichte im Ganzen bedeutet.

I. Literatur und Politik

Benjamin Disraeli war nicht aus dem Ghetto emporgestiegen. Er wuchs, wie er selbst erzählt hat, „in einer Bücherei" auf. Sein Vater, Isaak d'Israeli, war ein Stubengelehrter, der sich mit Büchern über englische Literatur einiges Ansehen erworben hatte, eine Sammlernatur ohne Gestaltungsgabe. So wirkt auch sein geschichtliches Werk über Karl I., das den unglücklichen Stuartkönig von den Vorwürfen der revolutionären Überlieferung und der liberalen Geschichtsschreibung zu reinigen versucht und das torystische Geschichtsbild des Sohnes angeregt haben mag. Isaak d'Israeli lebte in bescheidenen Verhältnissen, bis ihm 1816 das großväterliche Erbe zufiel. Mit einem Vermögen von 35 000 £ konnte er als recht wohlhabend gelten. Er besaß ein Haus in London und siedelte 1829 nach dem alten Landsitz Bradenham über. Sein ältester Sohn Benjamin, der 1804 geboren wurde, hat also in der Jugend nicht Entbehrungen leiden müssen. Nur wenn er die Mittel des väterlichen Hauses mit dem aristokratischen oder kapitalistischen Reichtum verglich, konnte er sie als kärglich empfinden, wie er den begrenzten literarischen Freundeskreis seines Vaters am Glanz der vornehmen Gesellschaft messen mochte. Denn Benjamin d'Israeli fühlte sich mehr seinem Großvater verwandt, dem Kaufmann, der aus Italien eingewandert war und sich in England Wohlstand erworben hatte. So lebensfreudig der alte Benjamin bis in die Greisenjahre war, so lebenshungrig wurde der junge.

Mit dem Stammbaum beginnt die selbstgeschaffene Legende. Als Disraeli im Jahre 1849 die gesammelten Werke seines Vaters herausgab, hat er eine Familiengeschichte vorangestellt. Nicht nur rühmt er sich da, dem vornehmeren Zweig des Judentums, den Sephardim, anzugehören, er berichtet vom spanischen Ursprung seiner Familie, behauptet ihre Verwandtschaft mit den Adelsgeschlechtern der Laras und Medinas, erzählt, wie sie, von der Inquisition vertrieben, in Venedig ihre Zuflucht gefunden und dort, aus Dank gegen den Gott Jakobs, der sie behütete, an Stelle ihres alten „gotischen" Namens sich d'Israeli genannt hätten. Er versäumt nicht zu betonen, daß sie auch in England zur sephardischen Aristokratie gehörten, die sich über das nordeuropäische Judentum erhaben dünkt. Es ist eine ganze Romanwelt, in die sich Disraeli vollkommen eingesponnen hat, auf die er sich auch im Leben immer wieder bezieht. Wann und wie sie entstanden ist, läßt sich nicht mehr erkennen. Wir wissen nur, daß davon nichts bezeugt ist. Nach Venedig führt keine Spur, geschweige denn nach Spanien. Der Großvater kam aus Cento bei Ferrara, und es ist wahrscheinlich, daß die Familie, die sich zunächst nur Israeli nannte, levantinischen Ursprungs, vielleicht nicht einmal sephardischen Blutes war. Keine Familienlegende von adliger Abkunft ist uns über-

liefert. Disraeli selbst hat sie geschaffen, offenbar erst nachdem er in Italien war und seine Einbildungskraft sich dem jüdischen Erbteil zugewandt hatte. Nichts ist bezeichnender für die persönliche Art seines Rassenbekenntnisses als diese genealogische Hochstapelei, die alle Welt verblüffte und entwaffnete. Man brauchte es nicht ernst zu nehmen, aber man wehrte es auch nicht ab, wenn der jüdische Literat sich mit der Miene eines Ebenbürtigen unter die englischen Adligen setzte.

Disraeli hat später darüber Klage geführt, daß er in Fremdheit und Gegensatz zum Judentum erzogen worden sei. Er erzählt von seiner Großmutter, ihr sei die eigene Rasse verhaßt gewesen, weil ihr Stolz unter der allgemeinen Verachtung litt. Der Vater hatte sich von der Synagoge losgesagt, als ihn die Ältesten der Gemeinde wegen seiner Weigerung, ein Amt zu übernehmen, mit Geldstrafe belegten. Aber wenn er auch ganz ins Engländertum eingehen wollte, hat er doch niemals daran gedacht, das Christentum anzunehmen. Was der Einfluß Isaak d'Israelis für seinen Sohn bedeutet haben mag, können wir wohl aus dem Buche: „Der Geist des Judentums" erschließen, das er 1833 veröffentlichte. Hier wird unter schärfster Kritik an der jüdischen Absonderung und an den rabbinischen Entartungen des mosaischen Glaubens die Assimilation der Juden in England vertreten. Indessen zugleich bezeugt diese Schrift einen Stolz auf die jüdische Überlieferung. Wenn auch von Rasse und Volksart nicht eigentlich die Rede ist, so wird doch die ursprüngliche Theokratie des mosaischen Gesetzes zum Gegenstand der Bewunderung gemacht. Vom Standpunkt einer aufgeklärten Moral aus wird die Einheit zwischen Judentum und Christentum behauptet, kraft deren die religiöse und politische Verfolgung überwunden werden soll. Auf solche Weise deuten sich schon gewisse Züge an, die freilich unter dem Lichte des Rassenstolzes in Benjamin Disraelis Schriftstellerei mit ganz anderem Nachdruck hervortreten sollten[1]. Nur widerstrebend gab Isaak d'Israeli dem Rate von Freunden nach, daß sein ältester Sohn getauft wurde. Die Taufe war eine bloße Zweckmaßnahme ohne religiöse Bedeutung. Mit seinem dreizehnten Jahre wurde dem jungen Disraeli vorsorglich das einzige Hindernis, das seiner Zukunft aus dem Judentum entstehen konnte, weggeräumt. Es war indessen kein großer Schritt, der damit geschah. Disraelis Jugend stand schon im Genusse der Freiheiten und Rechte, die in England seit Cromwell den Juden stillschweigend gewährt worden waren. Sie lebten nicht außerhalb der englischen Gesellschaft, sondern waren je nach dem Maße ihres Wohlstandes und wirtschaftlichen Einflusses als zugehörig anerkannt. Man braucht nur an den berühmten Sir Moses Montefiore zu denken, der als strenger Israelit die höchsten Ehrenämter der Londoner Stadtgemeinde wahrnahm und durch Peel in den Ritterstand erhoben wurde. Wenn die Juden einstweilen vom Parlamente ausgeschlossen blieben, so teilten sie diesen Mangel mit den protestantischen Dissentern und den Katholiken, die auch erst gegen Ende der zwanziger Jahre das parlamentarische

[1] Die Schrift des Rabbiners Adolf Jellinek: „Im Vaterhause Lord Beaconsfields", Wien 1881, gibt eine durchaus schiefe und übertreibende Darstellung der geistigen Übereinstimmung von Vater und Sohn. Die Dissertation von H. Waelder: „Benjamin Disraelis Stellung zum Judentum", Freiburg 1924 (Masch.-Schr.), unterschätzt wohl den Zusammenhang.



Wahlrecht erlangten. England war damals nicht nur ein christlicher, es war ein anglikanischer Staat. Mit dem Augenblick, als sich die Gleichberechtigung auf alle Christen erweiterte, begann der Kampf um die politische Judenemanzipation, der freilich erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gänzlich abgeschlossen werden sollte. Ein Rothschild mit all seinem Gelde mußte vor den Pforten des Parlaments warten, weil er den christlichen Eid nicht leisten wollte. Dem getauften Disraeli, dessen jüdische Abkunft jedermann kannte, stand die politische Laufbahn offen, kein Bereich der englischen Gesellschaft versagte sich ihm von Anbeginn.

Es ist üblich geworden, die Kindheitserzählungen in Disraelis ersten beiden Romanen als Berichte von seiner eigenen Schulzeit aufzufassen und zu folgern, der Knabe sei wegen seines Judentums von den Mitschülern angefeindet worden und habe sich gewaltsam durchgesetzt. Uns ist nichts dergleichen bezeugt, und es wäre verwunderlich, wenn solche Erlebnisse weder von ihm selbst noch von denen, die ihm nahestanden, überliefert worden wären. Wir hören vielmehr, daß er in der ersten Schule einen jüdischen Kameraden hatte und im kindlichen Kreise schauspielerische Begabung entfalten konnte, auch daß die beiden jüdischen Schüler sich die Möglichkeit verschafft hatten, eine Zeitung zu halten, was sonst verboten war. Ob die Wahl der Schulen — der Wechsel hing offenbar mit der Taufe selbst zusammen — irgendwie durch die jüdische Abstammung bedingt war, ist nicht auszumachen. Nimmt man eine Angabe im Vivian Grey als autobiographisch, dann hätte Disraelis Vater sogar daran gedacht, ihn nach Eton, der vornehmsten Schule im Lande, zu schicken, und kein Bedenken wegen seiner Abkunft hätte das verhindert, sondern das moralische Vorurteil seiner Mutter, die ihren Sohn vor Gefahren der großen Welt bewahren wollte[1]. Wie es immer dazu gekommen sei, Benjamin Disraeli hat den üblichen, auf klassische Bildung aufgebauten Unterricht in nicht ganz vollkommener Weise genossen, hat — wie es scheint — ein nicht spannungsloses Schülerleben geführt. Zu Hause hat er dann die Lücken seiner Kenntnis der Antike nachzuholen gesucht. Er muß sich früh eine große allgemeine Belesenheit erworben haben. Wieweit die sportlichen Lebensformen des englischen Schulwesens auf ihn eingewirkt haben, läßt sich nicht erkennen. Es war dann der ausdrückliche Wille des Vaters, daß er nicht an die Universität ging, sondern zur praktischen juristischen Ausbildung in ein Rechtsanwaltsbüro eintrat, und zwar eines der angesehensten in der City. Darin lag kein beruflicher oder gesellschaftlicher Verzicht. Isaak d'Israeli hat den Widerwillen seines Sohnes zu beschwichtigen gesucht, indem er ihm die großen Möglichkeiten der juristischen Laufbahn zeigte und auf Männer verwies, die über diesen Weg ins Parlament oder gar noch höher gelangt waren. Dahin also scheint der Ehrgeiz des Sohnes früh geblickt zu haben. Gegen die juristische Arbeit als solche hegte er eine tiefe Abneigung, obwohl seine Tätigkeit mehr diejenige eines Privatsekretärs für den Inhaber der Firma war und ihm Gelegenheit genug bot, unmittelbare Lebenseindrücke und Erfahrungen zu sammeln, Beziehungen in einflußreichen Kreisen der aristokratischen Gesellschaft und der Geschäftswelt zu gewinnen. Nicht die

[1] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus

Arbeit suchte er, sondern das Abenteuer. Schon damals entwickelte sich bei ihm der Hang zum Dandytum, die spielerische Selbstbespiegelung und absonderliche Eitelkeit.

Disraeli hat in diesen Jahren die Schreibweise seines Namens geändert. Der Apostroph, der ja eben die Bedeutung festhielt — Israeli heißt ursprünglich wohl einfach Jude —, wirke zu ausländisch, hat er ein Jahrzehnt später einmal gesagt. Er wünschte zunächst durchaus als Engländer zu gelten. Ein Bekenntnis zum Judentum tritt einstweilen nicht hervor. Auf einer Deutschlandreise befestigte sich sein Entschluß, dem Juristentum abzusagen. Er verlegte sich dann vorerst auf Finanzspekulation in südamerikanischen Werten, die damals, nachdem die spanischen Kolonien sich unabhängig gemacht hatten, in Mode gekommen waren. Dieser Spekulation diente auch seine erste journalistische Tätigkeit; er veröffentlichte Broschüren über südamerikanische Bergwerksgesellschaften. Aber das Börsenspiel ist ihm völlig mißglückt, und er sah sich einer Schuldenlast von 7000 £ gegenüber, die erst nach 30 Jahren gänzlich abgetragen war. Nachdem das geschäftliche Abenteuer gescheitert war, sollte das politische beginnen. Disraeli hatte durch seinen Vater den Verleger Murray kennengelernt, in dessen Haus ihm die bedeutenden und einflußreichen Männer des literarischen England bekannt wurden. Seine ersten Schriften wurden als Zeugnisse großer Begabung angesehen, vor allem aber muß sein Wesen bestechend gewirkt haben, ein hübscher und gewandter junger Mensch von 21 Jahren, dessen jüdische intellektuelle Frühreife und Selbstsicherheit in Erstaunen setzte und der mit seinen Einfällen zugleich verblüffte und verlockte. Murray war ganz von ihm eingenommen, und Disraeli wurde Urheber des Plans einer großen konservativen Tageszeitung The Representative, die den Wettbewerb mit der Times aufnehmen sollte. Disraeli wollte nicht nur an der Leitung des Blattes einen bedeutenden Anteil haben, er übernahm auch neben Murray und einem Dritten ein Viertel der Kapitalbeteiligung, ohne daß man wußte, woher ihm die Mittel dafür kommen sollten. Ihm fiel es zu, den Schwiegersohn Sir Walter Scotts, Lockhart, als Herausgeber zu gewinnen, und zu diesem Zwecke unternahm er eine Art diplomatischer Reise nach Schottland, wo Scott den „Sproß aus der Wurzel Aarons", wie er ihn nannte, nicht ohne Ironie aufnahm, Lockhart aber von ihm gewonnen wurde. Indessen endet auch diese Unternehmung mit einem völligen Mißerfolg. Murray, der dabei schwere finanzielle Verluste erlitt, hat sich von Disraeli abgewandt und nur noch mit Ausdrücken der Entrüstung über ihn gesprochen. Trotz aller Versöhnungsversuche Disraelis, und obwohl die geschäftliche Verbindung später wieder aufgenommen wurde, ist das persönliche Verhältnis beider nicht erneuert worden. Die Vorgänge im einzelnen sind undurchsichtig. Wenn aber Murray allen Ernstes meinte, die Figur des Marquis von Carabas in Disraelis „Vivian Grey" solle ihn selbst verhöhnen, so läßt sich erkennen, wie sehr er überzeugt war, das Opfer eines spielerischen und skrupellosen Ehrgeizlings geworden zu sein.

Diesen Roman „Vivian Grey" hat Disraeli dann geschrieben, um wieder zu Gelde zu kommen. Es war eine literarische Spekulation, diesmal erfolgreich für den Verfasser wie seinen Verleger Colburn, der das anonym erscheinende Buch sensationell herausbrachte. Gleich dies erste Buch hat die Darstellungsform, die



bei Disraeli bis zu seinem letzten Werke unablässig wiederkehrt, die Entwicklungsgeschichte eines jungen Mannes, dessen Auseinandersetzung mit der Welt dem Verfasser Gelegenheit gibt, seine Ansichten zu entfalten. Einerseits eine schauspielerische Selbstdarstellung, war der „Vivian Grey" vor allem satirische Gesellschaftsschilderung mit so deutlichen Hinweisen auf Zeitgenossen, daß er allgemein für einen Schlüsselroman gehalten wurde. Man rätselte über die vermutlich bedeutende Person des Verfassers und fühlte sich enttäuscht, wenn nicht gar betrogen, als der unbekannte Name Disraelis dann doch ans Licht trat. Für diesen aber war damit der Weg zum literarischen Erfolg frei geworden. Er schrieb in den nächsten Jahren eine Satire auf die Utilitarier „Popanilla" und einen Gesellschaftsroman „Der junge Herzog". Sein unbedenklicher Ehrgeiz freilich schien gebrochen. Wie er zuerst mit größter Selbstsicherheit angetreten war, verlebte er nun Jahre körperlicher Kränklichkeit in einer niedergeschlagenen Stimmung, die er wie seine Helden selbstquälerisch und theatralisch genoß. Dann unternahm er 1830/31 die große einjährige Reise nach dem Süden und Osten, die ihn über Spanien und Griechenland nach Syrien und Ägypten, vor allem aber nach Palästina führte. Noch unterwegs begann er die beiden Romane „Contarini Fleming" und „Alroy" und brachte sie, heimgekehrt, alsbald heraus. Die Orientreise bedeutet den Wendepunkt in Disraelis Leben, die Entfaltung seines Selbstgefühls zu höchstem Ehrgeiz und vor allem den Durchbruch des Judentums in seinem Bewußtsein.

In den Romanen „Vivian Grey", „Contarini Fleming" und „Alroy" hat der junge Disraeli sein inneres Wesen dargestellt. Er selbst bekannte in seinem Tagebuch: „Meine Werke sind die Verkörperung meiner Gefühle. In Vivian Grey habe ich meinen aktiven und wirklichen Ehrgeiz abgebildet, in Alroy meinen idealen Ehrgeiz. Der ‚psychologische Roman' ist eine Entwicklung meines poetischen Charakters. Diese Trilogie ist die Geschichte meiner Gefühle. Ich werde nichts mehr über mich selbst schreiben[1]." Seine eigenen Worte lassen keinen Zweifel darüber, daß wir ermächtigt sind, aus dem Zeugnis dieser Romane geradezu auf ihren Verfasser zu schließen. In „Vivian Grey" und „Contarini Fleming" ist die unmittelbare Beziehung offenkundig. Liegt dem ersten das mißglückte Unternehmen mit Murray zugrunde, so wird im zweiten auf Vivian Grey angespielt. Beide Romane sind gleichmäßig aufgebaut, sie stellen zunächst das ehrgeizige Streben des Helden und sein Scheitern dar, um dann in breite, teils abenteuerliche Reiseschilderungen auszulaufen, bei denen Disraeli die eigenen Reisetagebücher oft wörtlich benutzt hat. Im „Alroy" hingegen wird die Gegenwart verlassen, die „ideale" Selbstdarstellung ist ein Phantasiespiel in sagenhafter Ferne. Nach ihrem schriftstellerischen Charakter sind diese Romane keine Dichtungen, sondern Literatur, die Handlung wird phantastische Kolportage, die Schilderung ist ironisch bis zur Karikatur, die Ausdrucksform ist ganz auf Pointen gearbeitet. Peinlich empfindet man, daß soviel frühreife Gescheitheit, soviel Belesenheit, aber auch beobachtender Scharfsinn, soviel intellektuelle Begabung, wie dabei hervortritt, doch mit geringem geistigen Rang verbunden ist. Nimmt

[1] Tagebuchaufzeichnung M-B. I, 236.

man aber nach Disraelis eigener Anweisung die Romane als Selbstbekenntnisse, so scheint es fast, als habe er sich selbst darin ironisieren wollen, während zugleich ein Pathos waltet, dessen schauspielerische Eitelkeit hervorsticht. Diese Zweideutigkeit hat der Verfasser unzweifelhaft gewollt. Sie bezeichnet einen Grundzug in Disraelis menschlichem und schriftstellerischem Charakter, den Hang zur intellektuellen Mystifikation.

Vivian Grey und Contarini Fleming verkörpern den Ehrgeiz um seiner selbst willen, den leeren Geltungstrieb eines bindungslosen Einzelmenschen, jener mit Frivolität, dieser mit Sentimentalität gepaart. Vivian Grey ist ein glänzend begabter junger Mann, dessen Leben unter den Leitspruch gestellt wird: „Die Welt ist meine Auster, die ich mit dem Schwerte öffnen will." Sein Ziel ist klar, Ministerpräsident zu werden, auf dem Wege dazu scheint ihm jedes Mittel recht. Das Verfahren, das er wählt, wirft freilich schon einen Schein auf Disraelis politische Laufbahn voraus. Vivian Grey macht sich die Nichtigkeit der aristokratischen Gesellschaft zunutze, indem er sich mit den billigsten Kunstgriffen bei dem Marquis von Carabas, einem wahren Trottel voller Eitelkeit und Ehrgeiz, der sich auf ererbten Reichtum und gesellschaftliche Stellung allein zu stützen vermag, einschmeichelt und ihn zum Versuch einer neuen Parteigründung veranlaßt. Vivian Grey übernimmt es — entsprechend Disraelis Sendung zu Lockhart —, einen hochbegabten Politiker, der sich zurückgezogen hat, für den Plan zu gewinnen, scheitert aber bald an den Intrigen einer eifersüchtigen Frau. Wie er dann den enttäuschten und erbitterten Cleveland im Duell erschießt und sich an der Mrs. Felix Loraine rächt, indem er sie in einem entlarvenden Gespräch auf die „intellektuelle Folter" spannt, so daß sie einem Schlaganfall erliegt, ist recht eigentlich Kolportage. Im zweiten Teil erscheint Vivian Grey als ein innerlich gebrochener Mann ohne rechtes Ziel, freilich immer noch ein Genie, das mit seiner Umgebung spielt. Der Schauplatz ist hier Deutschland im Zustand der Kleinstaaterei, wo Disraeli billige Gelegenheit findet, Karikaturen zu zeichnen, nicht ohne gelegentlich den preußisch-nationaldeutschen Patriotismus zu verspotten. Endlich muß sich der Verfasser seines Helden durch den Tod in einer Gewitterkatastrophe entledigen, da er offenbar selbst nicht mehr weiter weiß. Ganz Disraeli selbst ist Vivian Grey, wenn er seine Berufsabsichten bedenkt[1]: „Die Bar: puh! Gesetz und schlechte Witze, bis wir vierzig sind, und dann beim glänzendsten Erfolg, die Aussicht auf Gicht und eine Adelskrone. Außerdem: um als Rechtsanwalt vorwärtszukommen, muß ich ein großer Jurist sein, und um ein großer Jurist zu werden, muß ich die Chance aufgeben, ein großer Mann zu sein. Der Militärdienst in Kriegszeiten ist nur geeignet für Desperados (und ein solcher bin ich wahrhaftig), aber im Frieden nur für Narren. Die Kirche ist vernünftiger. Laß sehen! Ich möchte gewiß gerne Wolseley spielen, aber tausendundeine Chance gegen mich! Und wahrhaftig fühle ich, mein Schicksal sollte nicht auf eine Chance gestellt sein. Wäre ich der Sohn eines Millionärs oder eines Adligen, könnte ich alles haben. Fluch über mein Los! Daß der Mangel einiger verdammter Konten und der Besitz von ein wenig verdammtem Blut mein Glück hemmen muß!" Das ist ganz die Stimmung des Abenteurers und Empor-

[1] 1. Buch Kap. 8.

kömmlings, ohne die geringste Andeutung eines Glaubens, einer Sache oder einer Gemeinschaft. So zeigt sich das Verhältnis Vivian Greys zur Umwelt nur eigensüchtig und ironisch. Alle Menschen sind ihm Werkzeug, ihr gesellschaftliches Treiben gilt ihm lächerlich und verächtlich. Dagegen hat er selbst nichts zu bieten, was höheren Wert besäße. Wie aber der Roman die gründlichste Belesenheit in Macchiavelli erweist[1], scheint es oft, als habe der jugendliche Verfasser versucht, eine Beispiellehre der Menschenbeherrschung aufzustellen, zumal dann im zweiten Teil dem erfolglosen Vivian Grey die sonderbar gezeichnete Gestalt Beckendorffs, des leitenden Ministers in einem deutschen Mittelstaat, als Beispiel für den erfolgreichen Emporkömmling gegenübertritt.

Man hat Contarini Fleming gern als Selbstkritik des reifer gewordenen Disraeli aufgefaßt, und es kommen in diesem als „psychologische Autobiographie" gefaßten Roman einige Stellen vor, in denen der Held selbst beklagt, was für ein eigensüchtiges, unnatürliches, unleidliches Wesen er im Zeitpunkt seines vermeintlichen Erfolges gewesen sei. Nicht weniger fragwürdig erscheint freilich seine Gestalt, wo sie im Gewährenlassen ihrer unmittelbaren Leidenschaften geschildert wird. Contarini Flemings Ehrgeiz ist nicht wie bei Vivian Grey von vornherein auf das politische Ziel gerichtet, erst sein Vater entscheidet für ihn die Frage, ob es besser sei, ein Homer, ein Shakespeare oder ein Napoleon zu werden. Da der Vater adlig, reich und Minister eines nordischen Staates ist, fällt die Schwierigkeit des Aufstiegs fort. Contarini bekommt, nachdem er in einer diplomatischen Verhandlung durch sein bedenkenloses Auftreten Erfolg gehabt hat, das Zeugnis, er sei zum Höchsten geboren, Ministerpräsident zu werden — „oder noch mehr" —, scheitert aber ebenfalls, weil die Veröffentlichung eines jugendlich unreifen Romanes seinen Gegnern ermöglicht, ihn lächerlich zu machen. Sein Schicksal soll offenbar nicht in den Umständen, sondern in seinem Wesen gesucht werden. Disraeli hat es als seine Absicht bezeichnet, einen „poetischen Charakter", eine dichterische Künstlerseele darzustellen. Er macht daraus eine zerrissene Natur. Leidenschaftlicher Tatendrang und träumerische Untätigkeit, kalte Berechnung und schwärmerisches Gefühl, überfliegende Ekstase und skeptische Reflexion werden miteinander vermengt in einer schillernden Selbstbespiegelung. Die weltschmerzliche Romantik der Zeit ist oft im plattesten Stile übernommen. Man braucht nur die Stelle zu lesen, wo der Knabe Contarini angesichts eines rührseligen Magdalenenbildes bei Orgelklang und Weihrauchgewölk in Verzückung fällt und von Stund an katholisch wird, um die unechte Stimmung zu durchschauen. Überzeugender als die frommen Erlebnisse sind die Augenblicke des Triumphes, der Rache, die Eingebungen von Spott und Hohn geschildert. Je stärker das Pathos bekennender Wahrhaftigkeit von Beginn an aufgetragen wird, desto zwiespältiger entwickelt sich der Eindruck schauspielerischer Ironie. Das alles sind Heinesche Züge, und so erfahren wir auch, daß Heinrich Heine sich über Contarini Fleming mit begeisterten Worten geäußert habe[2].

Die Verwandtschaft Disraelis und Heines liegt im Judentum, ihre Übereinstimmung bezeugt uns, wie wenig es sich bei beiden um den persönlichen Fall

[1] Vgl. die Berliner Dissertation von Erich Heuer: „Die Entstehungsgeschichte von Disraelis Erstlingsroman Vivian Grey", 1925. — [2] M-B. I, 193.



handelt, wie sehr die Stimme des Blutes aus ihnen spricht. Der Jude für sich mit seiner Zerrissenheit und seinem Selbstgefühl mag dem germanischen Verständnis unzugänglich bleiben, die jüdische Auseinandersetzung mit der arischen Umwelt muß um so bedeutsamer wirken. Disraelis Romane zeigen, wie er sich dieses Gegensatzes bewußt geworden ist und wie er sich damit abfand. So müssen die beiden Kindheitsgeschichten verstanden werden, in deren Mittelpunkt jedesmal ein Knabenkampf gestellt wird[1]. Vivian Grey, der sich zum geistigen Anführer seiner Schulknaben aufwirft, einen Rivalen niederschlägt — denn er hat das Boxen richtig gelernt — und sich dann an einem verhaßten Hilfslehrer rächt, ist von aller „fairness", allem kameradschaftlichen Ehrgefühl ledig. Die Szene, wie er, nachdem er sich bei dem Hilfslehrer eingeschmeichelt und mit ihm gemeinsam die Klasse tyrannisiert hat, als der langerwartete Ausbruch des Hasses erfolgt, sich selber mit der Pistole schützt, aber lächelnd zusieht und die tollgewordenen Jungen noch aufreizt, den Anderen zu mißhandeln, diese Szene ist von entlarvender Phantasie. Contarini schlägt sich mit seinem Gegner in fesselloser Wildheit wie ein Dämon, der seine Gestalt angenommen hatte. Nicht achtet er „ihre dummen Regeln des Scheinkampfes"; als der Andere wehrlos geworden ist, aber nicht um Gnade bitten will, schleppt er ihn hinaus und wirft ihn auf einen Dunghaufen, während die herumstehenden Anhänger des Besiegten teils aus mißverstandener Korrektheit, teils aus Verblüffung tatlos zusehen. Der leidenschaftliche Genuß dieses Sieges schwellt Contarinis Gemüt zum Bewußtsein, etwas ganz Besonderes, ein Dichter zu sein. Beidemal entsteht der Kampf aus dem Anderssein. Bei Vivian Grey wird den Feinden das Stichwort in den Mund gelegt: „ein aufrührerischer Fremdling" (seditious stranger). Contarini Fleming gibt sich über den Grund dieses Abstandes von seiner Umwelt selber Rechenschaft. Denn er, der Sohn einer venetianischen Mutter, der das südliche Blut in sich mächtig fühlt, dessen dunkle Erscheinung vom nordischen Blond seiner Stiefbrüder absticht, wird seit früher Kindheit von diesem Gegensatz erregt. „Wo immer ich mich bewegte und um mich sah, erblickte ich eine Rasse, die anders war als ich." Wenn wir diese Kindheitsgeschichten als Widerspiegelung früher und tiefer Jugendeindrücke Disraelis ansehen wollen, dann hat in ihnen nicht die Begegnung mit dem angeblichen Antisemitismus der Mitwelt Ausdruck gefunden — darauf bezieht sich nichts, vielmehr ist es die unmittelbare Fremdheit, die zum Gegensatze führt, die Fremdheit des Denkens und Trachtens, der Gemütsart und Handlungsweise, die Fremdheit nicht zuletzt im Gefühl von Ehre und Würde, wie in beiden Erzählungen so deutlich wird. Disraeli hat diese Auseinandersetzung in Vivian Grey zunächst vom Standpunkt des höher begabten Einzelnen, des Genies gegenüber einer geringwertigen Masse, führen wollen, die Artfremdheit klingt nur als Unterton mit. Bei Contarini Fleming ist diese Haltung wohl noch zu spüren, aber hier erlangt der Rassengedanke bereits das Übergewicht. In einer der allgemeinen Betrachtungen, die das Buch gegen Ende füllen, wird die Natur des Menschen erörtert. Was findet man, heißt es da, in dem tiefsinnigen Werk eines Königsberger Philosophen? „Die Natur, nicht des Menschen, sondern —

[1] Vivian Grey, Buch I, Kap. 4 und 5; Contarini Fleming, Teil I, Kap. 9 und 10.



eines Deutschen." Das Studium des Menschen müsse auf eine neue Grundlage gestellt werden: „Der Mensch ist ein Tier (animal) und seine Natur muß gleich der aller anderen Tiere studiert werden." Nicht daß der Rassenbegriff genauere Erläuterung erführe, er bezieht sich nur eindeutig auf die Blutgebundenheit. Am Ende des Buches deutet sich bereits ein verpflichtendes Bekenntnis an. Contarini Fleming hat der tätigen Welt abgesagt, um als reicher Einsiedler der Schönheit und Beschaulichkeit zu leben. Nur eines macht ihn dabei zweifelhaft. „Meine Anteilnahme am Glück meiner Rasse ist zu stark, als daß sie mir erlaubte, auch nur einen Augenblick blind zu sein für die Stürme, die am Horizont der Gesellschaft lauern." Vielleicht sei er berufen, bei der politischen Erneuerung des Landes, dem er ergeben sei, mitzuwirken: „Bitterer Scherz, daß der am meisten zivilisierte Teil des Erdballs als unfähig zur Selbstregierung angesehen werden sollte[2]."

Niemals hat Disraeli wahre innere Teilnahme für die italienische Nationalbewegung gezeigt. Contarini Flemings Südländertum war eine billige Verkleidung seines jüdischen Selbstbekenntnisses, völlig genügend in einer Zeit, die noch keinen antisemitischen Argwohn kannte. So hat er denn auch seiner „Wunderbaren Geschichte Alroy" ein bescheideneres Gegenstück zugesellt, worin er, der erklärte Türkenfreund, Skanderbeg, den christlichen Helden des albanischen Freiheitskampfes gegen die Türken feiert. Das Zwielicht sollte erhalten bleiben. Mochte aber „Alroy" dem englischen Leserkreis als orientalisches Phantasiestück dargeboten werden, Disraeli hatte darin den Traum seines „idealen Ehrgeizes" aufblühen lassen und versucht, einen jüdischen Geschichtsmythos hervorzubringen. Die geschichtlich überaus unsichere und fragwürdige Erscheinung des David Alroy, der im 12. Jahrhundert als Messias auftrat, wird mit Hilfe einer wahrhaft orientalisch wuchernden Phantasie, deren Ausschweifung keine Furcht vor dem Lächerlichen mehr kennt, zum Bäume ausreißenden Giganten aufgebläht. Mit dem bilderreichen Pathos des Alten Testaments, in einer Sprache, die oft in Rhythmus und Reim übergeht, wird geschildert, wie Alroy, der Davidssproß, der sich die Befreiung seines Volkes vorgenommen hat, zu Jerusalem in den Königsgräbern aus Salomons eigener Hand das heilige Zepter empfängt, eine Vision, die in jedem Zuge ihren Ursprung aus einem ganz unreligiösen Intellekt verrät. Daran knüpft sich aber die politische Spannung. Alroy, der mit seinem Lehrer, dem Hohenpriester Jabaster, gemeinsam zu Felde zieht und die seldschukischen Türken schlägt, gerät nach der Eroberung Bagdads in Widerstreit mit seiner gläubigen Gefolgschaft. Sie wollen nichts als einen Nationalstaat Israels und die alte jüdische Theokratie, er aber will — nicht unbeeinflußt von seiner Leidenschaft für die Tochter des vernichteten Kalifen — das große asiatische Imperium: „Die Welt ist mein: soll ich den Preis, den universalen, heroischen Preis, aufgeben, um die fade Überlieferung irgendeines träumenden Priesters zu verwirklichen und eine Legende zu weihen?" Gottes Reich könne nur ein Weltreich sein, „nicht auf sektiererische Vorurteile und ausschließende Rechte gegründet werden[3]". Da

[1] Contarini Fleming, Teil VI, Kap. 1.
[2] Contarini Fleming, Teil VII, Kap. 2.
[3] Teil VIII, Kap. 1

sagen Jabaster und die Seinen dem Abtrünnigen die Treue auf, und als ein feindlicher Sultan heranzieht, bricht seine Macht zusammen. Geschlagen und gefangen kann Alroy nur noch zum Märtyrer werden. Es ist sein letzter Triumph, den Sieger, der ihn foltern lassen will, so zu reizen, daß er ihm wütend selbst den Kopf abschlägt. Die Schwester Alroys, Mirjam, mit deren Gestalt Disraeli zugleich seiner eigenen vergötterten Schwester Sarah huldigen wollte, spricht ihm den Nachruf, er habe gezeigt, was der Mensch könne, habe das Beispiel einer großen Tatkraft gegeben, deren Erbe unvergänglich sei.

Wiederum steckt in den großen Worten die Zweideutigkeit. Wenn der Alroy Disraelis jüdisches Bekenntnis war, was hat er seinesgleichen damit sagen wollen? Die Frage steht ähnlich wie bei Vivian Grey und Contarini Fleming. Auch Alroy ist im überfliegenden Ehrgeiz gescheitert. Hat Disraeli dies Scheitern sinnbildlich aufgefaßt und sich zum mosaischen Gesetzesstaat Israels bekennen wollen? Hat er im universalen Imperialismus Alroys seinen „idealen Ehrgeiz" gesehen, hing er selber dem unbegrenzten Gelüsten nach Macht, Glanz und Geltung an? Man hat die Spannung zwischen religiösem Zionismus und Weltjudentum in den Roman hineingelesen. Disraelis eigene Sprache ist nicht die Priesterrede Jabasters vom Gesetze Jehovas, sondern das weltliche Bekenntnis zu Ehrgeiz und Ruhm, das Alroy und Mirjam bezeugen. Sein jüdischer Nationalismus, die Frucht seiner Orientreise, war der Traum von der jüdischen Weltherrschaft. Er selbst erkannte dabei wohl die Unwirklichkeit eines solchen Unterfangens, wenn es auf die eigene Kraft des Judentums gegründet sein sollte. Die Möglichkeit einer Verwirklichung seines „idealen Ehrgeizes" für die Macht des Judentums durch ein anderes Volk sollte Disraeli erst entdecken, indem er seinen persönlichen Ehrgeiz nach Macht in England zu verwirklichen trachtete. Das ist der Weg, der vom „Alroy" zum „Tancred" führt.

In jener Tagebuchaufzeichnung über das Selbstzeugnis seiner Romane hat Disraeli 1833[1] erklärt: „Dichtung ist das Sicherheitsventil meiner Leidenschaften — aber ich wünsche zu tun, was ich schreibe." Hinter dem literarischen Selbstgenuß war der äußere Ehrgeiz, das Verlangen nach Reichtum und Macht, wieder unbezähmbar hervorgebrochen. Dieser Ehrgeiz aber konnte nicht in orientalischen Plänen verwirklicht werden, seine irdische Stätte durfte nur England sein. Hatten doch gerade die Eindrücke im Orient Disraeli die Größe und Geltung seines Geburtslandes vor Augen geführt. Mehrfach hat er in diesen Jahren leidenschaftliche Vaterlandsliebe betont. Contarini Fleming mochte seiner Abneigung gegen den nordischen Himmel Ausdruck geben, im „Jungen Herzog" dagegen wird gelegentlich von der engen Verbundenheit mit England gesprochen, der auch das südliche Blut fähig sei. Disraeli hat für die nächsten fünfzehn Jahre den „idealen Ehrgeiz" seines asiatischen Imperialismus bei sich behalten und jede Gelegenheit ergriffen, um Macht und Ruhm des Britischen Reiches mit beredten Worten zu preisen.

Der Ehrgeiz seines Strebens war nicht idealer Natur. Er kam zurück mit dem klaren Ziel, einen Sitz im Parlament zu erobern. Ganz im Geiste Vivian Greys

---

[1] M-B. I, 236.

klingt die Wendung eines Briefes aus Malta: „Um Menschen zu beherrschen, muß man sie entweder in ihren Leistungen übertreffen oder sie verachten . . . Ich tue das letztere[1].“ Es ist ein Machiavellismus, dem ein Zug von Selbstgefälligkeit nicht fehlt. Als Disraeli 1833 eifrig die Sitzungen des Unterhauses anhörte, schrieb er einmal an seine Schwester, die immer seine Vertraute war, Macaulay habe wunderbar geredet, „aber unter uns: ich könnte sie alle schlagen. Wie gesagt, dies entre nous, ich habe nie einer Sache mehr vertraut, als daß ich in diesem Hause alles zu Paaren treiben könnte“[2]. Nicht nur im geheimen umgab er sich selbst mit dem Schimmer des großen Mannes. In einer Flugschrift: „Wer ist er?“ pries er sich ziemlich unverhüllt als einen der Geister an, die England aus verkümmernder Mittelmäßigkeit retten sollten, „Geister, deren stolzes Geschick es sein mag, zugleich den Ruhm des Reiches zu erhalten und das Glück des Volkes zu sichern“[3]. Als er im nächsten Jahre Lord Melbourne begegnete, der damals Innenminister war, aber im Begriffe stand, zur Leitung des Kabinetts aufzusteigen, beantwortete er die Frage nach seinem Ziel ungesäumt: „Ich wünsche Ministerpräsident zu werden.“ Es sollte freilich noch drei Jahre dauern, bis er beim fünften Anlauf zum Abgeordneten gewählt und damit in den Kreis der politischen Führerschicht aufgenommen wurde.

Nicht, daß Disraeli die Literatur um der Politik willen aufgegeben hätte. Wie Contarini Fleming wollte er den literarischen und den politischen Ehrgeiz zugleich befriedigen. Die Romane, die er nach seiner Reise abschloß und veröffentlichte, brachten Anerkennung und Erfolg, er fügte ihnen eine Reihe kleinerer Arbeiten hinzu, um im Jahre darauf gleich bedenkenlos nach dem höchsten dichterischen Lorbeer zu greifen. Auf der Ebene von Troja sei ihm der große Gedanke gekommen, daß die Gegenwart einer dichterischen Gestaltung bedürfe, die dem heroischen Epos Homers und der Überlieferung seiner Nachfolger, Vergil, Dante und Milton, ebenbürtig sei. Auf Asien stehend und nach Europa schauend habe er ausgerufen: „Was! Ist die Revolution Frankreichs ein weniger wichtiges Ereignis als die Belagerung Trojas? Ist Napoleon ein weniger interessanter Charakter als Achilleus? Mir bleibt das revolutionäre Epos“[4]. Aber so pathetisch diese Ankündigung in der Vorrede sich zeigte, so diplomatisch war sie zugleich. Er veröffentlicht die ersten Gesänge als bloßen Versuch, den er dem Urteil des Publikums unterwirft: „Denn ich gehöre nicht zu denen, die für die Gleichgültigkeit ihrer Zeitgenossen Trost finden im eingebildeten Beifall einer verständnisvolleren Nachwelt. Das Publikum wird also entscheiden, ob dieses Werk fortgesetzt und vollendet werden soll, und wenn es negativ ausgeht, werde ich ohne Kummer meine Leier in die Unterwelt werfen.“ So konnte freilich kein Dichter sprechen, den die Gesichte innerlich bedrängen; man sieht den Literaten, der im Grunde den gewaltigen Plan, den er sich ausgedacht hat, selbst belächelt, indem er die Menge zum Richter setzt. Den Zeitgenossen ist Disraeli in dieser Dichterpose schlechterdings komisch erschienen, wie er mit allem Flitter des Dandys angetan, bunt und parfümiert, in lässig-großspuriger Haltung die gespreizte

[1] Home Letters, S. 60, nach Rühl, Disraelis Imperialismus und die Kolonialpolitik seiner Zeit, Leipzig 1935, S. 6.
[2] M-B., I, 223. — [3] M-B., I, 227. — [4] M-B., I, 237 ff.



Allegorie vorlas. Das Publikum ermutigte die Fortsetzung des ganz an Shelley angelehnten Gedichtes nicht und entband ihn damit einer Mühe, die er schon seufzend empfunden hatte. Trotzdem will er den Plan weiter gehegt haben, bis die Wahl ins Parlament seinem poetischen Ehrgeiz ein Ende bereitet habe. Mit einem Tragödienentwurf „Alarcos“ ist es ihm ähnlich gegangen. Inzwischen, während ihn schon politische Schriftstellerei beschäftigte, kehrte Disraeli noch einmal zum Gesellschaftsroman zurück, schrieb die Liebesgeschichte „Henrietta Temple“, der vielleicht ein eigenes Erlebnis zugrunde liegt, und gab in „Venetia“ ein kaum verschleiertes Bild der beiden großen romantischen Dichter, deren Leben ein erregendes Abenteuer gewesen war, Byron und Shelley.

Zum Romanschreiben wurde Disraeli allerdings nicht allein durch Neigung oder Ehrgeiz gedrängt, es war wie beim Anfang jetzt nach den Erfolgen erst recht eine Sache des Gelderwerbs. Später sollte einmal Lord George Bentinck den leitenden Männern der Konservativen Partei vorrechnen, wieviel tausend Pfund im Jahr sein Freund mit den Büchern verdient habe und wie groß Disraelis Anspruch auf Anerkennung und Belohnung dafür sei, daß er ein so einträgliches Gewerbe im Dienste der Partei vernachlässigt habe. In den dreißiger Jahren brauchte Disraeli Geld, denn er war mit alten und neuen Schulden überlastet, jeder fehlgeschlagene Wahlgang stellte die größten finanziellen Anforderungen, und seine persönlichen Lebensbedürfnisse waren niemals klein. Georg Brandes hat mit dem Spürsinn des Blutsverwandten Disraelis Verhältnis zum Gelde dargestellt[1], hat darauf hingewiesen, welche außerordentliche Rolle der Reichtum in seinen Romanen spielt, nicht etwa im Sinne kritischer Schilderung, sondern als Gegenstand der Begeisterung, als unentbehrlich empfundene Grundlage eines gehobenen Lebensstils. Disraeli hat das Geld nicht wirtschaftlich angesehen, insofern galt ihm der auf Arbeit und Sparsamkeit gerichtete Bürgersinn verächtlich. Er sah nur, wieviel Genuß vom Gelde abhing und wieviel Einnahmen man braucht, um kaufen zu können, was man wünscht. Aber Brandes hat auch auf den spielerischen Einschlag in der beständigen Geldnot hingewiesen, wozu sich Disraeli im „Tancred“ selber mit Worten des Emirs Fakreddin bekennt. Voll Lust schildert dieser den erregenden Genuß, den der Schuldner im Verkehr mit seinen Gläubigern finden könne, wenn er sich ihnen immer wieder entzieht und den Eifer ihrer Verfolgung durchaus versteht. Verständnis für Shylock haben, um ihn zu prellen, das wäre ein jüdischer Charakterzug, dem die Selbstironie nicht fehlt.

Disraeli brauchte Geld, mußte es reichlich haben, nicht nur für die unmittelbaren Kosten seines politischen Unternehmens, sondern für das Leben in der Gesellschaft, das er nun zu führen begann. Er hatte sich klar gemacht, daß der feste aristokratische Charakter der englischen Gesellschaft das eigentliche Hindernis seiner Laufbahn sei[2]. Gleich Vivian Grey und Contarini Fleming strebte er seinen Weg zu machen, indem er die vornehmen, reichen und mächtigen Leute für sich gewann. Als Literat war er in diese Kreise vorgedrungen, durch seinen

[1] Brandes, „Benjamin Disraeli“, Neue Ausgabe (1901) 1929, Kap. IX „Londoner Leben“, auch sonst mehrfach.
[2] Tagebuch M-B. I, 236.



Freund, den Romanschreiber Lord Lytton-Bulwer, eingeführt. Der Salon Lady Blessingtons, einer gefeierten Schönheit mit schriftstellerischen Neigungen, wo sich literarische Bohème und aristokratische Modegesellschaft traf, scheint der Ausgangspunkt gewesen zu sein, um sich überall einzuführen. Dort traf er die Jeunesse dorée, und mit dem Grafen d'Orsay, einem vielbewunderten Salonhelden von feinster Lebensart, verband ihn bald Freundschaft. Er begegnete vielen politisch merkwürdigen Menschen, wie dem jungen Louis Napoleon, konnte sich frühzeitig mit den politischen Größen des eigenen Landes, einem Sir Robert Peel, einem Lord Lyndhurst, bekanntmachen. Seine Helferinnen sind vor allem die vornehmen Damen gewesen. Disraeli hat sich an die Ratschläge gehalten, die er Contarini Flemings Vater dem Sohne geben ließ, den Verkehr mit Frauen zu suchen, sie zu gewinnen, von ihnen zu lernen, mit ihrer Hilfe emporzukommen. Seine schillernde, spielerische Art, die von Männern meist nicht ernst genommen wurde, war für die Damen der müßigen Gesellschaft spannend und lockend, seine Schwächen fanden sie liebenswürdig, seine orientalische Schönheit reizvoll, seinen Witz bewundernswert. Zuerst hat er es offenbar darauf angelegt, um jeden Preis aufzufallen. Seinem Dandytum ist neben der Eitelkeit die Berechnung anzumerken, durch kostspielige Absonderlichkeit Eindruck zu machen, und hier ist neben dem orientalisch-grellen Geschmack die Übertreibung des Emporkömmlings unverkennbar, der mit der Fremdartigkeit des eigenen Aussehens kokettiert. Berühmt sind die Beschreibungen von Disraelis damaliger Erscheinung mit Samtröcken, Seidenwesten und Spitzenmanschetten in bunter Farbenpracht, glitzernd von goldenen Ketten und Ringen. Dieser fast narrenhaft gekleidete weibische Mann übte einen verführerischen geistigen Zauber aus. Ein amerikanischer Journalist, dessen Beschreibung wohl selber auf Wirkung berechnet sein mochte, hat uns davon ein anschauliches Bild gegeben. Er traf Disraeli in einer Gesellschaft mit dem hochangesehenen und bewährten Staatsmann Lord Durham und schildert nun, wie Disraeli zunächst in bedeutsamem Schweigen dasaß, bis Lady Blessington ihm mit anmutigem Geschick das Gespräch zuspielte und er nun plötzlich das ganze Feuerwerk seiner Unterhaltungskunst entfaltete. Disraeli sei „der wunderbarste Plauderer" (talker), den der Erzähler je getroffen habe. „Er ist alles andere als ein Deklamator. Man kann ihn sich niemals auf Stelzen denken. Wenn er sich bei einer rhetorischen Sentenz ertappt, spottet er darüber im nächsten Atemzug. Er ist satirisch, verachtungsvoll, pathetisch, humoristisch, alles in einem Augenblick. Man nehme hinzu, daß Disraelis Gesicht das gescheiteste (most intellectual) in England ist — blaß, regelmäßig und überschattet von der reichsten Fülle rabenschwarzen Haares . . ." Nach einigen Sätzen über die raffinierte Sicherheit, mit der Disraeli seine Rolle gegenüber Lord Durham gespielt habe, faßt der Erzähler den Eindruck bildhaft zusammen: „Ohne irgend respektlos gegen Disraeli sein zu wollen, den ich so sehr wie nur irgend jemand in England bewundere, bemerkte ich zu meinem Nachbarn, einem berühmten Künstler, daß dies ein glänzendes Gemälde abgeben könnte: Satan, der einen Erzengel versucht, sich zu empören[1]".

[1] M-B. I, 249.

Finden wir hier nicht schon die Züge jenes gauklerischen Zauberers, den Carlyle später in Disraeli sah? Als der Amerikaner seinen Bericht niederschrieb, äußerte er Zweifel, ob Disraeli, der inzwischen ins Parlament gekommen war, wirklich zur politischen Führung befähigt sein oder als Verfasser des Vivian Grey nur die Lehre seines Romanes, also das Scheitern gesellschaftlicher Künste in der Politik, bekräftigen werde. Wie eng bei Disraeli das Spiel mit dem Willen zusammenhing, können wir seinem eigenen Zeugnis entnehmen. Der Schwester hat er in diesen Jahren unablässig von seinen Erfolgen in der Gesellschaft und von seinen vielen Bekannten berichtet. Einmal gibt er mit offensichtlicher Genugtuung seiner Eitelkeit ein Gespräch wieder, das Lady Cork über ihn mit Lord Carrington geführt habe. Der alte Lord habe ihn als merkwürdig bezeichnet und etwas zweideutig einen „großen Agitator" genannt, der zur Zeit noch nicht störe. Die Lady sei aufgefahren: „Sie alter Narr! Nun, er sandte mir dies Buch heute morgen. Sie brauchen nicht hineinzusehen, Sie verstehen es doch nicht. Es ist das schönste Buch, das je geschrieben wurde . . . Nun, er ist bester Ton in London. Keine Gesellschaft kommt ohne ihn aus. Die Herzogin von Hamilton sagt, nichts ist ihm vergleichbar, Lady Lonsdale würde Kopf und Schultern für ihn hingeben. Er würde nicht in Ihrem Hause essen, wenn Sie ihn bitten würden. Er kümmert sich nicht um Leute, bloß weil sie Lords sind; er muß Lebensart finden oder Schönheit oder Witz oder irgend etwas. Sie sind ein braver Kerl, aber sonst nichts." Disraeli ist sich über den Wert dieser Bewunderung durchaus im klaren; er ermißt ihre Ehrlichkeit danach, daß die Lady 17 Schilling für roten Samt ausgegeben hat, um sein Buch binden zu lassen, aber er schwimmt mit Freude in diesem Geplätscher. Die Aufnahme der Society bereitet ihm höchste Befriedigung. Daß sie ihm dennoch nur Mittel zum Zwecke ist, tritt an einer anderen Stelle desselben Briefes hervor: „Ich habe dieses Jahr in jeder Hinsicht großen Erfolg in der Gesellschaft gehabt . . . Ich mache meinen Weg leicht in den höchsten Kreisen, wo es keinen Neid, Bosheit usw. gibt und man gern bewundert und sich unterhalten läßt . . . Ich liege auch richtig in der Politik gleichwie in der Gesellschaft, da ich nun von einer sehr mächtigen Partei gestützt werde, die, wie ich denke, am Gewinnen ist[1]".

So oft man lesen kann, Disraeli habe sich mit seiner Bindung an die Konservative Partei aus Überzeugung für eine Sache entschieden, die ihm selber aussichtslos gegolten habe, dieser unbefangene Ausspruch beweist im Gegenteil, daß er sich den Konservativen anschloß im Glauben, mit ihnen an die Macht zu kommen. Als Disraeli sich 1832 zum ersten Male vor die Wähler stellte, war es ihm freilich anders erschienen. Damals war soeben das große Ereignis der englischen Innenpolitik erfolgt. Die Wahlreform, die den volkreichen Industriestädten endlich ihre angemessene Vertretung im Parlamente gab und mit den „rotten boroughs", den kaum bewohnten grundherrlichen Wahlflecken, auch dem ländlichen Adel die Möglichkeit nahm, unterm Scheine der Wahl seine Vertrauensleute ins Unterhaus zu schicken, leitet die Verbürgerlichung des Parlamentarismus ein. Nur durch die Macht des Reichtums und den gesellschaftlichen

[1] M-B. I, 250, 19. Juni 1834.



Einfluß kann die Aristokratie ihr Übergewicht fernerhin behaupten. Noch war es nur der vermögende Mittelstand, der am politischen Vorrecht teilnahm, aber die liberalen Losungsworte von gleicher Freiheit und gleichem Recht zeigten schon den Weg zur Massendemokratie des allgemeinen Stimmrechts. Wie sollten die überkommenen Parteien der Whigs und Tories, ihrem Ursprung und Wesen nach beide aristokratisch, sich zu dieser neuen Entwicklung stellen? Die Whigs hatten sich zunächst einen Vorsprung verschafft, indem sie die unvermeidlich gewordene Reform selbst in die Hand nahmen und durchsetzten. Sie durften hoffen, das kapitalistische Bürgertum an ihre Interessen zu binden und gerade dadurch die liberale Bewegung von der demokratischen Folgerung zurückzuhalten. In den Reihen des Liberalismus, wie er sich nunmehr herausbildete, mußte daher die entschlossen demokratische Gruppe, die Radikalen, ihren eigenen Standpunkt wahren. Die Tories hingegen, die selbst geneigt gewesen waren, sich die Sache der Reform anzueignen, waren nun in die Opposition gedrängt, sie vertraten das Land gegenüber der Stadt, Überlieferung und geschichtliche Daseinsformen gegen den wandlungssüchtigen Zeitgeist, bei ihnen fand sich alles zusammen, was in England den nationalen beharrenden Geist gegen die Ideologie der Französischen Revolution vertrat, die romantische Schwärmerei neben dem agrarischen Interesse. Wer die unterirdischen Strömungen des europäischen Geisteslebens beachtete, konnte die Zukunftsmöglichkeiten dieser Gesinnungskräfte wohl ahnen, die sich auf englischem Boden bereits zu regen begannen. Aber vorerst fand sich die Partei geschlagen und ratlos. So hat auch Disraeli sie beurteilt, als er 1832 zum Wahlkampf antrat, und sich mit dieser hoffnungslosen Sache nicht einlassen wollen. Vorher hatte er in seinem Roman „Der junge Herzog" mit einer Stelle, die später getilgt worden ist, beide Parteien verspottet. Die Tories verehren Ruinen, darunter „die Reste des Tempels der Unduldsamkeit", sie sind moralisch, die Whigs aber geben so gute Diners und sind besser angezogen. „Bin ich ein Whig oder ein Tory? Ich vergesse es . . . ich empfinde wie Garrick zwischen Tragödie und Komödie. Ich denke, ich werde jeden Abend abwechselnd ein Whig und ein Tory sein[1]." In seiner ersten politischen Flugschrift „England und Frankreich, zur Heilung der ministeriellen Gallomanie", die den franzosenfreundlichen Kurs der Whigregierung mit grobem Chauvinismus bekämpfte, erklärte er, weder ein Whig noch ein Tory zu sein. „Meine Politik wird mit einem Worte umschrieben, und das heißt England." Vor seinen Wählern aber gab er sich als Radikaler mit einem Empfehlungsbrief des irisch-katholischen Revolutionärs O'Connell. Der Jude mit dem aristokratischen Stammbaumstolz stellte sich als „Mann aus dem Volke" vor, und wahrscheinlich ist es bei seiner Art, daß er darunter heimlich sein auserwähltes Volk verstand[2]. Damals machte er sich die Losungen der Französischen Revolution zu eigen. Unter diesen politischen Zusammenhang gehört auch das „Revolutionäre Epos". In der großen Tagebuchaufzeichnung vom September 1833 nennt er sich einen „revolutionären Geist" im kontinentalen Sinne. Indessen von vornherein war nicht klar, ob er in seinem, dem väterlichen Landsitz benachbarten Wahlkreis als

[1] Raymond, S. 33 f.
[2] Raymond, S. 46.

radikaler Einzelgänger durchkommen könne. Bei diesem und den nächsten Versuchen mußte er sich bemühen, radikalen und konservativen Wählern gleichermaßen zu gefallen, ein Radikaltory und ein Toryradikaler, wie seine Gegner spotteten. Er selber hielt sich's offen und bekannte in seiner Flugschrift „Wer ist er?": „Einen Tory und einen Radikalen verstehe ich, einen Whig — einen demokratischen Aristokraten, kann ich nicht begreifen[1]." Wenn die Tories am aristokratischen Prinzip verzweifelten, dann sollten sie sich gegen die herrschende Partei mit den Radikalen zusammentun und eine Nationale Partei gründen. Trotz dieser Lehren scheint er sich schon damals an einem politischen Spiel hinter den Kulissen beteiligt zu haben, das die aristokratischen Tories und Whigs gegen die Radikalen zusammenführen sollte, eine Kombination, die sich später mehrfach wiederholte. Ja, er bekannte sich offen als Opportunist. Im nächsten Jahre setzte er den Wählern auseinander, daß ein Staatsmann das Geschöpf von Zeitgeist und Umständen sei, dessen Wandlungen man nicht zu neugierig untersuchen dürfe. Männer der Öffentlichkeit, heißt es da mit bemerkenswertem Zynismus, müßten ihre eigene Meinung den Leidenschaften der Menge unterordnen, da das Volk doch Führer brauche[2]. Binnen zwei Jahren war er bereits der Verfechter des aristokratischen Prinzips geworden. Hatte er vorher die Ansprüche von Stadt und Fabrik vertreten, so warb er nunmehr für das agrarische Interesse. Nachdem er zuerst noch gleichzeitig den radikalen Lord Durham und den konservativen Lord Lyndhurst umworben hatte, trat er endlich entschlossen bei den Tories ein. Er selbst soll erzählt haben, wie ihn Lord Lyndhurst dazu mit dem Hinweis bewog, daß, gerade weil die gescheiten jungen Leute den Radikalen zuliefen, auf der Toryseite das Bedürfnis nach Köpfen und die Aussicht für den Ehrgeiz um so größer sei[3]. Es wurde Disraeli nicht ganz leicht, das Mißtrauen vieler Konservativer, unter denen sich auch sein späterer Freund Lord Bentinck befand, gegen sein bewegliches Literatentum zu überwinden. Danach besaß er schließlich den Rückhalt einer zur Macht aufstrebenden Partei. Während das Whigregime erschlaffte und unbeliebt geworden war, hatten sich die Konservativen unter Sir Robert Peel gesammelt, dem bürgerlichen Staatsmann, der es als den Stolz seines Lebens erklärte, die Gentlemen von England zu führen. Mochte sein erstes Ministerium 1835 auch rasch wieder fallen, die Zukunft der Konservativen Partei war erkennbar geworden und Disraeli trat als ihr ideologischer Vorkämpfer in die Schranken. Er veröffentlichte 1836 ein politisches Buch „Verteidigung der englischen Verfassung", das eine Art Programmschrift der Konservativen sein sollte und ihm hohe Anerkennung von Peel einbrachte. Ohne Namen schrieb er die „Briefe von Runnymede" in der Times mit überaus gehässigen Angriffen auf die liberalen Gegner und einem schmeichlerischen Lobpreis Peels. Damals geriet er in jene persönliche Auseinandersetzung mit O'Connell, bei der dieser ihn — nicht als Juden, sondern zum Unterschiede von besseren Juden — „einen Abkömmling des unbußfertigen Schächers am Kreuze" nannte. Disraeli ging dagegen zunächst kavaliermäßig mit einer Forderung an O'Connells Sohn vor, um, damit abgewiesen, einen überaus wirksamen Antwortbrief zu schreiben. Aber

[1] M-B. I, 226. — [2] M-B. I, 271.
[3] Sir William Frazer, Disraeli in his day, London 1891, S. 72.

er übte auch fortgesetzte Rache, indem er in seinen anonymen Aufsätzen O'Connell mit Schmähungen überhäufte. Ganz planmäßig baute sich Disraeli in jenen Jahren seinen persönlichen und literarischen Beziehungskreis auf. Ende 1836 vermerkte er zufrieden in seinem Tagebuch: „Begründete mein Ansehen als großer politischer Schriftsteller durch die ‚Briefe von Runnymede', erneuerte meine Bekanntschaft mit Sir Robert Peel. Mein Einfluß wächst sehr durch das vollkommene Vertrauen Lyndhursts und meinen Erfolg als politischer Schriftsteller[1]." Nachdem Disraeli es viermal in verschiedenen Wahlkreisen vergeblich versucht hatte, gab ihm nun 1837 die allgemeine Neuwahl beim Regierungsantritt der Königin Viktoria die Gelegenheit zum Einsprung. Mehrere als sicher geltende Wahlkreise wurden ihm von den Konservativen angeboten, und in Maidstone erlangte er den Sitz mit Unterstützung des konservativen Abgeordneten Wyndham Lewis, der das andere Mandat des Wahlkreises schon innehatte. Es war aber — Sinnbild für die Art seines politischen Aufstiegs — Frau Wyndham Lewis, die das Verdienst in Anspruch nahm: „Merkt, was ich sage, merkt, was ich prophezeie: Mr. Disraeli wird in sehr wenigen Jahren einer der größten Männer seiner Zeit sein. Seine großen Gaben, unterstützt durch seine Freunde und Lord Chandos, mit Wyndhams Macht, ihn im Parlament zu halten, werden seinen Erfolg sichern. Man nennt ihn meinen parlamentarischen protégé[2]." Zwei einflußreiche Lords, ein unbedeutender reicher Mann und eine Strategin des Salons, das waren die Hilfstruppen, mit denen Disraeli siegreich durchbrach. Im Wahlkampf hatte es freilich einen leisen antisemitischen Unterton gegeben. Die Anhänger seines radikalen Mitbewerbers hatten ihn mit Zurufen wie „Alte Kleider" und „Shylock" begrüßt, der Gegner selbst hatte schüchtern ironisch nach der Aussprache seines Namens gefragt, worauf Disraeli plump antwortete, indem er die Aussprache des Namens Thompson in Zweifel zog.

Mit Frauengunst hatte Disraeli seine politische Stellung gewonnen. Eine Frau gab ihm nun materielle Unabhängigkeit. Wie seine Romanhelden ist er selbst durch die Ehe zu Wohlstand gekommen. Früher hatte er in den Briefen an seine Schwester immer mit dem Gedanken einer vornehmen Geldheirat gespielt, diese oder jene seiner Gönnerinnen in Betracht gezogen, aber spottend beteuert, er werde nie aus Liebe heiraten, denn das sei der sicherste Weg, um unglücklich zu werden. Als nach dem plötzlichen Tode seines Förderers Wyndham Lewis binnen kurzer Zeit aus dem Protegé ein neuer Ehemann der zehn Jahre älteren wohlhabenden Witwe wurde, konnte die Welt nicht anders denken, als daß es um ihres Geldes willen geschah. Die Frau selbst, die von ihm bezaubert war, hatte seine Werbung ebenso aufgefaßt, aber da hat Disraeli in einem merkwürdigen Briefe[3], worin Berechnung und Gefühlston unbestimmbar ineinanderfließen, sich von diesem Vorwurf zu reinigen versucht. Er gebe zu, sie zunächst „ohne romantische Gefühle" umworben zu haben, aber dann sei sein Herz gerührt worden und er suche nun die Kameradin seines Lebens in ihr. Merkwürdig aber ist, wie dem Seelengespräch eine nüchterne finanzielle Auseinandersetzung folgt. Das Einkommen, das sie ihm bieten könne, sei geringer, als er zuerst angenommen habe,

[1] M-B. I, 332. — [2] M-B. I, 376. — [3] M-B. II. 52,

es sei, gemessen an seinen Ansprüchen, bei weitem nicht hoch genug, um das Opfer seiner süßen Freiheit zu verdienen, denn er sei kein „pfennigloser Abenteurer". Damit hatte er ihre Bedenken zerstreut. Mary Anne Disraeli hat ihren Freunden immer lachend gesagt: „Dizzy heiratete mich wegen meines Geldes, aber wenn er wieder die Möglichkeit hätte, würde er mich aus Liebe heiraten[1]." Sie blieb von ihm bezaubert und widmete sich ihm ganz. Disraelis glückliche Ehe ist später von Freunden und Gegnern als Beweis seiner sittlichen Beständigkeit angesehen worden, vor allem der strenge Gladstone wurde durch diesen Eindruck entwaffnet. Der zweifelhafte Geruch wurzellosen Abenteurertums wurde dadurch von Disraeli genommen, als er die staatsmännische Laufbahn begann. Das eigene Haus und die 4000 £ im Jahr, die er so verächtlich abgetan hatte, befreiten ihn zum mindesten von der ständigen Gefahr, ins Schuldgefängnis zu kommen, und gaben ihm den festen Untergrund einer keineswegs kümmerlichen Lebensführung. Er brauchte nicht mehr zu schreiben für seinen Unterhalt. Nun gehörte er nicht nur als Gast zur englischen Gesellschaft, er war in die Familie aufgenommen. Disraelis jüdisches Selbstgefühl hat das Zweideutige seiner Verbindung mit einer arischen Frau nicht ohne leisen Triumph empfunden. Kurz nach der Heirat schrieb er einmal an seine Schwester: „Letzte Woche aßen wir en famille bei Mrs. Montefiore, ... Da waren Rothschilds, Montefiores, Alberts und Disraelis, nicht ein christlicher Name. Aber Mary-Anne trägt es wie eine Philosophin[2]." Da seine Ehe kinderlos blieb, wurde sein Rassegefühl in der eigenen Familie nicht auf die Probe gestellt. Wie lebendig der jüdische Blutstolz in ihm war, zeigte sich, als er Baron Lionel Rothschild zur Geburt eines Sohnes beglückwünschte: „Ich hoffe, er wird sich seiner reinen und heiligen Rasse und seiner schönen Brüder und Schwestern würdig erweisen[3]". In diesen Worten nimmt die Gedankenwelt Sidonias und Tancreds eine persönlich-familienhafte Farbe an.

Zu Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn lag es Disraeli fern, mit seinem Judentum hervorzutreten. Als bei einem Einzelgesetz zur konfessionellen Gleichberechtigung die Judenfrage aufgeworfen wurde, stimmte er ebenfalls dagegen. „Niemand sah auf mich", schrieb er zufrieden, „und mir war keineswegs unbehaglich, vielmehr stimmte ich in der Mehrheit mit äußerstem sangfroid." Er begriff wohl, daß es gescheiter war, sich nicht als Jude auffällig zu machen, wenn er seine persönliche Geltung durchsetzen wollte. Der Schwierigkeiten war er sich bewußt und hatte schon 1833 geschrieben[4]: „Ich könnte das Unterhaus beherrschen, obwohl zunächst ein großes Vorurteil gegen mich bestehen würde. Es ist die eifersüchtigste Versammlung der Welt." Aber die äußerliche Niederlage, die ihm sein erstes Auftreten im Parlament einbrachte, war doch von ihm selbst verursacht worden. Er hatte den Unterschied zwischen dem parlamentarischen Stil in seiner überlieferten Form und der Haltung von Literatur und Salon noch nicht gewürdigt. Durch den Haß gegen O'Connell ließ er sich zur ersten Rede bestimmen und wurde von seinen Gegnern niedergelacht. Die seltsam fremdartige Erscheinung in geckenhaftem Aufzug, die eigentümlichen Gebärden zur blumigen Bered-

[1] M-B. II, 53. — [2] M-B. II, 79 f., 18. Dezember 1839.
[3] M-B. II, 332, 3. Juli 1845.
[4] M-B. I, 236, große Tagebuchaufzeichnung.

samkeit erregten ein so unerbittliches Gelächter, daß er endlich weichen mußte, indem er mit bleichem Gesicht in den Saal schrie: „Ich setze mich jetzt, aber die Zeit wird kommen, da ihr mich hören werdet." Diese Entschlossenheit, der Eindruck seines Kampfwillens mußte gerade die ritterlichen Empfindungen germanischer Menschen in der englischen Oberschicht für ihn gewinnen. Dessen war er sich bewußt. Mochte die Ablehnung, die ihm begegnet war, eigentlich seinem fremden Wesen gelten, eine gewollte und grundsätzliche Verfemung des Juden lag darin nicht.

Bald durfte Disraeli mit gutem Erfolg eine zweite Rede halten, das Haus gewöhnte sich an ihn, und mit kluger Zurückhaltung konnte er in den nächsten Jahren seine parlamentarische Stellung begründen und befestigen. Er trat ganz in die Reihen der Konservativen Partei, indem er nur manchmal seine politische Unabhängigkeit zum Ausdruck brachte, wohlbedacht, daß sich kein Gegensatz daraus ergab. In diesem Rahmen hielten sich auch Disraelis Äußerungen zur sozialen Frage, die damals in revolutionäre Gärung überzugehen schien. Er hatte immer das Armengesetz von 1834 bekämpft, das mit seinem Arbeitshaussystem die notleidenden Massen härteren Bedingungen unterwarf als die elisabethanische Lehrlingsordnung, die damit aufgehoben worden war. Aber diese Kritik traf die Whigs und konnte den konservativen Parteizwecken dienen. Schwieriger wurde das Verhalten gegenüber der Chartistenbewegung. Als die aufgeregten Scharen des Proletariats 1839 ihr sogenanntes Volksparlament in London tagen ließen, mit ihrer bedrohlichen Agitation das ganze Land aufregten und jene Massenpetition zum Unterhause brachten, deren Hauptforderung das allgemeine Stimmrecht war, hat Disraeli zwar mit der Mehrheit für Abweisung gestimmt, aber die Gelegenheit wahrgenommen, sich als Freund der Arbeitersache herauszustellen. Mit einer Schärfe, die scheinbar gegen die Liberalen, tatsächlich auch gegen Teile der eigenen Partei gerichtet war, hat er die Alleinherrschaft des kapitalistischen Bürgertums, der middle-class, befehdet und betont, daß der irregeleiteten Massenerregung ein echter Notstand zugrunde liege, dem abgeholfen werden müsse. Er hat sich in der Folgezeit auch gegen die polizeiliche Unterdrückung gewandt. Disraeli bog diese demokratische Haltung geschickt mit der konservativen Parteilehre zusammen, indem er, das Bürgertum unbedenklich übergehend, erklärte: „Die Aristokratie ist die natürliche Führerschaft des Volkes, denn die Aristokratie und die arbeitende Bevölkerung bilden die Nation[1]." So hatte er sich der vornehmen Gesellschaft und dem aufstrebenden Proletariat gleichermaßen empfohlen und sich auf keine greifbare Forderung festgelegt. Dem Arbeiterführer Attwood, der seine Worte dankbar begrüßt hatte, schrieb er[2], sie seien sich einig, „daß die Einigung zwischen der Konservativen Partei und den radikalen Massen das einzige Mittel bietet, wodurch wir das Reich erhalten können". Seit er ins politische Leben eingetreten sei, habe er für nichts anderes gewirkt als für die Bildung einer solchen Nationalpartei. Er beruft sich auf Verstand und Geist der Engländer gegenüber der Gefahr, daß England vom Liberalismus „entnationalisiert" werde. Der nationale Charakter müsse das Reich retten. Es klingt manchmal wie ein Lassallescher

[1] M-B. II, 88.
[2] Ebenda.



Unterton in solchen Worten. War Disraeli ein englischer Lassalle, der einen Bismarck suchte, um als jüdischer Abenteurer seinen Weg zu machen, indem er sich den staatserhaltenden Kräften zum Bundesgenossen anbot? Ein solcher Vergleich würde die tatsächliche Spannung der Verhältnisse und die unmittelbare Absicht des Mannes sehr übertreiben. Noch bekannte sich Disraeli fast überschwenglich zur Führerschaft Sir Robert Peels, obwohl er den bürgerlichen Charakter dieses Staatsmannes längst durchschauen mußte, und pries ihn als Inbegriff wahren Engländertums. Es war ihm geglückt, zum engeren Kreis der Parteiführung herangezogen zu werden.

Nachdem Disraeli 1841 bei der Bildung des Peelschen Ministeriums übergangen worden war, übernahm er die neue Rolle eines Anwalts der wahren Volksbedürfnisse, eines Predigers der konservativen Idee gegenüber kurzsichtiger und grundsatzloser Tagespolitik. Seine einzigartige Gesprächskunst wurde ihm nun das politische Mittel, über die Gesellschaft jenen Einfluß zu gewinnen, den er im Parlament noch nicht errungen hatte. Der Vierzigjährige sammelte die jungen Leute um sich und reizte ihre hochfliegende Phantasie gegen die schwunglose Nüchternheit und grundsatzfremde Anpassung der Regierungspolitik auf. So zog er die Jungenglandgruppe an sich heran. Ein Kreis hoffnungsvoller Jugend aus der aristokratischen Oberschicht bekannte sich als persönliche Gefolgschaft des jüdischen Literaten, der im Namen Englands das Wort ergriff. George Smythe, der zukünftige Viscount Strangford, und John Manners, der zweite Sohn des Herzogs von Rutland, traten unter ihnen am meisten hervor, romantisch-idealistische Naturen, erfüllt von Träumen edlerer Vergangenheit, weder geistigselbständige noch politisch tatfähige Menschen, wie sich zeigen sollte, um so williger empfänglich für den Einfluß eines überlegenen Kopfes, der von Disraeli ausging. Ihm gaben sie den Rahmen für seine neue ideologische Wirksamkeit. Mochte die Gruppe immerhin belächelt werden, ihr Zusammenhalt, der persönliche und gesellschaftliche Rang der ihr Zugehörigen, deren unverfälschtes Engländertum keinen Zweifel litt, ließ den Wortführer selbst nicht als Einzelgänger erscheinen, gab seinen Lehren einen nationalen Widerhall.

Im Namen der konservativen Idee wollte Disraeli die Parteiführung an sich reißen. Während er als Politiker das Spiel um die Macht mit kühlstem Einsatz der Interessen vorbereitete und durchführte, nahm er als Literat die geistige Auseinandersetzung auf und bediente sich der schriftstellerischen Kunstform, die ihm geläufig war, um politische Wirkungen zu erlangen. Weder Flugschriften noch Abhandlungen hätten die breite Wirkung hervorrufen können wie die Romane „Coningsby", „Sybil" und „Tancred", mit denen er 1844—1847 an die Öffentlichkeit trat. In ihnen verband sich auf eine bisher unbekannte Weise die spannende Fabel und anregende Plauderei der Gesellschaftserzählung mit einer unterhaltsam, unverbindlich und doch anspruchsvoll vorgetragenen Ideologie. Immer hatte Disraeli das Pikante mit dem Mysteriösen zu mischen geliebt. Bewußt in allem wie er war, kannte er diese Technik seines literarischen Erfolges und vermochte sie seiner taktischen Berechnung nutzbar zu machen. Unverbindlich und unangreifbar auf dem Feld der politischen Verantwortung mußte die romanhaft eingekleidete Kritik verstanden werden, während die ideologische Propaganda

im Gewande dichterischer Schau das volle Pathos einer moralischen, ja religiösen nationalen Predigt erhielt. In der Gesellschaft, wo zugleich die politischen Beziehungen gesponnen wurden, konnte die Sensation nicht ausbleiben. Der in Literatur und Politik so wohlbekannte Verfasser, der aus seiner reichen Erfahrung ein reizvolles und anschauliches, durch viele persönliche Anspielungen sensationelles Bild des wirklichen Lebens gab, durfte auf Gehör rechnen, wenn er mitten im Geplätscher nichtiger Causerie seine Stimme zur Mahnung, Forderung und idealen Verkündigung erhob. Es reizte zu rätseln, was er eigentlich meine, der als englischer Patriot zugleich den semitischen Propheten spielte. Disraeli durfte es wagen, in dieser Umkleidung das Bekenntnis und Begehren seines Judentums auszusprechen. Die konservativ-nationalen Lehren, die er darbot, wurden deshalb nicht minder bereitwillig aufgenommen, sie wurden über den Tageserfolg hinaus als Inbegriff politischer Weltanschauung für die konservative Partei und die imperialistische Bewegung Englands anerkannt.

Überall in seiner Romantrilogie bezieht sich Disraeli auf die geistig-politischen Kämpfe, die England in jenen Jahren erfüllten, und das Wesentliche, das Wirksame seiner Ideologie ist der eigentümliche Einschlag, den er dem konservativ-romantischen Denken der Zeit gegeben, die Wendung, mit der er sie seinen Antrieben und Absichten dienstbar gemacht hat. Daran läßt sich dann ermessen, was die verbreitete Anerkennung seines Bildes für die politische Weltanschauung der Engländer besagen mußte.

Die parlamentarische Reform des Jahres 1832 wurde von den Zeitgenossen weit über ihre unmittelbare Bedeutung im politischen Geschehen hinaus als Durchbruch der liberal-bürgerlichen, der kapitalistischen, individualistischen und materialistischen Gesinnung zur Herrschaft über England erlebt. Darum kamen unmittelbar nach diesem äußeren Ereignis die geistigen Gegenströmungen empor, die bis dahin nur im Verborgenen angewachsen waren, und es ist auch verständlich, daß diese Auflehnung am stärksten in einem Bereiche erfolgte, der dem politischen Tageskampfe am fernsten lag, aber durch den geschichtlichen Zusammenhang des englischen Lebens doch tief von den Veränderungen im Staatswesen betroffen wurde, in der anglikanischen Kirche. England war noch vor kurzem ein konfessioneller Staat im engeren Sinne gewesen. Erst am Ende der zwanziger Jahre waren die Dissenter und Katholiken zu vollen Bürgerrechten angenommen und wahlfähig gemacht worden. Die Juden besaßen zwar das Wahlrecht, konnten indessen noch nicht ins Parlament eintreten, weil der nunmehr überkonfessionelle Staat ein formalchristlicher geblieben war und einen Glaubenseid von seinen Dienern und Vertretern verlangte. Diese Christlichkeit des Gemeinwesens, in vielen Formen und Überlieferungen bis heute festgehalten, wurde aber bereits damals als nur äußerlich empfunden. Fromme und strenge Christen sahen mit Kummer und Abscheu, daß „Gottes England", wie es in einer Hymne hieß, anstatt ein „neues Jerusalem", eine Theokratie zu werden, vom Geiste der Ketzerei geleitet würde und völlig verweltliche. Die Männer der Kirche fürchteten, der alte Bund zwischen Königtum und Priestertum werde bald durch Beschluß einer glaubenslosen Mehrheit aufgehoben werden, sie fanden aber nicht zuletzt ihre Kirche selbst ohnmächtig für diesen

Kampf, da sie ganz ermattet und verweltlicht schien und auch unter den Theologen die aufklärerische Gesinnung verbreitet war. Bei dem gesetzhaften und förmlichen, auf die sichtbare Ordnung von Gottesdienst und Sitte gerichteten Wesen der englischen Kirchenfrömmigkeit, die auch im Anglikanertum mit seinen katholischen Formen mehr dem Alten als dem Neuen Testament verwandt ist, war es natürlich, daß sich der Drang zur Erneuerung im stärksten Maße auf gottesdienstliche Formen richtete, auf die Wiederherstellung dessen, was die Theologen das göttliche Gesetz nannten, und auf die strenge hierarchische Rechtsform der Kirche selbst. So hat sich damals die Oxfordbewegung, von der altangesehenen Universität ausgehend, zu mächtigem Einfluß erhoben. Indem sie für Lehre und Leben der Kirche hinter die Aufklärung zurückging und die uralte Überlieferung greifbar zu machen suchte, die das englische nationale Kirchentum unmittelbar mit den Aposteln verknüpfen sollte, erschien bald der vorreformatorische Zustand, da die Kirche soviel mehr Macht über das Land besessen und die Gemeinde des Volkes noch durch kein Sektenwesen zerrissen war, als ein Wunschbild für die Gegenwart. Daraus folgte das Verhängnis der Bewegung, das von der Person ihres geistigen Leiters bestimmt wurde, John Henry Newmans, der im Jahre 1844 zur römischen Kirche übertrat und einige seiner bedeutendsten Anhänger mit sich zog. Bei der Mehrzahl freilich ist doch die romfeindliche Überlieferung der anglikanischen Nationalkirche siegreich geblieben. Wie der junge Gladstone bewahrten sie unter schweren inneren Kämpfen die kirchlich-ökumenische Haltung, die sie katholisch nannten und hielten die religiöse wie die nationale Verwerfung des päpstlichen Herrschaftsanspruches fest. Newman, der als Theologe durch seinen scharfsinnigen und schillernden Intellekt hervorstach, soll nach einer verbreiteten Legende jüdischer Abkunft gewesen sein. Deshalb ist er schon mit Disraeli in Zusammenhang gesehen worden[1]. Eine persönliche Beziehung zwischen beiden ist nicht erkennbar. Wohl aber zeigt sich in Disraelis Romanen der starke Eindruck, den die kirchliche Bewegung hervorgerufen hat. Er gibt im Gegensatz zu seinem späteren Verhalten große Vorliebe für die römische Kirche kund.

Man kann die Oxfordbewegung trotz ihrer unmittelbar englischen Verwurzelung als einen Schößling der katholisierenden Romantik Europas betrachten. Der romantisch-geschichtliche Zug ist es auch, den sie mit der politisch konservativen Bewegung gemeinsam hat. Ging das kirchliche Geschichtsbewußtsein auf Karl I., den Märtyrerkönig, zurück und trat für die Stuarts ein, die den alten Glauben gegen den aufklärerischen Geist verteidigt hatten, so begegnete diese Lehre dem Denken der Tories, dem die glorreiche Revolution von 1688 als Ursprung späteren Verfalls der ständisch-nationalen Gemeinschaft erschien und die Stuarts als Verteidiger eines sozialen Königtums gegen die Herrschaft selbstsüchtiger Interessen. Dies Geschichtsbild — heute in manchen Zügen von der Wissenschaft gerechtfertigt — kam damals freilich gegen die liberale Parteigeschichtsschreibung des glänzenden Macaulay nicht auf. Kräftiger entwickelte sich hingegen das romantische Denken am Widerspruch zum rationalistischen Zeitgeist. Die politischen Gegensätze wurden im Streit philosophischer Lehren ausgetragen.

[1] So etwa bei Speare: The political Novel, New York 1924. Ich verdanke die berichtigende Auskunft Herrn W. Euler.



John Stuart Mill, der ernsteste und echteste unter den liberalen Denkern des 19. Jahrhunderts, hat berichtet, ganz England sei um 1840 in zwei Lager gespalten gewesen, die Benthamiten und die Coleridgeaner[1]. Jeremy Bentham war der eigentliche Lehrmeister dieser Zeit, der Papst des Utilitarismus. Er prägte die Philosophie des Nutzens aus, die den englischen Charakter im 19. Jahrhundert so wesentlich gezeichnet hat, die Lehre vom größten Glück der größten Zahl, vom bürgerlichen Behagen als Maßstab aller Lebensdinge und vom Vorrang des Eigennutzes. Erst im Zusammenhang dieser alle geistigen und sittlichen Gehalte der Selbstsucht unterordnenden und damit leugnenden Weltanschauung hat die kapitalistische Nationalökonomie, während sie bei Adam Smith noch eine sittlich gebundene Wissenschaft war und Ordnungen des Gemeinwohls bejahte, jene Form eines hemmungslosen Mammonismus angenommen, die sich unter Berufung auf das angeblich unüberwindliche Naturgesetz jeder Verantwortung gegenüber Mensch und Volk entzog. Im utilitarischen Geiste wurde der politische Liberalismus eine Auflösung der Nation in lauter Einzelinteressen, unter denen die bloße Mehrheit entscheiden sollte, und eine Verleugnung des Staates als übergreifender Gesamtmacht. Dagegen ist Samuel Taylor Coleridge, der romantische Dichter, aufgetreten. Er hat die Lehre vom organischen Gemeinschaftsleben, das sich in der Geschichte entfaltet, von der Kraft des Geistes und seiner sittlichen Idee verkündet. Der platten Gemeinheit einer nur auf Vermehrung der Lust und Vermeidung des Schmerzes gerichteten Lebensweise, der Öde eines bindungslosen Einzeldaseins hat er die Würde und Wahrhaftigkeit des Glaubens an das höhere Lebensganze, das naturgemäße Wachstum und die göttliche Weltordnung verglichen. Wie schon Edmund Burke im Namen der geschichtlichen Verbundenheit aller Geschlechterketten eines Volkswesens den Naturrechtslehren der Französischen Revolution widersprach, haben Coleridge und Southey dem liberalen Gleichheitsgedanken die Forderung entgegengestellt, mit den Werten und Formen der Vergangenheit, Königtum, Kirche und Ständewesen die gesellschaftlichen Gebrechen der neuen Zeit zu bewältigen. Ihre politischen Grundsätze halten sich im Rahmen dessen, was die konservative Romantik Europas damals allgemein vertrat.

Coleridge hatte seine geistigen Waffen nicht selbst geschmiedet. Die idealistischen und romantischen Lehren der Deutschen hatte er nach England zu Hilfe gerufen, Kant und vor allem Herder waren seine Meister. Viel tiefer und selbständiger sind die deutschen Ideen, vor allem Goethes und Fichtes, von dem Manne vertreten worden, der die stärkere Wirkung in England ausüben sollte. Thomas Carlyle hat das konservative Denken von romantischer Befangenheit befreien, hat es zur revolutionären Erneuerungskraft und Entschlußbereitschaft erwecken wollen. Sein Verhältnis zur Geschichte ist dem romantischen entgegengesetzt. So lebhaft auch er die Werte der Überlieferung im konservativen Sinne bejaht, so entschieden ist sein Blick auf Wandel und Gestaltung gerichtet. Er hat die Lehre vom großen Menschen, vom Helden, vorgetragen, der das geschichtliche Werden bestimmt, weil er die schicksalsvolle Wirklichkeit bejaht. Nicht das romantisch gesehene Königtum preist er daher, sondern die großen einsamen

[1] Louis Cazamian, Le Roman Social en Angleterre, Paris 1904, S. 194.



Täter, einen Cromwell in England, einen Friedrich von Preußen. Wegen dieses eigentlich politischen Sinnes, der Idee und Tatsächlichkeit zusammenschaut, hat Carlyle auch die soziale Frage seiner Zeit mit dem unbestechlichen Blick für das Wesentliche angefaßt.

Seit den dreißiger Jahren trat in England das soziale Gewissen wieder öffentlich hervor. Jetzt wurden die furchtbaren Wirkungen eines sich selbst überlassenen Kapitalismus im Massenelend der Arbeiterschaft bekannt, die Untersuchungen des Parlaments beleuchteten grauenhafte Zustände. Nun traten die Sozialreformer hervor, an ihrer Spitze Lord Shaftesbury, dessen unermüdliche Bemühungen im Unterhaus die ersten wirksamen Arbeitsschutzgesetze zustande brachten. Schon ging eine Stimmung sozialen Mitleids auch durch die bürgerlichen Schichten, vor allem von christlichen Gruppen genährt, dann in hohem Grade durch die Schilderungen eines Dickens gefördert. Die Chartistenbewegung erschloß den Blick für die politische Gefahr der Gärung unter den Massen, und schon setzte jene Propaganda der liberalen Industriellen ein, die den Getreideschutzzoll als Ursache des Hungerelends unter den Armen anprangerte, um mit dem sozial gefaßten Gedanken der freien Wirtschaft dem sozialpolitischen Staatswillen zuvorzukommen. Carlyle hat — gerade das ist bezeichnend für seine Haltung — die Aufhebung der Kornzölle bejaht und sich gegen den agrarischen Interessenstandpunkt erklärt. Aber nicht hierin suchte er die Lösung der sozialen Frage, sondern im Aufbau einer neuen Lebensordnung aus Arbeit und Führertum. Diese Gedanken hat er nach mehreren früheren Schriften 1843 in seinem Buche „Vergangenheit und Gegenwart" (Past and Present) abschließend niedergelegt. Scheinbar ist auch sein Ansatz darin ein romantischer. Er vergleicht die religiös geschlossene Ordnung der alten Zeit, die einen jeden in gottgewollte Pflichten band und eben dadurch selbst dem Leibeigenen höhere sittliche Würde verlieh, mit der Gegenwart, deren Glaubenslosigkeit alle entfesselt und alle erniedrigt habe. Ein neuer Glaube an den göttlichen Willen in der Welt und eine neue opferbereite Hingabe an die Gemeinschaftspflichten sind die Grundlagen echten Wohlstandes; Arbeit im klaren Sinne der Werktätigkeit mit den Möglichkeiten der neuzeitlichen Technik ist das Mittel zur Verwirklichung dieser sittlichen Idee. Damit ist aller romantische Blick nach rückwärts aufgegeben. Die Gegenwart soll wie die Vergangenheit das Heil auf eigene Weise finden. Carlyle gibt dem englischen Volk in seiner Not alle Hoffnung, denn er schreibt ihm die unvergleichliche Tugend zu, schweigend tätig zu sein. Sein Losungswort für die sozialpolitische Zukunft heißt „Organisation der Arbeit", nicht im Sinne revolutionärer Selbsthilfe der Massen, sondern als Gliederung der Gesamtheit in Befehl und Gehorsam. Carlyle sieht die gesellschaftliche Volksordnung unter dem Bilde des Soldatentums, und das preußische Heer gilt ihm als Vorbild. So kommt er zu dem berühmt gewordenen Begriff der Industriehauptleute (Captains of Industry), der wirtschaftlichen Unternehmer als Führer der Arbeiterschaft, und von diesem Grundsatz echter Führung durch Leistung her beurteilt er die Zukunft der Aristokratie. Nur indem er seine ererbten Mittel im Dienste der Gesamtheit zielweisend einsetzt darf der alte Grundadel noch einen Führungsanspruch geltend machen. Ist Carlyles Gedanke im Innern die soldatische Arbeitsordnung, so entwickelt er nach

außen das Ziel einer arbeitenden Welteroberung. Die englische Nation soll ihrer Übervölkerung Herr werden, indem sie ihre Kinder als Kolonisatoren hinausschickt. Die Blutsgemeinschaft werde dann von selbst eine überseeische Gesamtwirtschaft für das eigene Volk erzeugen, wie sie von den Liberalen aus Harmonie der Menschheitsinteressen erträumt wird. Hier also hat der Machtwille des britischen Weltreichs seine echte Begründung mit dem Ziel eines siedlerisch erschlossenen Lebensraums erhalten. Carlyle ist erst allmählich mit diesen seinen Plänen anerkannt worden. Die nicht logische, sondern dichterische und seherische Form, in der er sich ausgesprochen hat, mag die Aufnahme seiner Gedanken erschwert haben. Aber selbst dort, wo die sittliche Predigt und politische Forderung von ihm übernommen wurde, ist ihr wahrer und tiefer Sinn nicht verstanden worden. Ein verhängnisvoller Vorgang in der englischen Geistesgeschichte war die Umprägung, wie sie Carlyles Lehren durch Disraeli erfahren haben.

Schon in den Zeitungsaufsätzen der dreißiger Jahre finden sich bei Disraeli Sätze, die fast wörtlich aus Carlyles frühen Schriften übernommen scheinen. Die Auseinandersetzung mit dem utilitarischen Zeitgeist, mit der bürgerlich-geschäftlichen Weltbetrachtung wird wohl in Carlylesche Formeln gekleidet[1]. Aber die toristische Parteidoktrin, wie er sie in seinem Buche „Verteidigung der britischen Verfassung" oder in den Aufsätzen über „Whigs und Whiggismus" entwickelte, gehört mehr in den Zusammenhang der romantisch-geschichtlichen Anschauungen. Auch Disraeli hat die Nation als Erzeugnis der Geschichte dargestellt und daraus die Rechte der alterwachsenen ständigen Mächte abgeleitet. Er verteidigte das Oberhaus gegen die Angriffe der Radikalen und begründete den Führungsanspruch des Grundadels aus der Überlieferung wie der gesellschaftlichen Stellung, die ihn ganz anders verantwortlich vor der Nation erscheinen ließen als die namenlose Menge des Bürgertums. Aber wie er die Volksverbundenheit der englischen Adelsverfassung pries, suchte er zu zeigen, daß gerade eine aristokratisch-konservative Politik besonders geeignet sei, die Interessen der breiten Schichten und damit die wahre demokratische Sache zu vertreten. Diese Behauptung verband Disraeli mit seiner Geschichtstheorie, die den Whigs das Streben nach einer „venetianischen Verfassung" an Stelle der bestehenden englischen vorwarf. Sie hätten durch ihre Beschränkung der Königsmacht eine Oligarchie der großen Interessenten begründen wollen, während die Tories mit dem Königtum und den Massen zugleich gegangen wären. Es ist ersichtlich, wie sehr Disraeli seinen politischen Erfolg in der Geschicklichkeit sucht, womit er sich einer der beiden überkommenen Adelsparteien zur Verfügung stellt und sich gleichzeitig im Streit mit den Radikalen, von denen er herkam, als Sachwalter des Volkes ausgibt. Sozialpolitisch bleibt diese Lehre unverbindlich, und es entspricht seiner Haltung, wenn er sich als Helden der Parteigeschichte Lord Bolingbroke wählte, den Politiker und Schriftsteller aus dem frühen 18. Jahrhundert, den er freilich idealisierte, indem er Bolingbrokes Lehre vom patriotischen Königtum hervorhob, die abenteuerliche, von Ehrgeiz und Eigensucht mannigfach befleckte Laufbahn des Politikers beschönigte. Der konservative Imperialismus, den Disraeli damals verfocht, hat

[1] Beispiele s. Morris Edmund Speare, „The Political Novel", New York 1924, S. 165 f.



durchaus beharrende Züge. Oft genug hebt er hervor, daß die inneren Parteistreitigkeiten Englands den Bestand seines Weltreichs gefährden. Er verwirft die seit dem Verlust Amerikas um sich greifende Meinung, als sei der Kolonialbesitz auf die Dauer nicht haltbar, bekämpft aber die Versuche, aus der amerikanischen Erfahrung zu lernen und dem angelsächsischen und französischen Siedlertum in Kanada durch Selbstverwaltung die Reichsfreudigkeit zurückzugeben. Er vertritt den einfachen Herrschaftsgedanken des britischen Inselvolkes, den er vor allem gegenüber Irland schroff herausstreicht. „Gerechtigkeit für Irland wird am besten gesichert sein, wenn man England Gerechtigkeit erweist. Das Volk Englands schuf das Reich." Er vergleicht das Britische Reich mit Rom und Karthago, um zu finden, daß nichts in der Weltgeschichte, geschweige denn in der Gegenwart ihm ebenbürtig sei[1].

Disraeli huldigte der Herrenschicht und dem Reichsgedanken, sein Judentum verschwand ganz im Britentum. So konnte er sich als Programmatiker der nationalen Partei anbieten, die er den Konservativen als Wunschbild vorhielt. Ein halbes Jahrzehnt später hat er seine Absicht auszuführen begonnen. Disraeli selbst hat 1870 in der Einführung zur Gesamtausgabe seiner Schriften[2] „Coningsby", „Sybil" und „Tancred" als eine Trilogie bezeichnet, die den ganzen Umkreis der politischen Lebensfragen Englands erfassen sollte, und er hat sich auf dem Höhepunkt seines Lebens zu ihrem Inhalt bejahend bekannt, während er „Vivian Grey" und „Contarini Fleming" selbst als unreife Jugendarbeiten entschuldigte. Die politische Romantrilogie also ist das Selbstzeugnis des reifen Disraeli, sie enthält den Inbegriff jener Weltanschauung und politischen Lehre, die er dem englischen Volke zugedacht hat und die im Laufe der Jahrzehnte bereitwillig aufgenommen worden ist. Zum Unterschied von der persönlichen Trilogie, die er selbst 1833 als Darstellung seines Innern bezeichnet hatte, hat Disraeli in der politischen Trilogie die unmittelbare Selbstbespiegelung aufgegeben — die Gestalt Sidonias kann nicht als solche verstanden werden. Auch diesmal beruhte der unmittelbare Erfolg großenteils darauf, daß die breite Leserschaft Schlüsselromane vor sich zu haben meinte, deren Enträtselung sensationell erschien. Es ist Disraeli dabei gelungen, was er zu sagen hatte in eine höchst wirksame anschauliche Lebensschilderung einzukleiden. Die Gesellschaftskritik, die Handlung und auch das Bild des Orients sind von den Übertreibungen, den Albernheiten befreit, die seine früheren Bücher für jeden feineren Geschmack unleidlich machen mußten. Erst bei näherem Zusehen gewahrt man die Fragwürdigkeit der Fabel, des Menschenbildes und des Ideengehalts, den völlig undichterischen Literaturcharakter und die doppeldeutige Wirkungsabsicht dieser Werke. Jedes von ihnen zeigt im Mittelpunkt einen jungen Aristokraten, dessen ideales Streben der nationalen Erneuerung Englands gilt und dessen Person mit ihrem Schicksal beispielhaft für die gemeinte Lehre einsteht, deren Sinn gleichsam beiläufig in den Gesprächen erläutert wird. Diese Unterhaltungen und die Beschreibung des gesellschaftlichen Treibens nutzen mit scharfer Beobachtung die Erfahrungen, die der Verfasser inzwischen innerhalb der wirklichen Gesellschaft hat sammeln können,

[1] Rühl, Disraelis Imperialismus, S. 33 und 31, zum Ganzen vgl. M-B. I, S. 307—16.
[2] Bradenham Edition, Bd. I.

und diese Anschaulichkeit des Zeitbildes gibt dem Leser von vornherein Vertrauen, läßt ihn den ideologischen Aussprüchen und Auseinandersetzungen leichter folgen, zumal diese fast immer so wohlberechnet eingeflochten sind, daß es offen bleibt, ob sie als gültige Lehre gemeint sind oder zur Charakterzeichnung gehören. Am meisten spürbar wird diese Zweideutigkeit im „Tancred", offenbar eben deshalb, weil darin das jüdische Bekenntnis Disraelis durch gewinnende Einkleidung dem englischen Bewußtsein annehmbar gemacht werden soll. Überhaupt nimmt dieser dritte Roman einen besonderen Platz neben den beiden anderen ein. „Coningsby" und „Sybil" behandeln die unmittelbaren Ereignisse und Fragen der englischen Tagespolitik, Parteientwicklung und Sozialreform. Im „Tancred" sollen vor dem Hintergrunde des Orients die Grundgehalte der Weltanschauung und die Fernziele des Machtwillens enthüllt werden. „Tancred" wurde von Disraeli abgeschlossen, als er aus dem Kampfe gegen Sir Robert Peel, dessen Vorzeichen in „Coningsby" und „Sybil" sichtbar wurden, siegreich hervorgegangen war.

In der Widmung des ersten der drei Bücher „Coningsby oder die neue Generation" an einen Freund aus dem Jungenglandkreise wird die erzieherische Absicht deutlich ausgesprochen, es sollte die Entwicklung eines neuen, besseren England aufgewiesen werden. Unverkennbar ist hier, daß Disraeli Carlyle vor Augen gehabt hat. Die Fabel des Romans beruht auf der Fehde zwischen dem alten Landadel und dem neuen Industrieherrentum. Sie schildert die Aussöhnung durch eine Jugend, die an das nationale Führertum glaubt. Coningsby ist der Enkel des Lord Monmouth, für den das politische Lebensziel sich im Streben nach einer Herzogskrone erschöpft, er wird von seinem Großvater zur politischen Laufbahn bestimmt. Nun hat er aber in Eton den jungen Millbank zum Freunde gewonnen, dessen Vater, das Vorbild eines durch Tüchtigkeit emporgekommenen Fabrikanten, mit dem alten Monmouth verfeindet ist. Coningsby versöhnt den gesellschaftlich-politischen Gegensatz in sich, indem er Millbanks Tochter liebt, er sagt dem geltenden Parteiwesen ab, wird deshalb von seinem Großvater enterbt und muß sich, da er nur über 10 000 £ Vermögen verfügt, wie der junge Disraeli dem Juristenberuf als Broterwerb und politischer Laufbahn zuwenden. Aber dann gleitet die Handlung durch allerlei Wechselfälle zum glücklichen Ende. Der alte Monmouth stirbt, Coningsby gewinnt auch seinen Reichtum zurück, er wird von Millbank als Wahlkandidat aufgestellt und vermählt sich mit der Fabrikantentochter.

Der gesellschaftliche Widerstreit zwischen Grundherrentum und Arbeitsadel wird in „Coningsby" als letzter Nachhall der Auseinandersetzung zwischen der normannischen und der sächsischen Schicht in England aufgefaßt, die endlich zur nationalen Einheit verschmolzen werden sollen. Von hier aus wird die Kritik an der herrschenden Aristokratie angesetzt, deren Stolz auf uralte geschichtliche Abkunft insofern hohl erscheint, als sie das normannische Erbe nur äußerlich innehält, tatsächlich aber mit wenigen Ausnahmen Besitz und Rang erst von der Reformationszeit datieren kann. Der Fabrikant Millbank nimmt geradezu das ältere sächsische Blut für seinesgleichen in Anspruch, indem er die Frage nach der echten, der „natürlichen Aristokratie" aufwirft, in welcher die Führungsfähigkeit

der Nation sich verkörpern soll. Ganz im Sinne Carlyles läßt Disraeli seinen Coningsby die Arbeitswelt von Manchester erleben mit ihrem Gegensatz zum müßigen Treiben einer Adelsumgebung, unter deren Schatten die Rigby, Taper und Tadpole, die politischen Postenjäger, die Schwindler, Schwätzer und Spekulanten, sich breitmachen können. Mit dieser Schilderung hat Disraeli gewiß seinen adligen Gönnern nicht geschmeichelt, und er hat seine agrarfeudale Einseitigkeit offensichtlich aufgegeben. Aber er zeigt noch einen anderen Adelskreis um das Haus Beaumanoir, reich, klug und sittlich, gebildet und aufgeschlossen. Er führt die Jugend vor, die als neue Generation von den reinsten Antrieben bewegt und zum Größten berufen ist. In ihr hat er seine Jungenglandfreunde idealisiert. Sie verhält sich zu allen bestehenden Parteien kritisch. Dabei wird der venetianisch-oligarchische Charakter der Whigs abermals geschichtlich untermalt. Doch viel schärfer trifft das Urteil die Tories, Disraelis eigene Partei, in ihrer Entwicklung seit der Wahlreform. Ihr Wesen, sagt einer der Jungen, besteht darin, keiner Veränderung im Staate zuzustimmen, bis diese lärmend fortgesetzt wird, um dann augenblicklich nachzugeben. Das sollte man konzessionäre, nicht konservative Prinzipien nennen. „Aber wo ist unter diesen Konservativen ein Staatsmann, der uns ein Dogma als Leitstern (guide) bietet oder eine große politische Wahrheit aufstellt, die wir zu verwirklichen streben sollten?“[1] Diese Sätze werden schon unmittelbar gegen Sir Robert Peel gerichtet. Von ihm heißt es, er habe versucht, eine Partei ohne Prinzipien aufzubauen, sein Verhalten wird mit der Formel umschrieben: Tory men, Whig measures, Torymänner und Whigtaten. Der Roman in seiner scheinbar versachlichten Form erprobt sich als geschickteste Form des persönlichen Angriffs.

Die Kernfrage einer konservativen Partei findet Disraeli in dem Zweifel, was eigentlich erhalten werden solle („what will you conserve?“)[2]. Gegen Ende der Erzählung faßt Coningsby im Gespräch mit dem alten Millbank sein politisches Bekenntnis zusammen[3]. Es müsse eine Politik (polity) geben, „die unseren Gesetzen, unseren Einrichtungen, unseren Gefühlen, unseren Umgangsformen (manners), unseren Überlieferungen gemäß ist, großer Ziele fähig ist und sich an hohe Gefühle wendet, eine Politik, die nach meiner Meinung die Regierung zum Gegenstand nationaler Verehrung machen, die parteiliche Entartung (sectional anomalies) beenden, die religiöse Erhitzung beschwichtigen und den Chartismus auslöschen würde“. Eine mehr rednerische als inhaltsvolle Zielweisung, wie es scheint. Sie wird erläutert, indem — eher romantisch denn auf Carlylesche Weise gesehen — die Bedeutung der Kirche dargestellt wird als „das Medium, wodurch die verachteten und erniedrigten Klassen die angeborene Gleichheit des Menschen behaupten und Recht und Macht der Intelligenz (intellect) verteidigen“. Noch seien trotz aller Beraubung und Entkräftung die Grundlagen des kirchlichen Gemeinschaftslebens als die wahren Stützen gesellschaftlicher Ordnung vorhanden. Die Kirche könne sich erneuern, denn der Utilitarismus, der wie ein Hagelsturm die Philosophie erschütterte, sei nun tot. Auf die nüchterne Frage, wem er das Steuerrecht, dieses Heiligtum der englischen Verfassung, übertragen wolle, weicht Coningsby aus. Aber mit Klarheit bestreitet er die Ansprüche des Unter-

[1] Buch III, Kap. 5. — [2] II, 1. — [3] VII, 2.

hauses. Der Parlamentarier Disraeli, dem der Abgeordnetensitz die Erfüllung seines Ehrgeizes bedeutete, erklärt sich verachtungsvoll gegen das Parlament. Die von einer begrenzten Schicht gewählte Versammlung sei keine Volksvertretung. Aber dann wendet sich der schon aus seinen Flugschriften geläufige Gedankengang, den man eigentlich reaktionär zu nennen geneigt ist, mit Unbefangenheit ins Revolutionäre. Es müsse eine politische Form entstehen, die nicht im Aristoteles oder den germanischen Wäldern des Tacitus noch im angelsächsischen Witenagemot oder den Parlamenten der Plantagenetzeit, kurz nicht in der Überlieferung des britischen Parlamentarismus gefunden werde. Parlamentarische Vertretung sei der glückliche Fund einer weniger zivilisierten Zeit gewesen, als eine Führerschicht das Gemeinwesen beherrschte. „Jetzt ist die öffentliche Meinung souverän, und die öffentliche Meinung spricht im Druck. Die Vertretung durch die Presse ist weit vollständiger als die Vertretung durch das Parlament." Da ist der Literat Disraeli unvermerkt im Politiker durchgebrochen und hat das ganze Gewebe seiner geschichtlich konservativen Grundsätze spielend zerstört. Die politisch entscheidende Frage, wo der bestimmende Wille im Staate seinen Ort habe, ist vorweg entschlossen beantwortet worden: „Das Unterhaus ist das Haus einiger Weniger, der Souverän ist der Souverän für alle. Der wirkliche Führer des Volkes ist der Einzelne, der auf dem Throne sitzt."

Millbank erklärt, er hege nun unbegrenztes Vertrauen für die junge Generation. Wir hingegen sind geneigt, dem Zweifel nachzugehen, was Disraeli mit dieser Lehre eigentlich gewollt hat. Das einzige an ihr, was greifbar bleibt, ist das monarchische Führertum. Wenn wir auf das Gespräch zurückgehen, in dem Coningsby seine politische Weisheit von Sidonia empfängt[1], finden wir die Aufgabe der Druckerpresse noch höher gerühmt. „Sie übernimmt zum großen Teile die Pflichten des Souveräns, des Priesters, des Parlaments, sie überwacht, sie erzieht, sie diskutiert. Diese öffentliche Meinung erscheint, wenn sie auftritt, in einer Gestalt, die keine Klassenbindungen hat. In einer aufgeklärten Zeit wird der Herrscher auf dem Throne, frei von gewöhnlichen Vorurteilen und verderbten Interessen der Untertanen, wiederum göttlich." Diese Stelle empfängt ihren vollen Reiz erst, wenn man würdigt, daß sie auf das Vorbild eines zeitgenössischen Herrschers gemünzt ist, des französischen Bürgerkönigs Louis Philippe, dem Sidonia hier voraussagt, er werde, indem er seinen Thron behaupte, den Fortschritt der Zivilisation zur reinen Monarchie erweisen. Die politische Doktrin und das zeitliche Vorbild dieser konservativen Botschaft sind im Liberalismus aufgegangen. Das also ist aus Carlyles Idee des schweigenden Gehorsams geworden: die Führung, die durch Diskussion der zeitungsöffentlichen Meinung entsteht. Es hieße Sidonia-Disraeli gröblich mißverstehen, wenn man schließen wollte, er habe sich von der politischen Führung eine rationalistische Ansicht gebildet. Im Gegenteil ist es gerade der Versuch einer solchen Rationalisierung des öffentlichen Lebens, den er dem Utilitarismus der Zeit zum Vorwurf macht. Man habe die Gesellschaft auf materielle, insbesondere wirtschaftlich zweckhafte Beweggründe und Berechnungen einrichten wollen, und das habe versagen müssen. Nicht aus Vernunft seien die großen Ereignisse und Taten der Geschichte hervorgegangen,

[1] V, 8.

am wenigsten die Französische Revolution: „Der Mensch ist wahrhaft groß nur, wenn er aus Leidenschaft handelt, ist niemals unwiderstehlich, als wenn er die Einbildungskraft erregt." Denn dies sei das ewige Naturgesetz: „Der Mensch ist gemacht, um anzubeten und zu gehorchen; aber wenn man ihm nicht befehlen will, wenn man ihm nichts zu verehren gibt, dann wird er sich seine eigenen Gottheiten zurechtmachen und einen Häuptling in seinen eigenen Leidenschaften finden."[1] Es ist die Lehre von der Vollmacht des großen Einzelmenschen, die Disraeli bei Carlyle gefunden hat. Wird ihm die Wirksamkeit des Zeitgeistes (Spirit of the Age) entgegengehalten, so antwortet er: „Der Geist der Zeit ist gerade das, was ein großer Mann wandelt." Coningsby meint, der große Mann bediene sich wohl des Zeitgeistes. „Parvenüs tun das", sagt Sidonia verächtlich, „aber nicht Propheten, große Gesetzgeber, große Eroberer. Sie zerstören und schaffen." Gerade jetzt bedürfe es eines solchen. Vom Throne bis zur Hütte verlangen alle nach Führung. „Man gebe den Monarchen Verfassungen, um sie Souveränität zu lehren und den Nationen Sonntagsschulen, um ihnen Glauben einzuflößen." Gegenüber der öffentlichen Meinung sei ein Individuum göttlich[1]. Und dann preist er den Genius der Jugend, der das Größte vollbringt. Hier spüren wir wirklich Carlyles Führergedanken, nicht nur die Worte „Helden und Heldenverehrung" klingen an. Aber wir sehen auch den inneren Bruch, den schillernden Charakter dieser Lehren. Fragt man nach der politischen Anwendung, dann stellt die öffentliche Meinung der Presse und Louis Philippe sich ein, sucht man ein Wunschbild, so steigen die jungen Helden der Weltgeschichte auf. Zwischen beiden schillert die Weisheit Sidonia-Disraelis. Soviel indessen läßt sich sofort erkennen. Die Gestalt des Führers und Helden ist bei Disraeli ganz individualistisch gefaßt, ohne den Zusammenhang mit der Gemeinschaft und der Sache, in deren Erfüllung erst Größe entsteht. Carlyles sittliche Lehre vom großen Manne ist ins Ästhetische gewendet, sie ist damit auch politisch unverbindlich und zweideutig geworden.

Hat sich vielleicht ein cäsarisches Gelüsten Disraelis so schillernd verkleidet? Wir richten den Blick auf die Gestalt des Mannes, dem alle diese Lehren in den Mund gelegt werden, des Juden Sidonia. Er und nicht Coningsby ist der Mittelpunkt des Romans, um seinetwillen ist das Buch geschrieben worden. Als sein hingegebener Schüler wird Coningsby dargestellt, etwas einfältig manchmal wie in der Szene[2], wo er Sidonia gesteht: „Ich möchte gern ein großer Mann sein!" Sidonia rät ihm „mit einer Stimme von fast feierlicher Melodie", sich große Gedanken anzueignen: „An das Heldenhafte glauben macht Helden." Coningsby bricht in Bewunderung aus: „Sie erscheinen mir als ein Held." Doch Sidonia erwidert: „Ich bin und muß immer bleiben ein Träumer von Träumen." Hier hat Disraeli sein eigenes Verhältnis zum Jungenglandkreis umschrieben, nicht ohne Ironie für die nordischen Jünglinge, undurchsichtig in seiner eigenen Haltung. Auf Disraeli selbst nur können die Worte Sidonias bezogen werden: „Wenn man ihn um eine Meinung bedrängte, nahm er seine Zuflucht zum Gespött oder holte irgendein ernsthaftes Paradoxon hervor, mit dem man schwer fertig werden

[1] III, 1. — [2] III, 1.

konnte."[1] Aber war nicht gerade dies der einzig mögliche Weg, um dem selbstbewußten Engländertum eine jüdische Führerschaft aufzudrängen?

Soviel Sidonia von Disraelis Zügen mitbekommen hat, nicht weniger ist ihm von Rothschild beigelegt worden. Disraeli war über das Bedürfnis bloßer Selbstbekenntnisse hinaus, er kannte nun auch die Gefahr, sich zu entlarven. Mit dem Bilde Sidonias hatte er überdies mehr im Sinn. Sidonia ist der Jude, der alles hat und alles kann, ins Übermenschliche gesteigert. Aus sephardischem Blute, spanischem Adel stammend, aber als Engländer aufgezogen, ist er der große Kapitalist, dessen Reichtum unbegrenzt erscheint, dessen Macht die ganze Welt umfaßt. Nicht weniger weltumfassend, im Besitze des Erbes aller Zeiten, ist seine geistige Bildung, und körperlich verfügt er über eine unerschütterliche Gesundheit wie außerordentliche Kräfte. Im funkelnden Gespräch der vornehmen Gesellschaft und als Rennreiter auf seinem Wunderpferd „Sternentochter" ist er so überlegen wie im rechnenden Geschäft. Er steht jenseits aller menschlichen und volklichen Gemeinschaft. Disraeli hat den ahasverischen Wesenszug dieser Verkörperung des internationalen Judentums keineswegs verwischt. Seine Charakterschilderung[2] hat nahezu etwas Abschreckendes: Sidonia „sah auf das Leben mit einem Blicke eher der Neugier als der Befriedigung. Seine Religion schloß ihn von den Aufgaben eines Staatsbürgers aus, sein Reichtum beraubte ihn der antreibenden Sorgen anderer Menschen. Er betrachtete sich als ein einsames Wesen, ohne Sorgen und ohne Pflichten". Doch hätte er unabhängig von Glauben, Vaterland und Charakter eine Quelle des Glückes in der Empfindsamkeit des Herzens finden können. „Aber das war für Sidonia ein versiegelter Brunnen. In seiner Anlage war eine Besonderheit, vielleicht ein großer Mangel, er war ein Mann ohne Liebe (affections)." Großer Ergriffenheit bedeutender Wohltaten, hoher Selbstlosigkeit fähig, habe er keine Beziehung zum einzelnen Menschen gehabt. „Die Frau war ihm ein Spielzeug, der Mann eine Maschine." Mit einigem Aufwand von Sentimentalität verweilt Disraeli bei der ehelichen Gemeinschaft, die dem großen Einzelgänger versagt geblieben sei (von dem er freilich an anderer Stelle[3] berichtet, er habe eine unerschöpfliche Kenntnis des weiblichen Wesens in Geschichte und Gegenwart gezeigt und sich unermüdlich damit abgegeben). „Die einzige menschliche Fähigkeit, die Sidonia fesselte, war die Intelligenz (intellect)." Für Wissenschaft, Kunst, Schriftstellerei habe er alles getan. Politisch aber sei er nicht nur mit den Herrschenden aller Welt, sondern mit allen unterirdischen Kräften von rechts und links verbunden gewesen und habe mit Genuß die geheimen Ursprünge des Geschehens durchschaut. Diese Fähigkeit und die daraus entspringende Macht habe er seinem Lehrer verdankt, von dem es heißt: „Als Jesuit vor der Revolution, danach ein verbannter liberaler Führer, jetzt Mitglied der spanischen Cortes war Rebello immer ein Jude." Auch hier ist es das beziehungslose intellektuelle Spiel, das Sidonias Leben beherrscht und in dem sich der Trieb seines Blutes erfüllen muß. In seinem innersten Wesen ist Disraelis Sidonia ein Wüstenmensch. „Mit einer Einbildungskraft so wild wie seine heimische Wüste und einem Verstand so licht wie sein heimischer Himmel fehlten ihm wie

[1] Segalowitsch, S. 26 f. — [2] IV, 10. — [3] VI, 2.

jenem Lande der milde Tau, ohne den der Boden unfruchtbar bleibt, und der Sonnenstrahl, ebensooft ein Bote der Pest wie ein Engel verjüngender Gnade." An diesen Worten läßt sich der innere Zwiespalt spüren, mit dem Disraeli, der Jude englischer Erziehung, dieses Sinnbild seiner Rasse dargestellt hat. Offenbar will er ihn zugleich als den großen Ausnahmefall angesehen wissen. „Solch eine Wesensart, obwohl selten, ist dem Osten eigentümlich." Aus der Wüste kommen die alten Großkönige, die Propheten, die Tatarenkhane, und auch der große Korse habe durch den orientalischen Einschlag am Mittelmeer wohl arabisches Blut mitbekommen. Diese Anlage, die Eroberern und Gesetzgebern gemäß ist, „verhängt in gewöhnlichen Zeiten und Lagen über ihren Besitzer nur exzentrische Verwirrungen oder tiefe Melancholie". War nicht Disraeli selbst ein Sonderling mit schwermütigem Gehaben?

Dieser jüdischen Gestalt also, deren vollkommene Fremdheit so stark gezeichnet ist, wird die Botschaft einer nationalen Erneuerung Englands in den Mund gelegt. Wie die englische Gesellschaft dem internationalen Juden schlechterdings unterworfen erscheint, so muß die Jugend ihn gar als ihren Meister anerkennen. Disraeli hat diese Spannung nicht übersehen, er hat die Frage nach dem Verhältnis von Judentum und Engländertum bewußt aufgeworfen und eine bestimmte Entscheidung angezeigt. Das 15. Kapitel des 4. Buches behandelt sowohl die äußere Seite der Judenemanzipation als ihren inneren Rassenzusammenhang.

Sidonia soll dem Staate Geld gewähren und ruft aus: „Kann etwas widersinniger sein, als daß eine Nation sich an einen Einzelnen wendet, um ihren Kredit zu erhalten und mit ihrem Kredit ihr Dasein als Reich und ihren Wohlstand als Volk, während ihre Gesetze diesem Einzelnen die stolzesten Bürgerrechte weigern, im Senat zu sitzen und Land zu erwerben?" Wisse er doch, daß er die Grundstücke, die er in England erworben habe, eigentlich gar nicht besitzen dürfe. Coningsby meint, ein so unliberales Gesetz werde leicht abzuschaffen sein. Aber Sidonia weist ihn damit ab: „O! gegen Illiberalismus habe ich nichts, wenn er nur ein Element der Macht bedeutet. Vermeiden wir politische Sentimentalität! Ich behaupte, daß, wenn man Menschen erlaubt, ein Vermögen anzusammeln und sie diese Erlaubnis in großem Umfang benutzen, Macht untrennbar mit diesem Eigentum verbunden ist; und es ist im höchsten Grade unpolitisch, es einer mächtigen Schicht (class) zum Interesse werden zu lassen, daß sie die Einrichtungen bekämpft, unter denen sie lebt." So seien die Juden überall zu Helfern der gesellschaftlichen Unruhe und Auflehnung geworden. „Aber die Juden, Coningsby, sind im Wesen Tories. Das Torytum ist in Wahrheit nur nachgebildet dem mächtigen Vorbild, das Europa geprägt hat." Drohung und Werbung verbinden sich hier. Nicht die humanitären Gefühle sollen bestimmen, sondern die politische Zweckmäßigkeit. Die Juden mit ihrer erbstolzen erhaltenden Art sollen zu Bundesgenossen der konservativen Kräfte werden. Sonst werden sie mit jeder Generation mächtiger und gefährlicher für die Gesellschaft, die ihnen feindlich ist. Disraeli fürchtet offenbar nicht, daß diese Einsicht auch antisemitisch gewendet werden könne und die rechtzeitige Vernichtung der jüdischen Macht den Völkern notwendig erschiene, denn er hält diese Vernichtung für unausführbar. Mit der Begründung, die er dafür Sidonia geben läßt, löst sich auch die Frage,

was ihn, den Täufling, der sich zur anglikanischen Kirche bekennt, veranlaßt hat, mit solchem Nachdruck für die Gleichberechtigung der mosaischen Konfession einzutreten. Nicht um ihrer eigenen Wichtigkeit willen wird diese Sache hier vorgetragen — sie bedeutete ja in England nicht viel —, sondern als Sinnbild für den Anspruch des Judentums als Rasse in seiner Gesamtheit.

„Tatsache ist, Ihr könnt eine reine Rasse kaukasischer Bildung nicht zerstören", erklärt Sidonia. „Es ist eine physiologische Tatsache, ein schlichtes Naturgesetz, an dem ägyptische und assyrische Könige, römische Kaiser und christliche Inquisition gescheitert sind. Kein Strafgesetz, keine physischen Martern können bewirken, daß eine höhere Rasse in einer niederen aufgesogen oder von ihr zerstört werden sollte. Die gemischten verfolgenden Rassen verschwinden, die reine verfolgte Rasse bleibt. Und in diesem Augenblick, trotz Jahrhunderten, zehnmal Jahrhunderten der Erniedrigung übt der jüdische Geist einen mächtigen Einfluß auf die europäischen Verhältnisse aus. Ich spreche nicht von Gesetzen, denen ihr immer noch gehorcht, von ihrer Literatur, mit der euer Geist gesättigt ist, sondern von der lebenden jüdischen Intelligenz." Hier entwirft Sidonia dem staunenden Coningsby das Bild des jüdischen Einflusses in der europäischen Politik und Kultur, das Disraeli selbst im nächsten Jahrzehnt mehrmals mit ähnlichen Linien und Farben den Engländern vor Augen stellen sollte. Er verfährt großzügig genug bei der Zurechnung, prunkt mit französischen Marschällen, Soult und Massena, der eigentlich Manasse heiße, „denn", sagt er, „wer sollten die militärischen Helden sein, wenn nicht diejenigen, die den Herrn der Heerscharen verehren? Daß er sich auf die jüdischen Professoren, auf Maimonides und Spinoza als Ahnherren der abendländischen Philosophie beruft, versteht sich von selbst. Die Musik nimmt er ganz für das Judentum in Anspruch. Sie sei die Kunst, in der die gottesnahe Seele Israels sich unter der Erniedrigung ausgesprochen habe. Der jüdische Rassenstolz Disraelis ist in phantastische Eitelkeit umgeschlagen.

„Aber ich stamme auch vom Kaukasus", wendet Coningsby schüchtern ein. „Gewiß", antwortet Sidonia. „Und dankt eurem Schöpfer für solch ein Geschick: eure Rasse ist auch noch rein genug. Ihr kommt von den Ufern des Nordmeeres, vom Land der blauen Augen und goldenen Haare und der freien Stirn; 's ist ein berühmter Schlag, mit dem wir Araber lange gestritten, von dem wir viel erlitten haben, aber diese Goten, Sachsen und Normannen waren zweifellos große Männer." Welcher Triumph liegt in dieser überlegenen Anerkennung! Disraeli benutzt den damals geläufigen Begriff von der weißen, kaukasischen Rasse, als deren Zweige Germanentum und Judentum angesehen wurden, um den jüdischen nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen neben den nordischen Menschen zu stellen. Es ist ersichtlich, daß ein solcher Anspruch nicht mit dreister Offenheit, sondern nur in spielerischer Verhüllung auftreten durfte. War die Gestalt Sidonias ganz ernst gemeint? Und wenn sie es wäre, mußte sie ernst genommen werden? Der Verfasser des Romans war für seine ausschweifende und absonderliche Phantasie bekannt, er war der Gesellschaft dadurch doppelt anregend. Nirgendwo fanden sich die heimlichen Sehnsüchte des alten und jungen konservativen Denkens, die romantischen Träume und politischen Ahnungen mit einer so erregend tagesnahen Lebensschilderung verschmolzen.



Sollte nicht die Verheißung für England, wenn sie als Weisheit eines Fremden dargeboten wurde, nur um so sachlicher zu nehmen sein? „Coningsby" ist von Jungengland mit Begeisterung aufgenommen und als konservative Botschaft immer aufs neue von der Parteiüberlieferung angeführt worden.

Disraeli ist mit dem zweiten Stück seiner Trilogie auf der englischen, nicht auf der jüdischen Linie weitergegangen. „Sybil, oder die zwei Nationen" ist der sozialen Frage gewidmet. Sidonia tritt darin nicht auf. Höchstens in dem Gespräch über Altes und Neues Testament und die Einheit von Judentum und Christentum kann man eine Vorbereitung auf die religiös-politische Ideologie des „Tancred" finden. In „Sybil" wird nicht mehr die Welt der Jugend mit ihren Erwartungen und Ideen zum Ausgangspunkt genommen, sondern die politisch-soziale Wirklichkeit selbst. Den Kern der Darstellung machen die Bilder des proletarischen Daseins aus, und sie geben dem Roman einen zeitgeschichtlichen Zeugniswert. Disraeli hat in einem Vorwort betont, daß diese Schilderungen keineswegs übertrieben, eher gemildert seien und auf eigener Anschauung beruhten. Er hat später[1] mitgeteilt, ihm seien durch Vermittlung eines Freundes wesentliche Briefschaften der Chartistenführung bekannt geworden, und es läßt sich zeigen, wie er das zeitgenössische Schrifttum und die Parlamentsberichte über Fabrikzustände verwertet hat[2]. Mit dieser Ausmalung des sozialen Notstandes und des Chartistenaufruhrs wird nunmehr die Lehre vom Führertum des Adels und vom Beruf einer neuen konservativen Partei verknüpft. Egremont, der Bruder Lord Marneys, eines Aristokraten alten Stils, der persönliche Selbstsucht und soziale Hartherzigkeit abschreckend verkörpert, gewinnt durch eine zufällige Begegnung Zugang zum Leben der arbeitenden Schichten, er nimmt teil an ihren Nöten, begreift die Erbitterung, verfolgt das Anwachsen der revolutionären Gärung, deren Ausbruch er vergeblich zu hindern sucht. Egremont bricht mit seinem Bruder in der gröbsten Form und tritt — an dieser Stelle hat der Verfasser sich selbst bespiegelt — im Parlament als Einziger für die Chartisten ein. Egremonts Hinwendung zum Volk wird freilich gefördert durch seine Neigung für Sybil, die Tochter des Vorarbeiters Gerard, deren Schönheit, Tugend und katholische Frömmigkeit ihm das Wunschbild englischen Wesens verkörpert. Doch scheint sein Werben um Sybil und ihren Lebenskreis vergeblich, weil die Kluft zwischen Oberschicht und Masse zu tief geworden ist, um vom Einzelnen überbrückt zu werden. Diese Schwierigkeit wird auf romanhafte Weise gelöst. Bei den Chartistenunruhen kommen Lord Marney sowohl wie die revolutionären Massenführer um. Es stellt sich heraus, daß Gerard uradliger Abstammung ist und auf einen Landbesitz Erbanspruch machen kann. Als eine Ebenbürtige führt Egremont Sybil heim. Mit dem Glück dieses jungen Edlen soll offenbar ein Sinnbild gegeben werden für den Durchbruch der besseren jungen Generation in Aristokratie, Industrie und Kirche, deren Vertreter mit der Handlung erscheinen.

Die Reichen und die Armen in England, sagt der Wortführer des Proletariats, sind „zwei Nationen, zwischen denen keine Beziehung und keine Zuneigung besteht, die gegenseitig über ihre Gewohnheiten, Gedanken und Gefühle so un-

[1] General Preface, Bradenham Edition, Bd. I.
[2] Nachweise darüber bei Cazamian, Le Roman Social en Angleterre.

wissend sind, als wären sie Bewohner verschiedener Planeten. . .[1]". Wieder taucht die Erinnerung an den sozialen Charakter der normannischen Eroberung auf. Aber das neuzeitliche Sklaventum der Massen wird schlimmer genannt als die alte Hörigkeit. Vor allem habe die Kirche das Volk im Stich gelassen. Wenn an einer Klosterruine das Gespräch darüber geht, welche vollkommene Gemeinschaft und Arbeitsordnung das alte Mönchtum verwirklicht habe, so erinnert das gewiß auch an Carlyles „Vergangenheit und Gegenwart". Disraeli aber hat das Bild mit romantisch katholisierenden Zügen ausgemalt. Die Weihe des Lebens durch Formen und Bräuche wird als Ausdruck der Gottesverbundenheit, als geistiger Halt der Gemeinschaft mit ästhetischer Stimmung gepriesen und der Hinweis auf die römische Gebundenheit der katholisch-hierarchischen Formen und deren politische Gefahr wird beantwortet mit der Behauptung, daß die römische Kirche allein das hebräisch-christliche Erbe in der Gegenwart verkörpere. Man müsse aber hinter die römische Erscheinung auf den jüdischen Ursprung zurückgehen. Nicht Rom, sondern Palästina sei die Heimat des Evangeliums[2]. Disraeli hat die Lehren der Oxfordbewegung hier stärker als im Coningsby aufgenommen und hat sie bereits ins Jüdische gewendet. Gerade in ihrer sozialgeschichtlichen Anwendung dienen sie ihm abermals zum Aufbau der konservativen Geschichtsideologie. In der protestantischen Reformation läßt er die Keime der oligarchischen Interessenpolitik und des Parlamentarismus entstehen, die er nun für die soziale Entartung Englands verantwortlich macht. Rettung verheißt die Erneuerung der konservativen Partei, von der die Massen zur Gefolgschaft des Adels gewonnen werden. Die Kritik am Niedergang des Torytums ist in „Sybil" vielleicht noch schärfer als in „Coningsby", doch ein zuversichtlicher Unterton ist unverkennbar. „Das Torytum", heißt es, „wird doch aus seinem Grabe aufsteigen . . . um der Krone Stärke, den Untertanen Freiheit zu bringen und zu verkünden, daß Macht nur eine Pflicht hat: die soziale Wohlfahrt des Volkes zu sichern[3]".

Was ist der sozialpolitische Inhalt dieses Versprechens? Egremont und Sybil sprechen über den Wandel der Zeit[4]. Sybil führt ihn auf die revolutionäre Erhebung des Volkes zurück, das seine Stärke erkannt habe. Egremont bittet sie, diese Täuschung aufzugeben. „Das Volk ist nicht stark, das Volk kann nie stark sein. Sein Versuch zur Selbstverteidigung wird nur in Leiden und Verwirrung enden. Die Zivilisation hat den Wechsel bewirkt und bewirkt ihn weiter. Es ist jene wachsende Selbsterkenntnis, welche die Gebildeten ihre sozialen Pflichten lehrt. Es gibt eine Morgendämmerung in der Geschichte unserer Nation, die vielleicht nur erkennen kann, wer auf dem Berggipfel steht. Ihr denkt, ihr seid im Dunkeln, ich aber sehe ein Licht. Die neue Generation des Adels von England enthält weder Tyrannen noch Bedrücker, Sybil, wie Sie immer noch meinen. Ihr Verstand, und was mehr ist, ihr Herz ist offen für die Verantwortlichkeit ihrer Stellung . . . Sie sind die natürlichen Führer des Volkes . . . sie allein." Was hat diese wohlmeinende Aristokratie den Massen zu bieten? Worin liegt das Wesen einer neuen Sozialpolitik? Egremont-Disraeli spürt diese Frage und weicht ihr aus: „Aber das Werk,

[1] II, 5. — [2] II, 12. — [3] IV, 14. — [4] IV, 15.

das vor ihnen liegt, ist kein Feiertagswerk. Nicht das Fieber eines oberflächlichen Antriebs kann die tiefeingewurzelten Schranken von Jahrhunderten der Unwissenheit und des Verbrechens beseitigen. Genug, daß ihr Wohlwollen erweckt ist. Zeit und Denken wird das übrige tun." Das politische Gespräch führt bald zur Liebeserklärung des Aristokraten an die vermeintliche Proletarierin. Aber Sybil meint, die Kluft sei zu tief. Auch Disraeli hegt diese Ansicht, denn in einer Handlung, deren eitle Unwahrscheinlichkeit grell vom Hintergrund einer schicksalvoll-grausamen Wirklichkeit absticht, muß er erst Sybils alten Adel entdecken lassen, ehe der Liebesbund zustande kommt. Nun gehört auch die Tochter Gerards zur Oberschicht, ihre Anerkennung durch die Society ist das glückliche Ende. Diese Standeserhöhung hat Edith im Coningsby nicht nötig. Der Reichtum ihres Vaters macht sie trotz allem gleichberechtigt, wie ihr Bruder in Eton mit den jungen Lords erzogen werden konnte. Ihre Ehe mit dem Hocharistokraten bedeutet die politische Versöhnung zwischen zwei herrschenden Gruppen verschiedenen Ursprungs. Sybils Übergang aus der einen in die andere Schicht unterstreicht hingegen den Abstand, bekräftigt die patriarchalische Lehre vom Volke, das den Höhergeborenen, den Reichen, unterwürfig bleiben soll. Aus der Kritik an der plutokratischen Gesellschaft ist eine Huldigung geworden, und die sozialpolitische Forderung verschwimmt in unverbindlichen Versprechungen. Inhaltlos erscheint denn auch das Pathos, mit dem Disraeli sich am Schluß als geistiger Führer empfiehlt.

Die Unechtheit, die den Roman als Kunstwerk entwertet, steckt in der politischen Lehre ebenfalls. Nicht daß Disraeli seine Teilnahme für die Lage der Massen nur geheuchelt hätte. Er war empfindsam genug, um das große Elend nachzufühlen, und mit klarerem Scharfblick als andere Zeitgenossen erkannte er die revolutionäre Gefahr, er wollte die herrschende Schicht auch davor warnen. Brandes schreibt: „Es gibt Stellen in diesem Buch, die an Lassalle erinnern." Das trifft gewiß zu. Aber nicht der revolutionäre Gedankenblitz war Disraelis Absicht, nicht als Volkstribun ist er aufgetreten. Sein Gemeinsames mit dem jüdischen Sozialdemokraten lag in dem Bereiche, wo auch Lassalle seiner aristokratischen Neigung frönte und sich den Mächtigen zur Zähmung der Massen empfahl. Welcher Gegensatz endlich zu Carlyle, von dem doch Disraeli in „Sybil" ganz ohne Zweifel ausgegangen ist! Carlyle hatte als der wahrhaft Konservative, der er war, in einem revolutionären Tone gesprochen, er hatte die bestehende aristokratische und plutokratische Gesellschaft entschlossen in Frage gestellt, und wenn auch er den Hochgeborenen und Reichen die Fortdauer ihrer Führerschicht zugestehen wollte, dann nur auf Grund einer neuen Bewährung, im Rahmen einer Gesellschaftsordnung, die auf bestimmte Leistung und den Vorrang des Tüchtigen zu gründen wäre. Carlyle, der kein Politiker sein wollte, hat die Verpflichtung gefühlt, diesen neuen sozialpolitischen Volksaufbau auch in seinem Wesen zu beschreiben. Seine Lehre von der „Organisation der Arbeit" war als politisches Ziel greifbar und lag Disraeli vor Augen. Dieser hat sie nicht aufgenommen, er hat sich dem eigentlichen sozialpolitischen Anspruch versagt, offenbar weil ihm die Sache nicht wesentlich war und weil die Forderung einer echten umgestalten-

den Sozialpolitik ihn mit der Gesellschaft in Widerstreit gebracht hätte, die er trotz aller Unabhängigkeitsgebärden beständig umwarb.

Die innere Unverbindlichkeit des politischen Sinnbildes bestätigt sich an der Art, wie Disraeli Coningsby und Edith, Egremont und Sybil im dritten Romane auftreten läßt[1]. Sybil, nun Lady Marney, von der Gesellschaft freudig aufgenommen, bleibt „ihrem ursprünglichen Antrieb treu", indem sie die soziale Gesellschaftsdame macht und den Mittelpunkt großstädtischer Wohltätigkeit bildet. Lord Marney, ehemals Egremont, voll Einsicht für die Gefahren Englands, aber auch beladen mit den Sorgen des reichen Mannes, hat weder Ehrgeiz noch Gaben für die Politik. Coningsby ist ein Parlamentarier, der seine Laufbahn gefährdet, indem er sich zu Jungengland hält. Wenn gesagt wird, Lord Marney könnte im konservativen Kabinett sitzen, „um wie die übrigen die Dekrete eines allzu mächtigen Einzelnen zu registrieren", so wird deutlich, daß Disraelis Opposition gegen Peel nicht nur falsche Führung, sondern den Führeranspruch selbst befehdete. Im „Tancred" aber findet sich schon ein Zeugnis seines Triumphes über den Gestürzten. Coningsby wird einmal als einer der „Knaben" angesprochen, die sich gegen den großen Sir Robert auflehnten. „Die Knaben schlugen ihn zuletzt", erwidert jener. Von dem, was in „Coningsby" und „Sybil" als politische Verheißung vorgetragen wurde, ist nicht mehr die Rede. In diesen Gesprächen können wir Disraelis Nachruf auf den Jungenglandkreis finden, der sich inzwischen aufgelöst hatte. Auch seine Menschen und Ziele werden nun in Zweifel gezogen. Am Ende des Gesprächs aber tritt Sidonia mit seiner Lehre von der reinen Rasse hervor. Die jüdische Ideologie, im Coningsby doch nur Begleitmusik des englischen Themas, ist im „Tancred" zur Hauptsache geworden.

Dieser Durchbruch des Rassenbekenntnisses zum Judentum wird um so bedeutsamer durch die geistig-politische Bestimmung, die dem „Tancred" im Rahmen der Romantrilogie zugedacht war. Disraeli hat noch in der Vorrede von 1870[2] selbst darauf hingewiesen. „Coningsby" hatte die Parteien behandelt, „Sybil" war der sozialen Frage gewidmet, „Tancred" sollte nun den Beruf der Kirche für die englische Erneuerung darstellen, eine Frage, deren tiefe und entscheidende Bedeutsamkeit in beiden Vorgängern sichtbar gemacht worden war. Man durfte erwarten, daß Disraeli in der Fortsetzung den anglokatholischen Gedanken unterstützen und dabei für die Anerkennung des jüdischen Bekenntnisses werben würde. „Tancred oder der neue Kreuzzug" verkündet in einer abenteuerlichen Fabel die Abkehr von England, die Bekehrung des Christentums zum Judaismus und die Verheißung einer Weltherrschaft auf asiatischem Boden.

Der junge Adlige im Mittelpunkt dieses Romans, der Herzogssohn Tancred, Lord Montacute, hat wenig Sinn für die politischen Grundsätze und sozialen Pflichten, er ist ein religiöser Schwärmer. England gilt ihm als ein hoffnungsloses Land, da die anglikanische Kirche selbst zugibt, daß in Manchester keine Engel erscheinen. Um zu erfahren, was er glauben und tun soll, will er sich in das Land begeben, wo Gott einst selber als Mensch erschienen sei. Dieses Land müsse seine besondere Weihe bewahrt haben, und nur dort sei auch heute noch Offenbarung

[1] II, 13, 14.
[2] Bradenham Edition I.



zu erwarten. Während Familie, Freunde und englische Gesellschaft ihn vergeblich zurückzuhalten suchen, findet Tancred in Sidonia den Mann, der seinen Drang versteht und ihm auch sagen kann, was er eigentlich sucht, nämlich „das große asiatische Geheimnis". Von Sidonia gefördert, macht sich Tancred nach Jerusalem auf, wo er bei den Juden bereitwillig aufgenommen wird. Dort begegnet er Eva, der „Rose von Sharon", in der orientalische Schönheit und semitischer Geist sich vereinigt haben. Sie gewinnt nicht nur seine Liebe, sondern überzeugt ihn in einem langen theologischen Gespräch bei ihrer ersten Begegnung vom Rechte des religiösen Judentums. Auf abenteuerliche Weise wird die Handlung fortgeführt. Tancred reist nach dem Sinai und wird unterwegs von Beduinen gefangen. Aber der junge Emir Fakredin, der eigentlich ein Lösegeld erpressen wollte, faßt rasch eine Neigung für den jungen Engländer, und gemeinsam spinnen sie nun die Pläne des asiatischen Imperialismus aus. Tancred erblickt auf dem Sinai tatsächlich den „Engel Arabiens", der ihm Disraelis Geschichtstheorie vorträgt. Gemeinsam mit Fakredin einigt er die syrisch-arabischen Stämme und unternimmt die politische Werbungsfahrt zu den Ansareys, dem merkwürdigen Stamme, der noch die altgriechischen Götter verehrt. In all diesen Schilderungen hat Disraeli geschickt Eindrücke und Nachrichten von seiner Orientreise mit der eigenen Phantasie verknüpft. Am Ende gesteht Tancred Eva seine Liebe, sie sinkt ihm ohnmächtig in die Arme, doch in diesem Augenblick kommt plötzlich das herzogliche Elternpaar aus London an. Durch den abgebrochenen Schluß hat Disraeli einigen Beurteilern Gelegenheit gegeben, zu rätseln und zu streiten, ob er die Ehe Tancreds mit Eva als Sinnbild der Vermählung zwischen Engländertum und Judentum habe andeuten oder bewußt vermeiden wollen.

Wiederum erlangt Sidonias Gestalt im Tancred einen beherrschenden Platz. Aber er ist nicht eigentlich der Lehrer und Meister, sondern der Vermittler und heimliche Lenker. Von ihm erhält Tancred Empfehlungsbriefe an die Juden Jerusalems, an den spanischen Prior Lara, der dem Gotte vom Sinai ergeben und des „großen asiatischen Mysteriums" kundig ist, wie an den mosaischen Kaufmann Besso, dessen Reichtum alles vermag. Er verschafft Tancred auch den orientkundigen italienischen Begleiter Baroni. Dieser gibt sich später als ein Aaronsohn zu erkennen, der aus Cento, Disraelis echtem Familienstammort, kommt. Er erzählt, wie seine Familie, die von einem Wanderzirkus lebte, durch Sidonia entdeckt und zum Glück gehoben wurde. Nicht als Förderer der Begabten, wie Tancred meint, hat Sidonia hier eingegriffen, sondern um der gemeinsamen Rasse willen, nachdem ein geflüstertes hebräisches Wort verstanden worden war. Sidonia, der im „Coningsby" als der bindungslose internationale Jude gezeichnet wurde, verkörpert im „Tancred" das Weltjudentum mit seinem heimlich-unauflösbaren Zusammenhang.

Sidonia ist es, der wiederum den Rassegedanken vertritt[1]. „Was ist persönlicher Charakter", erwidert er auf einen Einwand, der Disraelis Lehre vom großen Einzelmenschen geltend gemacht hatte, „wenn nicht die Verkörperung der Rasse?" Das Fehlen führerischer Menschen in Völkern und Ländern sei nur erklärbar aus Erschöpfung des Bluts. Rasse, nicht zivilisatorischer Fortschritt be-

[1] II, 4.

wege die Geschichte. „Ist es das, was man Zivilisation nennt, wodurch England blüht? Ist es die allgemeine Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, die eine den Alten fast unbekannte Insel zum Schiedsrichter der Welt gemacht hat? Offensichtlich nicht. Es sind ihre Einwohner, die das bewirkt haben, es ist eine Sache der Rasse. Die sächsische Rasse, geschützt durch eine Inselstellung, hat dem Jahrhundert den Stempel ihres fleißigen und zielklaren Charakters aufgedrückt. Und wenn eine höhere Rasse mit einer höheren Idee von Arbeit und Ordnung hervortritt, wird ihr Staat fortschrittlich sein, und wir werden vielleicht dem Beispiel der verödeten Länder folgen. Rasse ist alles. Es gibt keine andere Wahrheit."

Während der englische Machtstolz mit der Rasse begründet wird, soll sich das jüdische Rassenbewußtsein auf die Überlegenheit des Geistes berufen. Eva beschließt ihr Religionsgespräch[1] mit Tancred, indem sie sagt: „Wir sind uns einig, daß die halbe Christenheit eine Jüdin verehrt und die andere Hälfte einen Juden. Nun lassen Sie mich noch eine Frage stellen. Welches, meinen Sie, wird die höhere Rasse sein, die Angebeteten oder die Anbeter?" Diese Worte bezeichnen die Besonderheit aller religiösen Gespräche im Tancred. Ihr Verfasser ist dem Wesen der Religion gänzlich fremd und gleichgültig geblieben, so gern er sich mit dem Spiel intellektueller Dialektik befaßt, das dem politischen Zweck dienen soll. Die theologische Gedankenführung ist eine geistige Waffe des Judentums. Vom Standpunkt echten Glaubens ist sie nichts als Spiegelfechterei, die niemand ernst nehmen kann. Wie albern geschmacklos ist die Erscheinung am Sinai! Der Engel von Arabien mit seiner weltlichen Weisheit ist eine blasphemische oder eine komische Figur. Im Umkreis einer Gesellschaft freilich, wie Disraeli selbst sie zeichnet, der dies kirchlich-religiöse Wesen nur noch konventionelle Form geblieben war, mochte solche Gedankenspielerei und Geheimnistuerei vielleicht Aufnahme finden. Der Täufling Disraeli, der trotz seinem jüdischen Rassenstolz keineswegs daran dachte, die Vorrechte eines christlichen Engländers preiszugeben, und dem der mosaische Glaube als solcher ebensowenig bedeutete wie der christliche, hat die Weltanschauung des Judentums geltend gemacht, indem er den religiösen Unterschied schlechterdings leugnete und das Christentum selber als jüdisch in Anspruch nahm. Sinai und Kalvarienberg sollen zusammengehören, aber am Neuen Testament ist ihm wichtig nur, daß Jesus ein jüdischer Prinz, Maria eine Jüdin und Paulus ein Jude gewesen sei. Christi Gottessohnschaft, die er eben deshalb nicht leugnen, sondern behaupten will, bedeutet für ihn soviel wie die Göttlichkeit der semitischen Rasse. „Jesus", sagt Tancred zu Fakredin, „war der Abkömmling Davids sowohl wie der Sohn Gottes. Aber es war bestimmt, daß der inspirierte hebräische Geist die Welt gestalten und regieren sollte. Durch Jesus sprach Gott zu den Heiden und nicht nur zu den Stämmen Israels allein. Das ist der große weltliche Unterschied zwischen Jesus und seinen inspirierten Vorgängern. Christentum ist Judentum für die Menge, aber immer noch Judentum".[2] Noch genauer erläutert der Engel Arabiens[3] das Wesen dieses jüdischen Anspruchs. Er nennt sich „den Hütergeist des Landes, das die Welt regiert. Denn Macht ist weder Schwert noch Schild, denn diese vergehen, sondern Ideen, welche göttlich sind. Die Gedanken aller Länder kommen aus einer hohen Quelle, aber

[1] III, 4. — [2] VI, 4. — [3] IV, 7.

die Intelligenz Arabiens (the intellect of Arabia) kommt vom Allerhöchsten. Daher sind von diesem Orte die Grundsätze ausgegangen, die das menschliche Schicksal bestimmen." Es gibt in diesen Sätzen kaum ein Wort, das für gläubige Christen nicht Lästerung wäre. Der eigentümlich jüdische Zug ist unverkennbar. Für Disraeli ist die Religion höchste Äußerungsform des Intellekts. Soweit man das englische Wort „intellect" hier fassen wollte, sein Inhalt bleibt im Zusammenhang immer rein weltlich-verstandesmäßig. Ein mechanisches Gedankenklappern sind daher die logischen Erörterungen des Engels, die das theokratische Prinzip des Judentums darlegen sollen: „Nur die ewigen Grundsätze, welche die barbarische Kraft beherrscht haben, können der kranken Zivilisation entgegentreten. Die Gleichheit des Menschen kann nur von der Souveränität Gottes vollendet werden. Das Verlangen nach Brüderlichkeit kann nie befriedigt werden, es sei denn unter der Herrschaft eines gemeinsamen Vaters. Die Beziehungen zwischen Jehova und seinen Geschöpfen können weder zu zahlreich noch zu eng werden. Durch das Anwachsen des Abstandes zwischen Gott und Mensch sind alle diese Entwicklungen erwachsen, die das Leben kummervoll gemacht haben." Das ist die dürre Doktrin, die Tancred als Heilsbotschaft verkünden soll. Sie gilt ja nicht um ihrer selbst willen, sondern soll das semitische Prinzip umschreiben. Alles, was vom religiösen Geheimnis gesprochen wird, ist nur intellektuelle Mystifikation, worin der Machttrieb jüdischer Intelligenz sich verkleidet hat.

Indem Tancred sein Christentum an das Judentum preisgibt, opfert er auch sein Engländertum. In jenem religiösen Gespräch mit Fakredin[1] bekennt er sich als Heide im Sinne mosaischer Überlieferung: „Leider bin ich das, abstammend von einer Horde baltischer Piraten, von denen man während der größten Zeitläufte der Welt niemals etwas hörte, eine Herkunft, die ich als größte Ehre zu betrachten gelehrt worden bin. Was aus uns geworden wäre, hätte nicht der syrisch-arabische Glaube unseren Geist geformt, wage ich nicht zu betrachten. Wahrscheinlich wären wir in gegenseitiger Vernichtung untergegangen. Indessen, obwohl rohe und junge Heiden, den Aposteln unbekannt, wurden wir doch mit der Zeit von den heiligen Zeichen berührt, und da wir ursprünglich mit Anlagen von hohem Werte ausgestattet waren, denn unsere Ahnen wanderten vom Kaukasus, sind wir Könige und Fürsten geworden." Auf Fakredins, des arabischen Beduinen, Frage, ob er selbst denn nicht auch Heide sei, bezweifelt Tancred, daß diese Bezeichnung auf die Kinder Ismaels anwendbar sei: „Ich sehe dich immer als einen Angehörigen der heiligen Rasse an. Das ist etwas Großes für jeden, für dich kann es zu einem Reiche führen." Fakredin selbst nennt die Engländer einmal Wilde, die auf einer kümmerlichen Insel leben und alles, auch den Geist, von außen beziehen[2]. Da ist die Ironie der Übertreibung nun wohl unverkennbar. Aber sie hebt die spielerische Herabsetzung des Germanischen durch das Jüdische keineswegs auf. Dabei soll nicht nur der allgemeine Vorrang des Judentums ausgespielt werden, vielmehr kommt es Disraeli gerade darauf an, die Verknüpfung mit dem Engländertum zu sichern. An einer Stelle im Tancred wird die Judenfrage Englands unmittelbar zur Sprache gebracht[3]. Die Reise Tancreds nach Osten sei nicht beziehungslos wie die Europafahrt irgendeines wissensdurstigen

[1] VI, 4. — [2] VI, 5. — [3] IV, 4.

indischen Brahmanen, seien doch vor mehr als dreitausend Jahren von dort Worte und Taten ausgegangen, die noch heute das ganze englische Leben bestimmten. Beruhe nicht die Rechtsordnung auf den Gesetzen vom Sinai? Habe nicht das hart arbeitende Volk seine Sonntagsruhe diesen Gesetzen zu danken? Sei nicht in Wahrheit der Sänger der Psalmen Englands vertrautester Dichter? Dennoch werde auch in England die jüdische Rasse verfolgt und verachtet. Es ist bezeichnend, wie Disraeli hier, wo er als Verfasser im eigenen Namen spricht, Rasse und Religion des Judentums durcheinander bringt, und über die Verfolgungen klagt, von denen er, der voll aufgenommene Täufling, am besten weiß, daß sie nicht seinem Blute galten, sondern dem Bekenntnis, dem er sich nicht zurechnet. Gerade hier tritt die Bedenkenlosigkeit seines Angriffs auf das Christentum hervor. Denn er will die christlichen Engländer vom Unrecht ihres Verhaltens gegen das mosaische Judentum überzeugen, indem er behauptet, „. . . wir sind dem hebräischen Volke für unsere Erkenntnis des wahren Gottes und für die Vergebung unserer Sünden verpflichtet", als wäre die Sündenvergebung nicht ein Glaubensgehalt, der das Christentum vom Judentum scheidet. Und der Jude bringt diese Erklärung im Wir-Ton vor, als Engländer schreibt er: „So groß die Verpflichtungen des ganzen Menschengeschlechts gegen die hebräische Rasse sind, kein Teil der neueren Völker ist ihr so sehr verpflichtet wie das britische Volk. ‚Mit dem Schwerte Gideons' wurden die vielgerühmten Freiheiten Englands gewonnen." Auf die alttestamentliche Überlieferung der Engländer spielt Disraeli an, um sie für die Anerkennung des jüdischen Anspruchs zu gewinnen. War es doch das Gesetz der Theokratie, das man in England so bereitwillig aufgenommen hatte. Indem Disraeli die besondere Verpflichtung des Engländertums gegenüber dem jüdischen Erbe herausstrich, kam er zugleich dem religiösen Selbstbewußtsein entgegen, das Anglikaner und Puritaner gemeinsam hegten, der Überzeugung von Englands besonderer, Gott wohlgefälliger Christlichkeit. Während er auf solche Weise dem englischen Wunsche, als eine Art auserwähltes Volk neben und nach den Juden zu gelten, schmeichelte, konnte Disraelis judaistischer Anspruch um so eher auf Bereitschaft rechnen, da ja das englische Christentum tatsächlich großenteils Judaismus war und den geistigen Anschluß an das Judentum bejahte. Diesem gemeinsamen Geist hat Disraeli gehuldigt, wobei er den rassischen Unterschied von Ariern und Semiten folgerichtig festhielt und den Gegensatz zwischen der blonden und der dunklen Rasse, wie wir sahen, selbst hervorhob. Der seit Cromwell in England aufgetretenen Lehre, daß das Britentum mit jenen zehn Stämmen Israels gleichzusetzen sei, die nicht zum alten Juda gehörten, ist Disraeli daher immer fremd geblieben, obwohl er die Frage nach dem Verbleib der zehn Stämme gelegentlich streift. Hat er diese Meinung gekannt, dann muß sein jüdisches Rassenbewußtsein ihn davon abgehalten haben.

Während Disraeli also für den jüdischen Geist die Christenheit und vor allem England in Anspruch nimmt, hat er den Umkreis jüdischen Blutes gleichfalls erweitert. Häufiger fast als von der jüdischen spricht er von der „arabischen", auch wohl der „syrisch-arabischen" Rasse. Die Beduinen, die in der Handlung auftreten, sind mosaischen Glaubens und mit den Jerusalemer Juden unmittelbar



blutsverwandt. Von den Arabern heißt es einmal, sie seien „nur Juden zu Pferde".[1] An einer merkwürdigen Stelle[2] werden die Sarazenen der Kreuzzugszeit in diese Gesamtheit einbezogen. Sie, die von den Kreuzfahrern „Ungläubige" gescholten wurden, hätten mehr verwandtschaftliches Anrecht am Heiligen Grabe gehabt als irgendeiner der einfallenden Europäer. Denn sie seien vom Blute Jesu gewesen und hätten „den göttlichen Auftrag sowohl des Moses als seines größeren Nachfolgers" anerkannt. Schon hier wird sichtbar, warum Disraeli den christlichen Gegensatz zu den Türken nie ernst genommen hat. Auch für Gegenwart und Zukunft, betont er, werde es nicht möglich sein, in Palästina eine europäische Herrschaft zu errichten. Einem Koburger würde es dort nicht anders ergehen als dem Gottfried von Bouillon und seinen Nachfolgern, deren Zeitalter nichts von Physiologie und vom Geheimnis der Rasse wußte. „Jerusalem, daran kann kein Zweifel sein, wird immer das Erbe entweder Israels oder Ismaels bleiben." Solche Worte lassen Disraeli gewiß als Vorläufer des Zionismus erscheinen. Auch er ist vom Gedanken des Judenstaats in Palästina ausgegangen. An einer Stelle wird von Tancred die innere Spannung des jüdischen Daseins hervorgehoben. „Mir scheint", sagt Tancred, „ihr regiert jedes Land außer eurem eigenen." Aber der politisierende Kaufmann Besso erwidert ihm, 1839 in der orientalischen Krise sei Palästinas Unabhängigkeit schon nahe gewesen[3]. Disraelis Begriff von der jüdischen Rassennation war weder religiöser noch völkischer, sondern rein imperialistischer Art. Denn indem alles, was semitisch, syrisch, arabisch hieß, in die „hebräische Rasse" aufgenommen wurde, konnte das Judentum seine Sache mit der des gesamten Orients gleichsetzen. Der „ideale Ehrgeiz" Alroys taucht wieder auf. Das Wort vom „neuen Kreuzzug" bekommt eine Wendung ins Politische. Wenn Asien für Europa das Heil bedeutet, dann soll Europa, soll England das Reich nach Asien bringen. Die Verbindung zwischen Engländertum und Judentum richtet sich nunmehr auf das Ziel des asiatischen Imperialismus.

Man hat oft gemeint, dieser Gedanke, wie er im „Tancred" hervortritt, sei Disraelis eigenes Geschöpf gewesen, eine praktische Anwendung der Schwärmereien aus „Alroy" eine Verschmelzung des Englischen und Jüdischen in Disraelis Ehrgeiz und Traum, endlich eine glänzende Voraussicht des späteren Imperialismus. Aber der Plan des englisch-asiatischen Reiches war eben damals in einem anderen Kopfe entstanden, und es ist um so kennzeichnender, wie Disraeli ihn aufgegriffen und umgeprägt hat. Alles nämlich spricht dafür, daß Disraeli die Entwürfe des Generalgouverneurs von Indien, Lord Ellenborough, aus dem Jahre 1843 kannte, die von Peel, während dieser selbst sie mißbilligte, den führenden Konservativen mitgeteilt worden waren[4]. Ellenborough sah die Möglichkeit, von Indien aus nach den Dardanellen vorzudringen und Ägypten zu erobern. Er wollte die Königin schon zur Kaiserin von Indien erheben und den einheimischen Fürsten eine Art Lehensstellung zum Reiche geben. Für Ellenborough war dieser Plan, dessen Ausführbarkeit er betonte, der Inbegriff englischen Ehrgeizes, untrennbar von der

[1] IV, 3. — [2] III, 1. — [3] V, 7.
[4] Rühl, Disraelis Imperialismus usw., S. 60 ff., s. auch schon Hedwig Waelder, Benjamin Disraelis Stellung zum Judentum, Freiburger Dissertation 1924, Maschinenschrift.

meerbeherrschenden Insel selbst. Um so auffälliger ist die Wendung, mit der dieser Vorschlag nunmehr im Tancred dargeboten wird.

Vieldeutig wie stets hat Disraeli die imperialistische Botschaft so eingekleidet, daß ihr politischer Sinn ungewiß und ungreifbar bleibt. Immer wieder läßt er im Zusammenhang der Handlung den Hintergrund von 1840, die orientalische Frage im diplomatischen Spiel zwischen den europäischen Großmächten, auftauchen. Von Palmerstons kühner und erfolgreicher Politik gegen Franzosen und Ägypter in Syrien wird gesprochen, das englische Bedürfnis nach Märkten wird gestreift, die zukünftige Hinwendung Englands nach Ägypten vorausgesagt und endlich der berühmte Hinweis auf die englische Besitznahme Zyperns gegeben, die Disraeli selbst später vollzogen hat. Aber nicht aus solchen realpolitischen Hinweisen wird der imperialistische Entwurf gewonnen, sondern aus den Gesprächen zwischen Tancred und Fakredin über die weltgeschichtliche Aufgabe Asiens, dem ermatteten, in seiner Zivilisation unglücklich gewordenen Europa das Heil und der Welt eine göttliche Ordnung zu bringen. Die räumliche Zielsetzung wird dabei Fakredin in den Mund gelegt, einem Manne, der hochsinnig und begabt, kühn und weitblickend, aber nicht minder spielerisch und unzuverlässig, auch lügenhaft erscheint. Der bloße Tatendrang beherrscht ihn mehr als das große Ziel. Es ist Tancred, der ihm klarmacht, welche Berufung darin liege, zugleich ein syrischer und ein christlicher Fürst zu sein. Er muß den Emir, der zunächst nur an die Befreiung seines Stammes und der syrischen Landschaft von der türkischen Oberhoheit denkt, die Hilfe der Großmächte anrufen und eine Anleihe aufnehmen will, erst an die Größe und Heiligkeit des Zieles mahnen: „Wäre ich ein syrischer Fürst, ich würde das Kreuz Christi erheben und die Hilfe keines fremden Banners erbitten."[1] Dem eifrigen Schüler des europäischen Nationalismus setzt er auseinander, daß „dies System der Intrige in Europa" ganz altmodisch geworden sei, ein Erbstück des „elenden 18. Jahrhunderts", in dem „die Aristokratie überwucherte" und aller Glaube, alle Größe, alle Schönheit verdarb. „Aber wir leben in einer anderen Zeit: Es gibt Volksempfindungen (popular sympathies), wie unvollkommen immer, an die man sich wenden muß, wir müssen nun auf die hohe ursprüngliche Handlungsweise zurückgehen und mit den Nationen sprechen wie die Helden, Propheten und Gesetzgeber des Altertums."[2] Er selber könne das freilich nicht, denn er sei „ein Araber nur in der Religion", ein Pilger in die Heimat mit passivem Glauben. Zur Tat und zum Reiche sei nur die arabische Rasse selbst berufen. „Wäre ich ein Araber in der Rasse wie in der Religion, so würde ich mein Leben nicht mit Plänen zur Regierung einiger Bergstämme verbringen." Fakredin freilich scheint von der eigenen Kraft nicht genügend überzeugt. Aber er ist nun entzündet und entwickelt seinen großen Plan[3]: „Es gibt eine Kombination, die das Gesicht der Erde gänzlich verändern und dem Osten das Reich zurückgeben würde", das sei der Übergang Englands nach Asien. Tancred, der ihn, den Orientalen, entflammt habe, solle sein eigenes Volk dafür gewinnen. Fakredin bringt zunächst eine ganz nüchterne Erwägung vor. Mit England sei es aus. O'Connells Erhebung in Irland beraube es seiner halben

[1] IV, 2. — [2] IV, 3. — [3] IV, 3.



Einkünfte, der Baumwollhandel verliere an Aussicht, da die Seide in der Welt bevorzugt werde, und durch die Dampftechnik werde die alte Segelflotte entwertet. Bald könne Louis Philippe Schloß Windsor einnehmen. Daran knüpft er dann seinen phantastischen Plan: „Und nun der coup d'état, der alles rettet. Ihr müßt das portugiesische Unternehmen in großem Rahmen durchführen, eine kümmerliche und verbrauchte Stellung verlassen für ein weiteres und fruchtbares Reich. Möge die Königin der Engländer eine große Flotte sammeln, ihren ganzen Schatz, Silberbarren, Goldgeschirr und kostbare Waffen verladen, sich von ihrem ganzen Hof und den wesentlichen Leuten begleiten lassen und den Sitz ihres Reiches von London nach Delhi verlegen. Dort findet sie ein riesiges Reich fertig vor, eine erstklassige Armee und ein gewaltiges Einkommen." Fakredin selbst will sich inzwischen mit Mehemet Ali, dem Pascha von Ägypten, verbünden, Syrien und Kleinasien, Mesopotamien und Persien einnehmen, von dort aus die Afghanen zähmen. „Wir werden die Kaiserin von Indien als unseren Suzerän anerkennen und ihr die Levanteküste sichern. Wenn sie möchte, kann sie Alexandria haben, wie sie jetzt Malta hat, das ließe sich einrichten." Dann folgt ein Seitenhieb Disraelis auf seine englischen Gegner: „Aberdeen und Sir Peel werden ihr diesen Rat niemals geben, sie sind zu alt, zu rusé. Aber du siehst! Das größte Reich, das je bestand. Und daneben wird sie den Ärger mit ihren Kammern los!" Der ironische Unterton, der die ganze Rede begleitet, klingt doch auch in dem begeisterten Schlußsatz mit: „Und ganz ausführbar! Denn der einzige schwierige Teil, die Eroberung Indiens, an der Alexander scheiterte, ist schon getan!" Im weiteren Verlauf des Romanes freilich wird der englisch-indische Plan nicht mehr erwähnt. Tancred und Fakredin bemühen sich gemeinsam um die Einigung Vorderasiens. Tancred, der inzwischen den Engel Arabiens gesehen hat, übernimmt die Führung. Mit den politischen Schwierigkeiten findet er sich leicht ab. „Die Mittel werden gefunden werden, denn es ist bestimmt, daß die Tat geschehen soll[1]." Er veranlaßt auch den Emir zur Abkehr vom Feudalismus zugunsten eines genossenschaftlichen Sozialprinzips im englischen Sinne, mit dem die göttliche Weltordnung verwirklicht werden soll. Er hält vor der Königin der Ansareys die Werberede. Asien, als der einzige Erdteil, wo Gott mit den Menschen verkehrte, sei zur Weltherrschaft berufen, und eben jetzt sei es an der Zeit, die alte Vollmacht wiederaufzunehmen. Syrien und Arabien, die Rasse der Wüste und die der Berge, böten zur heiligen Aufgabe ihre unverdorbene Kraft. „Wir wünschen die Welt zu erobern, mit Engeln uns zu Häupten, damit wir das Glück des Menschen durch eine göttliche Herrschaft befestigen können und, indem wir den politischen Atheismus zerschmettern, die kriecherische Tyrannei der Selbstherrschaft gänzlich auslöschen."[2]

Wer die Erzählung unbefangen liest, kann nicht wohl auf den Gedanken kommen, Fakredins Plan sei die imperialistische Lösung, die Disraeli selbst sich für England vorgenommen habe[3]. In der orientalischen Übertreibung ist die Ironie genugsam spürbar, und man muß dem jüdischen Spötter allzuviel germanische Biederkeit entgegenbringen, um ihn an dieser Stelle ganz ernst zu nehmen.

[1] V, 3. — [2] VI, 2.
[3] Rühl, „Disraelis Imperialismus . . .", S. 62 ff., meint das offenbar.

Sicher hat Disraeli es mit Vergnügen auf die Verblüffung der Engländer abgesehen, ebenso sicher durfte er sich darauf verlassen, daß der Vorschlag zum Umzug des Reiches von London nach Delhi nicht als gefährliche Einflüsterung, sondern als großartige Phantasterei aufgenommen werden würde. Die kleineren Einzelzüge, die seiner damaligen und späteren Außenpolitik widersprechen[1], bekräftigen die Unverbindlichkeit des ganzen Entwurfs. Nicht im praktisch-politischen Gehalt kann die Bedeutsamkeit des Romans gesucht werden, sondern nur im Bekenntnis zum Imperialismus überhaupt und in der jüdischen Wendung, die dem englischen Reichsgedanken gegeben wird. Ellenboroughs Eroberungsplan, so kühn, so ausschweifend er gelten mochte, war vom Standpunkt dessen, der Indien im Namen Englands regierte, ganz folgerichtig aufgebaut. Die großen orientalischen Raumstellungen zwischen Europa und Indien sollten besetzt werden, um dem Weltreich vom Indischen Ozean bis zum Mittelmeer ein geschlossenes, von der Insel aus leicht erreichbares Gebiet zu verschaffen. Dennoch war es vielleicht nicht nur bürgerliche Enge, sondern ein gesundes englisches Gefühl, das Peel vor diesen asiatischen Aussichten warnte. Disraeli aber nimmt diese Vorstellung vom britischen Herrschaftsraum in Asien nur als Rahmen für seinen Traum von der neuen semitischen Theokratie, deren Weltmacht von Palästina, Syrien und Arabien ausgehen soll. In diesem Sinne mag man die Anspielung auf Palmerston, der die orientalische Frage doch nie ganz begreifen könne, weil er den Orient nicht kenne, als Selbstzeugnis Disraelis verstehen. Sein Imperialismus war immer noch der „ideale Ehrgeiz“ Alroys, aber die Gestalt Tancreds bedeutet den Wunsch und die Hoffnung, Englands Macht und Willen dem jüdischen Interesse dienstbar zu machen. Als Ausdruck einer innersten Gleichgültigkeit gegenüber dem Boden Englands und dem Wesen seiner meerumspannenden Weltstellung mag Fakredins Vorschlag für Disraeli selbst sinnbildlich sein. Damit stimmt es zusammen, daß dieser asiatische Imperialismus sich nur für Indien erwärmte, die angelsächsische Siedlung in Kanada, Australien und Afrika abseits ließ. Daran erkennen wir abermals den tiefen Gegensatz zwischen Disraeli und Carlyle. Für diesen war die koloniale und imperiale Raumfrage aufs engste mit der sozialen Volkslage verbunden. Das Weltreich galt ihm weder um bloßer Macht noch um des Reichtums willen, sondern er suchte den überseeischen Lebensraum. Der Siedlungsgedanke steht deshalb voran, und aus ihm wird in „Vergangenheit und Gegenwart“ auch die Lösung der Wirtschaftsaufgabe entwickelt. Disraeli, der in „Sybil“ selbst gelegentlich auf die englische Übervölkerung anspielte und eben damals beim Schutzzollstreit die Frage des Nahrungsraumes und Wirtschaftsbereiches mannigfach erörtern mußte, hat im „Tancred“ davon nichts als den äußerlichen Widerschein aufgenommen. Der asiatische Imperialismus hat zum englischen Volke keine Beziehung. Die britische Reichsidee ist dem Interesse des Judentums unterworfen.

Als Disraeli den „Tancred“ veröffentlichte, durfte er in weiten Kreisen Englands auf bereitwilliges Verständnis für seine jüdischen Palästinaträume rechnen. Die Anfänge zionistischer Pläne, wie sie sein Freund Moses Montefiore vertrat,

[1] Darüber s. Rühl, a. a. O., S. 63 f.

hatten mancherlei Unterstützung bei christlichen Engländern gefunden, vor allem bei dem konservativen Sozialreformer Lord Shaftesbury. Das alttestamentlich gefärbte Christentum der Briten ließ sich leicht für die Gemeinsamkeit der Heiligen Schrift und des Heiligen Landes erwärmen, und die englische Gefühlsseligkeit ging auf die Klage der Juden um ihre verlorene Heimat ein. Schon damals vertrat auch der Oberst Gawler öffentlich die Meinung, daß ein jüdisches Palästina zum Stützpunkt britischer Macht im Orient geeignet sei[1]. Aber mußte nicht Disraelis übersteigerter Semitismus diese englische Bereitschaft gefährden? Die Engländer haben seine ausschweifenden Träume und Spekulationen nicht für Ernst genommen. „Coningsby" und „Sybil" waren mit ihrer Gesellschaftskritik und politischen Ideologie bereitwillig anerkannt worden, „Tancred" hingegen trug Disraeli nur den Spottnamen „Asiatisches Geheimnis" ein. Das jüdische Selbstbewußtsein wurde als Sonderbarkeit empfunden. Damals hat Thackeray in einer „Codlingsby" genannten Satire sich über das semitische Ideal im „Coningsby" und „Tancred" lustig gemacht[2]. Wenn er Rafael Mendoza, das Ebenbild Sidonias, sagen läßt: „Wir haben auch sächsisches Blut in unseren Adern, das ist der einzige Fleck auf dem Schilde der Mendozas", hört man das germanische Gelächter über die jüdische Eitelkeit. Als gewöhnliche Meinung der Engländer über „Tancred" gilt, was der bedeutende Kritiker Leslie Stephens gesagt hat[3]. Wenn man die Rätselhaftigkeit des Tancred erklären wolle, müsse man Disraeli ein doppeltes Bewußtsein zuschreiben, „mit dem Mystiker beten, mit dem Politiker spötteln", schließlich aber werde man sich zuflüstern, das Ganze sei doch nur „eine bloße Mystifikation[4]". So konnte man sich am leichtesten mit dem Inhalt des Buches abfinden, ohne sich ernstlich zu fragen, was es besagen wollte, daß der Schriftsteller, der solche Botschaft verkündete, eben damals im Namen des englischen Patriotismus die Führung der Konservativen an sich riß. Aber auch der jüdische Beurteiler Georg Brandes hat Verlegenheit gezeigt. Er nennt Tancred „ein schnurrig-feierliches, ironisch-geheimnisvolles Buch" und will den Inhalt wesentlich als Widerlegung des christlichen Antisemitismus verstehen. Disraeli habe den Orthodoxen zeigen wollen, wie sie eigentlich über die Juden denken müßten, wenn sie ihre eigenen Dogmen glaubten, während Fakredins politischer Entwurf nichts anderes sei als das tatsächliche Programm für Disraelis — dreißig Jahre später auszuführende — Orientpolitik.

„Im ‚Tancred'", sagt ein neuerer Biograph, „hat Disraeli mehr von sich selbst und mehr Seiten seiner selbst enthüllt als in irgendeinem anderen Roman."[5] Es sei, meint er, eine Selbstaussprache gewesen in dem Zeitpunkt, da sein politisches Hervortreten ihm die Muße und Freiheit geistiger Äußerung zu benehmen drohte. Aber liegt die Bedeutsamkeit dieses Selbstbekenntnisses nicht in einem ganz anderen Zusammenhang? Im Tancred hat Disraeli das Selbstgefühl und Macht-

[1] Vgl. d. jüd. Darstellung von Adolf Böhm: „Die zionistische Bewegung", Berlin 1935 S. 64 ff.
[2] In „Burlesques" Works Centenary Edition 1911.
[3] Segalowitsch, a. a. O., S. 15 f., s. auch M-B. III, 49.
[4] Ebenda.
[5] Raymond, „Disraeli", the alien Patriot, S. 164.

verlangen seines Judentums enthüllt. Er hat in dem Augenblick, da er den Weg zur Führerschaft über England beschritt, sein Wunschbild einer asiatischen Weltherrschaft ausgemalt und die geistige Macht seiner Rasse über die ganze christliche Welt proklamiert. Disraelis Rassenlehre, deren erste Keime in „Contarini Fleming" sichtbar wurden, tritt in „Coningsby" und „Tancred" voll entwickelt heraus. Sie gründet sich auf das anthropologische System, das von Blumenbach im 18. Jahrhundert eingeführt und seitdem allgemein übernommen war. Vermittelnde Quellen lassen sich nicht erkennen[1]. Disraeli hat, wie es scheint, aus eigenem Antrieb den naturkundlichen Begriffen den wertenden Anspruch beigelegt. So wäre denn auch hier die jüdische Anmaßung dem antisemitischen Gegenstoß des Ariertums vorangegangen. Die Art, wie dann Rasse und Religion miteinander verbunden werden, ist Disraelis besonderer Beitrag zum Geltungskampf des Judentums. Ehe die nordische Rassenidee in Europa als Weltanschauung vertreten wurde, hat der Jude den Rassenbegriff, den Naturkunde und Geschichtslehre der Zeit in noch ungewissem Umriß darboten, schon als Waffe und Schmuck für sich ausgeschliffen. Aber Disraeli wußte dabei sehr wohl, daß die rückhaltlose Vertretung eines solchen Anspruchs mit offenem Visier nicht möglich war. Nur im schillernden Gewande des „asiatischen Geheimnisses", halb Prophetenmantel, halb Narrenkleid, durfte er damit hervortreten. Ungreifbar zu bleiben und doch wirksam zu sein, war eine Kunst, auf die er sich längst verstand, und er genoß dabei den Triumph seiner geistigen Überlegenheit. Eben in dieser getarnten Form war seine Schriftstellerei nicht nur Selbstbekenntnis und Selbstgenuß, sondern Propaganda in großem Stil. Was er in „Coningsby" und „Tancred" zur Judenfrage vorbrachte, stimmte mit der Beweisführung überein, die er vor dem Parlament und in seiner Lebensbeschreibung Lord Bentincks als Politiker vorgetragen hat. Die Romane erweisen undringlich, wie wenig es Disraeli dabei um die bloße Gleichberechtigung der mosaischen Konfession zu tun war. Diese tagespolitische Streitfrage galt ihm nur mehr als ein taktischer Ansatzpunkt, um den jüdischen Vorrang durchzusetzen — für sich selbst und seine Rasse insgesamt. Sein persönlicher Erfolg in der englischen Politik mußte dafür zur Bewährungsprobe werden.

Im größten Stil hat Disraeli die Doppelsinnigkeit und zwiefache Begehrlichkeit des jüdischen Geltungswillens verkörpert. Wenn er behauptete, Christ zu sein, während er den Judaismus verkündete, so bediente er sich dabei eines dialektischen Kunstgriffs, indem er die Identität der Gegensätze lehrte und das Christentum vom Judaismus verschlingen ließ. Eine solche Lösung konnte ihm für den englisch-jüdischen Rassenunterschied nicht gelingen, denn damit wäre die Reinheit des Blutes beseitigt worden, auf die sich doch Disraelis Rassenstolz als Jude bezog. Sollte er daran gedacht haben, als er Tancreds Pilgerfahrt so plötzlich abbrechen ließ, ohne den Ehebund mit Eva zu vollziehen? Es ist Disraelis Glück gewesen, daß sich unter seinen politischen Gegnern niemand fand, der auf diesen Widerspruch den Finger legte und dem Blutsfremden, dem Anwalt der anderen

[1] Ich verdanke diesen Hinweis Herrn cand. phil. Zeh in München, der mir freundlicherweise die Ergebnisse seiner zusammenfassenden Untersuchung über Disraelis Rassenlehre mitgeteilt hat.



Rasse, das Führungsrecht in der englischen Politik entschlossen bestritten hätte. Kein größerer Triumph für Disraeli, als sich in diesem Augenblick an der Spitze des stolzesten Adels der Welt zu sehen, befugt, im Namen des Engländertums zu sprechen und zu handeln. Konnte es einen besseren Beweis für das erträumte Herrentum der semitischen Rasse geben?

Der Triumph des Mannes entsprach dem Sieg, den er seiner Rasse errang. Niemand würde Disraelis Romane später gelesen haben, hätte nicht sein politischer Erfolg seinem Worte Gewicht gegeben. Während Carlyles Lehre der Gleichgültigkeit verfiel, haben Geschlechter englischer Jugend die schriftstellerischen Werke des Juden in sich aufgenommen, der ihnen als großer englischer Staatsmann galt. Indem sie im Dickicht geheimnisvoller Sprüche, abenteuerlicher Fabeln und pikanter Plauderei nach dem Golde politischer Weisheit suchten, haben sie die Einflüsterungen des jüdischen Intellekts erfahren.

Disraeli selbst hatte mit der politischen Romantrilogie alles ausgesprochen, was er zu sagen hatte. Über zwei Jahrzehnte schrieb er nicht mehr. Sein Ehrgeiz wandte sich nun entschlossen von der Literatur zur Politik, das persönliche Ziel der politischen Laufbahn war seinem Blicke deutlich. Er hatte den Weg zur Staatsführung angetreten.

II. Der Weg zur Macht

Disraelis Schriftstellerei hat sein Handeln begleitet, aber bestimmt hat sie es nicht. Die Romane enthalten nicht einen Inbegriff von Grundsätzen und Leitzielen, deren Verwirklichung sich der Politiker gewidmet hätte. Mit ihren tagespolitischen Anspielungen und ideologischen Gespinsten konnte sie ihrem Verfasser wohl als Mittel zum Zweck seines Ehrgeizes dienen. Durch „Coningsby“ und „Sybil“ hatte Disraeli sich den Nimbus eines geistig-politischen Lehrmeisters der konservativen Partei erworben, seine vieldeutigen Anregungen brachten ihn ins allgemeine Gespräch der politisierenden Gesellschaft, in der, wie er selbst so anschaulich schilderte, die Fäden beim Spiel um die Macht gezogen wurden. „Tancred“, wo die Rasseneitelkeit mit ihm durchgegangen war und sich nur allzu viel vom Geheimnis seiner jüdischen Seele enthüllte, hätte seiner Laufbahn schwer schaden können. Doch da war ihm der Durchbruch zur Parteiführung schon gelungen, und es wurde nun ein gesteigerter Triumph, daß die „Gentlemen of England“ dem emporgekommenen Verkünder des Judentums Gefolgschaft leisten mußten.

„Jungengland“ war nie eine echte Bewegung gewesen, immer nur ein engbegrenzter literarisch-politischer Kreis, und auch dieser ist während des parlamentarischen Kampfes zerfallen. Er hatte seinen Dienst getan, indem er Disraeli die Ausgangsstellung schuf für den Vorstoß, mit dem dieser sich dann plötzlich auf die Höhe des politischen Einflusses schwang. Das gelang ihm, als er beim Austrag einer großen nationalen Entscheidung seine Gelegenheit ersah und im persönlichen parlamentarischen Zweikampf den führenden Staatsmann zu Falle brachte.

Den Hintergrund dieser Handlung bildete Englands wirtschaftlich-gesellschaftliche Entwicklung, die im Streit um die Zollpolitik ihren Ausdruck fand. Die Korn-

zölle waren der letzte gewichtige Bestandteil des alten merkantilistischen Systems, der sich noch über die bürgerliche Wahlreform hinaus behauptet hatte. Mit dem Übergang zum Freihandel erst konnte die industrielle Gesellschaft ihren Sieg vollenden. Das bedeutet den Antritt jener kapitalistischen Weltwirtschaft, auf der seitdem Englands Reichtum und Macht beruhen, aber von vornherein wurde der Preis erkennbar, den man dafür zahlen mußte, die völlige Aufhebung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gleichgewichts im Lande selbst zugunsten der städtisch-industriellen Entwicklung. Der Niedergang des Bauerntums in England war längst vorgeschritten, seitdem die adlig-grundherrliche Landwirtschaft sich kapitalistisch entfaltet hatte, es war von nun an unweigerlich der völligen Verkümmerung ausgesetzt. Aber hatten die Schutzzölle, wie sie die Kriegswirtschaft der Jahrhundertwende hinterließ, nicht noch einen tieferen nationalpolitischen Sinn? Wenn sie die britischen Landwirte vor ausländischem Wettbewerb schützten und ihnen günstige Preise sicherten, sollte die Leistungsfähigkeit des einheimischen Getreidebaus als Grundlage für die Selbsternährung der Insel und damit für die Unabhängigkeit der Nation, die Macht ihres Reiches gewährleistet werden. Diese politische Verantwortung scheint um 1840 fast ganz durch die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Interessen überdeckt. Man sah sich dem Druck einer ständig wachsenden Massenbevölkerung gegenüber, die nach billigem Brote schrie. Man glaubte auch nicht mehr an eine unmittelbare Gefahr, seit die Flotte Englands die Meerherrschaft an sich genommen hatte. Wenn die Manchesterschule vom allgemeinen Freihandel den Weltfrieden erhoffte, konnte das imperialistische Bewußtsein vom Übergewicht der englischen Handelsmacht eine um so größere Ausbreitung der Weltgeltung erwarten. Auch die Anhänger des Kornzolls beriefen sich nicht auf das Lebensbedürfnis einer nationalen Autarkie, sie betonten um so eifriger die überlieferte gesellschaftliche Bedeutung und den Gerechtigkeitsanspruch des englischen Landstandes, der durch Jahrhunderte die Geschicke des Volkes in Händen hielt. Indessen waren solche Beweisgründe schon klassenpolitisch gefährdet, da sich der englische Landadel, in dessen Gemarkungen ja auch die großen Kohlenfelder gefunden und höchst gewinnreich genutzt wurden, selbst mehr und mehr mit dem industriellen Geschäft befreundete. Die Verfechter des Freihandels aber konnten, während sie auf die unvergleichlichen wirtschaftlichen Möglichkeiten ihrer Politik hinwiesen und den nationalen Agrarstandpunkt als rückständig abtaten, zugleich den sozialen Notstand für sich anführen. Gewiß, wenn die Fabrikanten von Manchester das Bedürfnis der Massen nach billigem Brot zur Sprache brachten, entzogen sie sich damit selbst dem Verlangen nach höheren Löhnen. Aber der Weg, den sie wiesen, versprach der Gesamtheit den sichersten Gewinn und den Massen die leichteste Möglichkeit, daran teilzunehmen. So hat Richard Cobden mit seiner Antikornzolliga die Werbung für den Freihandel 1838 im größten Stil eingeleitet, er hat dieser wirtschaftlichen Sache den Schimmer einer sittlichen Idee mitgegeben und die Massenbewegung als eine Art Kreuzzug in Gang gesetzt. Schon beim Regierungsantritt Sir Robert Peels 1841 war die Überlegenheit der Freihändler unbestreitbar und die Entscheidung zu ihren Gunsten reif. Peel war nicht der Mann, einer solchen Entwicklung sich entgegenzustemmen. Obwohl er sich

mit Stolz als Führer des konservativen Landadels, der „Gentlemen of England", bekannte, war er, selbst aus dem industriellen Unternehmertum stammend, durchaus eine bürgerliche Natur. Man wußte, daß er sich in seiner Laufbahn schon mehrmals mit offenem Freimut der unvermeidlichen Entwicklung angepaßt und Maßnahmen selber durchgeführt hatte, die zu verhindern er ausgezogen war. Dadurch war das Ansehen seiner Person nicht beeinträchtigt worden. Denn sein Handeln in der Finanzpolitik oder bei der Katholikenemanzipation hatte schließlich der Allgemeinheit als zweckmäßig eingeleuchtet. Die konservative Partei, die den Neuerungen mehr aus Verlegenheit und Starrsinn als mit gegründeter Überzeugung entgegenstand, hatte sich nicht nur damit abgefunden, sondern Peels Führertum anerkannt. Denn Sir Robert, das glaubten ihm alle, handelte nicht mit charakterloser Unbedenklichkeit oder aus Eigensucht. Er war eine beamtenhaft redliche, überlegen sachliche Natur, ausgezeichnet durch Gründlichkeit, Verstand und eine ganz außergewöhnliche Verwaltungsgabe. Peel wollte als Staatslenker kein Parteimann sein, er folgte seinem Gewissen, indem er meinte, es diene der Sache am besten, wenn seine Partei, die sich aller Neuerungssucht widersetzte, das Notwendige nun selbst im Geiste englischer Überlieferung vollziehe. In Peel verkörpert sich die Eigenart der inneren Entwicklung Englands, ihr Glück und ihr Verhängnis, daß der parlamentarische Parteienstreit und Machtwechsel nur ein Spiel der Oberfläche blieb, weil die gemeinsame Hingabe an wirtschaftliche Interessen jede andere Regung überwog. So lebhaft die Zeit mit dem Zwist um konservative und liberale, idealistische und materialistische Lehren beschäftigt war, die Menschen führten nur Worte im Munde; ein echter kämpferischer Widerstreit politischer Weltanschauungen, wie ihn einst die religiösen Bürgerkriege gezeigt hatten, von deren Geist Whigs und Tories noch im 18. Jahrhundert zehrten, erhob sich nicht mehr. Keine machtvolle konservative Bewegung war hier erwachsen, wo der Adel sich mit der bürgerlichen Zeit verständigte und durch seinen Reichtum Macht behielt. Als Robert Peel seit 1844 sich immer mehr dem Freihandel zuneigte, erhob sich aus den Reihen der Gentlemen of England kein Gegenspieler von Rang. Er hätte den wirtschaftspolitischen Übergang wohl ohne großen Widerstand gegen die Verteidiger der Landwirtschaft durchsetzen können, wäre nicht Disraeli, der jüdische Literat, im Namen der konservativen Idee, der politischen Bekenntnistreue als Ankläger vor dem Parlament gegen ihn aufgetreten. Damit fiel der tragische Schatten über Peel, und Disraelis Licht begann zu leuchten. Was aber hatte dieser Vorgang zu bedeuten? Hat Disraeli damals den Versuch gemacht, die konservative Ideologie seiner Romane zu verwirklichen und die englische Geschichte seines Jahrhunderts im Sinne eines neuen Geistes zu wandeln, oder hat Ehrgeiz und Feindschaft sein Handeln bestimmt, war der persönliche Aufstieg sein einziges Ziel?

Beim Antritt Peels 1841 hatte Disraeli gehofft, in die Regierung aufgenommen zu werden und mit einem Sprung dicht an das Ziel seines Lebens zu gelangen. Als er nach einer Woche vergeblichen Wartens einsehen mußte, daß er übergangen werden sollte, richtete er an Peel einen Bittbrief[1], worin sein gekränkter Ehrgeiz

[1] M-B. II, 118.

sich hemmungslos bloßlegte. Er schreibe, beginnt Disraeli, an Peel nur deshalb, weil er niemand habe, mit dem er sich aussprechen könne. Er wolle, sagt er, nicht wie andere auf seine Verdienste pochen, und zählt dann doch alle Opfer auf, die er für seine politische Laufbahn bisher gebracht hatte, indem er sich gibt, als wäre das alles geschehen, um Peel zu dienen. Seit der Zeit, als er auf Anregung eines Kabinettsmitgliedes in Peels Gefolgschaft eingetreten, habe er sich gegen die erdrükkende Übermacht politischer Feindschaft und persönlicher Bosheit nur aufrechterhalten „durch die Überzeugung, daß der Tag kommen werde, an dem der erste Mann dieses Landes öffentlich bezeugen würde, daß er einige Achtung vor meinen Fähigkeiten und meinem Charakter habe". Dann steigert er sich mit pathetischer Gebärde: „Ich bekenne, daß es mir überwältigend erscheint, in diesem Augenblick von Ihnen unbeachtet zu bleiben, und ich wende mich an Ihr eigenes Herz — an seine Gerechtigkeit und Großmut, die, wie ich fühle, Ihr Wesen ausmachen —, mich vor einer unerträglichen Lage zu bewahren." In diesem Briefe mit seinem Mangel an Ehrlichkeit und Scham, seinem berechnenden Gefühlston und der fordernden Schmeichelei war unter dem Antrieb übermächtiger Leidenschaft Disraelis jüdischer Charakter durchgebrochen. Vivian Greys Zwiespältigkeit trat wieder an ihm selbst hervor, der ehrgeizige Anspruch und dann die sentimentale Gebrochenheit, wie die Eitelkeit sich verschmäht sieht. Ein so strenger und nüchterner, peinlich zurückhaltender Mann wie Peel konnte darin nichts anderes finden als würdelose Zudringlichkeit, und der peinliche Eindruck mußte nur bestärkt werden, da Disraelis Frau, eine Freundin von Peels Schwester, sich ebenfalls bettelnd an ihn gewandt hatte[1], indem sie nicht nur ihres Mannes Mühen und Opfer, sondern auch ihre eigenen geldlichen Aufwendungen unterstrich und Peel, offenbar Disraelis innere Stimmung widerspiegelnd, anflehte: „Meines Gatten politische Laufbahn ist für immer vernichtet, wenn Sie ihn nicht anerkennen ... Er hat die Literatur um der Politik willen aufgegeben. Zerstören Sie nicht alle seine Hoffnungen und lassen Sie ihn nicht fühlen, daß sein Leben ein Irrtum gewesen sei." Peels Antwort, worin er mit höflichem Bedauern Disraelis Gesuch als eines von vielen behandelte, aber nachdrücklich bestritt, ihm unmittelbar oder mittelbar irgendwelche Aussichten gemacht zu haben, veranlaßte diesen zu einer Erwiderung, in der schon wieder ein Ton des Stolzes angeschlagen wird. Parlamentarische Regierungsämter, sagt er, sollten für Parteiverdienst und parlamentarische Begabung gewährt werden. Den Bruch eines Versprechens würde er als ungewöhnlichen Unglücksfall des Lebens betrachtet und ohne Murren ertragen haben. Nicht anerkannt zu werden, das heiße ihm Demütigung[2].

Auf diesen Vorgang fällt ein merkwürdiges Licht durch die Erzählung[3], daß der Widerstand gegen Disraeli keineswegs von Peel, sondern von Lord Stanley ausgegangen sei. Dieser, der später zwanzig Jahre lang mit Disraeli die Parteiführung teilen und drei Kabinette mit ihm zusammen bilden sollte, habe damals infolge eines privat begründeten Vorurteils erklärt, er werde zurücktreten, wenn Disraeli, den er einen Schurken nannte, in die Regierung aufgenommen würde. Wie Peel selbst zu Disraeli gestanden hat, wird nicht vollkommen deutlich. Der Ton seines

[1] M-B. II, 118. — [2] M-B. II, 119f. — [3] M-B. II, 122.



Briefes scheint noch auf Wohlwollen zu deuten, aber durch die Auseinandersetzung entstand eine Kluft. Konnte Disraeli die Demütigung, die er hatte hinnehmen müssen, verwinden? Im Kreise Peels wurde er mit Mißtrauen beobachtet. Als beim Auftreten Jungenglands die ersten Anzeichen seiner Opposition bemerkbar wurden, schrieb der Minister Graham, einer der nächsten Mitarbeiter Peels[1], die jungen Leute seien nur Puppen Disraelis, der, grundsatzlos und enttäuscht, in seiner Verzweiflung es nun mit Einschüchterung versuche. Die Anderen würden zur Krippe zurückkehren. Disraeli allein sei gefährlich, und es wäre das beste für die Partei, wenn man ihn ins Lager der Gegner treiben könnte. Die Feindseligkeit dieser Haltung war scharfsichtig genug. Disraeli, der sich so viel auf seine Menschenkenntnis zugute tat, hat sich dennoch nicht gescheut, Graham um Protektion für einen seiner Brüder anzugehen. Was Peel auf die Mitteilung Grahams davon erwiderte[2], zeigt die ganze Verachtung gegen Disraeli, die er nun hegte: „Es ist gut, wenn ein solcher Mann seine Schäbigkeit zu Protokoll gibt. Er hat mich selbst um ein Amt gebeten, und es hat mich nicht überrascht, daß er, nachdem er zurückgewiesen wurde, unabhängig und ein Patriot geworden ist. Aber nach seinem Verhalten in der letzten Session Begünstigung erbitten, das ist zu schlecht. Immerhin ist es ein Zaum für seinen Mund."

Die Anzeichen einer Auflehnung, die Peel schon 1843 an Disraelis parlamentarischem Verhalten wahrnahm, hatten nichts mit der Kornzollfrage zu tun. Disraeli hatte den ersten handelspolitischen Maßnahmen der Regierung zugestimmt und betonte noch seine Übereinstimmung mit Peel, als er vor seinen Wählern ein Bekenntnis zum Zollschutz ablegte. Diese Rede[3] läßt freilich bereits den kommenden Wortführer der Gentlemen of England erkennen, da sie die agrarisch-feudalen Ordnungen verficht und die Wohlfahrt Englands, ja den Bestand des Weltreichs als vom Vorrang der ländlichen Interessen abhängig darstellt. Disraeli hat alsbald gegen die Beseitigung des Zolls auf kanadisches Getreide gestimmt, ohne sich jedoch an der Aussprache zu beteiligen. Auch als damals um Lord Shaftesburys Gesetzanträge über den Zehnstundentag für jugendliche Arbeiter jene große sozialpolitische Auseinandersetzung im Unterhause entstand, wo diesmal der Meinungsstreit die Parteischranken sprengte, hat Disraeli zwar die Reform unterstützt, aber er ist nicht mit eigenem Zeugnis für die neue Sozialpolitik eingetreten. Hingegen benutzte er Peels Schwierigkeiten in Irland, um mit ebenso treffenden wie unverbindlichen Worten die Notwendigkeit einer gerechten Lösung der irischen Frage hervorzuheben. In einer außenpolitischen Erörterung über die Balkanfragen führte Disraeli dann den ersten Stich gegen Peels Person, indem er die höfliche Kühle des Premierministers gegen seine Parteifreunde ironisierte. Da er jedoch wahrnahm, daß Peel ihn nicht mehr zum engeren Kreise seiner politischen Gefolgschaft rechnete, beklagte er sich darüber brieflich und beteuerte seine Ergebenheit. Peel erklärte sich damit zufriedengestellt. Als Disraeli bald darauf wiederum die irische Frage zur Entfaltung seiner Beredsamkeit benutzte, pries er nicht nur den alten Torygeist, sondern flocht auch eine Schmeichelei für Peel, den Erneuerer der konservativen Partei mit ein. Peel zollte der Rede freund-

[1] M-B. II, 181 f. — [2] M-B. II, 185. — [3] M-B. II, 140 ff.

liche Anerkennung und seine Schwester schrieb damals an Disraelis Frau, nun sei der Augenblick zur Versöhnung beider Männer gekommen, und Disraeli möge nur als erster die Hand ausstrecken. Das war im Februar 1844. Im April benutzte Disraeli einen zufälligen Anlaß, um Peel, Graham und Stanley vor dem Parlament zu verspotten. Im Mai erschien der Roman „Coningsby", an dem er schon seit dem Herbst gearbeitet hatte. Jetzt mußte das Buch als kaum verhüllte Absage an Peels Parteiführung wirken. Im Juni ging Disraeli zum offenen persönlichen Angriff über. Die Gelegenheit fand sich bei einer Aussprache über die Zuckerzölle. Peels Haushaltsplan hatte in diesem Punkte aus mehr taktischen als sachlichen Gründen Widerspruch bei der eigenen Partei gefunden und war abgeändert worden, aber Peel stellte nun die Vertrauensfrage und erzwang eine neue Abstimmung. In diesem Augenblick trat Disraeli an die Spitze der Unzufriedenen. Mit dem Tone sittlicher Entrüstung tadelte er Peels diktatorische Behandlung des Parlaments und der eigenen Partei. Der Premierminister, höhnte er, verabscheue die Sklaverei überall, nur nicht auf den Bänken hinter ihm selbst. „Dort ist der Trupp noch immer versammelt, und man hört die Peitsche weiter[1]". Der Beifall, der bei diesen Worten losbrach, zeigte Disraeli, daß er den wirksamen Ton getroffen hatte. Der mißachtete nichtige Haufe, das parlamentarische Stimmvieh, jubelte einem Demagogen zu, der es wagte, den Mächtigen anzufallen. Mit der vollendeten Unsachlichkeit seines Vorstoßes hatte Disraeli sein persönliches Verlangen nach dem Sturze Peels enthüllt. Aber es war kein Ausbruch der Leidenschaft gewesen. Auch diesmal hätte er sich zurückgehalten, wenn es ihm nicht erschienen wäre, als ob die Niederlage der Regierung unvermeidlich sei. So meinte er wohl nur den Gnadenstoß zu führen. Am Tage vorher hatte nämlich Baron Lionel Rothschild ein Essen gegeben, bei dem sich Disraeli mit führenden Männern der Whigpartei traf. Ihnen sagte er, Peel habe ausgespielt, weil er seine Partei nicht zusammenhalten könne. Sie, die Whigs, dürften nun regieren und seien gewiß ebensogut imstande, jede schwebende Frage, insbesondere die Zollschwierigkeit, zu lösen, wie die Tories[2]. Es scheint, daß er sich ihnen angeboten hat. So verhielt sich der Mann, der im nächsten Jahre als Anwalt der Parteitreue gegen Peel vorgehen sollte. Diesmal war seine Berechnung fehlgeschlagen. Eine knappe Mehrheit rettete das Kabinett. Der Zwischenfall blieb ein Vorspiel zum großen Kampfe. Aber die Kluft war nun aufgebrochen, Disraeli trat vor seine Wähler als der Volksvertreter, dessen Gewissen an Grundsätze, nicht an Person oder Partei gebunden ist. Schon sah er sich veranlaßt, den Vorwurf eigensüchtiger Beweggründe abzuwehren; und er leugnete rundweg, daß er sich je bei Peel um ein Amt beworben habe[3].

Disraelis Erhebung gegen Peel ist also nicht aus dem Widerstand gegen die Freihandelspolitik entstanden. Der persönliche Zweikampf hatte sich entsponnen, längst ehe der sachliche Gegensatz zum Austrag kam, sei es, daß Disraeli seit seiner Abweisung von 1841 auf Rache sann und den heimlichen Dolch für die günstige Stunde schliff, sei es, daß er von jenem Augenblick an durch Peels Verachtung erst mehr und mehr in verschwörerischen Haß gedrängt worden ist. Der

[1] M-B. II, 241. — [2] M-B. II, 240. — [3] M-B. II, 245.



hemmungslose Ehrgeiz, der ihn erfüllte, mußte sich gegen den Mann empören, dessen Geltung ihn in den Schatten verwies. Grahams feindlicher Spürsinn hatte richtig gewittert, womit Disraeli umging. Und wenn Peel den verkleideten Feind so früh erkannte, wie man nach seinen Worten glauben muß, hat ihn die hochmütige Geringschätzung in bequemen Leichtsinn verfallen lassen. Disraeli wartete jetzt die Gelegenheit ab. Inzwischen ließ er auf „Coningsby" „Sybil" folgen und stärkte sich innerlich für den öffentlichen Streit. Ehe der neue Roman erscheinen konnte, ist er zum Handeln übergegangen. Monnypenny beleuchtet an dieser Stelle seiner offiziellen Lebensbeschreibung Disraelis Beweggründe einmal mit ungedämpfter Klarheit[1]: „Disraeli begriff ohne Zweifel, daß Peels Ministerium mit all seiner scheinbaren Stärke auf Sand gebaut war. Jedenfalls, solange es bestand, war ihm der Weg versperrt, und nun beschloß er, allein zum Sturm dagegen vorzugehen, offen und beharrlich dreinzuschlagen und sich durch reine Gewalt vom Unterhaus jene Anerkennung zu erzwingen, die es seinen werbenden Bemühungen verweigert hatte. Einmal entschlossen, loszuschlagen, suchte er sich bezeichnenderweise den Höchstgestellten zum Schlage aus, den Erstminister selbst."

Disraeli war 1845 ein Vivian Grey, der einiges zugelernt hatte und den das Glück begünstigte. Die Erfahrung des Vorjahres hatte ihn gelehrt, wie leicht sich Neid, Eifersucht und Gekränktheit in der eigenen Partei gegen Peels Überlegenheit aufsetzen ließen. So benutzte er die nächste beste Gelegenheit, um das Ansehen des leitenden Staatsmannes zu untergraben. Peel, höhnte er, habe sich angewöhnt, „den cholerischen Herrn zu spielen", aber er habe den parlamentarischen Neulingen immer gesagt, sie brauchten sich davor nicht zu fürchten, „der sehr ehrenwerte Baronet werde sie nicht auffressen, er werde nicht einmal zurücktreten, im allerschlimmsten Falle werde er von ihnen verlangen, eine Abstimmung zu wiederholen". Er verglich Peels Regierung mit dem Regime Walpoles im 18. Jahrhundert, unter der alles Parteileben versumpfte. Offenbar um Peel noch besonders zu reizen, fügte er hinzu, er hoffe, man werde ihm seine unabhängige Haltung nicht übelnehmen, die Vertrauensfrage sei nicht gestellt und es bestehe keine feindselige Gesinnung. Eben weil der Gegenstand dieser Aussprache belanglos war — man stritt darüber, daß die Regierung Mazzinis Briefwechsel hatte öffnen lassen —, mußte Peel die schleichende Tücke des neuen Angriffs bitter empfinden. Entrüstet nannte er Disraelis Rede eine Herausforderung und beklagte sich, in der rechten Flanke hinterrücks angefallen zu werden. Möge Disraeli ihn angreifen, wenn er wolle, aber er solle nicht sagen, das geschehe in freundschaftlichem Sinn. Peel endete mit Versen, einem Gebet um den offenen, männlichen Feind. Aber von allen Plagen möge ihn der Himmel vor dem aufrichtigen Freund bewahren. Nun stammten diese Verse von Canning, der, wie viele glaubten, vor zwanzig Jahren von Peel selbst treulos behandelt worden war. Mochte diese Meinung ungerecht sein[2] — ein Disraeli, wie Peel ihn kannte, würde sich nicht daran kehren. Disraeli ging in seiner Erwiderung zur offenen politischen Feindschaft über. Wiederum wandte er sich zuerst gegen Peels persönliche Führung und beschuldigte ihn der Tyrannei. Mit wohlberechneter Ironie warf er ihm Abfall

[1] M-B. II, 305.
[2] Vgl. C. Brinkmann, England seit 1815, S. 48.

von den konservativen Prinzipien vor. Peel brauche nicht, wie ihm manche nachsagten, auf Koalition auszugehen, er könne bleiben, wo er sei. „Der sehr ehrenwerte Gentleman hat die Whigs im Bade überrascht und ist mit ihren Kleidern fortgegangen." Spielerisch, ganz im Tone der Coningsbygespräche, werden die spöttischen Bilder und Vergleiche hingeworfen, jeder Satz ein giftiger Pfeil, jeder bestimmt, bei den konservativen Hörern Gelächter und Entrüstung miteinander wachzurufen. Am höchsten aber steigert sich diese diabolische Beredsamkeit, wo er mit dem kältesten ausgeschliffenen Hohn auf Peel und Canning zu sprechen kommt: „Einige Zeilen, zum Beispiel über Freundschaft, geschrieben von Mr. Canning und angeführt von dem sehr ehrenwerten Gentleman! Der Gegenstand, der Dichter, der Sprecher — welch glückliche Zusammenstellung!" Es sei ihm erlaubt, Peel öffentlich zu beglückwünschen, „nicht nur zu seinem guten Gedächtnis, sondern zu seinem mutigen Gewissen". Man spürt den Genuß, mit dem ein bedenkenloser Spieler sich der Moral gegen einen Ehrenmann bedient. Die Szene ist oft beschrieben worden, Disraelis triumphierende Sicherheit, Peels nervöse Empörung und Betroffenheit und der tobende Beifall im Hause. Disraeli selbst hat sich gegenüber seiner Schwester alsbald mit dem älteren Pitt verglichen, dessen machtvolle Ausbrüche das Parlament hinrissen. Sarah Disraeli beschrieb das Entzücken der Familie, wie der alte erblindete Vater unaufhörlich die boshaften Sätze vor sich hinmurmelte[1].

Disraeli hatte es verstanden, durch einen Überfall seinen Gegner einzeln zu stellen und ihm eine Kampfart aufzuzwingen, der jener durch seine Natur unterlegen war. Als ein ganz sachgebundener Mensch stand Peel der persönlichen Verunglimpfung, der spielerischen Verspottung hilflos gegenüber. Nun rächte sich seine hochmütige Zurückhaltung an ihm. Während die offenen und heimlichen Feinde triumphierten, wagten seine Freunde nicht, für ihn einzutreten. Sie fürchteten ihn und Disraeli zugleich. So stand Peel allein und von Schweigen umgeben, während Disraeli, vom lauten Beifall angetrieben, unermüdlich über ihn herfiel. Für den so Bedrängten erwuchs eine neue Bedrängnis aus der politischen Überzeugung, die ihm erst jetzt vollends klargeworden war, daß der Übergang zum Freihandel unvermeidlich und für das Wohl Englands notwendig sei. Er vermochte den Gründen Cobdens nicht mehr zu begegnen, und die äußeren Umstände beschleunigten seinen Entschluß. Die Mißernte und Hungersnot in Irland haben Peel den letzten Anstoß gegeben, obwohl gerade dort die Getreideeinfuhr aus mancherlei Gründen am wenigsten helfen konnte. Er glaubte, daß die Kornzölle aufgehoben werden müßten und daß nunmehr der Augenblick dafür gekommen sei.

Erst als Disraelis Angriff gegen Peel in vollem Gange war, wurde die Freihandelsfrage für den Streit bedeutsam. Nun konnte Disraeli seine persönliche Gegnerschaft mit dem vollen Gewicht politischer Weltanschauung verstärken. Der allgemeine Vorwurf gegen Peels Grundsatzlosigkeit ließ sich greifbar bestimmen und verschärfen zur Anklage des Parteiverrats. Disraeli mag diesen Augenblick erwartet haben, das erste Anzeichen nutzte er aus. Er erinnerte an Peels Bekennt-

[1] Zum Ganzen M-B. II, 312—315.

nis zu den Gentlemen of England, von denen nun nicht mehr die Rede sei. Scheine es doch, als wolle sich Peel den Freihandel jetzt ebenso aneignen, wie einst die Emanzipation der Katholiken. Das agrarische Interesse, „die Schönheit, die jeder umwarb und einer verführte", werde nun als verstoßene Geliebte behandelt. Er aber meine, wenn man zum Freihandel komme, solle Cobden die Sache durchführen und nicht ein Mann, der das Vertrauen des Landes und einer Partei mit parlamentarischer Taktik betrogen habe. Disraeli forderte Neuwahlen und schloß seine Rede mit dem Satze aus „Coningsby", die konservative Regierung sei „eine organisierte Heuchelei".[1] Da endlich Peel sich offen zur Abschaffung der Kornzölle bekannte, durfte sich Disraeli seiner Voraussicht brüsten. Hemmungslos prangerte er nun den Parteiverrat an, am boshaftesten, als er Peel mit dem türkischen Admiral verglich, der die anvertraute Flotte dem Feinde zuführte und sich entschuldigte, stets Kriegsgegner gewesen und daher nur seinem Gewissen gefolgt zu sein[2].

Disraeli bediente sich der agrarischen Sache wohl und handhabte die konservativen Grundsätze als seine gewichtigste Waffe. Aber niemals ließ er sich durch die politische Auseinandersetzung von seinem persönlichen Ziele ablenken. Meisterhaft legte er es darauf an, die konservativen Landwirte und die Gesamtheit der Partei bei ihrem gekränkten Ehrgeiz zu packen, während er gleichzeitig den Whigs und Manchesterleuten den Wink gab, sie dürften sich ihren Sieg nicht vorwegnehmen lassen. Nicht anders verfuhr er im Maynoothfall, wo es sich um neue staatliche Zuschüsse für ein katholisches Priesterseminar in Irland handelte. Den Katholiken zeigte er, wie kümmerlich die gewährte Summe sei, den Protestanten, wie Peel ihre Sache verraten habe. John Russell, dem Führer der Liberalen, wurde die Frage gestellt, ob er es denn wirklich ertragen könne, an den Triumphwagen eines Siegers gefesselt zu werden, der ihn gar nicht in ehrlichem Kampf besiegt. Disraeli wollte durchaus hintertreiben, daß die liberale Opposition Peel unterstützte, um der Freihandelssache den Sieg zu sichern.

Es bleibt zweifelhaft, ob Disraeli je gehofft hat, die Abschaffung der Kornzölle verhindern zu können, ob ihm überhaupt ernstlich daran lag. Ende 1845 kam die Entscheidung heran. Peels Regierung ist damals unter dem Drucke der öffentlichen Erregung wirklich zurückgetreten, aber Russell brachte kein Kabinett zustande, und so übernahm Peel aufs neue die Führerschaft und versuchte, die konservative Partei für seine Politik zu gewinnen. Trat doch der alte Herzog Wellington für ihn ein und sicherte ihm die Mehrheit im Oberhause, um, wenn der Wechsel im politischen System unvermeidlich sei, wenigstens die Stetigkeit der Staatsführung zu erhalten. Aus dem gleichen Grunde stellte sich die Königin und ihr Hof hinter Peel, und der deutsche Prinzgemahl Albert hat aufs bitterste über Disraelis Verschwörung geklagt. Als dann im Jahre 1846 die Korngesetze aufgehoben wurden, spaltete sich die konservative Partei. Lord Stanley, der einzige Minister, den Peel dabei verloren hatte, und Lord George Bentinck traten an die Spitze der Schutzzollpartei, deren treibende Kraft Disraeli war.

[1] M-B. II, 321.
[2] M-B. II, 351.

Dessen unbeirrbares Ziel blieb die Beseitigung Peels. Er hat auch zur sachlichen Auseinandersetzung um die Zollpolitik wohl das Seine beigetragen. So zeigte er die Schwäche in Cobdens freihändlerischem Denken auf, den pazifistischen Irrtum, daß alle anderen Mächte der englischen Freihandelspolitik nachfolgen würden. Disraeli verkannte freilich die tatsächliche Überlegenheit der englischen Industrie in der Weltwirtschaft, die getrost den Wettbewerb wagen konnte. Man darf füglich zweifeln, ob seine düsteren Voraussagen kommender Nöte wirklich eine Ahnung der Schwierigkeiten enthielten, deren erste Anzeichen England nach einem halben Jahrhundert ungetrübten Aufstiegs verspüren sollte, während erst seit dem Weltkrieg die Lebensgefahr des ganzen handelskapitalistischen Systems zutage getreten ist. Disraelis damaliger Einspruch zeigt nichts von der Carlyleschen Tiefe solcher Ahnungen und Erkenntnisse. Er spottete darüber, daß Peel sich auf das Urteil der Nachwelt berufen wollte, um den Vorwürfen seiner Gegenwart auszuweichen. Die wirtschaftspolitische Erörterung machte er sich leicht. Auch er wollte die Vorteile des Freihandels nicht missen und vertrat ein gemäßigtes Zollsystem mit außenpolitischen Handelsverträgen. Gelegentlich nahm er im Parlament die Tonart seines „Sybil"-Romanes an und verwahrte sich mit Pathos gegen die „schmachvolle Katastrophe", daß der politische Fortschritt in nichts anderem bestehen sollte als der Ablösung einer Klassenherrschaft durch die andere. Auch hat er sich wieder einmal auf das Volk berufen, dem er entstamme, wobei seine Hörer natürlich an die breite Schicht des englischen Volkes denken sollten. Der politische Grundgedanke, den Disraeli unermüdlich vorträgt, gehört einem anderen Bereiche an. Er rechtfertigte sein Vorgehen gegen Peel mit dem moralischen Grundgesetz des parlamentarischen Parteiwesens, daß der Staatsmann sich gegenüber den Wählern und seiner Partei an einmal festgelegte Grundsätze und Ziele binden müsse und nicht berechtigt sei, im entscheidenden Augenblick auf Grund besserer Einsicht davon abzuweichen. Vor allem, erklärte er, komme es darauf an, die Trennungslinien zwischen den Parteien zu erhalten, „denn nur indem man die Unabhängigkeit der Partei bewahrt, kann man die Unantastbarkeit der Männer des öffentlichen Lebens und den Einfluß des Parlamentes selbst bewahren".[1] Wie Disraeli jetzt den Gedanken befähigten Führertums, den er im „Coningsby" gegen den Parlamentarismus ausspielte, ganz dem Parteigrundsatz unterordnete, zeigt ein Brief an Manners[2], worin es heißt: „Er (Peel) ist so eitel, daß er in die Geschichte einzugehen wünscht als Ordner all der großen Fragen; aber eine parlamentarische Verfassung ist solchem Ehrgeiz nicht günstig. Die Dinge müssen von den Parteien getan werden, nicht von Personen, die sich der Parteien als Werkzeuge bedienen — besonders nicht von Menschen ohne Einbildungskraft und begeisternde Fähigkeiten oder solchen, die eher Zweideutigkeit als Begeisterung bieten." Die Beurteilung Peels hat Disraeli fünf Jahre später in seiner Lebensbeschreibung Bentincks genau im gleichen Sinne ausgeführt. Was aber den Widerspruch zwischen Parteigrundsatz und Führergedanken angeht, so drängt sich die einfache Lösung auf, daß Disraeli eben sich selbst als einen Führer mit Einbildungskraft und begeisternden Gaben zu würdigen

[1] M-B. II, 356.
[2] 17. Dezember 1845, M-B. II, 338.

wußte. War ihm die Partei etwas anderes als Werkzeug gegen Peel, Mittel zur eigenen Macht?

Seine eigene Parteipolitik im Jahre 1846 ist bedenkenlos genug gewesen. Ihm schien die gegebene Lösung der parlamentarischen Schwierigkeit das Bündnis der Schutzzollpartei mit den Whigs gegen Peel, der sich Cobdens bürgerlichem Liberalismus hätte anschließen können. Disraeli hatte unter der Hand Beziehungen zur anderen Seite gepflegt, hatte vor allem um die Freundschaft Palmerstons geworben, dem er — als dem zukünftigen Außenminister — bei Louis Philippe in Paris den Boden bereitete. Er scheute sich nicht davor, die Partei der „venetianischen Oligarchie", gegen die noch im „Coningsby" seine Polemik gerichtet war, an die Macht zu bringen — auch Stanley und Bentinck waren erst nach der Reform von den Whigs zu den Tories übergegangen. Es wäre eine Art Kabinett der aristokratischen Society geworden, worin Disraeli selbst gewiß seinen Platz gefunden hätte. Was konnte mehr seiner bisherigen Laufbahn als Günstling der Gesellschaft entsprechen? Gescheitert ist der Plan an der Grundsatztreue Russells, der sich zum Freihandel bekannt hatte und nicht mehr davon abgehen, vielmehr Peel in der Sache redlich unterstützen wollte. Es gab noch eine andere Möglichkeit, vor der Disraeli sich keineswegs scheute, das Bündnis mit der irischen Opposition. Diese freilich forderte Verzicht auf den Kornzoll, und zu dessen vorläufig unbefristeter Aufhebung, die wohl praktisch schon seiner Abschaffung gleichgekommen wäre, zeigte sich Bentinck sogar bereit. Whigs und Iren wurden die Bundesgenossen des Augenblicks, um Peel zu stürzen.

Bis zur letzten Stunde hat Disraeli die Verfolgung Peels, seine persönliche Verunglimpfung, unerbittlich fortgesetzt. Die dritte Lesung des Freihandelsgesetzes brachte noch einmal einen Höhepunkt. Disraeli beschimpfte Peel als den Mann, der sein Leben lang mit den Ideen anderer Handel getrieben habe, der immer nur fremden Verstand bestahl, und machte ihn mit den billigsten Witzen lächerlich. Da endlich entschloß sich Peel, einmal selbst ihm mit angemessener Münze zu zahlen. Unter allen bitteren Eindrücken dieser Zeit, erklärte er, berührten ihn Disraelis giftige Angriffe am wenigsten. Nur wundere ihn, daß sein Gegner, dem damals schon seine frühere Laufbahn bekannt sein mußte, sich 1841 bereit gezeigt, von ihm ein Amt anzunehmen, und ihm damit den stärksten Vertrauensbeweis zu geben. Es liegt etwas Ergreifendes darin, wie der schwerbedrängte Mann, dem, sobald er nur Ehre und Gewissen erwähnte, Gelächter und Schimpfworte entgegentönten, der stockend sprach, als ob er mit Tränen kämpfe, immer noch eine vornehme und hochmütige Zurückhaltung bewahren wollte. Schon die matte Anspielung schien gefährlich genug, Disraeli sprang sofort auf und verschwor sich in aller Form, daß er niemals, in keiner Weise, sich bei Peel um ein Amt beworben habe, wenn er auch wohl den kleinen Posten, den man ihm damals vielleicht geboten hätte, nicht würde ausgeschlagen haben. Peel antwortete, es genüge ihm, daß Disraeli ihn damals wissen ließ, er sei bereit, unter ihm zu dienen. Peel mochte meinen, damit genug gesagt zu haben, und der peinliche Eindruck blieb lange an Disraeli hängen. Aber man braucht sich nur vorzustellen, Peel hätte jetzt vor offenem Parlament die Briefe Disraelis von 1841 verlesen. Wie hätte er sich rächen können! Wäre nicht vielleicht Disraelis Laufbahn in Schmach und Spott zer-

gangen? Darum gibt es auch eine Erzählung, daß Peel Disraelis Briefe zu Hause gesucht, aber nicht gefunden habe. Das wäre bei Peels bürokratischem Ordnungssinn gewiß ein merkwürdiger Zufall. Die Art aber, wie er sofort auf die Ableugnung Disraelis erwiderte, nimmt dem Bericht alle Glaubwürdigkeit. Peel fehlte es an politischem Spürsinn und persönlicher Leidenschaft, um den Augenblick zu ergreifen. Sonst hätte er längst die Waffe dieser Enthüllung angewandt. Darum ist es auch müßig, mit den Bewunderern Disraelis darüber nachzusinnen, wie dieser eine Tatsache, deren bittere Erfahrung er gewiß nie vergaß, zweimal so frech bestreiten konnte, und wir werden gewiß nicht die Grobheit dieser Lüge als Beweis der Verzweiflung einer sonst ehrlichen Natur bezeichnen. Wenn Disraeli es mit dem Leugnen wagte, so vertraute er darauf, daß Peel seine Waffe nicht nutzen werde. Disraeli konnte sich in diesem Augenblick darauf um so mehr verlassen, nachdem Peel bisher geschwiegen hatte. So gehörte es sich für Vivian Grey. Er war ein Glücksspieler, der sich nicht scheute, alles auf eine Karte zu setzen, und er hatte Glück. Die Briefe sind erst lange nach seinem Tode veröffentlicht worden[1].

Die Kornzölle wurden aufgehoben, die konservative Partei hatte sich gespalten, und Peel war immer noch im Amt. Disraeli ruhte nicht, bis er das Wild vollends zur Strecke gebracht hatte. Jetzt brauchte er seine Genossen nicht mehr aufzuwiegeln, die „Landpartei" glühte vor Rachedurst, am meisten George Bentinck, der nun in den Vordergrund trat. Ein neues Zwangsgesetz für Irland bot den letzten Anlaß. Es schien taktisch unsicher und bedenklich, dagegen zu stimmen, aber Bentinck sagte: „Wenn wir diese Gelegenheit versäumen, entkommt der Verräter." Noch einmal sammelte er Anklagen gegen Peel. Es gab eine große Auseinandersetzung darüber, ob Peels Verhalten Canning in den Tod getrieben habe. Fünf Jahre später, als Peel und Bentinck nicht mehr lebten, hat Disraeli selber zugegeben, daß solcher Vorwurf ungerecht war. Jetzt kam es darauf nicht an. Das taktische Manöver gelang, und Peel wurde in die Minderheit gebracht. Mit theatralischer Genugtuung zählt Disraeli noch nach einem halben Jahrzehnt die Namen der alten Familien des Landes auf, deren Vertreter antraten, um gegen Peel zu stimmen. Sie waren seine Gefolgschaft geworden.

Disraeli hatte sich zur Herrschaft über das Parlament aufgeschwungen. Welche Genugtuung mußte ihn erfüllen, wenn er an seine erste Rede zurückdachte! Jetzt folgten ihm alle, die ihn einst verlachten, mit atemloser Bereitschaft. Niemand, hieß es bei den Zeitgenossen, habe seit Menschengedenken so auf die Neigungen und Leidenschaften des Unterhauses eingewirkt. Es gibt eine höchst anschauliche Beschreibung dieser Redekunst und ihrer Mittel[2]. Wir sehen, wie er gewöhnlich nachlässig, fast gleichgültig, dasteht, gleich einer Größe des Ballsaals beim flirtenden Plaudern: „Seine Worte werden nicht eigentlich vorgebracht, sondern fließen ihm vielmehr vom Munde, als wäre es eigentlich zu viel Mühe für einen so klugen, so intellektuellen, mit einem Worte so literarischen Mann, überhaupt zu sprechen." Dann, wenn er seine Spitzen anbringt, die völlige Veränderung. Eine ständig spielende Beweglichkeit an Stimme und Gebärde, die leise, aber unverkennbare Andeutung von Feindschaft, Verachtung, Spott und Hohn durch Bewegungen

[1] Zum Ganzen M-B. II, 387—391.
[2] M-B. II, 316.



und vor allem durch vielsagende Blicke. „Der Pfeil ist nicht nur vergiftet, sondern er wird mit tödlicher Genauigkeit gezielt durch kühle Hand, scharfes Auge und einen Mut, der keinen Gegenschlag fürchtet. Er wird das Haus erschüttern durch die Bewegung, die seinen Worten nachhilft, doch seinem Opfer nichts bieten, wonach es greifen kann. Er ist ein höchst gefährlicher Gegner in dieser Hinsicht, weil er so unfaßbar ist. Und immerfort wird man überrascht durch seine außerordentliche Kühle und Unempfindlichkeit." Es sei besonders eindrucksvoll, hören wir, wie wenig er sich von der Wirkung seiner eigenen Worte beirren lasse und scheinbar ganz teilnahmlos einen neuen scharfen Pfeilschuß auf die Seele seines Opfers vorbereite. Kälte und Berechnung, Hemmungslosigkeit, Scharfsinn und Schauspielerei sind die Eigenschaften dieses Redners, seine Taktik ist der Schuß aus dem Hinterhalt, seine Waffe ist die Bosheit. Der Mut aber, dies rücksichtslose Anspringen des gestellten und angeschossenen Gegners, diese Ungebundenheit und Unverschämtheit entspricht dem Selbstgefühl einer geistigen Besonderheit und Überlegenheit. Disraeli erkannte früh, daß seine fremde Art, wenn die erste gefühlsmäßige Abneigung überwunden wurde, ihm Macht über dies andere Volk verlieh, unter dem er geboren war, geistige Waffen, denen man ahnungslos und wehrlos gegenüberstand, Reize, denen man nicht widerstehen konnte, und vor allem den inneren Abstand, das letzte Unbeteiligtsein, das alle Entscheidungsfragen des englischen Lebens unbefangen als bloßes Spiel behandeln konnte.

Betrachtete man den politischen Erfolg seines Handelns vom Standpunkt des Landes oder von dem der konservativen Partei, so war das Ergebnis überaus bedenklich. Wellington hatte wohl gewußt, warum er trotz inneren Widerstrebens für Peels Verbleiben im Amte eingetreten war. Denn nun waren alle politischen Gruppen in Verwirrung geraten. Zunächst kamen die Whigs mit John Russell ans Ruder, aber ihre Regierung stand auf schwachen Füßen, ihnen fehlte es an der Bewegkraft eines großen Ziels und sie hatten den konservativen Gegenspieler verloren. Das Verhängnis der Torypartei ließ sich nicht verbergen. Sie war nach außen unterlegen, von innen zersprengt. Hatte die Mehrheit sich in der Opposition gesammelt, so behielt doch Peel auch nach seinem Rücktritt eine zahlreiche persönliche und politische Gefolgschaft, die länger als ein Jahrzehnt, auch über seinen baldigen Tod hinaus, beisammenblieb und sich durch keine Bemühungen Disraelis und seiner Freunde versöhnen und zurückgewinnen ließ. Zu den Peeliten aber gehörte fast die gesamte Führungsgruppe der alten Partei, alle starken Begabungen, die in Peels Ministerium versammelt waren, unter denen im Laufe der Jahre Gladstone als Disraelis eigentlicher Gegenspieler heraustreten sollte. Auch diese Gruppe war in ihrer Absonderung nicht fähig, das Land zu führen. Lange Zeit rangen sie noch um das Erbe der konservativen Überlieferung, aber sie wurden allmählich zu den Liberalen hinübergedrängt. Zwanzig Jahre sollte nun ein Zustand politischer Führungslosigkeit in England dauern. Immer wechselnde Kabinette und Koalitionen lösten einander ab, in denen die Liberalen und neben ihnen die Peeliten fast stets die Regierungsplätze innehatten. Nur für Augenblicke gelang es der konservativen Mehrheitspartei, an die Spitze zu kommen. Diese Ohnmacht verdankte sie Disraeli, denn er, nicht Peel hatte die große Spaltung herbeigeführt. So wurde denn Peel von der Geschichte insofern an Disraeli

gerächt, als es diesem bis ins Alter versagt blieb, das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen und das Erbe Peels als Ministerpräsident anzutreten.

Doch von nun an saß Disraeli im Parlament immer auf der vordersten Bank unter den führenden Männern. Er hatte die volle Anerkennung erzwungen. Der Verschwörer und Bezauberer war unter die Honoratioren aufgenommen worden, und der Schauspieler wußte, was er seiner neuen Würde schuldig war. Man bemerkte alsbald, wie er die bunten Gewänder, in denen er sich noch während des großen Streits gezeigt hatte, gegen einen schwarzen Anzug von untadeligem Schnitt vertauschte. „Er scheint", berichtete die „Times", „mit dem Federkleid des Pfauen auch die Eitelkeit des Gecken abgelegt zu haben[1]". Nun gewöhnte er sich eine ernstere und gesetztere Haltung und Sprechweise an. In den Jahren 1847/48 bemühte sich Disraeli, seine parteipolitische Stellung zu befestigen. Unmittelbar nach dem Sturze Peels begann er die Rolle eines „Erziehers seiner Partei" anzunehmen, die so oft bewundert worden ist. Im Grunde handelte es sich für Disraeli um nichts anderes, als daß er verfahren wollte wie Peel, nämlich sich den Strömungen der Zeit und den Mächten des Tages anpassen. Nur freilich würde er gerade deshalb den Schein des politischen Charakters besser zu wahren wissen, weil er wirklich grundsatzlos und berechnend war. Er stellte sich nun zum Freihandel wie einst Peel zur geschehenen Wahlreform und erklärte seinen Wählern, es liege ihm fern, den Beschluß des Parlaments wieder umstoßen zu wollen. Einmal gesetzlich eingeführt, müsse die neue Handelspolitik ihre angemessene Bewährungsfrist erhalten. Es ist zweifelhaft genug, ob ihm je viel an den Schutzzöllen gelegen war. Daß man sie nicht wieder einführen konnte, ohne Revolutionsgefahr heraufzurufen, war ihm vollständig klar. So wandte er alle Geschicklichkeit an, um seine politischen Freunde von allzu strenger Grundsatztreue abzubringen. „Es ist unbefriedigend", schrieb er an Manners[2], „einer Partei mit nur einer Idee anzugehören. Ich finde es viel klüger und staatsmännischer, eine zweite Schlacht auf frischem Felde und nach neuem Plane auszufechten, als auf dem alten, mit Zeichen der Niederlage besäten Kampfplatz." Disraeli wollte ein neues Spiel beginnen, aber er selber hatte kein neues Ziel. Als 1848, unter dem Eindruck der festländischen Revolutionen, von den Radikalen die Erweiterung der Wahlreform gefordert wurde, hat er zwar vorsorglich das Bedürfnis weiterer Entwicklung zugegeben, hielt jedoch seine eigenen Gedanken durchaus im Torystil[3]. Er nannte das aufstrebende Bürgertum „eine allzu ehrgeizige Klasse", klagte über das Aufkommen berufsmäßiger Agitatoren. Niemand anders sei zu Führern des Volkes bestimmt als die „Gentlemen of England", die ihren Beruf dazu erst wieder begreifen müßten. Gern verwendete er für sich und seine Freunde den Namen „Landpartei" (country party). Diese Partei sollte nun offenbar alle aristokratischen Gruppen im Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft an sich ziehen. Denn der Gedanke eines Zusammengehens mit den Whigs war keineswegs bloße Taktik des Kampfes gegen Peel geblieben. 1847 schrieb er an Manners[4], eine Verschmelzung mit den Whigs sei das einzige Mittel, um eine starke Regierung zu bilden und den demokratischen Liberalismus der Mittelklasse zu schlagen. Die

[1] M-B. III, 14. — [2] M-B. III, 8. — [3] M-B. III, 101.
[4] M-B. III, 10.



aristokratische Linie seiner Romane hatte Disraeli also jetzt zu Ende gedacht, die Kritik an den Whigs, das vielgeliebte Schlagwort von der „venetianischen Oligarchie" hatte er endgültig über Bord geworfen. Die Einheit der gesellschaftlichen Gruppe erschien ihm als sicherste Grundlage der Partei. Denn von einer Überwindung des parlamentarischen Parteiwesens durch das monarchische oder heroische Führertum ist nun gar nicht mehr die Rede. Alles Übel schrieb Disraeli damals dem Zerfall der Parteien zu. Er wandte sich gegen die Abgeordneten, die dem Parteiregime Verachtung bezeigten: „Ich sage, wir können keine parlamentarische Regierung haben, wenn wir keine Parteiregierung haben. Sobald daher die Herren die Parteiregierung schelten, treffen sie die Regierungsform, die nach meiner Meinung unser Land groß gemacht hat und es, wie ich hoffe, groß erhalten wird[1]." In diesen Worten ist nichts mehr von Carlyleschem Geist. Disraeli hat sich ganz jener Überlieferung des britischen Parlamentarismus angeschlossen, die von der „glorreichen Revolution" des Jahres 1688 bis zur imperialistischen Demokratie verläuft. Damals liebte er das Wort „konservativ" nicht, das durch Peel Bedeutung erlangt hatte und fragwürdig geworden war. Aber der Mangel eines eigenen neuen Ziels drückt sich auch im Fehlen eines Parteinamens aus. Erst mit den fünfziger und sechziger Jahren hat er sich wieder zur konservativen Partei bekannt.

Man erkennt Disraelis persönliche Stellung in diesem Zeitpunkt leicht. Er, der jüdische Literat, verhielt sich als jene „freischwebende Intelligenz", die, selbst ungebunden, einen gesellschaftlichen Standort wählt, um die höchsten Lebenserwartungen zu erfüllen, und das hieß für ihn, seinem Ehrgeiz Genüge tun. Disraeli war ein Parteigänger des Adels geworden. Nicht, daß er im Sinne festländischer Ideologen der Adelsromantik verfallen war. Er hatte in seinen Romanen den Gesellschaftskreis, der ihn aufnahm, zugleich umschmeichelt und verhöhnt. Auch war er weit davon entfernt, den politischen Gehilfen eines Mächtigen zu spielen, wie das den Schriftstellern um Metternich geschah. Jetzt ließ er die Feder beiseite und setzte alles daran, von den Großen des Landes als gleichgestellter Genosse, ja, als ihr Führer anerkannt zu werden. Denn nachdem er seine gefährliche Macht gezeigt hatte, wußte er, daß sie ihn nicht entbehren konnten, und er fand nun bald einen aufrichtigen Freund, der ihm mit adliger Großzügigkeit entgegenkam. Nicht auf den Jungenglandkreis konnte sich Disraeli mehr stützen. Dessen politische Einheit hatte sich während der Peelkrise aufgelöst, als der Begabteste unter den jungen Leuten, George Smythe, bei der Regierung blieb. Hier hatten sich keine politischen Kräfte gezeigt, obwohl die Freundschaft fortbestand und vor allem Manners Disraeli Gefolgschaft leistete. Die Führung der Landpartei fiel den Männern zu, die sich bei der Zollfrage von Peel getrennt hatten. Stanley, demnächst Earl of Derby, der die Gruppe im Oberhause vertrat, verhielt sich noch immer mißtrauisch, aber George Bentinck, den man nach Peels Rücktritt von der Parteileitung zum Führer der Fraktion im Unterhause machte, weil es schlechterdings keinen anderen gab, hat sich bald ganz Disraeli angeschlossen. Dieser hat dem Verstorbenen später ein höchst schmeichelhaftes

[1] M-B. III, 108.

Denkmal in seiner Lebensbeschreibung gesetzt, aber mündlich hat er sich offen über Bentincks Grenzen ausgesprochen, der als Redner körperlich behindert gewesen sei und, nachdem er seine Unfähigkeit zur Führung einer Opposition gezeigt habe, gewiß keine Regierung hätte führen können[1]. Bentincks Handeln war von der Leidenschaft bestimmt. Obwohl ihm klar war, daß der Freihandel ihm Vermögensvorteile bringen würde, lehnte er sich gegen Peels Politik mit haßerfüllter Verachtung auf. Er wolle nicht „verkauft" werden, erklärte er, und widmete sich nunmehr mit voller Hingabe dem Kampf für den Schutzzoll, der Rache an Peel. Dafür setzte er seinen Reichtum ein und verkaufte sogar seinen berühmten Rennstall. Es muß wohl etwas vom Don Quichote in ihm gewesen sein, und da er fanatisch für die Wiedereinführung des Kornzolls eintrat, wäre es ohne seinen frühen Tod vermutlich zur Entzweiung zwischen ihnen gekommen. So aber war dieser von jedem eigenen Ehrgeiz unberührte Aristokrat für Disraeli in dieser Übergangszeit ein unschätzbarer Bundesgenosse. Bentinck hat ihm in jedem Sinne des Wortes den Weg frei gemacht.

Diese Genossenschaft bewährte sich am stärksten angesichts der Judenfrage, die damals aufs neue das Parlament beschäftigte. Bei der Neuwahl von 1847 hatte die City Baron Lionel Rothschild aufgestellt, der strenggläubig war und den christlichen Abgeordneteneid nicht leisten konnte. Dadurch wurde die Frage grundsätzlich aufgeworfen. John Russell, stets Vorkämpfer konfessioneller Gleichberechtigung, brachte eine Vorlage zur gänzlichen Emanzipation der Juden ein und sah darin den logischen Abschluß einer Gesetzgebung, die Dissenter und Katholiken als Vollbürger anerkannt hatte. Die Aussprache kreiste daher um die religiös-politische Entscheidung, ob derart die letzte christliche Gebundenheit des Parlaments und des englischen Staates beseitigt werden dürfe. In der Rede Lord Shaftesburys, des christlichen Sozialreformers, klang allerdings auch die völkische Wertung mit an. Berief er sich doch auf die Ansicht des Dr. Arnold, daß die Juden tatsächlich nur unter Fremdenrecht stünden. „Sie sind freiwillig als Fremde hier und haben keinen Anspruch, Staatsbürger zu werden, wenn sie sich nicht unserem Sittengesetz unterwerfen, welches das Evangelium ist."[2] Schließlich stimmte die konservative Opposition geschlossen gegen den Gesetzentwurf, während nur die beiden Anführer der Landpartei, Bentinck gemeinsam mit Disraeli, für die Gleichberechtigung der Juden eingetreten sind. Disraeli hatte, wie man hervorheben muß, an der Entstehung der Vorlage keinen Anteil. Er konnte aber diesmal nicht im Hintergrunde bleiben wie 1841. Soeben war der „Tancred" herausgekommen, und nun legte er sein Bekenntnis zum rassenstolzen Judentum auch vor dem Parlamente ab. In einer Rede, die von erstaunten und entrüsteten Oh!-Oh!-Rufen seiner Zuhörer oft genug unterbrochen wurde, predigte er die jüdische Auserwähltheit und die Einheit des Christentums mit dem Judaismus. Er forderte von den christlichen Engländern Dankbarkeit für das Volk ihres Heilands. Aber auch hier unterließ er es nicht, sich religiös zu decken, und erklärte, keineswegs als Jude von Geblüt, sondern als gläubiger Christ für die jüdische Sache eintreten zu müssen[3]. Diese Abstimmung von 1847 hat Disraeli vier Jahre später benutzt, um

[1] M-B. III, 115. — [2] M-B. III, 67. — [3] M-B. III, 68 f.



seiner Lebensbeschreibung Lord Bentincks ein ausführliches Kapitel über die Judenfrage einzufügen[1], was seine politischen Freunde sehr peinlich empfanden. Hier hat er die Andeutungen aus „Coningsby" und „Tancred" zu einer umfassenden Beweisführung vereinigt. Geschickt greift er die Schwächen des theologischen Antisemitismus an, der die vorchristliche Geschichte des Judentums nicht kennt und den Rassengegensatz mißachtet. Disraelis unlauteres Spiel mit dem christlichen Glaubensgehalt konnte sich freilich kaum deutlicher enthüllen, als wenn er schrieb: „Hätten die Juden nicht die Römer überredet, unseren Herrn zu kreuzigen, was wäre aus der Versöhnung geworden? . . . Die Opferer waren vorbestimmt wie das Opfer, und die jüdische Rasse stellte sie beide." Wer wollte meinen, daß Disraeli selbst den ironischen Klang dieses Ausspruchs nicht empfunden oder nicht beabsichtigt hätte? Auch der kulturgeschichtliche Anteil des Judentums wird nun hemmungslos aufgebläht. Mozart und Friedrich Gentz gelten ihm als Semiten. Bemerkenswert ist die nähere Ausführung der politischen Hinweise Sidonias durch Disraeli selbst. Die Juden, an sich das konservativste Volk und zur Erhaltung der überlieferten Ordnungen berufen, hätten, da sie verfolgt und verachtet wurden, ihre verschwörerischen Gaben entfaltet. Sie seien überall an die Spitze der geheimen Gesellschaften getreten und hätten durch diese die achtundvierziger Revolution in ganz Europa gemacht. Mit großer Offenheit wird der jüdische Vorrang gegenüber den europäischen Kulturvölkern verkündet. „Die Juden", sagt Disraeli, „vertreten das semitische Prinzip, alles, was geistig (spiritual) ist in unserer Natur." Nicht auf die Gleichheit aller Menschen will er ihren Anspruch gründen, sondern auf die Ungleichheit der Rassen und ihren höheren Wert. Klar spricht er es wiederum aus, daß das Blut allein der Bestimmungsgrund menschlichen Wesens sei. Sein weiteres Verhalten zur konfessionellen Judenfrage wird ganz verständlich, da er den mosaischen Juden empfiehlt, sie sollten das Christentum als Erfüllung ihrer Rasse annehmen und dadurch den Grund ihrer Absonderung beseitigen. Wenn er davon spricht, daß die christlichen Lehren für sie einen eigenen Sinn hätten, den die arischen Christen nicht fassen könnten, zeigt er sich offenbar auch der Fälschung durchaus bewußt. Ganz unverhüllt weist er selbst auf den wahren Beweggrund seiner religionspolitischen Taktik hin. Mit dem Christentum sei die Weltherrschaft verbunden. Wer daran teilnehmen, wer die Welt regieren wolle, müsse sich die Weltreligion zu eigen machen. Disraeli vertrat folgerichtig die doppelsinnige Strategie des Weltjudentums. Reinheit des Blutes und des Geistes sollte die jüdische Vorzüglichkeit begründen, aber alle arischen Völker sollten die Juden gleichberechtigt aufnehmen und sich ihrem Einfluß unterwerfen. Erfüllt von diesem großen Ziel für seine Rasse, konnte Disraeli im nächsten Jahrzehnt, als wegen des Widerstandes im Oberhaus die konfessionelle Judenfrage stets aufs neue angerührt wurde, sich einigermaßen lau verhalten und die jüdische Sache seiner jeweiligen Taktik unterordnen. Damit setzte er sich manchem Vorwurf von liberaler Seite aus. Im Kabinett Derby hat er dann 1858 mitgewirkt, einen vom Oberhause ausgegangenen Vorschlag durchzubringen, der die Zulassung jüdischer Abgeordneter ohne

[1] Lord George Bentinck, A political Biography, Kap. 24.



christlichen Eid ermöglichte und Rothschild die Freiheit gab, seinen Sitz einzunehmen. Durch den Eifer, mit dem Disraeli für diese Lösung eintrat, ergab sich noch eine Spannung innerhalb der konservativen Regierung, vor allem mit dem Erstminister Lord Derby selbst[1].

Man wird annehmen dürfen, daß die parlamentarische Behandlung der Judenfrage eine Klippe für Disraelis Laufbahn war. Hätte er anfangs mit seiner Haltung allein gestanden, dann wäre vielleicht doch die Abneigung gegen seine orientalische Gestalt noch einmal zum Durchbruch gekommen. Wir erfahren, daß während der Aussprache von 1848 die Drohung nicht ausgeblieben ist, Disraeli werde sich um seinen Parlamentssitz reden. Wie unschätzbar mußte dem scheel angesehenen Juden die ritterliche Genossenschaft Bentincks sein, dieses englischen Edelmannes von unzweifelhaft nordischem Blute. Lord George Bentinck hat mit Aufopferug seiner selbst für Disraeli die Bresche gebrochen. Denn nun trat die seltsame, wenn auch begreifliche Rückwirkung ein, daß man in der Partei Disraeli durch sein Judentum entschuldigt fand, während man dem britischen Lord sein Ausbrechen vorwarf. Bentinck, der das mühevolle und kampfreiche Amt eines Fraktionsführers im Unterhause längst aufzugeben wünschte, hat daraufhin seinen Rücktritt erklärt. Keinen anderen aber konnte er der Partei zum Nachfolger vorschlagen als eben Disraeli selbst. Diese Lösung war zunächst nicht erreichbar, und erst als Bentinck 1848 plötzlich starb, sah sich die Partei vor die unausweichliche Notwendigkeit einer Entscheidung gestellt. Ohne klare Führung im Unterhause wäre man politisch ohnmächtig gewesen. Bentinck allein hatte wider Willen Disraeli im Wege gestanden.

Nur nach hartem Widerstreben haben sich die Gentlemen of England der Führung des jüdischen Literaten mit seinem orientalischen Mysterium gebeugt. Mißtrauen und Abneigung begleiteten seinen Aufstieg. Einst hatten die Väter seiner Anhänger Smythe und Manners ihre Sorgen darüber ausgetauscht, den reinen Charakter ihrer Söhne dem Einfluß eines Mannes von so zweifelhafter Unantastbarkeit unterworfen zu sehen. Der junge Manners selbst begann seine Gefolgschaft mit dem Zweifel, ob Disraeli wohl glaube, was er gesagt[2]. Der Kampf gegen Peel konnte auch bei den Mitgliedern der Schutzzollpartei weder Achtung noch Vertrauen für die persönliche Art des Mannes erwecken, dem sie aus Leidenschaft und Berechnung gefolgt waren. In dem Tagebuch Grevilles, des zeitgenössischen Chronisten, wird diese Spannung aufgedeckt: „Es scheint, sie verabscheuen Disraeli, den einzigen Mann von Begabung, und haben tatsächlich keinen."[3] Den inneren Grund dieses Widerstreits hat Lord Malmesbury in einem Briefe[4] ganz klar erläutert. Es sei seltsam, daß Disraelis Name als Fraktionsführer nach Bentinck nie erwähnt werde, obwohl nur er tatsächlich dafür in Frage komme, auch wenn ein Anderer den Posten zum Schein übernehmen würde. „Es kann kein Zweifel bestehen, daß bei den Konservativen im Unterhause ein sehr starkes Gefühl gegen ihn vorhanden ist. Sie werden verwirrt und erschreckt durch seine

[1] S. dazu M-B. III, 71 ff.
[2] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 19 ff., s. a. zum folgenden.
[3] M-B. III, 82 f.
[4] M-B. III, 86.

geheimnisvolle Art, die soviel von einem Landfremden (foreigner) an sich hat und sind unfähig, die große Begabung zu verstehen und zu würdigen, die sicherlich hinter dieser Maske steckt und gleichsam von ihr verborgen wird." Es war die gefühlsmäßige Ablehnung der fremden Art. Oft genug haben Disraelis Gegner ihn einfach verächtlich „den Juden" genannt. Aber die Landpartei war nun einmal durch Disraelis Vorstoß gegen Peel entstanden und mit ihrer Parteiräson, ob sie wollte oder nicht, an seine Person gefesselt. Man könnte fast versucht sein, es als den höchsten Beweis Disraelischer Berechnung anzusehen, daß mit Peel zusammen die Männer vertrieben worden waren, die ihm ebenbürtig oder gar überlegen hätten sein können. So mußte nun Lord Stanley, der sich selbst Disraeli gegenüber noch überaus vorsichtig und lau verhielt, an ihn herantreten, indem er ihm offen die Mißstimmung unter den Parteifreunden darlegte und ihn bat, eine Zwischenlösung anzuerkennen. Tatsächlich wurden zur Parteileitung im Unterhaus Disraeli zwei ältere Abgeordnete beigesellt, aber jedermann erkannte den napoleonischen Charakter dieses Triumvirats, um das sich Disraeli wenig gekümmert hat, bis er 1852 allein als Fraktionsführer anerkannt wurde. Er hatte 1849 an Manners geschrieben, in welchem Sinne er die Führung auffasse. Nur mit Wunsch und Willen der ganzen Partei werde er die Aufgabe übernehmen, „denn nichts als dieses einmütige Gefühl könnte mich stützen in dem furchtbaren Kampf zwischen dem aristokratischen und dem demokratischen Prinzip, den ich, wie Sie wohl wissen, längst in der Ferne habe heraufdämmern sehen. Ich sage aufrichtig, ich wünschte, die Pflicht wäre einem anderen zum Los gefallen, aber wenn sie mir zufällt, werde ich versuchen, sie bis an den Tod zu erfüllen."[1] Er hatte wieder Sidonias Pose angenommen.

Welcher Triumph: der jüdische Emporkömmling und Bekenner einer Weltherrschaft des Judentums vom alten „sächsischen" Herrentum Englands umworben und nunmehr nicht nur als Gehilfe und Parteigänger, sondern als Genosse, als Führer anerkannt! Lord Derby, der die Partei im Oberhause führte, mochte den Vorrang behalten, Disraelis Stellung war schon in jener Zeit politisch wichtiger. Der Freundschaft Bentincks aber hatte er noch einen anderen, vielleicht für seine Seele den größten Triumph zu danken, daß er um dieselbe Zeit nicht mehr als Gast, sondern als Genosse gleicher Lebensart in die feudale Gesellschaft aufgenommen wurde. Lord George hatte seinen Brüdern oft gesagt, da habe man nun einen wunderbaren Führer in der Torypartei, aber man wolle ihn nicht anerkennen, bloß weil er kein Landedelmann sei. Die Brüder betrachteten es als Vermächtnis des Verstorbenen, Disraeli einen Landsitz zu vermitteln. Sie streckten das Kapital vor und kauften Hughenden Manor für ihn, wo er nun bis ans Ende seiner Tage gelebt hat, eifrig bemüht, hier ganz Engländer, gar nicht Jude, ganz Gutsherr, gar nicht Literat zu sein, Landedelmann üblichen Stils und Jude zugleich freilich darin, daß er alsbald die Pachtsumme erhöhte und die nicht zahlungsfähigen Pächter davonjagte. Mag das wirtschaftlich gerechtfertigt gewesen sein, dem Verfasser von „Sybil" stand es schlecht[2]. Die Übernahme des Schlosses und Besitzes Hughenden mit einer riesigen Hypothek war freilich aber-

[1] M-B. III, 134.
[2] S. Raymond, S. 174.

mals ein finanzielles Abenteuer, wenngleich ihn das Geld seiner Frau damals schon von den dringendsten Schulden entlastet hatte. Disraelis Glück in Geldsachen verließ ihn aber nicht. 1851 machte er die Bekanntschaft jener Mrs. Brydges Williams, einer geborenen Mendes da Costa, die ihn als Vorkämpfer des Judentums verehrte und ihm nach zwölfjähriger Freundschaft ein Vermögen hinterließ. Später, nachdem die Bentincks die Hypothek zurückgezogen hatten, fand sich ein selbstloser Geldgeber. Es war ein Mr. Montagu, der sich 1862 an die konservative Parteileitung mit der Frage wandte, wie er seinen Reichtum für die politische Sache einsetzen könne. Die Partei riet ihm, Disraeli von den Wucherern zu befreien, denen er wieder in die Hände gefallen war. Montagu übernahm Disraelis Schulden gegen ganz geringe Zinsen, die später noch mehr ermäßigt wurden. So hat Disraeli, der in Geldsachen selbst sehr vorsichtig war, aus seiner politischen Laufbahn freilich auch großen Vermögensvorteil gezogen. Als er 1868 selbst Erstminister geworden war, wollte er seinen Wohltäter Montagu mit dem Adel belohnen, dieser lehnte aber die Erhebung ab.

Disraeli hat 1851 seiner Dankbarkeit gegen den verstorbenen Bentinck in der politischen Lebensbeschreibung Ausdruck gegeben. Darin finden sich jene berühmten Worte über das Verhalten der Aristokratie zum politischen Emporkömmling, mit denen er das Wesen und die Möglichkeiten seiner eigenen politisch-gesellschaftlichen Stellung umschrieben hat[1]: „Eine Aristokratie zögert, bevor sie ihr Vertrauen hingibt, aber sie tut es nie murrend. Unter solchen Umständen mischt sich in die politischen Beziehungen das gesellschaftliche Empfinden und das Prinzip der Ehre, das Edelleute beherrscht. Solch eine Gesellschaft ist meistens herzlich und treu. Eine Aristokratie ist eher geneigt, die Fähigkeiten eines plebejischen Führers zu übertreiben und seine Bedeutung zu vergrößern. Sie wird dazu sowohl durch ein natürliches Gefühl der Eigenliebe als durch eine Empfindung des Edelmuts bewogen." Nachdem er sich mit bedenkenlosen Mitteln die politische und gesellschaftliche Stellung erkämpft hatte, wie sie sein Ehrgeiz seit je begehrte, wollte er nun den sicheren Besitz des Errungenen auf die ritterlich-konservativen Eigenschaften des echten Adels gründen, mit denen er bisher nur gespielt hatte. Die Folgerichtigkeit seines Weges von den ersten Werbungen der dreißiger Jahre um Durham, Chandos und Lyndhurst zur Gemeinschaft mit Bentinck und Derby ist offensichtlich. Die Worte stehen im Rahmen einer Darstellung Peels, des Mannes und seiner Politik. Jetzt konnte Disraeli auf alle persönliche Gehässigkeit gegen den Verstorbenen verzichten, es mußte seiner neuen Würde förderlich sein, wenn er den geschichtlichen Bericht mit überlegener Sachlichkeit verfaßte und die politischen Grundsätze ganz in den Vordergrund stellte. Disraeli bekräftigte seine eigene parlamentarische Politik, indem er Peels Scheitern nicht mehr als bestrafte Treulosigkeit beschrieb, sondern damit erklärte, daß Peel sein persönliches Führertum überschätzt und die innere Gesetzlichkeit des Parteiwesens verkannt habe. Nicht als Einzelgänger, sondern als Parteimann wollte Disraeli seine weitere Laufbahn gewinnen. Hatte er im Kampfe gegen Peel die Parteileidenschaften taktisch eingesetzt, so vertrat er nunmehr den Standpunkt

[1] Lord George Bentinck, Kap. 17.

des Parteiinteresses als Selbstzweck, unabhängig von der politischen Idee. Ihm lag nichts daran, daß man sich seines Verschwörertums noch jetzt deutlich erinnerte, und er stellte seine eigene Rolle bescheiden dar. Manchem Zeitgenossen freilich schien diese Zurückhaltung besonders berechnet zu sein, um ihn, der sich selber kaum mit Namen nannte, als den eigentlichen Helden der Ereignisse zu zeigen. Mochte die Maßlosigkeit, mit der er sein jüdisches Rassenbekenntnis bei dieser Gelegenheit in den Vordergrund stellte, seine Parteigenossen und persönlichen Freunde wie John Manners höchst unangenehm berühren, ernstlich schaden konnte sie ihm nicht mehr. Man sah darin nur noch eine Äußerung seines orientalischen Charakters, den man als persönliche Absonderlichkeit eines politisch unschätzbaren und unentbehrlichen Talents in Kauf genommen hatte. „Dizzy", wie man ihn allgemein mit dem von seiner eigenen Familie und Freundschaft gebrauchten Kosenamen nannte, wurde, obwohl politisch gefürchtet, persönlich nie ganz ernst genommen. Doch gab es wohl viele, die schon aus Rassengefühl die Gemeinschaft mit ihm scheuten. Eine Gruppe der Konservativen, unter denen der Abgeordnete Beresford Hope und ein Verwandter Lord Bentincks hervortraten, machte aus ihrer Abneigung kein Hehl und nannte Disraeli nie anders als „den Juden". Es muß wohl unter den Engländern eine verbreitete Empfindung gewesen sein, wie sie der Schauspieler Macready 1853 in seinem Tagebuch verzeichnete, als er einen offenen Brief Disraelis über das religiöse Verhältnis von Protestantismus und Katholizismus las: „Würgt es einem nicht in der Kehle und macht einen ganz krank, zu sehen, wie dieser elende beschnittene soi-disant-Christ es wagt, mit seinen Intrigen in ein Land wie das unsere einzudringen?"[1] Damals schrieb Carlyle in einem Briefe[2]: „Die Tatsache, daß der arme englische Torysmus gezwungen ist, sich auf die Zunge eines elenden venetianischen Juden zu verlassen (der nichts hat als eine glatte Zunge mit Stirn und Herz von Eisen), spricht beredt über ihn selbst und einiges andere . . ." Disraelis Laufbahn war für Carlyle ein Zeichen des englischen Verfalls. Er nannte ihn einen Gassenredner, der auf den richtigen Markt gekommen sei, um neu gefärbte alte Kleider auszubieten: „Es ist die Stunde und die Macht der Finsternis." Thackeray aber, der den jüdischen Rassenpropheten Disraeli verspottet hatte, zollte nun dem politisch erfolgreichen Literaten seine Bewunderung in einer Rede, deren Gemisch von Begeisterung und Ironie die zwiespältige Volkstümlichkeit widerspiegelt, die sich Disraeli, vom „Punch" als „asiatisches Geheimnis" karikiert, in England allmählich erwarb. Thackeray empfiehlt als Helden einer Dichtung ihn, „der im Alter von zwanzig Jahren die Welt mit seiner glänzenden Geschichte des Vivian Grey in Erstaunen setzte, der, kurze Zeit nachher, noch immer im jugendlichen Abschnitt seines Lebens, die Öffentlichkeit mit seiner ‚Wunderbaren Erzählung von Alroy' verblüffte und entzückte, der mit dem Fortgang seiner Laufbahn und der Entwicklung seiner philosophischen Bildung einer atemlos lauschenden Welt das große kaukasische Geheimnis erläuterte, der dann die Literatur verließ und in die Politik eintrat, den großen politischen Riesen und großen Redner jener Tage traf, ins Auge faßte, bekämpfte und besiegte, der daraufhin die Thane und Earle in die

[1] Angeführt bei Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 5.
[2] Ebenda, S. 37.

Schlacht führte und widerstrebende Squires veranlaßte, für ihn die Lanze zu tragen, und der schon am nächsten Tage in einem goldenen Rock hinging, um als Führer des Unterhauses und Schatzkanzler Ihrer Majestät seinem Souverän die Hand zu küssen. — Welch ein Held wird das sein für einen zukünftigen Erzähler, und welch ein prachtvoller Höhepunkt für den dritten Band seiner Geschichte!"[1]

Als aufgehender Stern des konservativen Europa mochte Disraeli damals vielleicht dem Fürsten Metternich erscheinen, dem gestürzten Leiter der europäischen Restauration, der nach seiner Flucht aus Wien in London verweilte. Metternich hat ihm geraten, die schutzzöllnerische Partei wieder in eine konservative zu verwandeln und damit dem Liberalismus erneut die konservative Sache in ihrer Ganzheit entgegenzustellen. Was Disraeli mit Metternich verband, war vor allem außenpolitische Übereinstimmung. Er stand der Außenpolitik des englischen Liberalismus fern. Seine Sache war es nicht, die parlamentarischen Einrichtungen Englands anderen Ländern aufnötigen zu wollen und den revolutionären Liberalismus im Ausland zu unterstützen. Er kritisierte die Interventionspolitik Lord Palmerstons vom Standpunkt des nüchternen britischen Interesses. Man hat wohl auf englischer Seite gemeint, Disraelis Judentum, seine Zugehörigkeit zu einer internationalen Rasse habe es ihm möglich gemacht, das englische Vorurteil beiseite zu lassen und sich in die Lage anderer Länder zu versetzen. Aber der Prediger des jüdisch-internationalen Rassenstolzes bewies dabei völlige Verständnislosigkeit für die völkischen Bestrebungen. Er konnte in Metternichs Sinn für die Erhaltung des Friedens und der Verträge gegen die italienische Freiheitsbewegung auftreten. Von der nationalen Idee sprach er mit offener Verachtung. So behandelte er die deutsche Einheitsbewegung als einen traumhaft-gefährlichen Unsinn. Mit Palmerston in dieser Frage einig, forderte er den englischen Widerstand gegen das Eintreten Preußens für die Freiheit Schleswig-Holsteins. Die nationale Sache diene nur als Vorwand, um die Küste zu gewinnen. Indem Disraeli mit Pathos für die Erhaltung des europäischen Friedens sei, deutete er an, daß Englands Interesse gebiete, das Aufkommen einer preußisch-deutschen Seemacht zu verhindern[2].

Mit größerem Tiefblick als Metternich hat der andere Flüchtling von 1848, der Franzose Guizot, die wahre Natur Disraelis durchschaut, indem er ihm sagte: „Daß Sie Führer der Torypartei geworden sind, ist der größte Triumph, den der Liberalismus gewonnen hat".[3] Das sollte sich bald genug an der Innenpolitik erweisen. Es verdient bemerkt zu werden, wie wenig sich Disraeli in diesen Jahren der sozialen Frage gewidmet hat. Er konnte nicht anders als für Shaftesburys Zehnstundengesetz eintreten, aber er widersetzte sich mit schlechten Gründen dem Gesetz zur Beaufsichtigung der Arbeitsverhältnisse in den Bergwerken. Die offizielle Lebensbeschreibung selbst spricht die Vermutung aus, daß der persönliche Einfluß des befreundeten Lord Londonderry, eines großen Kohlenkapitalisten, ihn dabei bestimmt habe[4]. Politisch entscheidend blieb damals die Schutzzollfrage. Disraeli dachte nicht daran, das Banner, unter dem er Peel

[1] Hier angeführt nach Segalowitsch, S. 12, aus Melville, W. M. Thackeray II, 79; s. auch M-B. III, 347.
[2] M-B. III, 184 f. — [3] M-B. III, 137. — [4] M-B. III, 255.

besiegt hatte, weiterhin hochzuhalten. Er hütete sich allerdings, Peel nachträglich zu rechtfertigen. Vielmehr wies er seine Parteigenossen vorsichtig darauf hin, daß ein Wahlkampf um Schutzzoll oder Freihandel für die Konservativen gefährlich sei. Begann doch nun der große Gewinn des Außenhandels hereinzufließen. Alle anderen Volksteile genossen und verteidigten ihren Anteil am neuen Reichtum, und auch die Landwirte verlangten nicht mehr nach Schutzzoll, sondern wünschten durch steuerliche Erleichterungen für das aufgegebene Sonderrecht entschädigt zu werden. Indem er dafür eintrat, konnte Disraeli noch immer als Vorkämpfer des Landstandes gelten. Während er aber seiner eigenen Partei die neue Politik nur mit vorsichtiger Zurückhaltung nahebringen durfte, hat Disraeli schon Anerkennung im feindlichen Lager gesucht. Damals knüpfte er freundschaftliche Verbindung mit keinem anderen als John Bright, dem zweiten Anführer der Manchesterleute, der ebenso eifrig wie Cobden für Industriekapitalismus und Weltfreihandel kämpfte, eifriger als jener die demokratische Wahlreform betrieb. Ihm vertraute Disraeli an, wie er sich um die stille Bekehrung der Konservativen bemühte. Einem anderen Liberalen erklärte er ohne Umschweife: „Der Schutzzoll ist nicht nur tot, sondern auch verdammt.“[1]

Nun scheint es, als habe Disraeli in jenen Jahren die Lösung der innenpolitischen Schwierigkeiten durch eine Reichspolitik neuen Stils ins Auge gefaßt, eine imperialistische Gestaltung, die mehr Carlyles Vorstellungen als denen des „Tancred“ entsprochen hätte. Er pflegte damals die Ansprüche des Landstandes auf Entschädigung für den verlorenen Schutzzoll mit den geschichtlichen Verdiensten der Schicht zu begründen, deren Leistung die Größe des Reiches geschaffen habe, und in diesem Zusammenhang taucht zuerst die später so berühmt gewordene Formel von Reich und Freiheit, Imperium et Libertas auf. Mehrmals hat Disraeli den Gedanken erörtert, ob es nicht möglich sei, die koloniale Unzufriedenheit, die handelspolitische Unsicherheit und die Wahlreformschwierigkeit mit einem Schlage zu überwinden, indem man das Reich zum geschlossenen Handelsgebiet und Zollverein erklärte, gleichzeitig aber Vertreter der Kolonien in das Londoner Parlament aufnähme. Noch im Dezember 1851, als die Möglichkeit einer konservativen Kabinettsbildung schon bestand, hat er Lord Derby diese Vorschläge nahegelegt, aber eine Ablehnung erfahren. Soll der Geschichtschreiber ihnen sinnbildliche Bedeutung beimessen? Sollen wir annehmen, daß Disraeli damals die Pläne einer Reichszollgemeinschaft, wie sie Joseph Chamberlain um die Jahrhundertwende aufbrachte, vorweggenommen und durch einen großartigen Verfassungsentwurf überboten habe? Der Inhalt seiner Vorschläge war nicht neu, schon bei Adam Smith sind die Grundgedanken zu finden. Peel selbst hatte den Reichsfreihandel ins Auge gefaßt, und bei den Kolonialreformern der Zeit war das Verlangen nach einer parlamentarischen Vertretung der überseeischen Gebiete geläufig. Man suchte auf diesen Wegen die große Lehre der amerikanischen Revolution zu ziehen. Betrachten wir Disraelis Äußerungen näher, dann tritt die kolonialpolitische Zielsetzung in ihnen hinter der parteitaktischen Absicht zurück. Hier bot sich, schien es, ein Ausweg für die Schutzzoll-

[1] M-B. III, 241.



partei. Tatsächlich wäre freilich damals auf solche Weise der große Gewinn des englischen Weltaußenhandels aufgeopfert worden. Von der kolonialen Vertretung im Parlament versprach sich Disraeli eine bedeutende Stärkung der konservativen Macht, aber Derby erhob dagegen begründete Zweifel, denn die Vertretungsform, welche die großen überseeischen Siedlungsgemeinwesen den englischen Grafschaften zuordnen sollte, war doch von höchst fragwürdigem politischen Wert. Wäre die Idee einer neuen Reichspolitik für Disraeli bestimmend gewesen, dann hätte er die Sache nicht einfach fallen lassen. Da ihm die kolonialpolitische Lösung nur Mittel zum Zweck des Parteivorteils gewesen war, konnte seine Stimmung binnen wenigen Monaten derart umschlagen, daß er 1852 an Lord Malmesbury schrieb: „Diese elenden Kolonien werden alle in wenigen Jahren auch unabhängig werden und sind ein Mühlstein um unseren Hals."[1]

Damals war Disraeli zum ersten Male Minister. Die Whigregierung war zerfallen und Lord Derby hatte das konservative Kabinett gebildet, in dem Disraeli Schatzkanzler wurde. Er übernahm auf Derbys Vorschlag das Amt, obwohl er sich seiner völligen Unkunde und Unerfahrenheit in den Geschäften bewußt war. Gleichzeitig wurde ihm, seiner Parteistellung entsprechend, die Führung des Unterhauses übertragen. Während sein Amt ihn dem Hofe nicht nahebrachte, konnte er nun die Königin regelmäßig über die parlamentarischen Verhandlungen unterrichten. Viktoria meinte: „Mr. Disraeli (alias Dizzy) schreibt mir sehr merkwürdige Berichte von den Unterhaussitzungen — ganz im Stile seiner Romane." Diese Abwechslung war ihr gewiß nicht unangenehm, auch bewunderte sie bald wie viele Zeitgenossen Disraelis Geschicklichkeit, den langweilig-undurchdringlichen Stoff der Finanzgeschäfte anregend und einleuchtend zu behandeln. Wenn Disraelis Literatentum derart im Amte noch triumphierte, so wurde gerade sein literarisches Ansehen durch einen peinlichen Zwischenfall betroffen. Er hatte dem eben verstorbenen Wellington, dem Sieger von Waterloo, eine eindrucksvolle Gedächtnisrede gehalten, aber bald brachte eine Zeitung es an den Tag, daß die schönsten Teile darin einem Aufsatz von Thiers aus dem Jahre 1829 über einen französischen Marschall entnommen waren. Diese Enthüllung, von allen seinen Feinden laut begrüßt, brachte Disraeli, der weder sich noch anderen die Sache befriedigend aufzuklären wußte, eine schwere Demütigung ein, aber was wollte dieser Zwischenfall gegen die bittere Prüfung besagen, die seine Politik im Parlament bestehen mußte! Denn ihm oblag es, als Schatzkanzler die Handelspolitik zu entwerfen, und sein Amt war es auch, die Sache der Regierung im Unterhause zu führen. Liberale und Peeliten warteten auf diesen Tag.

Schon bei den Neuwahlen, die dem Regierungswechsel folgten, hat Disraeli mit Unbefangenheit die schutzzöllnerischen Grundsätze verleugnet und sich freimütig an die öffentliche Meinung gewandt: „Der Geist der Zeit strebt nach freiem Verkehr, und kein Staatsmann kann ungestraft den Genius der Epoche mißachten, in der er lebt." Dergleichen hätte Peel unbedenklich sagen können, Disraeli aber hatte sein eigenes Urteil längst gesprochen. War es doch eben diese Haltung, die Sidonia im Coningsby als verächtliches Parvenütum

[1] M-B. III, 385; zum Ganzen s. Rühl, „Disraelis Imperialismus". S. 88 ff. von dem ich in der Auffassung abweiche.

bezeichnete[1]. Disraeli hat selbst genug Beiträge zur ironischen Beleuchtung seiner Laufbahn geliefert, aber die Zeitgenossen sahen es strenger an. Sollten sie dem Manne, der Peel auf so schmähliche Weise beseitigt hatte, gestatten, sich ungestört in Peels Erbe niederzulassen? Auch diesmal hatte die konservative Regierung vor den Wahlen sich von der Schutzzollverpflichtung nicht gelöst, und erst nachher wurde Derby durch Disraeli von allen Plänen einer Wiederherstellung der Kornzölle abgebracht. Als der Schatzkanzler seinen Haushalt dem Parlament vorlegte und in seiner Rede offen eingestand, daß der wachsende Reichtum des Landes die Befürchtungen der Schutzzöllner widerlegt habe, wurde von liberaler Seite eine Entschließung eingebracht, worin die Aufhebung der Kornzölle als „gerecht, klug und wohltätig" gepriesen wurde. Man wollte Disraeli zur Reue und Buße bringen. Er hingegen wandte sich pathetisch an „die Großherzigen und die Jungen", sie sollten ihn unterstützen und sich nicht zu Werkzeugen einer veralteten Politik machen lassen. Er verwies darauf, wie er selber schon längst auf den Freihandel hingearbeitet habe. Sidney Herbert, einer der nächsten Freunde Peels, erwiderte ihm, man glaube es gern, daß er die Sache nie ehrlich vertreten habe. „Ich klage ihn nur an, vergessen zu haben, was zu glauben er damals scheinen wollte." Herbert rief das Bild des Endkampfes um Peel herauf: „Ich war bei ihm Abend für Abend, als er in der gemeinsten Sprache angegriffen und der niedrigsten Verbrechen angeklagt wurde." Peel sei edelmütig gewesen und hätte niemanden demütigen wollen, aber — und der Redner zeigte mit Fingern auf den Schatzkanzler: „Wenn jemand Demütigung sehen will — was, Gott weiß es, immer ein schmerzlicher Anblick ist —, braucht er nur dorthin zu blicken."[2] Schien das nicht Rache genug? Disraeli freilich war von härterem Stoffe als Peel, er konnte die Demütigung ungerührt überstehen, wie Raymond schreibt[3]: „Sein jüdischer Kaftan mochte befleckt werden, aber die Hauptsache war, er hatte die Haut gerettet." Palmerston leistete ihm nun einen Gegendienst und brachte, wie er sich selbst erboten hatte, einen vermittelnden Antrag ein. „Wir sind hier eine Versammlung von Gentlemen", sagte er, „und wir Gentlemen auf dieser Seite des Hauses sollten uns erinnern, daß wir es auf der anderen Seite mit Gentlemen zu tun haben."[4] So wurde Disraeli durch jene Ritterlichkeit geschützt, die er gegenüber Peel mit Füßen getreten hatte. Die Aristokratie wollte es ihrem Ehrgefühl nicht zumuten, den jüdischen Parvenü in ihrem Kreise mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, sie behandeln ihn als „englischen Gentleman".

Blieb Disraeli persönlich das Äußerste erspart, so erwies sich die Lage der Regierung doch unhaltbar. Man versuchte, die parlamentarische Grundlage zu erweitern, Palmerston oder auch Gladstone zu gewinnen, Disraeli stellte die Führerschaft im Unterhaus dafür zur Verfügung. Aber daraus wurde nichts, und Gladstone trat bald als der unerbittliche Kritiker des Finanzplanes mit überlegener Sachkunde auf. Disraeli versuchte noch einen verzweifelten Seitensprung. Er wandte sich an Bright und enthüllte ihm sein Herz. Wenn Cobden und Bright ihn unterstützen wollten, dann würde er alle lästigen Bestandteile seines Haushaltsplanes drangeben, die „verfluchten Wehrausgaben", auf denen die Königin

[1] Wahlrede M-B. III, 369. Der Hinweis auf Coningsby bereits bei Raymond, S. 188.
[2] M-B. III, 415 ff. — [3] Raymond, S. 189 f. — [4] M-B. III, 420.

bestand, die Erleichterungen, die er selbst dem Landinteresse zugedacht hatte. Seine Partei habe schon soviel ausgehalten, daß er sich zutraue, in einiger Zeit die alten Praktiker und Bürokraten auszuschiffen und mit den Männern von Manchester eine Regierung zu bilden. Vorläufig erbat er von ihnen nur Neutralität. Dabei machte er das Geständnis seines Ehrgeizes mit jenem sonderbaren Unterton von Sentimentalität, den er annahm, wenn er verzweifelt um die Macht kämpfte. „Niemand wisse, was alles er durchgekämpft und überwunden habe, er sei Minister gewesen und sollte nun geschlagen werden . . . Er würde nicht sein Amt behalten oder versuchen, daran zu kleben, wenn sie nicht Macht haben könnten." Wiederum die Gebärde Vivian Greys, aber Bright war kein Mann, der sich vom Versucher bezaubern ließ. Mit puritanischer Selbstsicherheit vermerkte er, daß Disraeli offenbar die Sittlichkeit seiner politischen Haltung nicht begreifen könne. Bright hat Disraeli freilich trotzdem bewundert als einen Mann, der so rücksichtslos emporstrebe, um seinen Ruhm auf große Dienste für sein Land zu gründen, dessen Politik ganz englischen und zeitgemäßen Stil habe[1].

Die Niederlage war unabwendbar, nachdem Disraeli mit einem verzweifelten Anruf der öffentlichen Meinung gegen die Koalition seiner Gegner geendet hatte. Aber nun waren die gesellschaftlichen Spielregeln wieder in Kraft gesetzt. Als Disraeli sich mit liebenswürdiger Bitte um Nachsicht vom Parlament verabschiedete, wurde ihm mit schmeichelhaften Ehrbezeigungen erwidert. Carlyle hingegen, ganz anders gestimmt als Bright, höhnte über den Sturz des „unbußfertigen Schächers", wie er Disraeli mit O'Connell nannte: „Die armen Schutzzöllner", schrieb er, „niemals wurden Menschen so ‚verkauft', seit Judas seinen Handel schloß. Dieser Jude hingegen wird sich nicht aufhängen; nein, ich schätze, er hat noch ein gut Teil mehr Übles zu tun in dieser Welt, solange er lebt." Denn die reaktionäre Verblendung, die mit all ihrem Reichtum und Einfluß keinerlei Geist und Fähigkeit besitze, finde hier den Mann, dessen „feiner Verstand" ihrer Stummheit Worte leihe[2].

Beim Regierungswechsel 1853 entstand zwischen Disraeli und seinem Amtsnachfolger Gladstone eine unerquickliche Auseinandersetzung über die Geldsumme, die der antretende Minister dem ausscheidenden für das Mobiliar der Dienstwohnung gewohnheitsmäßig zahlte. Disraeli verwies Gladstone zur Belehrung an seinen Vorgänger Wood, „der ein Weltmann sei", und man spürt die Parvenüseitelkeit, mit der er sich als gesellschaftlich überlegen in Szene setzte. Dabei fand er nichts darin, die Amtsrobe, die einst der jüngere Pitt getragen und die bisher jeder Minister dem anderen vererbte, wie ein kostbares Beutestück für sich zu behalten. Gladstone war nun Disraelis großer Gegenspieler im Schatzkanzleramt und in der Staatsführung. Lange Jahre schien es, als könne der grollende Peelit in die Reihen der Konservativen Partei heimkehren. Dann wäre eine Führerpersönlichkeit unzweifelhaft englischer Abkunft und Art erschienen, vor der Disraeli wohl hätte weichen müssen, hatte er sich doch schon im Parteiinteresse bereit erklärt, die Leitung der Unterhausfraktion zu Gladstones Gunsten

[1] M-B. III, 439; G. M. Trevelyan John Bright, S. 205 ff.; s. C. Brinkmann, „England seit 1815", mit anderer Beleuchtung Disraelis.
[2] Segalowitsch, S. 38.



aufzugeben. Disraeli wurde seiner Partei vollends unersetzlich und unvermeidbar, seit Gladstone sich endgültig versagt hatte und zu den Liberalen überging. In beiden Männern verkörperte sich seit dem Ausgang der fünfziger Jahre die Kampfkraft der beiden Parteien und der Gegensatz ihrer Ideen. Dieses Widerspiel aber ist seltsam zweideutig geblieben. Gladstone nämlich, der aus tiefer christlicher Frömmigkeit und leidenschaftlichem Drang nach sittlicher Weltverbesserung zum liberalen Reformertum kam, ist im innersten Herzen der konservativen Überzeugung treu geblieben. Er war kein starker Geist und ließ sich von der Zeitbewegung mitreißen, aber indem er den Fortschritt bejahte und die unhaltbar gewordenen Bindungen zerbrach, hoffte er den Bestand von Staat und Kirche zu wahren[1]. Von Disraeli aber hat Palmerston einmal gesagt: „Mr. Disraeli sucht, koste es, was es wolle, Popularität ‚out of doors' (außerhalb des Parlaments). Er ist ein Demokrat, der die Haut eines Konservativen übergezogen hat."[2]

Disraelis Stellung innerhalb seiner Partei beruhte zunächst auf seinem persönlichen Verhältnis zu Lord Derby. Dieser, als Sportsmann der Begründer des nach ihm benannten Pferderennens, hat auch die Politik, wie es scheint, mehr aus aristokratischer Passion betrieben. In den Reihen der Whigs hatte er angefangen, und Disraeli konnte ihn als Mitwirkenden bei der ersten Wahlreform ansprechen; erst danach war er zu Peel übergegangen. Festgegründete politische Überzeugungen scheint er kaum besessen zu haben, sie hätten ihn im taktischen Handeln gehemmt[3]. Derby hat an der Schutzzollsache mit einiger Zähigkeit festgehalten und auch nach 1853 noch ein gewisses Mißtrauen gegen Disraeli gehegt, zumal er fürchtete, daß dieser sich nicht nur mit den gemäßigten Whigs zusammentun, sondern den Manchesterleuten geradezu in die Arme werfen könnte. Auch gegenüber der neuen Parlamentsreform ist Derby zunächst zurückhaltend gewesen, aber am Ende erscheint er hierbei fast als der Antreiber, durch den Disraelis Lust am Spiel befeuert worden ist. Unter den Zeitgenossen erzählte man sich, Derby habe Disraeli eigentlich gehaßt: „aber er glaubte an ihn, wie er es bei einem bedenkenlosen Zureiter getan hätte — der gewinnt, und das genügt".[4] Jedenfalls konnte sich zwischen beiden ein Zusammenspiel entwickeln, das schließlich als persönliche Freundschaft erschien. Wie schwer es aber ernsten Männern der konservativen Partei nach wie vor blieb, sich mit Disraelis Wirken abzufinden, zeigt eine Äußerung Roundell Palmers, des späteren Earl of Selborne[5]: „So wenig ich von Abneigungen bestimmt werde, kann ich doch nicht bei einer solchen Berechnung der Zukunft den verhängnisvollen Einfluß eines Abenteurers wie Disraeli auf den Charakter und das Geschick jeder Partei, mit der er sich verbinden mag, außer acht lassen, und die gänzliche Unmöglichkeit, ihn entweder überhaupt loszuwerden oder sicher in den Hintergrund zu drängen." Wie Disraeli selbst diese seine Lage empfand und seine Herrschaft genoß, zeigt eine ganz beiläufige Bemerkung aus dem Jahre 1858, als er von einer ländlichen Grundherrenfamilie um Gewährung einer Kadettenstelle angegangen wurde[6]: „Für die Tyrwhitt Drakes

[1] Vgl. darüber Rudolf Craemer, Gladstone als christl. Staatsmann. Stuttgart 1930.
[2] M-B. IV, 205.
[3] S. die Bemerkung seines Biographen Saintsbury bei Rühl, S. 73.
[4] Raymond, S. 242.
[5] Segalowitsch, S. 41. — [6] M-B. IV, 173.

sowie von mir eine Stelle zu erbitten, heißt wie wenn die Habsburger etwas von einem Parvenü Napoleon verlangen. Nach dreißig Jahren Verachtung und Halsstarrigkeit sind sie endlich vor Zeit und Ereignissen weich geworden. Ihr förmlicher Anschluß an mich würde meine Macht in diesem Teil der Welt unendlich steigern." Eben um dieselbe Zeit freilich tauchte der Gedanke auf, Disraeli als ersten Vizekönig nach Indien zu schicken, worüber der Herausgeber der Times meinte, es wäre ein sehr kühner Schritt, aber durchaus ernst zu nehmen „Er braucht das Geld und die hohe Stellung, und hier wünscht man ihn los zu sein."[1] Damals war Disraeli schon zum zweiten Male Schatzkanzler geworden und begann eben mit der Partei und dem Parlament sein neues Spiel um die Wahlrechtsreform.

Alle eigentlich politischen Bewegkräfte waren damals in England durch das ungemessene wirtschaftliche Aufblühen des Landes zurückgedrängt. Die Wirtschaft mit ihren Bedürfnissen und Interessen beherrschte das Feld und der Staatshaushalt erregte die heftigsten parlamentarischen Kämpfe. Anderthalb Jahrzehnte lang standen sich Gladstone und Disraeli als die Finanzpolitiker ihrer Parteien und Regierungen gegenüber, Gladstone meistens im Amt, Disraeli in der Opposition. Mit großer Leidenschaft haben sie ihren Redestreit ausgefochten, wobei Gladstone sich als der überlegene Könner und Sachkenner erwies, für den die Finanzpolitik eine echte Aufgabe war, Disraeli als der höchst gescheite und geschickte Taktiker, der sich auch dieser nüchtern-sachlichen Angelegenheit zu bemächtigen wußte. So heftig beide gegeneinander aufgetreten sind, ein wesentlicher Gegensatz zwischen ihnen bestand keineswegs. Sie verwalteten das Erbe Peels, sie dienten in seinem Sinne dem bürgerlich-wirtschaftlichen Wohlstand, indem sie für einen gesicherten Staatshaushalt, für die politische Förderung der wirtschaftlichen Interessen sorgten und einen Ausgleich zwischen den Bedürfnissen der Wirtschaft und den Ansprüchen sozialer Gerechtigkeit im Steuerwesen suchten. Bezeichnend ist es, wie beide die von Peel eingeführte Einkommensteuer grundsätzlich verwarfen und abzuschaffen versprachen, sie aber tatsächlich unter dem Gewande einer vorübergehenden Notstandsmaßnahme ihren Haushaltsplänen dauernd zugrunde legten. Disraeli hat die Gladstonesche Finanz demokratisch und demagogisch gescholten, er selbst hat nach seinem offenen Übergang zum Freihandel sich wohl noch für die Steuererleichterungen zugunsten der Grundbesitzer eingesetzt, aber nie einen ernsten Versuch gemacht, sich dem liberalen Kapitalismus der Zeit mit eigenen, sei es ständischen, sei es staatlichen Wirtschaftsgedanken entgegenzustellen.

Die Außenpolitik der fünfziger Jahre wird von einem großen Ereignis beherrscht, dem Krimkrieg. In der Art, wie unter Palmerstons geistiger Leitung England sich hierbei zugunsten der Türkei gegen Rußland einsetzte, um den Weg nach Indien sicherzustellen, haben manche Beobachter ein Vorbild der Orientpolitik erblickt, die Disraeli zwanzig Jahre später selbst betreiben sollte. Er hat damals wohl seine außenpolitische Türkenfreundschaft bereits bezeigt, hat aber den Krieg — im Gegensatz zu dem sonst pazifistisch gestimmten Gladstone — für vermeidbar und unglücklich gehalten und bei sehr betonter patriotischer Entschlossenheit, den

[1] M-B. IV, 177.

begonnenen Kampf kräftig und klar zu führen, ebenso wie Gladstone auf seine baldige Beendigung hingewirkt. Eigenartiger und bedeutsamer war sein Verhalten angesichts der großen kolonialpolitischen Krise, die mit dem indischen Aufstand 1857 entstand. Er hatte — trotz „Tancred" — dem imperialistischen Erweiterungsstreben der englischen Herrschaft in Indien aus finanziellen und politischen Gründen widerstrebt, hatte dann früh erkannt, daß es sich nicht um eine bloße Meuterei, sondern um eine nationale Erhebung der Inder handelte. Er drängte auf eine Proklamation, mit welcher die Königin sich noch während des Kampfes an ihre indischen Untertanen wenden und ihnen Achtung ihres Eigentums, ihrer angestammten Sitten und ihrer Religion versprechen sollte. Die Gedanken aus Tancred erscheinen nunmehr in der öffentlichen Politik. Daß nach dem Aufstand endlich der Staat an Stelle der Ostindischen Kompanie die Verwaltung des Landes übernehmen müsse, stand fest ohne Disraelis besondere Mitwirkung, wenn auch die zweite Regierung Derbys diese von Palmerston vorbereitete Maßnahme durchgeführt hat. Aber in seinem Parlamentsbericht für die Königin[1] hat Disraeli hieran eine weitergreifende Erörterung geknüpft. Das Gesetz, sagte er, sei „nur der Vorraum eines kaiserlichen Palastes". Alles komme nun darauf an, daß die Königin selbst der Einbildungskraft des Volkes in Indien nahegebracht, ihr Name mit Kundgebungen und Einrichtungen zum Wohle der Einwohnerschaft unmittelbar verbunden werde. Der asiatische Imperialismus trat wieder ans Licht, und man erkennt bereits die psychologische Berechnung einer monarchischen Prestigepolitik, wie Disraeli sie später selbst ins Werk setzen sollte.

Während des Krimkrieges schien den Konservativen die Gelegenheit geboten, beim Zerfall der schwachen Regierung von sich aus die nationale Führerschaft an sich zu nehmen. Vielleicht hätte Stärke und Wagemut in diesem Augenblick die Zukunft der Partei gesichert. Derby hat damals versagt, aber von Disraeli wissen wir nur, daß er zornig gewesen sei über das Verpassen der Stunde, nicht, daß er selbst einen Willen und ein Ziel zur Führung bekundet habe. Danach war die Konservative Partei in Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit erlahmt. Derby und Disraeli aber suchten vergeblich nach einer zugkräftigen Parole, um ihrer Anhängerschaft neuen Auftrieb zu geben und endlich die Massen für sich zu gewinnen. Da hat Disraeli 1857 den Gedanken vorgebracht, mit dem er seit 1848 gespielt hatte, daß nämlich die Konservativen von sich aus die Fortsetzung der Wahlreform von 1832 in die Hand nehmen und den Liberalen dabei den Rang ablaufen sollten. Die Unabdingbarkeit einer weiteren Parlamentsreform lag am Tage. Hatte doch die Gesetzgebung von 1832 die Losung bürgerlicher Gleichheit aufgebracht, in Wirklichkeit aber nur wenige hunderttausend Besitzender mit dem Vertretungsrecht beschenkt und sogar in ländlichen und kleinstädtischen Wahlbezirken zum Teil bäuerliche und handwerkliche Gruppen ihres Stimmrechts beraubt. Die Massen mußten sich betrogen fühlen. Ein demokratisches Parlament war die Hauptforderung der Chartisten gewesen. Von den verschiedenen liberalen Gruppen war die Frage mehrfach aufgegriffen worden. Erweiterung

[1] M-B. IV, 165.

des Zensus und Neugliederung der örtlichen Wahlbezirke waren Forderungen, denen sich der demokratisch-radikale Liberalismus mehr und mehr zuwendete, während freilich die alten aristokratischen Whigs und auch die großbürgerlichen Gruppen nur mit Mißtrauen und Widerstreben dem Heraufkommen der Massen entgegensahen. Was konnte eine konservative Reformpolitik leisten, wenn sie den reaktionären Widerstand gegen die Zeitbewegung aufgeben, aber zugleich der Massendemokratie vorbeugen und die überlieferte Lebensordnung erhalten wollte? Sie mochte eine abgestufte, vielleicht ständisch gebundene Form der Volksvertretung erstreben oder sich bemühen, im Verfassungsaufbau der Monarchie ausgleichende Führungskräfte gegen die Mehrheitsherrschaft des Parlamentarismus einzusetzen. Wie immer man über solche Möglichkeiten denken mag, Disraeli hat sich ihnen nicht gewidmet. Er hat die Wahlrechtsfrage von vornherein durchaus taktisch-parteipolitisch angesehen. Er legte Lord Derby nahe, „ob nicht eine gerechtere Verteilung der Mandate die Frage sein kann, auf die eine mächtige und dauerhafte Partei gegründet werden kann". Disraeli erörtert im einzelnen, welche Änderungen „äußerst wohltätig für die konservative Partei" sein, „die konservative Macht sehr vergrößern" würden. „Unsere Partei ist jetzt ein Leichnam, aber es scheint mir, daß in der gegenwärtigen verwirrten Lage der Dinge eine konservative Verpflichtung auf die parlamentarische Reform, ein kühner und entschlossener Kurs nicht nur uns auf die Beine bringen, sondern dem Lande sehr helfen und dem Staate dienen würde."[1] Als 1858 Palmerston durch zufällige Umstände gestürzt wurde und Derby seine zweite Regierung bildete, schien hier die günstige Stunde gekommen. Das neue Wahlrecht, das die Regierung 1859 entwarf, sollte zwar durch die Erweiterung des Wählerkreises den demokratischen Ansprüchen entgegenkommen, doch zugleich einen eigentümlich konservativen Charakter tragen, indem der Zensus nicht allgemein auf ein niedrigeres Einkommen ausgedehnt, sondern nach Stadt und Land unterschieden, durch Sonderbewertung bestimmter Einkommensarten ergänzt und durch das zusätzliche Stimmrecht für Akademiker, Geistliche, Ärzte, Lehrer und Juristen abgewandelt wurde. Das politische Privileg für Bildung und Besitz wäre somit auf einigermaßen umständliche und verwickelte, insofern allerdings durchaus englische Weise dargestellt worden. Disraeli hat in der Aussprache den klassenfremden Charakter seines Entwurfs gepriesen. Es komme darauf an, daß die verschiedenartigsten Schichten und Gruppen im Parlament vertreten würden, auch einzelne herausgehobene Angehörige der Handarbeiterschaft. Aber mit großer Betonung wandte er sich gegen die gleichmäßige Erweiterung des Zensus und das allgemeine Stimmrecht, gegen die parlamentarische Demokratie, die im Laufe der Zeit Verschwendung und Krieg, sowie Niedergang an Eigentum und Freiheit bringen müsse. Man solle ihm doch nicht mit sentimentalen Behauptungen über die guten Eigenschaften der Arbeitermassen kommen. Wollte man diesen in ihrer Gesamtheit das Wahlrecht gewähren, dann würden sie durch ihre Zahl die vorherrschende Klasse werden, und wenn die politische Berechtigung der Massen mit dem Hinweis auf ihre bisher mißachtete Intelligenz begründet werden solle, so

[1] M-B. IV, 79.

hieße das, ihre gefährliche Macht erst recht unterstreichen[1]. In diesen Worten bekennt sich Disraeli wieder als Verteidiger der aristokratisch-kapitalistischen Gesellschaft um jeden Preis, der die erwachenden Massen durch halbe Zugeständnisse beschwichtigen möchte. Hatte nicht Bright, der liberale Demokrat, im Grunde Recht, wenn er das künstlich ersonnene System als eine intellektuelle Spielerei, als „Phantasiestimmrecht" abtat? Konnte auf solche Weise die Frage nach den großen Grundrechten der Volksvertretung beantwortet werden? Disraelis völlig individualistisch aufgesplitterter Wahlrechtsplan behielt die Halbheit des liberalen Übergangszustandes bei, er strebte weder nach einer besseren, festeren, mehr gegliederten Ordnung, noch wurde er dem Geltungswillen der Massen gerecht. Die Whigs, die wohl sahen, wie sie hier taktisch überspielt werden sollten, versagten ihre Mithilfe, und die Regierung wurde gestürzt. Auch unter den Konservativen erhob sich wieder die Empörung. Man spürte, daß dieser konservative Gesetzentwurf nur ein Vorspiel zur demokratischen Wahlreform sein würde, und Disraeli war bereit, auch diesen Weg zu gehen. Es lag eine tiefe Zweideutigkeit darin, wenn er damals seine Wirksamkeit für die konservative Partei mit den Worten umschrieb. „. . . Ich habe immer gestrebt, in ihren Überzeugungen das Ewige vom bloß Zufälligen zu unterscheiden. Ich habe immer gestrebt, sie auf eine breite nationale Basis zu gründen, weil ich glaube, daß sie eine besonders und wesentlich nationale Partei ist."[2]

Nach der Niederlage von 1859 kam das Mißtrauen und die heftige Abneigung innerhalb der Partei gegen die Vorherrschaft „des Juden" zum Ausbruch. Der junge Lord Robert Cecil, später Marquis of Salisbury, hat sich in anonymen Aufsätzen, als deren Verfasser er gleich bekannt war, zum Wortführer der Unzufriedenen gemacht. Er spricht von der tiefen Demütigung, die es für eine konservative Gefolgschaft bedeute, nach außen Parteidisziplin zu wahren, wenn es vor der Nation erscheine, als gäben sie ihr Geld und ihre Arbeit nur hin, „damit der Ehrgeiz Weniger oder des Einen befriedigt werde". Disraeli wird als das Urbild eines gewissenlosen Parteitaktikers geschildert, dessen einziges Ziel es sei, die Whigs mit Hilfe der Radikalen zu zerschmettern. „Er hat niemals die Konservativen zum Siege geführt, wie Sir Robert Peel sie zum Siege führte. Er hat niemals die triumphierende Behauptung eines konservativen Grundsatzes bewirkt oder eine alte Ordnung vor drohendem Verderb beschirmt. Aber soweit ist er ein erfolgreicher Führer gewesen, daß er jede Regierung, zu der er in Opposition stand, nahezu unmöglich machte." Disraelis Taktik wird schillernd und schamlos genannt, weil er sich immer zum taktischen Zweck mit den grundsätzlichen Gegnern zusammenschließen, weil bei seinen Triumphen immer das preisgegeben werde, was eigentlich den Sieg wertvoll macht. Die Partei wird ermahnt, sich durch Absage an einen unwürdigen Führer das Vertrauen der Nation zu erhalten. Besonders mußte bei diesem Angriff die Beschwörung Peels Disraeli treffen. Er beschwerte sich bitter über die Undankbarkeit seiner Partei, und es ist bezeichnend, daß er nicht nur in den Reihen seiner persönlichen Anhänger Unterstützung fand, sondern auch politische Gegner, wie Russell, sich entrüstet zeigten. Der

[1] M-B. IV, 208. — [2] M-B. IV, 264.

Widerspruch eines Gewissens aus konservativer Weltanschauung wurde als Angriff gegen das parlamentarische Parteigetriebe erkannt und abgewiesen, während man Disraelis taktische Fechterkünste als üblichen Stil des parlamentarischen Wettstreits um die Macht zu rechtfertigen wußte. Die „Times" hat Disraeli damals den Erneuerer seiner Partei genannt, die durch ihn für den Fortschritt gewonnen worden sei[1]. Lord Cecil hielt nicht als unbeugsamer Kämpfer stand. Da er die Aussichten der Partei wieder wachsen sah und Disraeli nunmehr jeden Anschein „unheiliger Verbindung" mit den Radikalen vermied, begann er bald seine Vorwürfe einzuschränken und zurückzunehmen. Im Jahre 1863 hat Disraeli dann selbst die politischen Bestrebungen aufgezählt, denen sich die Partei fernerhin unbedingt widersetzen müsse, vor allem das demokratische Wahlrecht, die Trennung der Kirche vom Staat und die Auflösung der Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonien, „Thron und Altar, die Majestät des Reiches, die Freiheit der Nation und die Rechte der Masse"[2], das seien die unwiderstehlichen volkstümlichen Grundsätze, mit denen die konservative Partei ihren nationalen Charakter bewähre.

Man kann nicht finden, daß Disraeli in diesen Jahren eine innenpolitische Stärkung der Monarchie irgendwie greifbar betrieben habe. Seine Politik war ganz und gar parlamentarisch. Nur die höfischen Beziehungen verstand er zu pflegen, und in diesem Bereiche gewann er persönliche und gesellschaftliche Erfolge, die seiner späteren Macht höchst dienlich werden sollten. Die Königin und der Prinzgemahl, denen sein Vorgehen gegen Peel ein Abscheu gewesen war, hatten allmählich eine günstigere Haltung angenommen. Der geschickte Eifer, mit dem er sich als Minister unmittelbar an die Königin wandte, war keineswegs ohne Wirkung geblieben. Für seine Menschenkenntnis spricht der Beileidsbrief, den er an Viktoria beim Tode ihrer Mutter richtete. Er verstand es, mit dem Ausdruck ehrerbietiger Teilnahme den Ton einer zarten Schmeichelei zu verbinden, indem er der Königin schrieb, ihr Leben, so ganz auf häusliche Liebe gerichtet, widerlege die Meinung, als sei Glanz und Macht mit der Innigkeit menschlichen Gefühls unvereinbar. Viktorias Herz gewann er 1861 beim Tode Prinz Alberts, als sie ihr häusliches Glück zerstört, ihre Alleinherrschaft von Einsamkeit überschattet sah und nun begann, das Andenken des abgeschiedenen Gatten schwärmerisch zu pflegen. Es mag mit Disraelis innerer Unbefangenheit gegenüber den englischen Stimmungen zusammenhängen, daß er Mißtrauen und Eifersucht der meisten Engländer gegen den heimlichen Herrscher nicht teilte, sondern einem deutschen Diplomaten sagte, dieser deutsche Prinz sei mehr als irgendein englischer König an Klugheit und Tatkraft Englands wahrer Souverän gewesen und hätte, ohne die Verfassung zu verändern, dem Lande die Segnungen des Absolutismus gewähren können. In seiner öffentlichen Gedächtnisrede pries Disraeli den Prinzgemahl als den wahren Führer der Zeit. Zwei Jahre später trat er im Parlament dafür ein, daß die aus Sammlungen und Staatsmitteln gebildete Gedächtnisstiftung nicht für einen Wohlfahrtszweck, sondern zur Errichtung eines

[1] Zum Ganzen s. Lady Gwendolyn Cecil, Life of Robert Marquis of Salisbury, I, S. 90 ff.; M-B. IV, 286 ff.
[2] M-B. IV, 380.

Denkmals verwendet würde. Damals schrieb er an die Königin: „Der Prinz ist die einzige Persönlichkeit unter allen, die Mr. Disraeli gekannt hat, in der das Ideal verwirklicht war." Die Unbefangenheit war in schmeichlerische Überschwenglichkeit gewandelt worden. Viktoria hatte Disraeli soeben einen hohen Gunstbeweis gegeben, als sie ihn und seine Frau bei der Hochzeit des Thronfolgers mit dem allerengsten Kreis von Familie und Hof in die Trauungskapelle lud. „Es gibt keine Worte", schreibt Disraeli selbst, „um die Wut, den Neid und die Entrüstung der großen Welt zu schildern." Mit Vergnügen vermerkt er die Demütigung der Herzoginnen von Marlborough und Manchester, die draußen bleiben mußten: „Indessen wir gingen hinein. Nichts könnte glänzender, wirkungsvoller sein als die ganze Sache, das einzige Prunkstück, das mich gar nicht enttäuscht hat."[1]

Waren Disraelis Beziehungen zum Throne persönlicher Art, für den Altar ist er öffentlich eingetreten. Er suchte jede Gelegenheit, sich als Verteidiger religiös-konservativer Weltanschauung zu zeigen, und beteiligte sich lebhaft an der großen theologischen Auseinandersetzung, die gerade durch das Eindringen der deutschen Bibelkritik in England hervorgerufen wurde. In seiner berühmten Oxforder Ansprache griff er 1864 auch Darwins erst vor kurzem erschienene Abstammungslehre an. Die Kirche, sagte er, sei die höchste Erscheinungsform der Wissenschaft, in ihr verkörpere sich der Adel des Menschengeschlechts: „Die Frage ist diese", rief er aus: „Ist der Mensch ein Affe oder ein Engel?", und bekannte, daß er auf seiten der Engel sei[2]. Die würdevolle Entrüstung, mit der er dann fortfuhr, die entgegengesetzte Antwort zu verdammen, konnte die Heiterkeit seiner Hörer nicht stören, und der Zeichner im Punch ließ sich das Bild des alten jüdischen Skeptikers mit riesigen Engelsflügeln nicht entgehen. Wir erinnern uns, daß Disraelis Rassenlehre ja auf dem Satz gegründet war, der Mensch sei nichts als ein Tier. Disraeli hat sich nie die Mühe gemacht, seine theologischen Thesen logisch zu prüfen. Die Einheit lag ihm im jüdischen Weltinteresse, bei dem spiritualistische und materialistische Beziehungen sich kreuzten. Christliche Glaubenslehren als solche sind ihm immer gleichgültig geblieben, und ihn drängte auch nichts zur ernsten Begegnung mit dem Wahrheitsverlangen der Wissenschaft. Ihm galt die Offenbarung des Heiligen Geistes ja nur als das Prinzip des semitischen Intellekts, das die Welt bestimmen sollte. In brieflichen Äußerungen hat er sich damals wiederum dazu bekannt. Er bezeugte seine Verwunderung darüber, daß ein Mann wie Newman „in die Fallen des 17. Jahrhunderts gestürzt sei und auf der Suche nach einer Grundlage bei Rom festgemacht habe, anstatt nach Jerusalem weiterzuschreiten", und erklärte offen, die Kirche in England bedeute ihm gegenwärtig „die einzige jüdische Ordnung", die verbliebe, weshalb er, ganz abgesehen von ihrer göttlichen Wahrheit, ihr immer anhängen müsse „als dem sichtbaren Mittel, welches das Gedächtnis meiner Rasse, ihre Taten und Gedanken konserviert (embalms) und ihr Blut mit dem Ursprung der Dinge verbindet".[3] Hier sprach Disraelis echtes und eigenes Verhältnis zur Religion. Daneben bestimmte ihn die politische Zweckerwägung. „Eine kluge Regierung, die sich mit der Religion verbündet, würde . . .

[1] Zum Ganzen M-B. IV, 383—387.
[2] M-B. IV, 351. — [3] M-B. IV, 350.

die Gesellschaft weihen und den Staat heiligen."[1] Die anglikanische Kirche gehörte für ihn zur englischen Geschichte. Während er behauptete, die Staatskirche widerstrebe so wenig der religiösen Freiheit wie die Monarchie der politischen, trat er doch dafür ein, daß die Dissenter in den Gemeinden weiterhin zur Kirchensteuer herangezogen würden. Die enge Verschmelzung kirchlicher Ordnungen mit dem Volksdasein in England hat Disraeli in ihrer politischen Bedeutung wohl begriffen. Keine Rasse der Welt, rief er im Parlamente aus, könne an religiösem Eifer mit der englischen verglichen werden. „Gewerbfleiß, Freiheit und Religion, das ist die Geschichte Englands."[2] „Große Autoritäten", sagt Disraeli, hätten ihm versichert, dies sei die Rede eines Staatsmannes ohne Cant gewesen Freilich die Männer der englischen Kirche selbst wurden bei seinen Bekenntnissen nie recht warm. So hat der hochkirchliche Bischof Samuel Wilberforce Disraeli, als er ihm in der Zeit seines großen Erfolges mit der neuen Wahlreform begegnete, wunderbar fesselnd gefunden, „kein bißchen Brite, über und über ein östlicher Jude". „Immer", schreibt Wilberforce und unterstreicht das Wort, „spricht er, als glaubte er an die Kirche." Ein Jahr später nennt er ihn „einen Meister selbstischer Schläue und bedenkenlosen Ränkespiels, einen bloßen Geheimtuer (mystery-man)", der mit Grundsätzen Handel treibt und alles, „Menschen, Partei, Ziel, Grundsatz oder Kirche", seinen augenblicklichen Zwecken aufopfert[3].

Was die christlichen Engländer bei Disraeli abstieß, war nicht so sehr seine Gebundenheit an das Judentum, von der sie sich wenig Rechenschaft gaben, als vielmehr seine persönliche Ungebundenheit gegenüber der englischen Gemeinschaft, ihren Heiligtümern und Lebenswerten. Der Fremdling, der Glücksspieler und Karrieremacher, nicht zuletzt der mystifizierende Intellektuelle, war den Zeitgenossen unheimlich geblieben. Disraeli selbst hat sich gelegentlich bemüht, die abenteuerlichen und spielerischen Züge seiner Erscheinung abzustreifen und sich als Mann des wohlverdienten Erfolges im bürgerlichen Sinne darzustellen, etwa wenn er 1859 in Manchester vor Arbeitern darüber sprach, daß das Leben keine Lotterie, sondern eine Wissenschaft sei, denn „gewisse Gaben und Fähigkeiten müssen, richtig entwickelt und angewandt, zu gewissen Ergebnissen führen"[4]. Die dauernde Vorbereitung auf solche Gelegenheit stellte er den Vielen, die keine Aussicht sahen, mit der Selbstzufriedenheit des Erfolgreichen als Quelle von Spannung und Freude vor Augen. Sein eigenes echtes Lebensgefühl brach hingegen mit ganz anderem Tone durch in dem Briefe an Frau Brydges-Williams von 1863[5], worin er erzählt, daß die Griechen Lord Derby ihre Königskrone angeboten hätten, aber die Stanleys, „keine phantasievolle Rasse", würden wohl auf das Abenteuer verzichten, ihren Landsitz Knowsley dem Parthenon und Lancashire der attischen Ebene vorziehen. „Es ist ein Vorrecht, in diesem Zeitalter rascher und glänzender Ereignisse zu leben", fährt Disraeli fort: „Welcher Irrtum, es für ein utilitarisches Zeitalter zu halten. Es ist eines von unbegrenzter Romantik. Throne brechen zusammen und Kronen werden ausgeboten wie in einem Feenmärchen, und die Mächtigsten der Welt waren vor wenigen Jahren Abenteurer,

[1] M-B. IV, 362. — [2] M-B. IV, 364.
[3] Segalowitsch, „Disraelis Orientalismus", S. 40 f.
[4] M-B. IV, 267. — [5] M-B. IV, 331.

Verbannte und Demimonde." Er beschließt den ironisch gewürzten Lobpreis mit dem Ausruf „Vive la bagatelle!"

Disraeli hatte die Reichspolitik immer mit Pathos hervorgehoben und in jener Programmrede von 1863 als besondere nationale Aufgabe der Konservativen unterstrichen, indem er von den überseeischen Räumen sprach, die England zur Entfaltung seiner Volkskraft sich bewahren müsse. Betrachtet man aber sein Verhalten gegenüber den reichspolitischen Zeitfragen der sechziger Jahre, so zeigt sich die orientalische Einseitigkeit seiner imperialistischen Neigungen unvermindert. Disraeli hatte einst, wie wir sahen, das deutsche Verlangen nach Schleswig-Holstein als eine Gefahr für England hingestellt. Da nun Palmerston die Politik Bismarcks offen bekämpfte und bereit schien, für Dänemark gegen Preußen vielleicht sogar kriegerisch aufzutreten, hat Disraeli einer solchen Einmischung widersprochen und sich dann entschieden für Englands Neutralität im preußisch-österreichischen Kriege von 1866 eingesetzt. Die Zurückhaltung gegenüber Europa sei keine Schwäche, erklärte er, sondern natürliche Selbstbestimmung des Reiches, dessen Stärke die überseeische Ausdehnung sei. Keine andere Macht greife mehr ins Weltgeschehen ein als England: „Es greift ein in Asien, weil es tatsächlich mehr eine asiatische als eine europäische Macht ist, es greift in Australien, Afrika und Neuseeland ein, wo es oft in großem Stile Krieg führt."[1] Nordamerika läßt er hier unerwähnt. Inzwischen war die kanadische Frage wieder brennend geworden. Während die inneren Schwierigkeiten Kanadas ungelöst geblieben waren, hatte der nordamerikanische Bürgerkrieg wider englisches Erwarten keine Spaltung, sondern eine ungeahnte Stärkung der Vereinigten Staaten herbeigeführt, deren aufsteigende Macht schon ihren Schatten über die Weltstellung des Britischen Reiches warf. Wenn Disraeli 1865 im Parlament für die Erhaltung des Bundes mit Kanada eintrat, so erklärte er sich doch schon bereit, den kanadischen Wunsch nach Abtrennung anzuerkennen, sobald dieser drüben geltend gemacht werde. Als aber die konservative Regierung im folgenden Jahre durch Truppensendungen der Sorge vor einem Angriff irisch-amerikanischer Freischärler auf die kanadische Grenze begegnen mußte und nun die Selbstverwaltung der Kolonie nicht mehr verweigert werden konnte, hat er in einem Briefe an Derby seinem kolonialpolitischen Pessimismus freien Lauf gelassen. Er bedauert die Truppenentsendung nur deshalb nicht, weil ein Handstreich der Fenier in Nordamerika wegen der gespannten Lage Irlands die englische Regierung hätte zu Fall bringen müssen. Jetzt bedürfe es eines anderen Verhaltens: „Lassen wir die Kanadier sich selbst verteidigen, rufen wir das afrikanische Geschwader zurück, geben wir die Ansiedlungen an der Westküste Afrikas auf, und wir werden Ersparnisse machen, die uns zur gleichen Zeit befähigen werden, Schiffe zu bauen und ein gutes Budget zu haben." Hier spricht der Schatzkanzler Disraeli nahezu wie ein Manchestermann. Weit entfernt, ausgreifende Reichserweiterung zu befürworten, gibt er überseeische Besitzungen leichten Herzens preis und überschlägt den finanziellen Vorteil des Verzichtes. Seine politische Begründung geht freilich einen eigenen Weg: „Macht und Einfluß sollen wir in Asien ausüben, danach im östlichen

[1] M-B. IV, 467.

Europa, danach im westlichen Europa; aber was nützt uns das tote Gewicht dieser Kolonien, die wir nicht regieren?"[1] Auch die kolonialpolitisch gleichgültigen und verneinenden Liberalen sind ja nicht von einer vorgefaßten Abneigung gegen die überseeische Kolonisation ausgegangen, sondern vom Zweifel an der Haltbarkeit eines kolonialen Reichsraumes nach den Erfahrungen der amerikanischen Revolution. Disraeli aber stand nun den angelsächsischen Siedlungsgebieten gleichgültig gegenüber und gab die merkantilistischen wie die parlamentarisch-unionistischen Pläne früherer Jahre kampflos auf. Die asiatische Herrschaft Englands allein war dem Verfasser des Tancred Ziel und Mittelpunkt imperialistischer Politik geblieben.

Nicht die reichspolitische Zukunft hat Disraelis Denken und Wollen der sechziger Jahre in Anspruch genommen. Im Parteienkampf war die parlamentarische Reform wieder zur Entscheidungsfrage geworden. Von außen her trat sie an die Konservativen heran, als 1866 das Kabinett Russell unter Gladstones Führung ein neues Wahlrecht einbrachte. Der Entwurf war gemäßigt, er blieb teilweise hinter Disraelis Vorschlägen von 1859 zurück. Gladstone bewahrte durchaus seine konservative Haltung, die nur schonend eine gerechtere Ordnung herbeiführen wollte. Was er als politische Gerechtigkeit empfand, hat er freilich mit Leidenschaft ausgesprochen, da ihm auf liberaler Seite das großbürgerliche Klassenvorurteil entgegentrat. Entrüstet wandte er sich gegen die moralische Geringschätzung des gemeinen Mannes und verfocht für die Massen des englischen Volkes das Recht politischer Ebenbürtigkeit. Zur Ablehnung seines Gesetzentwurfes vereinigten sich die Konservativen mit den Whigs. Danach folgte der Regierungswechsel, worauf Derby und Disraeli sich zum drittenmal genötigt sahen, die Politik des Landes mit einer parlamentarischen Minderheit zu führen. Welcher Art diese Politik sein sollte, darüber schien doch kein Zweifel zu bestehen; ohne Mißtrauen ging Robert Cecil, jetzt Lord Cranborne, als Indienminister in das Kabinett. Man war im Kampfe gegen die Erweiterung des Wahlrechts zur Macht gekommen, man hatte sich gegen die Demokratisierung festgelegt. Insbesondere hatte Disraeli offen Stellung bezogen, er hatte die Größe des Britischen Reiches und die Freiheit des englischen Volkes gegen die Zerstörer der Gesellschaft angerufen und seine Hoffnung ausgesprochen, das Haus werde „keinen Schritt bestätigen, der eine Neigung zur Demokratie zeigt, sondern den geordneten Zustand des freien England, in dem wir leben, aufrechterhalten".[2]

Binnen wenigen Monaten sollte diese konservative Regierung, geführt von Disraeli, im Unterhaus mit den Stimmen der Radikalen ein Wahlgesetz durchbringen, dessen demokratische Fassung Gladstones schüchternen Ansatz bei weitem hinter sich ließ. Disraeli erscheint zunächst nicht als die treibende Kraft des Geschehens. Er fand die Gelegenheit vor und benutzte sie. Denn, einmal mit solchem Nachdruck zur Sprache gebracht, konnte die Reform nicht mehr liegengelassen werden. Bright entfaltete eine umfassende Propaganda für das Hausstandsstimmrecht, das alle verwickelten und gehässigen Zensusschranken zugunsten einer breiten, in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung klar erkennbaren

[1] M-B. IV, 476; zum Ganzen s. auch Rühl, Disraelis Kolonialpolitik, S. 99/100.
[2] M-B. IV, 411.

Wählerschicht auflösen sollte. Schon erhob sich die Massenerregung, es kam zu Aufläufen im Londoner Hydepark. Die Königin war unruhig geworden und drängte auf eine Lösung. Endlich erkannte Lord Derby die Aussicht, den Liberalen den Rang abzulaufen und sich an den Whigs dafür zu rächen, daß sie seinem politischen Ehrgeiz nie volle Entfaltung gegönnt hatten. Er zuerst nannte das Hausstandswahlrecht einen Hasen, den sich zu jagen lohne. Aber nicht Derby sondern Disraeli hat dann die Sache in die Hand genommen. Disraeli hat während der parlamentarischen Aussprachen mit gewohnter Unbekümmertheit gesagt, das Hausstandsstimmrecht sei eigentlich schon 1859 von ihm ins Auge gefaßt und nur als vorläufig aussichtslos zurückgestellt worden. Dabei hatte er sich damals aufs entschiedenste dagegen ausgesprochen, und auch diesmal ist er von Schritt zu Schritt vorsichtig zögernd daraufzugegangen, bis er fast unvermerkt den „Sprung ins Dunkle" getan. Er hatte sich überzeugt, daß durch halbe Lösungen der parlamentarische Erfolg nicht erreichbar war und daß Brights Propaganda das Hausstandsstimmrecht zum Glaubensartikel der öffentlichen Meinung gemacht hatte. Disraeli wollte sich nicht wie Peel in der Freihandelsfrage langsam vom Gegner überzeugen lassen, er gedachte sich mit einem Schlage der gegnerischen Waffe zu bemächtigen. Dem ersten und wesentlichen Widerstand begegnete er dabei innerhalb seines Kabinetts. Cecil und zwei andere Minister sind ausgeschieden und bildeten nun den Kern einer konservativen Opposition. Aber die Mehrheit der Partei zeigte sich von vornherein gefügig — sie hatten in zwanzig Jahren gelernt, den taktischen Erfolg über die grundsätzliche Gesinnung zu stellen. Als Disraeli seinen Gesetzentwurf im Unterhaus einbrachte, wies er selbst mit einer beschönigenden Wendung auf den inneren Widerstreit hin. Er sprach sein Bedauern über den Rücktritt der grundsatztreuen Minister aus und fuhr fort: „Wir mußten eine hochgesinnte Partei auffordern, etwas zu tun, was zweifellos für manche in gewissem Umfang ein Opfer an Grundsätzen, ein großes Opfer an Gefühl und ein großes Opfer an Interessen war. Aber wir haben sie nicht vergeblich aufgefordert." Um der Notwendigkeit einer endgültigen Lösung willen werde dieses Opfer gebracht. Disraeli hütete sich indessen wohl, der Masse seiner Partei die ganze Tragweite des Umschwungs auf einmal zuzumuten, vielmehr täuschte er sie planmäßig bis zum letzten Augenblick. Der Gesetzentwurf nämlich führte das Hausstandsstimmrecht nur mit erheblichen Beschränkungen ein und verzierte es mit vielerlei Sonderrechten im Sinne des Planes von 1859. Dadurch wurde die Maßnahme doch mit dem Schein einer konservativen Gestaltung umkleidet. Ausdrücklich erklärte Disraeli sich nicht bereit, das reine uneingeschränkte Hausstandsstimmrecht vorzuschlagen. Er verstand es, die Opposition selbst vor seinen Wagen zu spannen, indem er ihren Abänderungsanträgen stufenweise nachgab, bis endlich das neue Hausstandsstimmrecht für die Städte vollkommen verwirklicht und damit die zweite Wahlreform im demokratischen Sinne ausgeführt wurde. Während die Whigs und die Radikalen sich nun überspielt sahen und nicht anders konnten als für die Regierung stimmen, ertränkten die Konservativen ihre Gewissensnöte in Begeisterung für den Mann, der „dies Rennen gemacht" hatte. Gladstone sprach mit Bewunderung und Abscheu von Disraelis „diabolischer Klugheit". Bright meinte zu einem selbst jüdischen liberalen Abgeordneten: „Sie



können tun, was Sie wollen, Osborne, Sie werden es nie fertig bringen, Dizzy Salz auf den Schwanz zu streuen."[1] Derby hingegen sagte zu einem Zweifler: „Sehen Sie nicht, wie wir die Whigs geprellt haben?"[2] Und im Punch erschien die Zeichnung von Disraeli, als der modernen Sphinx, für deren Siegeswagen alle widerstrebenden Gegner den Vorspann bilden müssen, während Derby als Fahrer die Peitsche über ihnen schwingt. Disraeli rühmte sich, das Monopol derer gebrochen zu haben, die ein Erbrecht auf Verbesserung der Verfassung zu besitzen glaubten. „Die Torypartei hat ihren natürlichen Anteil an der Regierung des Landes wieder übernommen. Denn was wäre die Torypartei, wenn sie nicht das nationale Gefühl verträte?" Indem die konservative Regierung „eine glückliche Gelegenheit ergriffen habe, um die Vorrechte des Volkes von England zu erweitern", habe sie „nichts anderes getan, als die Ordnungen des Landes zu stärken, deren Kraft im Kerne darauf beruht, daß sie die Interessen des Volkes vertreten und seine Rechte wahren."[3] Man sieht, wie Disraeli, der immer beide Möglichkeiten bereit gehalten hatte, von der aristokratischen zur demokratischen Lösung hinüberwechselt. Die konservative Partei schenkte den Massen ihre langersehnte politische Vertretung. Durfte man nicht erwarten, daß die Massen nunmehr der konservativen Partei zulaufen würden? So schrieb denn Disraeli selbst an einen Arbeiterklub. „Niemand ist so daran interessiert, die Einrichtungen des Landes zu erhalten, wie die arbeitenden Klassen. Die Reichen und Mächtigen werden nicht viel Schwierigkeiten haben, ihre Rechte unter jeglichen Umständen zu behaupten, aber die Privilegien des Volkes können nur durch populäre Einrichtungen verteidigt und gesichert werden." Schon will die geschickte Bemühung auf die Massen durch schmeichelnde Werbung für die Erhaltung der bestehenden Gesellschaft zu wirken beginnen. Disraeli hat dann von sich aus in einer Rede das Stichwort aufgebracht, daß es seine Aufgabe und sein Verdienst gewesen sei, „unsere Partei zu erziehen". Fragt man sich freilich, wozu er die konservative Partei erzogen hatte, so läßt sich das Ziel nirgends anders erkennen als im taktischen Opportunismus und demokratischen Liberalismus. Von ihm konnte man mit weit besserem Rechte sagen, was er einst Peel entgegengehalten hatte, er habe die Whigs und die Radikalen im Bade überrascht und sei mit ihren Kleidern davongelaufen, in denen er nun einhergehe — als der wahre Konservative. Freilich, der Unterschied gegen Peel ist groß. Disraeli hatte sich nicht bedenkenvoll treiben lassen, er hatte mit List seine Wandlung eingeleitet. Während Peel einem gewissenlosen Angriff erlag, konnte Disraeli eine jubelnde Gefolgschaft um sich scharen. Sofort entstand die Legende, er sei der große Mann, der die von Peel zerrüttete konservative Partei zur Erneuerung und zum Siege geführt habe. In Wahrheit hatte Disraeli 1846 die konservative Partei gesprengt, und die Partei, die 1867 von ihm zum Siege geführt wurde, hatte aufgehört konservativ zu sein. Der Jude Disraeli hatte jene englischen Überlieferungen, von denen er gerne sprach, im entscheidenden Augenblick ohne Kummer geopfert, aber die englischen Aristokraten waren ihm gefolgt, weil sie an die Verantwortung ihres Erbes selbst nicht glaubten und nur danach trachteten, mit gutem Glück in der

[1] M-B. IV, 533. — [2] M-B. IV, 551. — [3] M-B. IV, 553.

Strömung des Zeitalters mitzuschwimmen. Das war es, was Coventry Patmore mit seinen Versen auf das Jahr 1867 sagen wollte:

> „Das Jahr der großen Untat,
> als Englands falsche Edle und ihr Jude
> von Gott verblendet jene Treue brachen,
> die rein zu halten zwiefach sie geschworen."[1]

Wieviel grundsätzlicher war diese Preisgabe des aristokratischen Führungsgedankens als Peels Verzicht auf ein wirtschaftspolitisches System! Mit wieviel größerem Recht hätte nunmehr ein Rächer der Parteiehre gegen den Verrat der Anführer auftreten können! Jetzt aber war der politische Abenteurer, der bedenkenlose Spieler und ungebundene Fremdling, in die Führerstellung gerückt. Unter den englischen Aristokraten und Parlamentariern fand sich niemand, der ihm mit gleicher Münze hätte heimzahlen können. Lord Cecil, der Vorkämpfer des Widerstandes, hat gewiß Angriffe voller Zorn und Haß gegen Disraeli gerichtet, hat ihn als ehrlosen Menschen und politischen Spekulanten gebrandmarkt. Aber das geschah erst nachträglich, und immer wurde die Anklage gehemmt durch das Gefühl der Verantwortung vor dem Lande und der Partei. Cecil gab sich darüber Rechenschaft, daß Disraelis Erfolg nur denkbar war durch die Mitschuld der führenden Konservativen. Darum endete seine Opposition bald in Resignation. Er, dem es um die Ehre des Adels und die Zukunft der nationalen Geschichte ging, konnte nicht hemmungslos für seinen eigenen Aufstieg kämpfen, das Streben nach Führerschaft hat er zurückgewiesen. So sehr er das Geschehene verurteilen mochte, kam er nicht wie einst Disraeli darüber hinweg, daß ihm die politische Idee fehlte, um den Kampf gegen den Zeitgeist von neuem aufzunehmen. Cecil hat damals noch einmal die Erinnerung an Peel heraufbeschworen, an jene Tage, da Peel als Toryführer tapfer bis zuletzt den aussichtslosen Kampf gegen die erste Wahlreform durchgefochten hatte. Ihm bedeutete die schlimmste Frage des Umschwunges von 1867 jene Gebrochenheit der politischen Gesinnung, die für keine Sache mehr einstehen kann. Es ist der heroisch-aristokratische Geist alten Herrentums, der sich noch einmal gegen die taktische Geschäftigkeit des bürgerlichen Parlamentarismus auflehnte. Auch Cecil hat den Verdacht von sich gewiesen, als mißachte er die Massen und fürchte von ihrem Einfluß politische Korruption. Er hat mit echter Voraussicht dargetan, daß die parlamentarische Demokratie gerade zur Herrschaft jenes traditionslosen und ungebundenen Reichtums führen werde, der ohne Verantwortung seinen Vorteil sucht und die Politik des Landes für eigene Zwecke ausnutzt. Da aber nun der Sprung getan worden war, sah auch er keinen anderen Weg, als sich mit dem Geschehenen abzufinden und dem ungewissen Experiment der Demokratie, wie allen Zeitgenossen die zweite Wahlreform erschien, seinen Lauf zu lassen[2]. Neben Cecils Aufsatz „Die konservative Kapitulation" (The conservative surrender) ist Carlyles Streitschrift „Den Niagara hinab" (Shooting Niagara) der stärkste Ausdruck für das Gefühl des Verhängnisses. Der seherische Schriftsteller nimmt die Entscheidung viel tiefer

[1] M.-B. IV, 559.
[2] Zum Ganzen s. Gwendolyn Cecil, Life of Salisbury I, besonders S. 271—285.



noch und schwerer als der aristokratische Politiker. Aber eben deshalb empfindet Carlyle die Notwendigkeit des Geschehens um so unausweichlicher. Die Rolle des hebräischen Zauberers Disraeli ist für ihn nicht Mittelpunkt oder Ursache des Übels, sondern nur Folge und Ausdruck eines geschichtlichen Versagens, an dem das englische Volk kranke seit jenen Tagen, da man den Leichnam des großen Cromwell an den Galgen hing. Wiederum stellt Carlyle den Versicherungen der Demokratie die Forderung nach dem Führertum einer echten Aristokratie aus Arbeit und Leistung, Geist und Willenskraft entgegen, nach einer neuen Lebensordnung jenseits der parlamentarischen Formen.

Wie aber steht Disraelis Tat von 1867 im Rahmen der Zeitgeschichte? Man hat immer auf die Gleichläufigkeit verwiesen, daß Bismarck eben um diese Zeit den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich auf die Verfassung des allgemeinen gleichen Wahlrechts gründete. Die Ähnlichkeit ist zunächst bestechend, zumal auch im politischen Zweck des Augenblicks beide Maßnahmen übereinzustimmen scheinen. Der konservative Staatsmann ruft die demokratischen Massen herbei. Ja, in Deutschland war die Lösung weit radikaler als sie in England damals gewagt wurde. Nur ist allzu sichtbar, wie Bismarck selbst in den demokratischen Gewalten und ihrem Herrschaftsstreben die Gegenkräfte seines Führerwillens herangezogen und die Keime politischen Verfalls freigegeben hat. Aber diese tragische Seite des deutschen Vorgangs ist unmittelbar mit der Größe der staatsmännischen Einigungstat verbunden, um derentwillen die Masse aufgerufen wurde. Bismarck verkörperte die Macht und Idee des volkhaften Staatswillens, und in seiner Verfassung waren die echten Führungskräfte mit eingesetzt. Der Reichskanzler durfte sagen, daß er den Liberalismus mit seinen eigenen Waffen geschlagen habe, und es ist auch in diesem Ursprung begründet, wenn nach dem liberalen Reichsverfall aus den Massen des deutschen Volkes ein Führertum erstehen konnte, das den Staat erneuerte und die Demokratie verwarf.

Wer wollte Disraelis Sprung ins Dunkle mit Bismarcks Gründertat wirklich vergleichen? In England war es einfach ein Hinabgleiten auf der schiefen Ebene des liberalen Fortschritts. Die Wahlreform wurde ja nicht als Mittel zum Werke einer neuen Reichsordnung gewählt, sie wurde im Spiel um die Macht als gewagter Einsatz hingeworfen. Die Herrschaft einer Partei, die Laufbahn des einen Mannes war der augenblickliche Zweck, dem die Überlieferungen und Überzeugungen geopfert wurden. Dieser Geist des politischen Interessenspiels war dem demokratischen Parlamentarismus in seiner Geburtsstunde mitgegeben. Carlyle hatte vielleicht doch nicht unrecht, wenn er von dem Streber sprach, der den Leib seiner Mutter zu verkaufen bereit wäre, weil sie in Wirklichkeit gar nicht seine eigene Mutter sei.

Sir John Skelton schildert Disraeli in diesem Jahr: „Der mächtige Zauberer, mit seinem olivfarbenen Gesicht und kohlschwarzen Augen und dem gewaltigen Dom seiner Stirn (keinem christlichen Tempel gewiß) ist ungleich allen lebenden Geschöpfen, denen man begegnet ist. Ich hatte ihn nie zuvor bei Tage gesehen, und das Tageslicht unterstreicht seine Fremdartigkeit. Das Gesicht mehr als je einer Maske gleich und der Unterschied zwischen ihm und bloßen Sterblichen noch deutlicher. Ich hatte nahezu das Gefühl, als säße ich mit Hamlet, Lear oder dem

Ewigen Juden zu Tisch ... Man sagt und sagt wahr genug: Was für ein Schauspieler ist der Mann! Und doch ist der letzte Eindruck vollkommene Ehrlichkeit und Offenheit. Grant Duff will haben, daß er ein Fremder sei. Was ist England für ihn oder er für England? Darin gerade irren sie sich. Whig oder Radikaler oder Tory besagt ihm nicht viel, aber dieses mächtigere Venedig — diese imperiale Republik, in der die Sonne niemals untergeht — diese Vision berauscht ihn, wenn ich mich nicht sehr irre. England ist das Israel seiner Einbildungskraft, und er wird der Minister des Imperiums (Imperial minister) sein, bevor er stirbt — wenn er die Chance bekommt."[1]

Ein sprechendes Bild, von bewundernder Hand entworfen und halb unbewußt mit der Wahrheit des Fragwürdigen gezeichnet. Disraeli auf englischem Boden war der Ewige Jude selbst. England für Disraeli das Israel seiner Träume und das britische Empire sein Imperium Alroys! Nun, der Fremdling brauchte nicht mehr auf die Chance zu warten, nach der er seit fünfunddreißig Jahren ausgeschaut. Als Lord Derby die Politik aufgab, kam nur Benjamin Disraeli zur Nachfolge in Betracht. Am 25. Februar 1868 schickte Mrs. Disraeli an Lady Rothschild die Nachricht: „Zu dem Zeitpunkt, wenn dies Sie erreicht, wird Dizzy Erstminister von England sein." Sie veranstaltete dann einen großen Empfang, von dem Bischof Wilberforce, der mit Gladstone und vielen anderen auch aus den Kreisen der Opposition geladen war, vermerkte: „Dizzy in seinem Glanze führte die Prinzessin von Wales."[2]

Jetzt, auf dem Höhepunkt seiner politischen Laufbahn, nahm Disraelis Gesicht jene Altersform an, die im Gedächtnis der Nachwelt geblieben ist. Mit dem Kinnbärtchen, der sorgfältig gelegten Stirnlocke und dem schwarz gefärbten Haar gab auch der Greis seiner äußeren Erscheinung einen wohlberechneten exzentrischen Effekt, während er ihr zugleich einen würdevollen und skeptischweisen Ausdruck zu verleihen wußte.

III. Am Steuer des Weltreichs

Als Disraeli die Staatsführung übernahm, schrieb Lord Shaftesbury, der konservative Sozialreformer und pietistische Christ, in sein Tagebuch: „D'Israeli Premierminister! Er ist ein Hebräer, das ist etwas Gutes. Er ist ein Mann, der aus einer unteren Schicht kommt, noch etwas Gutes in diesen Tagen, da es die Liberalität unserer Einrichtungen zeigt." Aber dann nennt er Disraeli „einen Aussätzigen, ohne Grundsatz, ohne Gefühl, ohne Rücksicht für irgend etwas, sei es menschlich oder göttlich, außer dem eigenen persönlichen Ehrgeiz. Er hat, und wird damit fortfahren, alles, was gut, sicher, ehrwürdig und tüchtig ist, durch den Staub und Schmutz seiner eigenen Zwecke gezogen[3]." Shaftesburys Worte sind wiederum ein Beweis für die Schwäche des antisemitischen Instinktes in England. Disraelis Judentum will er offenbar ebenso wie seine Herkunft aus dem Mittelstande bejahen, weil er die Auflockerung der aristokratischen Gesellschaft begrüßt. Gefährlich dagegen erscheint ihm Disraelis Charakter und er kommt nicht

[1] M-B. IV, 559. — [2] M-B. IV.
[3] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 43.

darauf, dessen Eigenart als jüdisch anzusprechen. Eben damals hat Cecil, inzwischen Marquis of Salisbury geworden, das Ansinnen einer Rückkehr ins Kabinett mit Empörung zurückgewiesen und seine öffentlichen Angriffe auf Disraeli fortgesetzt. Gegenüber solchen Stimmungen in der eigenen Partei und einer nach ihrer Demütigung rachedürstigen Opposition warb der neue Ministerpräsident desto eifriger um die Zuneigung der Königin. „Dizzy", berichtete eine Dame des Hofes, „schreibt täglich Briefe an die Königin in seinem besten Romanstil, erzählt ihr jedes Stückchen politischer Neuigkeiten, das er für seine Zwecke zurechtgemacht und jedes Stückchen Gesellschaftsklatsch das er zu ihrer Unterhaltung zusammengebraut hat. Sie erklärt, daß sie niemals in ihrem Leben solche Briefe bekommen hat, was vermutlich wahr ist, und daß sie bisher niemals alles erfuhr."[1] Viktoria hat ihm dafür nicht nur mit Worten gedankt, sondern ihm manche Zeichen ihrer Gunst gegeben, hat ihm und seiner Frau häufig Blumen geschickt. Sie sandte ihm auch die „Blätter aus dem Tagebuch unseres Lebens im Hochland", die sie eben veröffentlicht hatte, und er versäumte nicht, sich mit schmeichelhaftem Lobe dafür zu bedanken. Seitdem flocht er in ihre Gespräche gelegentlich die Worte „wir Schriftsteller" ein. Sein ganzes Geschick im Verkehr mit Frauen bot er auf und vergaß doch nie, in der Dame die Herrscherin zu ehren. Diese Künste konnten freilich während der wenigen Monate seines ersten Kabinetts nicht zur vollen Entfaltung kommen, doch war es ihm schon soweit gelungen, daß die Königin über seinen Rücktritt trauerte und die folgenden Jahre hindurch seine Wiederkehr ersehnte. Mit Ärger und Ironie betrachteten die weniger erfolgreichen Zeitgenossen dies psychologische Kunststück. „Der Jude, dieses listigste Tier im Gelände", schrieb Lord Clarendon, habe sich wie Evas Versucher bei „dem Frauchen" (the missus) eingeschmeichelt.[2]

Kaum an die Spitze gelangt, wurde Disraeli sofort vor die schwierigste reichspolitische Entscheidung gezwungen. Nachdem er die Herkulesarbeit der Wahlrechtsreform überstanden, schrieb ihm ein Freund aus Australien, bleibe ihm als krönendes Werk seines Lebens die Aufgabe, Irland den Frieden und einen bescheidenen Wohlstand zu schenken[3]. Mehrmals in seiner parlamentarischen Laufbahn hatte Disraeli gescheite und verheißungsvolle Worte für Irland gefunden, hatte die Agrarnot und die kirchliche Zwangslage des unterworfenen Landes als eine Gefahr für England erkannt, niemals freilich etwas Ernstliches zur Abhilfe unternommen oder angeregt. Jetzt war die irische Frage drängend geworden. Die revolutionäre Bewegung der Fenier hatte sich in den sechziger Jahren ausgebreitet. Gewalttaten nicht nur in Irland selbst, sondern auch in England gingen von ihr aus. Da hat Gladstone 1868 die irische Kirchenfrage aufgegriffen. Wohl mag ihn hierbei der Spürsinn dafür geleitet haben, daß es mit dieser Sache möglich sei, Disraelis erschlichenen Sieg vom Vorjahr zunichte zu machen und sich selbst wiederum in den Sattel zu setzen. Aber für Gladstone, den Reformer aus sittlicher Leidenschaft, bedeutete dieser Einsatz zugleich den Beginn eines Ringens um die Lösung der irischen Frage, dem er sich nun bis an sein

[1] M-B. V, 47.
[2] Nach H. Bolitho: Victoria and Disraeli, London 1938.
[3] Sir Gavan Duffy. M-B. V, 7 f.

Lebensende hingeben sollte. Er, der streng kirchliche Anglikaner, empfand tief die religiöse und völkische Ungerechtigkeit einer Zwangsordnung, die dem katholischen Irentum die Aufrechterhaltung der anglikanischen Staatskirche im eigenen Lande auferlegte, und er blieb nicht bei Halbheiten stehen, sondern verlangte die Entstaatlichung der irischen Kirche. Das Anglikanertum sollte dort von nun an eine Minderheitsgemeinde bilden und sich aus eigenen Mitteln erhalten. Bewußt rief Gladstone als liberaler Parteiführer alle radikalen, alle kirchenfeindlichen Gruppen dabei an seine Seite, aber er selbst gedachte die Gemeinschaft von Staat und Kirche nicht zu zerstören, sondern wieder gesund zu machen, indem er ein schwärendes Übel beseitigte. Ihm gegenüber war Disraeli in einer zweideutigen Lage, wenn er als Verteidiger des Glaubens auftrat. Nachdem er eben erst mit der konservativen Überzeugung sein taktisches Spiel getrieben, durfte er nicht alsbald wiederum einer auflösenden Zeitströmung Folge leisten. Schon bei den ersten Versuchen einer vermittelnden Lösung trat Salisbury auf, um ihn des neuen Verrats zu verdächtigen. Disraeli hat seinen Widerstand gegen Gladstones Forderung wohl auch mit der schwindelhaften Behauptung begründen wollen, Irland befinde sich in friedlichem Aufstieg und dürfe nicht durch revolutionäre Eingriffe verstört werden. Vor allem aber hat er geltend gemacht, daß die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche Irlands schon ein erster Schritt zur Trennung von Staat und Kirche in England sei. Er beschuldigte Gladstone, diese geheiligte Verbindung zerbrechen zu wollen, „die bisher das hauptsächliche Mittel unserer Zivilisation gewesen ist und die einzige Sicherheit unserer religiösen Freiheit darstellt“. Hier allein liege die Gewähr dafür, „daß die Autorität nicht bloß politisch sei, daß die Regierung nicht bloß eine Sache der Gewalt sein, sondern ihre Verantwortung vor der göttlichen Macht anerkennen soll“. Die Auflösung der Staatskirche, sagte er, „würde auf die Dauer eine größere Revolution in diesem Lande bewirken als fremde Eroberung“.[1] Sein „semitisches Prinzip“ konnte sich hierbei zwanglos mit den englischen Überlieferungen vereinen. Aber er vermochte es nicht, sich zum Retter und Führer des englischen Kirchentums aufzuwerfen. Die Anglikaner vertrauten ihm nicht. Shaftesbury warf ihm vor, daß er keine klare theologische Haltung innerhalb der Kirche zeige: „D'Izzy sucht überall Unterstützung. Er ist allen alles und niemandem etwas ... Er wartet ab, wer am meisten bietet.“[2] Der hochkirchliche Bischof Wilberforce aus dem entgegengesetzten theologischen Lager drückte sich noch weit schärfer aus. Für grundsatzlose Menschen wie Disraeli sei die Religion auch nur Mittel zum Zweck: „Seine ganze Idee besteht darin, die Kirche zu benutzen, um sich im Amt zu halten[3].“ Gladstone hingegen wurde „ein Mann von höchsten und edelsten Grundsätzen“ genannt. Und nun, als Disraeli sich mit Neuwahlen an das Volk wandte, kam die größere Enttäuschung. Nicht die Konservativen buchten den Gewinn des Massenstimmrechts. Die neuen Wähler wußten gut genug, daß sie die Wahlreform eher Bright und Gladstone als Disraeli zu danken hatten[4]. Die Regierung geriet in die Minderheit, und Disraeli mußte zurücktreten. Es schien damals, als sei die konservative Partei für lange Zeit geschlagen und ausgeschaltet.

[1] M-B. V, 20, 23, 25. [2] Segalowitsch, a. a. O., S. 43.
[3] A. a. O., S. 41. [4] S. M-B. V, 92.

Man sagte wohl von Disraeli bei diesem Sturz, daß er zwar ein politischer Spieler sei, aber mit Anstand zu verlieren wisse und den Einsatz ohne Zank bezahle. Indessen hatte er es bereits verstanden, aus der größten Niederlage seines Lebens einen neuen Triumph zu gewinnen, indem er sich an die Gunst der Königin wandte. Er hätte gewünscht, schrieb er ihr[4], mit dem Ende dieses Ministeriums von der politischen Laufbahn zu scheiden und um Erhebung ins Oberhaus nachzusuchen. Aber es habe sich herausgestellt, daß niemand anders die Partei im Sinne der Königin führen könne, „da niemand mit Ew. Majestät Wünschen und Absichten so innig vertraut sein könne wie er selbst". Die Leitung der Opposition unter solchen Umständen und bei seinem Alter sei eine Last, aber nur um ihr zu dienen, nehme er das auf sich und wolle es gern zufrieden sein, auch wenn er nie wieder Minister würde. Nicht für sich selber wolle er daher eine Gnade wünschen, nur aus Dankbarkeit gegen seine Frau, der er alles schulde, erbitte er nun für sie die Rangerhöhung, die sonst ihm selbst zuteil geworden wäre. Er verwies auf das Beispiel des älteren Pitt, dessen Gemahlin einst zur Baronin Chatham erhoben wurde, damit er im Unterhaus bleiben konnte. Für seine Gattin erbat und erhielt Disraeli den höheren Titel einer Viscounteß Beaconsfield. Nun hatte er seinem Ehrgeiz die stolzeste Genugtuung verschafft, es war so gut, als ob er den Adel nun selber trüge, und zugleich durfte er das Gefühl genießen, seine Lebensgefährtin auf das großartigste zu belohnen. Nicht geringer war der politische Erfolg; denn daß die Königin diese Ausnahme machte, um ihn als Führer der Opposition im Unterhaus zu halten, bestätigte sein Vertrauensverhältnis zum Throne und schwächte die neue Regierung von vornherein. Mit der unverwüstlichen Zähigkeit, die vielleicht als ein Erbteil seiner Rasse betrachtet werden kann, betrieb er schon jetzt die Rückkehr zur Macht.

Immerhin, einige Jahre mußte er sicher warten. Kaum zur Muße gekommen, brach das Literatentum wieder durch. Nach zwanzigjähriger Pause schrieb er einen neuen politischen Roman „Lothair", der schon 1870 erschien, in England wie in Europa und Amerika das größte Aufsehen erregte und seinem Verfasser das dringend nötige Geld reichlich einbrachte. Mußte das Buch schon um der Person Disraelis willen Neugier erwecken, so wirkte vor allem die romfeindliche Absicht, die es bezeugte, sensationell. Von der katholisierenden Stimmung seiner früheren Romane hatte sich Disraeli weit entfernt. Aus dem Streit um die irische Kirche hatte er eine kräftige Mißstimmung gegen die katholischen Bischöfe behalten, um die er sich bemüht hatte, während sie Gladstone als den besseren Bieter vorzogen. Der Übertritt eines jungen Lords, der damals die Gesellschaft erregte, hat offenbar Anlaß und Vorbild gegeben. Wirksamer ist wohl der Einfluß der politischen Zeitstimmung gewesen. Trat doch gegenüber dem immer stärkeren Machtwillen des Papsttums, der auf dem Vatikanischen Konzil 1870 seinen Höhepunkt erreichen sollte, eine lebhafte protestantische Gegenbewegung hervor. Sie war in England mächtig genug und auch Disraeli wollte mit ihr schwimmen. Die satirische Darstellung der klerikalen Kreise im Roman entspricht ganz seiner gewohnten Art, die ironische Gesellschaftsschilderung nimmt wie immer den

[4] S. M-B. V, 98 f.

meisten Raum ein, und die Hauptpersonen waren den Zeitgenossen leicht erkennbar. Lothair, ein junger Hocharistokrat von ungeheuerlichem Reichtum, soll für die römische Kirche gewonnen und damit die Rückbekehrung Englands gefördert werden. Der weltmännische Kardinal, der kluge Monsignore und mehrere Damen bemühen sich mit frommer Skrupellosigkeit. Lothair selbst, ein noch unbeschriebenes Blatt, würde leicht diesem Einfluß unterliegen, stünde er nicht unter dem stärkeren Zauber Theodoras, einer Frau italienischer Abkunft, die sich ganz der revolutionären nationaldemokratischen Idee ergeben hat. Die Handlung, wie Lothair am italienischen Freiheitskampf teilnimmt und als Verwundeter in Rom von den Priestern mit der törichten Erfindung eines Marienwunders bei seiner Rettung eingefangen werden soll, um dann doch loszukommen und seine seelische Heilung durch eine englisch-protestantische Ehe zu besiegeln, ist ein Muster für Disraelis Manier. Dieser Jüngling hat einiges von seinen Vorgängern mitbekommen. Es klingt ein wenig nach Egremont, wenn er gleich anfangs erklärt, den Pauperismus durch Arbeiterwohnungsbau überwinden zu wollen, an Tancred erinnert es, wenn er beschließt, eine Kathedrale zu errichten, aber noch nicht weiß, für welche Konfession, und fast wörtlich hören wir Coningsby, wenn Lothair verlangt, ein Held zu sein, ohne freilich zu sagen, welchem heroischen Ziel er dienen will. Es fehlt der Gestalt die eigene Bedeutung und sie ist auch nicht Träger eines bestimmten Gehalts. Denn wenn Disraeli die politische Wirklichkeit Europas ganz aus dem Kampf zwischen der katholischen Kirche und den revolutionären Geheimbünden ableiten will, so wird gewiß niemand darin ernste Absicht erblicken, rein literarisch bleibt seine Idealisierung der Revolution. Freilich hatte er die geheimen Gesellschaften immer wichtig genommen, hatte ihnen stets die europäische Revolution von 1848 zugeschrieben. Für die spielerische Behandlung des Politischen ist es bezeichnend, daß er hingegen das nationalrevolutionäre katholische Irentum geringschätzig abtut: „Kein wirkliches Geschäft bei ihnen. Ihr Verrat ist ein Märchen und ihr Aufstand das Selbstgespräch eines schlafenden Kindes."

Auf eine merkwürdige Weise aber rückt auch hier wieder Disraelis jüdische Theologie in den Vordergrund[1]. Offenbar hat er sich hier mit der neuen arischen Rassenlehre des Grafen Gobineau auseinandersetzen wollen, die er freilich wohl nur vom Hörensagen kannte. Da tritt die Gestalt des Malers Phöbus auf, der die „arischen Prinzipien" gegen den Semitismus verficht. Er will das alte Heidentum wiederbeleben, das körperhafte Menschenbild des Phidias erneuern und verdammt die Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Renaissance, sagt er, habe für kurze Zeit den Semitismus überwunden, die Reformation habe ihn wieder eingeführt: „Als Leo X. Papst war, da war das Papsttum heidnisch, jetzt ist das Papsttum christlich, und die Kunst ist erloschen." Phöbus vertritt schon die Rassenpolitik: „Ein so starker und vollkommener Typus wie der echte Arier muß noch in Fülle unter den Millionen bestehen und kann entwickelt werden. Aber dafür bedarf es eines großen Wandels in unserer Gesetzgebung. Es ist die erste Pflicht des Staates, über den Körper und die Gesundheit seiner Untertanen zu wachen . . . Die Ver-

[1] Zum folgenden Kap. 29 und 77.



einigung der Rassen betrifft die Wohlfahrt des Gemeinwesens viel zu sehr, um dem Belieben der Einzelnen überlassen zu bleiben." Frankreich und England vor allem sollten bedenken, wieviel auf Kraft und Gesundheit der Bevölkerung ankomme, wie wenig die besten Waffen einer schwächlichen Rasse nützen. Solche Gesetzgebung werde einmal kommen. „Aber das kann nicht geschehen, ehe nicht die arischen Rassen vom Semitismus befreit werden." Freilich ist dieser Phöbus sich selber nicht eben treu. Für viel Geld und die Hoffnung auf Rang und Titel malt er den russischen Großfürsten biblische Bilder in Palästina. Lothair kommt mit ihm zusammen nach Jerusalem, und da begegnet ihnen der geheimnisvolle Syrer, der als Vertreter eines ererbten kirchenfreien Christentums die semitische Lehre vorträgt. Er hält Phöbus vor, „daß sein System erprobt worden ist und versagt hat, unter Bedingungen, die günstiger waren als sie wahrscheinlich je wieder bestehen werden. Die Anbetung der Natur endete in der Erniedrigung der menschlichen Rasse." Man wird indessen im „Lothair" doch eine Abwandlung der Ideologie aus „Tancred" finden. Offensichtlich hat Disraeli diesmal die Betonung des Judentums vermeiden wollen und es vorgezogen, sich ganz in eine Art christlicher Philosophie zu kleiden, wobei er die eigene Rassenlehre schildernd abwandelt. Gott wirke durch Rassen, sagt der Syrer, und habe eine von ihnen dazu bestimmt, „in diesem Lande die geistige Natur des Menschen zu enthüllen und zu erklären". Arier und Semiten seien „von gleichem Blut und Ursprung." Nachdem sie sich voneinander getrennt hätten, wären sie in beständiger Wechselwirkung für die menschliche Kultur tätig gewesen, Hellenen und Hebräer seien die großen Beispiele dafür. Die religiöse und die politische Ideologie von der Weltbedeutung des jüdischen Blutes erscheinen hier verblaßt, wenn auch keineswegs aufgegeben, die kaukasische Gemeinsamkeit, die im „Coningsby" und „Tancred" nur angedeutet wurde, ist dafür unterstrichen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen Unterschied auf einen Wandel in Disraelis eigener Haltung zurückführt. Der Mann, der zur obersten Stufe des Engländertums emporgestiegen war und im Wettbewerb um jene staatsmännische Machtstellung stand, die für die höchste der Gegenwart auf Erden galt, errang und genoß den Erfolg nur als einzelner. Das jüdische Wesen machte sein Inneres aus, im Stolz auf sein Judentum steigerte sich sein eigenes Selbst, aber niemals hatte ihm das Volk Israel oder die semitische Rasse eine Gemeinschaft bedeutet, der er zu opferbereiter Hingabe verpflichtet war. Am wenigsten konnte ihn die Religion binden, zu der er sich unablässig bekannte, denn dies semitische Prinzip war ja kein eigenbürtiger Geist und Glaube, sondern intellektuelle Entlehnung und spielerische Anwendung christlicher Lehren und Gleichnisse.

Diese Auslegung wird durch die „Allgemeine Vorrede" bekräftigt, die Disraeli 1870 der Gesamtausgabe seiner Werke mitgegeben hat[1]. Er bekennt sich darin noch einmal zur politischen Trilogie der vierziger Jahre, während er für die Jugendromane, da er sie nicht mehr unterdrücken könne, um Nachsicht ersucht. Hier greift er nun seine theologischen Erörterungen wieder auf und bespricht den Verfall des Glaubens an Gott und Vorsehung, den die deutsche Bibelkritik und

[1] Bradenham Edition I.

die neue Naturwissenschaft bewirkt habe, dem er aber keine Dauer zusprechen will. „Eine der Folgen jener göttlichen Regierung dieser Welt, die verordnet hat, daß die heiligen Zwecke durch das Werkzeug verschiedener menschlicher Rassen bewirkt werden, muß eine gelegentliche Unzufriedenheit damit sein, daß die Offenbarung einer einzelnen Gruppe (family) anvertraut ist. Aber es besteht kein Grund zu glauben, daß die germanische Empörung (Teutonic rebellion) dieses Jahrhunderts gegen die den Semiten anvertrauten göttlichen Wahrheiten schließlich mehr Erfolg haben wird als die keltische Erhebung des vorigen Zeitalters." Man sieht, wie der Rassenanspruch sich hinter dem Glauben deckt. Indem er allen Gottesglauben schlechthin dem Judentum aneignete, mochte er sich jederzeit als Vorkämpfer der Christenheit aufwerfen, und die semitische Theokratie, die er verkündete, war an keine jüdische Volksgemeinde gebunden. Schon im „Alroy" ist diese Wurzellosigkeit des Rassenimperialismus bezeugt. Disraeli hat den Weltanspruch der Juden ideologisch wie kaum ein anderer Zeitgenosse vorgetragen, aber er vergaß nie den Vorteil der Assimilation zugunsten eines zionistischen Ideals. Er trachtete im „Tancred" zu beweisen, daß die Engländer ihr Bestes von den Juden empfangen und ihr Höchstes von diesen zu erwarten, sie daher mit Ehre und Stolz in ihrer „sächsischen" Volksgemeinschaft zu achten hätten. Dem Staatsmann Disraeli oblag nun der Beweis, wie sehr er, als Jude, das britische Empire zu mehren verstehe, und das Ziel seiner Weltherrschaftsträume konnte sich nur im englischen, nicht im jüdischen Imperialismus verwirklichen.

Zur eigentlich imperialistischen Losung ist Disraeli erst beim Beginn der siebziger Jahre durch den Widerspruch gegen Gladstones Regierung gelangt. Früher war das Bekenntnis zum Empire, seiner Erhaltung, Einheit und Größe ein Stück konservativer Überlieferung gewesen, an dem wohlweislich mit Pathos festgehalten wurde. Darum mußte auch die Entwicklung nach 1860 einen Überdruß an der Kolonialpolitik und einen verärgerten Verzicht bewirken. Wenn Disraeli seine Haltung dann völlig änderte, so tat er es unter dem Eindruck einer neuen Zeitbewegung, für die das Buch des Liberalen Charles Dilke von 1868: „Größeres Britannien" das berühmteste Zeugnis ist. Nachdem die überseeischen Gebiete infolge der bitteren Erfahrung in Amerika lange als fragwürdige Anhängsel der europäischen Großmacht und ihrer Welthandelsstellung empfunden werden konnten, wurden sich die Briten mit einem Mal ihrer übergreifenden Blutsgemeinschaft und Spracheinheit wieder bewußt. Die Eigenbestrebungen der Siedlungsgebiete fanden nunmehr im Mutterlande Verständnis, und auch auf die selbständig herangewachsenen Vereinigten Staaten erstreckte sich das angelsächsische Gemeinbewußtsein. Nicht zuletzt waren es die Bewegkräfte der industriellen Handelswirtschaft selbst, die zur neuen Erschließung und Erweiterung kolonialer Räume hindrängten, da doch die unbegrenzte Ausdehnung des Freihandels allmählich zu Ende ging und der englischen Industrie in Amerika und Europa kraftvolle Wettbewerber gegenübertraten, während die staatliche Handelspolitik wieder den Zöllen zuneigte. Disraelis taktischer Spürsinn erkannte wohl, welche Möglichkeit ihm erwachsen mußte, wenn er sich der neuen Losung zu bemächtigen verstand und das Verlangen nach einer kraftvollen Reichspolitik mit dem Widerspruch gegen Gladstones revolutionären Reformeifer verbinden konnte.

Von Gladstones erster Regierungszeit könnte man sagen, sie habe eine Art konservativer Revolution versucht, die freilich fehlschlagen mußte, weil man in liberalen Reformen steckenblieb. Die großen Leistungen waren unverkennbar. Es wurde nicht nur das neue Wahlrecht durch das Stimmgeheimnis ergänzt, sondern vor allem der öffentliche Verwaltungsdienst umgebildet und das Prüfungswesen eingeführt. Damit wurde auch im Heer der Ämterkauf abgeschafft und der Offiziersstand neu begründet. Endlich ist damals erst die Schulpflicht eingeführt und die Erziehung und Bildung der Massen durch die Volksschule aufgebaut worden. Gladstone hatte nach der irischen Kirchenreform die fast unlösbar erscheinende Agrarreform Irlands begonnen und sich dort in verhängnisvolle Kämpfe verwickelt. Seine Regierung, ganz auf die Innenpolitik gestellt, suchte außenpolitisch das Völkerrecht und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit durch die Erledigung des Alabamastreites mit Amerika zu fördern und die zur Zeit des Bürgerkrieges abgerissene englisch-amerikanische Verbundenheit zu erneuern. Sie ließ es geschehen, daß Rußland 1871 von sich aus die 1856 auferlegte Flottenabrüstung im Schwarzen Meer aufhob. Da hat nun Disraelis Kritik eingesetzt, indem er der Regierung außenpolitische Schwäche vorwarf und das Land zur Verteidigung englischer Macht und Ehre aufrief. Er war es, der den deutschen Sieg über Frankreich und die Einigung des Reiches als die deutsche Revolution in Europa bezeichnete, durch die das Gleichgewicht der Mächte gestört und insofern England bedroht werde. Der Gegensatz beider führenden Männer wird uns gelegentlich drastisch beschrieben. Gladstone sei unruhig erregt gewesen „wie eine Katze auf heißen Steinen", Disraeli ganz Kälte und Berechnung: „er seziert einen Minister mit soviel sang-froid, wie ein Anatom einen Frosch seziert".[1] Bis ins Alter hatte sich Disraeli die volle Wirkungskraft seiner Beredsamkeit bewahrt, die klangvolle, wandelbare Stimme, das theatralische Gebärdenspiel. Die Geziertheit seines Auftretens verlor sich nie, und er wußte noch immer seine wohlgeschliffenen Spitzen mit gefährlicher Berechnung anzusetzen. Zwischen ihm und Gladstone, der viel wuchtiger war, aber von Leidenschaftlichkeit hingerissen, von sachlicher Anteilnahme gebannt wurde, hörte der rednerische Zweikampf niemals auf.

Schon im Jahre 1872 hatte sich der Reformeifer des liberalen Kabinetts abgestumpft und Disraeli konnte, auf die Regierungsbank zeigend, das boshafte Bild von den „erloschenen Vulkanen" gebrauchen. Er begann nun sein neues Programm zu entwickeln. Hätten die Liberalen jahrelang das Volk in revolutionäre Unruhe gestürzt, so verhieß er besonnene Wohlfahrtspolitik unter dem Zeichen der Volksgesundheit: „Sanitas sanitatum, omnia sanitas[2]." Innenpolitisch also wandte er sich an das Ruhebedürfnis der Menge, und indem er die sozialpolitischen Fragen aufwarf, die das liberale Kabinett vernachlässigt hatte, suchte er ihnen doch offenbar zugleich die revolutionäre Spitze abzubrechen. Nicht um wirtschaftlich-gesellschaftliche Neuordnung durfte es sich mehr handeln, sondern um eine wohlabgewogene Fürsorgepolitik. In der großen Kristallpalastrede[3] hat er die Arbeiterwohnungsfrage herausgehoben. Die geschichtliche Bedeutung

[1] M-B. V, 135. — [2] M-B. V, 190. — [3] M-B. V, 194 ff.

dieser Rede liegt aber in ihrer Verkündung des neuen Imperialismus. An sie knüpft sich Wirklichkeit und Legende von Disraelis späterer Reichspolitik. Er klagt die Liberalen an, durch Jahrzehnte planmäßig die Auflösung des Reiches betrieben zu haben, weil all ihre Politik auf Finanz gerichtet gewesen sei. Wendet sich dieser Vorwurf am schärfsten gegen die koloniale Verfassungsreform, so will Disraeli doch nun die Selbstregierung der Reichsteile anerkennen, wenn sie im Rahmen eines großen Planes zur Festigung des Empire betrachtet werde. Damit fordert er ein Reichszollsystem, die Sicherung des noch ungenutzten Bodens in den Siedlungsgebieten für das englische Volk und militärische Rüstungen, die dem Mutterlande für den Notfall auch Truppenhilfe aus den Kolonien gewährleisten sollen. Statt der kolonialen Vertretung im britischen Parlament schlägt er nunmehr die Bildung eines gemeinsamen Reichsrates in London vor. Seien es bisher die Kolonien gewesen, deren Treue die Auflösung des Zusammenhangs verhindert habe, so müsse sich England jetzt entscheiden, ob es nach festländischen Grundsätzen bequem leben oder ein großes Land sein wolle, „ein imperiales Land, ein Land, wo unsere Söhne, wenn sie aufwachsen, in hervorragende Stellungen hineinwachsen und nicht nur die Wohlmeinung ihrer Landsleute genießen, sondern über die Achtung der Welt gebieten". Hier scheint Disraeli wieder ganz auf Carlyles Gesinnungen zurückgekommen zu sein. War er wirklich zum Willensträger der angelsächsischen Reichsidee geworden oder galt sie ihm nur als Einsatz im taktischen Spiel?

Bald sollte der Ernst und die Tragweite dieser Verheißungen auf die Probe gestellt werden. Schon im Jahre 1873 trat Gladstone zurück, aber Disraeli fand seine Zeit noch nicht reif und lehnte die Nachfolge ab. Gladstone hingegen mit seinem formalen Pflichtgefühl ließ sich zwingen, noch bis ans bittere Ende zu regieren. Im nächsten Jahre mußten die Neuwahlen entscheiden. Disraeli griff Gladstones Regierung mit einer Sprache an, die klassisch ist für bedenkenlose Parteidemagogie. Seit fünf Jahren hätten die Minister alle Klassen, Gewerbe und Berufe gestört, angegriffen oder bedroht, sie hätten das Land in eine Art Bürgerkrieg versetzt, und dem gelte es nun ein Ende zu machen[1]. Der konservative Wahlsieg gab ihm die Macht in die Hand. Zum ersten Male seit dreißig Jahren konnte Disraelis Partei eine Regierung auf parlamentarischer Mehrheit begründen. Nun liege es an den Konservativen selbst, hatte er geschrieben, wenn ihre Herrschaft nicht lang und ruhmvoll würde[2]. Als ein Mann von siebzig Jahren hatte er das frühe Ziel seines Ehrgeizes vollends erreicht. Aber er fand keine Freude daran: „Für mich kommt es zwanzig Jahre zu spät", sagte er und wiederholte später: „Macht! Sie ist für mich zu spät gekommen. Es gab Tage, da ich beim Aufwachen fühlte, ich könnte Dynastien und Regierungen umstürzen. Aber das ist vorüber."[3] Im Augenblick des höchsten Aufstieges bekennt er klagend die tiefste Niedergeschlagenheit. Er schreibt an die vertraute Freundin Lady Bradford: „Erfolg, Glanz, Ruhm, selbst Macht können das Glück vermehren, sie erhöhen es, aber schaffen können sie es nicht. Glück kann nur aus dem Gefühl entspringen." Er jammert über seine Einsamkeit, das „furchtbare, fast untragbare Los". Dann

[1] M-B. V, 262. — [2] M-B. V, 258. — [3] M-B. V, 299.

weist er die „romantischen Gedanken" wieder von sich und rafft sich zusammen. Während die Gicht ihn peinigt, schreibt er: „Wenigstens hat sich mein Traum erfüllt. Und wenn meine zerrütteten Kräfte sich nie wieder sammeln . . . so habe ich doch jedenfalls den Gipfel der Macht erreicht und die süßesten und tiefsten Gefühle des Herzens ermessen."[1] Es sind nicht Gefühle der Vergangenheit, die der alte Mann mit der Gegenwart seiner Macht zusammen nennt, denn die Klagebriefe sind Liebesbriefe zugleich, und Disraeli erscheint uns nicht als der Greis, dem der späte Erfolg seines Ehrgeizes tragischen Verzicht gebietet, er ist in seinen hohen Jahren noch immer Contarini Fleming, der mit den Regungen seines Gemütes ein Schauspiel hält und seinen eigenen Zwiespalt bespiegelnd genießt.

Ein seltsames, ein oft peinlich wirkendes Bild gibt Disraelis persönliches Leben in diesem letzten Jahrzehnt. Niemals ist sein Bedürfnis nach weiblichem Umgang beherrschender hervorgetreten, niemals die Sonderbarkeit seines Verhältnisses zu Frauen deutlicher geworden. „Alles schulde ich der Frau", schrieb er damals, „und wenn ich beim Sonnenuntergang des Lebens noch immer ein junges Herz habe, so verdanke ich das diesem Einfluß."[2] Die leidenschaftliche Ergebenheit seiner Schwester, die seine geheimen Gefühle, seinen jüdischen Ehrgeiz teilte, hatte ihn bis zum Ende der fünfziger Jahre befeuert, dann war die jüdische Verehrerin und Wohltäterin Mrs. Brydges Williams noch einige Jahre dagewesen. Die Damen der Gesellschaft, als deren Liebling er seine Laufbahn begonnen hatte, bestimmten seinen Geist und seine Lebenshaltung stets, aber die so viel ältere Frau, die ihm ihr ganzes Leben widmete, umgab er mit allen Gebärden einer romantischen Ritterlichkeit. Am Tage des Wahlreformsieges von 1867 sagte er der Fünfundsiebzigjährigen die Schmeichelei, sie pflege ihn nicht wie eine Gattin, sondern wie eine Geliebte. Den Zeitgenossen erschien diese Ehe als eine erstaunliche Donquichoterie. Mit dem Tode der achtzigjährigen Viscounteß Beaconsfield erlitt Disraeli 1872 einen schweren Verlust. Seine äußere Lage verschlechterte sich sofort, da er wesentliche Einkünfte verlor, und der Wohltäter Montagu mußte seine Zinsen herabsetzen. Bitter klagte Disraeli über die entschwundene Häuslichkeit in London. Es ist kein Zweifel, daß er im Inneren tief erschüttert wurde. Um so erstaunlicher, wie seine Lebenskunst sich schon binnen eines Halbjahres zwiefachen Ersatz zu schaffen wußte. Zwei Schwestern, die verwitwete Lady Chesterfield und Lady Bradford, sind bis zu seinem Tode mit ihm in einer Beziehung verbunden gewesen, die ihrerseits Freundschaft, von ihm aber Liebe genannt wurde. Obwohl beide auch schon Großmütter waren, hat er sie mit jugendlichem Feuer umworben, mit Bitten, Klagen und Beteuerungen, mit Sentimentalität und Eifersucht. Lady Chesterfield, die wiederum älter war als er selbst, hat er alsbald einen Heiratsantrag gemacht, Lady Bradford aber noch leidenschaftlicher vergöttert. Es sind aus acht Jahren 1100 Briefe an sie allein erhalten, während seiner Amtszeit schrieb er ihr oft zwei-, dreimal am Tage. Wenn man sagen muß, daß er in diese Briefe soviel Schwärmerei zu legen wußte wie nur je in jüngeren Jahren, heißt das freilich zugleich, daß sein Verkehr mit Frauen von früh an ein künstliches Spiel gewesen ist. Für die Frauen muß bis zuletzt ein be-

[1] M-B. V, 241, 247. — [2] M-B. V, 238.

zaubernder Reiz darin gelegen haben, für den Mann selbst, so scheint es, war diese vollendete Unnatur ein Selbstgenuß, der nur selten durch das Gefühl des Lächerlichen getrübt werden konnte[1].

Disraeli war sich im klaren darüber, wie sehr dieser Hang seines Wesens ihn der Königin nahebrachte: „Ich fühle mich glücklich", schrieb er an Lady Bradford, „einem weiblichen Souverän zu dienen."[2] Das persönliche Verhältnis, das sich schon 1868 angesponnen hatte, begann 1874 sofort mit lebhafter Empfindung. Die Königin war entzückt, den immer strengen, lehrhaften, in alter Ehrfurcht stets fordernden und schwer begreiflichen Mr. Gladstone los zu sein und ihren lieben Disraeli wiederzusehen, der ihr gleich versicherte, alles nach ihrem Wunsche allein ausrichten zu wollen. Er wußte es wohl zu schätzen, wenn sie ihm einen Stuhl anbot, während der gichtkranke Lord Derby es als ein Zeichen besonderer Gunst vermerkt hatte, daß sie ihr Bedauern über die strenge Etikette aussprach, die ihr gebiete, ihn stehen zu lassen. Disraeli gewöhnte sich bald, sie in Briefen und Gesprächen mit Anderen nur noch „die Fee" zu nennen. Diese Schmeichelei hat er ihr selbst in einem literarisch geschliffenen Schreiben dargeboten, als er sich für ein Blumengeschenk bedankte. Er habe beim Öffnen des Kastens gedacht, die Sterne der höchsten Orden zu erhalten, und diese Vorstellung habe ihn so erfüllt, daß er, da gerade ein Bankett mit vielen Ordensträgern stattfand, „nicht der Versuchung widerstehen konnte, indem er einige Schneeglöckchen auf sein Herz heftete, zu zeigen, daß auch er von einem gnädigen Souverän dekoriert worden sei". Mitten in der Nacht aber seien ihm Zweifel gekommen, „daß alles vielleicht eine Verzauberung sein könnte, und daß es vielleicht ein Feengeschenk wäre und von einer anderen Monarchin käme, der Königin Titania, die mit ihrem Hofe auf einer lieblichen, meerumgürteten Insel Blumen pflückt und Zauberblüten schickt, die, wie man sagt, denen, die sie empfangen, die Köpfe verdrehen."[3] Flitterhaft wie diese nachgeahmte Romantik bleibt Disraeli im Verkehr mit der Königin beständig. Er versichert, sie anzubeten, er ist besorgt um ihr Wohlergehen; er hofft, von ihrem Anblick gesund zu werden, und bittet sie, ihre Gesundheit zu schonen, mit beteuerndem Ausruf: „Er lebt nur für Sie und arbeitet nur für Sie und ohne Sie wäre alles verloren." Aber er versteht es auch, diese Empfindsamkeit taktisch auszuspielen, indem er während eines Konfliktes der Herzogin von Ely schreibt, die Königin sei der einzige Mensch, den er liebe, damit sie es hört und gerührt versöhnt wird.[4] Disraeli hat die Berechnung dieses höfischen Stiles selbst eingestanden: „Jedermann liebt Schmeichelei, und wenn man zur Majestät (royalty) kommt, soll man sie mit der Kelle auflegen."[5] Er selbst wäre freilich viel zu geschickt gewesen, um sich bei einer Plumpheit betreffen zu lassen. Er wußte auch, daß die Königin sich vor allem in ihrem Amte geachtet wissen wollte und sein Feenreich immerhin geringer schätzte als den „wirklichen Thron", den er ihr versprach, die gesteigerte Herrschermacht. So sehr Viktoria Disraelis persönlichem Einfluß unterlag, war sie doch auch zur

[1] S. z. B. die Stelle M-B. V, S. 245 unten.
[2] M-B. V, 238. — [3] M-B. VI, 464.
[4] M-B. VI, 258 (1878); s. die Zusammenstellung bei Edith Sitwell, „Victoria of England", Albatrosausgabe, S. 316, sowie Lytton-Strachey, Queen Victoria und Hector Bolitho: Victoria and Disraeli. — [5] M-B. VI, 463.

Kritik fähig, wie ihr gesundes Urteil von 1879 über den eben gelesenen „Coningsby“ beweist. Sie findet das Buch bemerkenswert und seltsam. Die Sprache, an der sie Lord Beaconsfields Eigenart erkennt, scheint ihr gespreizt, trotz einiger schön empfundener Stellen. Sie vermerkt „eine Art von demokratischem Konservativismus, aber dieselben ihn beherrschenden patriotischen Anschauungen, die er jetzt vertritt . . . Seine Liebe zu den Juden und sein Glaube an sie tritt stark hervor.“[1]

Das Kabinett, das Disraeli der Königin vorstellte, umfaßte die vornehmsten Adelsnamen. Der Hochadel, schrieb er ihr, müsse ermutigt werden, sich um den Thron zu scharen. Aber dieser sachliche Grund wird ihn bei der Auswahl weniger bewogen haben, als die persönliche Genugtuung über solche Gefolgschaft seiner selbst. War es ihm doch auch gelungen, Lord Salisbury wieder für die Mitarbeit zu gewinnen. Die Ironie der Geschichte wollte es, daß er zunächst durch die Kirchenpolitik in Verlegenheit gebracht wurde, als die Königin sich lebhaft für ein Gesetz gegen die katholisierende Wirksamkeit des hochkirchlichen anglikanischen Klerus einsetzte. Disraeli wollte die mächtige anglo-katholische Partei in der Kirche nicht allzusehr kränken und fand einen mildernden taktischen Ausgleich. Aber er machte sich doch zum Sprecher des Protestantismus und bekannte sich über den „Lothair“ hinaus zu den religiösen Errungenschaften der Reformation. Niemand hat diese seine kirchlichen Bekenntnisse ernst genommen. Hingegen verpflichteten die Versprechungen Disraelis die Regierung zur tätigen Sozialpolitik. Er selbst ist dabei wenig hervorgetreten. Der sehr eifrige und kundige Innenminister Croß hat sich der proletarischen Bedürfnisse angenommen. Die Gesetzgebung von 1874/75 beförderte zuerst den öffentlichen Arbeiterwohnungsbau, sie hat die rechtliche Gleichstellung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeigeführt und die mißbräuchliche Anwendung strafrechtlicher Bestimmungen gegen die gewerkschaftlichen Zusammenschlüsse beseitigt. Mit der endgültigen Festsetzung des Zehnstundentages für Frauen und Jugendliche wurden Shaftesburys lange umkämpfte Forderungen jetzt erst vollständig übernommen. Nützlich und wohltätig wie sie war, bedeutete diese Gesetzgebung zwar einen Schritt über das Bisherige hinaus, aber keinen in einer neuen Richtung. Sie wäre früher oder später auch von den Liberalen eingeführt worden. Man braucht nur an Bismarcks Sozialversicherung zu denken, die wenig später ins Werk gesetzt wurde, um den Unterschied zu sehen. Disraeli nahm die Zeitströmung wahr, Bismarck wagte eine revolutionäre Neuerung mit konservativem Ziel. Disraeli selbst hat nach diesem Anlauf keinen Eifer mehr für die Sozialpolitik entfaltet. Wenn er die Arbeiter aufforderte, konservativ zu wählen, so verwies er sie darauf, daß sie bereits mit den Rechten der Magna Charta auf Freiheit der Person und des Eigentums vor dem Adel mancher Länder begünstigt seien[2]. Ein sozialpolitisches Ziel zeigte er ihnen nicht. Auch Disraelis Sozialpolitik beharrt im liberalen Kapitalismus.

Mit einer höchst eigenartigen Demonstration hat Disraeli um diese Zeit sich das geistige England verpflichten wollen. Er bot Carlyle, dem Manne, der ihn aufs härteste beschimpfte, den Hosenbandorden, den Rittertitel und eine Pension an.

[1] Kurt Jagow (Hrsg.), Queen Victoria, S. 395.
[2] M-B. V, 351.



Carlyle zeigte sich verblüfft von dieser großmütigen Gebärde, deren Unbefangenheit er nicht erwartet hätte. Aber er witterte doch die heimliche Berechnung. Während er von Bismarck den preußischen Pour le Merite mit Dank entgegennahm, lehnte er die englische Ehrung aus Disraelis Händen ab, obwohl er die innere Genugtuung durchaus empfand. Bald genug sollte sein ganzer Zorn aufs neue erweckt werden, und er nannte den „verfluchten alten Juden, der sein Fleischgewicht nicht wert ist", „den schlechtesten Mann, der jemals gelebt".[1]

Disraeli, dessen Aufstieg ganz im innenpolitischen Rahmen erfolgt war, suchte nun seinen wahren Ehrgeiz in Erfolgen der Außenpolitik. Hier wurde die Auseinandersetzung mit Bismarck unvermeidlich, dessen mächtiger Wille nach 1870 die Geschicke Europas zu lenken begann. Disraeli hat, wie wir sahen, gleich zuerst die Bedeutung des deutschen Einigungssieges als einer Revolution der europäischen Machtverhältnisse erkannt und ausgesprochen, seine Autorität hat die englische Überzeugung vom Wettbewerb und notwendigen Zweikampf mit Deutschland wesentlich gefördert. Aber die Art seines diplomatischen Spiels legt noch eine andere Deutung nahe. Sein ungemessener persönlicher Geltungsdrang sah sich auf den weltpolitischen Schauplatz Europas gestellt. Wollte er nicht vielleicht mit Bismarck einen Kampf um die Führung wagen, wie er ihn einst innenpolitisch mit Peel unternahm? Nicht Parteien und Männer, sondern Staaten und Völker wären die Mitspielenden gewesen. Seine erste diplomatische Absicht war es offenbar, die Gemeinschaft der drei kaiserlichen Ostmächte Deutschland, Österreich und Rußland zu sprengen. Er flößte der Königin den Verdacht ein, Bismarck „spiele das Spiel des alten Bonaparte". Viktoria mit ihrem Vorurteil gegen den „eisernen Kanzler" beeilte sich, diese Meinung ihrer Tochter nach Berlin zu übermitteln und eine Zukunft an die Wand zu malen, da, wie einst gegen das napoleonische Frankreich, ganz Europa gegen das Deutschland der Hohenzollern werde zusammentreten müssen. Disraeli hatte der Königin ein Bündnis mit Rußland empfohlen, mit dem er sich eben in Asien zu verständigen suchte, und gern beteiligte er sich an der russischen Intrige des Jahres 1875 gegen Bismarck, als die beiden Großmächte in Berlin einen diplomatischen Schritt unternahmen, um Frankreich vor einem angeblich drohenden deutschen Überfall zu schützen und den europäischen Frieden zu bewahren. Bismarck wies die Verdächtigung mit Nachdruck zurück, und man erklärte sich befriedigt. Der deutsche Reichskanzler hatte, wie es schien, eine Niederlage erlitten. Englands Außenminister freilich, der jüngere Lord Derby, sprach sich ehrlich über die Sache aus: „Wir haben Glück gehabt in unserer Außenpolitik, denn was wir taten, schloß keine Gefahr ein und kostete keine Mühe, während es uns den Anschein gab, mehr als wir wirklich taten, zum Ergebnis beigetragen zu haben." Disraeli aber schrieb an Lady Bradford: „Ich glaube, seit Pam sind wir nie so energisch gewesen, und in einem Jahre werden wir es noch mehr sein."[2] Der Gegensatz zwischen Disraeli und seinem Außenminister, mit dem er persönlich befreundet war, sollte sich immer mehr verbreitern und schließlich in der türkisch-russischen Frage zur Trennung führen. Das ist meist Lord Derbys Trägheit oder Unverstand zur Last gelegt

[1] Segalowitsch, „Disraelis Orientalismus", S. 39 f.; M-B. V, 354.
[2] M-B. V, 424.



worden. Er selber hat die Erklärung tiefer gesucht, ihm war nach so langer Verbundenheit die Bedeutung des Artunterschiedes aufgegangen, und es steckt das ganze angelsächsische Selbstbewußtsein in den Worten, mit denen er sich von Disraeli trennt: „Seine Ansichten unterscheiden sich von meinen, wo solche Dinge betroffen werden, nicht im einzelnen, sondern im Grundsatz. Er glaubt durchaus an das ‚Prestige', wie alle Ausländer tun, und würde es ehrlich für das Interesse des Landes halten, 200 Millionen auf einen Krieg zu verwenden, wenn das Ergebnis wäre, daß fremde Staaten uns als Militärmacht hoch einschätzen würden[1]."

Während das Ergebnis seines diplomatischen Spiels gegen Bismarck höchst zweifelhaft blieb, glückte Disraeli alsbald ein imperialistischer Handstreich dort, wo Ziel und Verfahren seiner Natur und seinen Hilfsmitteln ganz entsprachen, beim Erwerb der Aktienmehrheit des Suezkanals. Disraeli hatte früher dem großen Werke von Lesseps, das die Seeverbindung nach Indien so außerordentlich verkürzte, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, hatte eher Palmerstons abweisende Haltung gegenüber dem Plan geteilt, während Gladstone den Bau durch die französische Regierung als eine Menschheitsleistung begrüßte, ohne sich viel um die Frage der britischen Vormacht zu kümmern. Da nun Disraeli im Amt den Kanal fertig und von Frankreich beherrscht sah, hat er freilich sofort die Wichtigkeit dieses Weges nach Indien begriffen und auf Mittel gesonnen, ihn in britische Hand zu bringen. Nun bot sich ihm die erhoffte Gelegenheit in der Form eines politischen Finanzgeschäfts, wobei ihm seine jüdischen Verbindungen vortrefflich zustatten kamen. Die Rothschilds, deren internationaler Beziehungskreis ihm längst als Nachrichtenquelle diente, haben zwar nicht zuerst und allein auf die Geldnot und den Verkaufsabsichten des ägyptischen Khediven hingewiesen; ihre Mitteilung aber ist es wohl gewesen, die den Anstoß gab, denn mit ihnen konnte das große Geschäft gleich verwirklicht werden. Sie gaben dem Minister das Geld an die Hand, ohne daß er Parlament und Finanzverwaltung zu fragen brauchte, und er knauserte nicht mit der Provision. So entstand das erste und eindrucksvollste Beispiel der Interessenverbindung zwischen dem britischen Imperialismus und dem Finanzjudentum. Vielleicht auch hat dieser Zusammenhang größere Tragweite erwiesen als der eigentlich reichspolitische Erfolg. Disraeli wußte dabei den doppelten Genuß der politischen und der geschäftlichen Spekulation zu schätzen, wie er es Lady Bradford schilderte: „Wir hatten alle Spieler, Kapitalisten, Finanziers der Welt in organisierten geschlossenen Plünderbanden gegen uns vereinigt, geheime Sendlinge in jeder Ecke, und haben sie alle überlistet, ohne daß sie es ahnten." Im letzten Augenblick hatte die französische Regierung selbst zugreifen wollen, aber Disraeli und Rothschild waren schneller gewesen. Nun konnte Disraeli der Königin mit keckem Schwung die Gabe hinlegen: „Da haben Sie's, Madame!", und die Fee war „im zehnten Himmel" vor Begeisterung, zumal König Leopold von Belgien, der alte Geschäftsmann, den Finanzcoup als „das große Ereignis der neueren Geschichte" pries. Mochte man im Lande die 15 v. H. Provision für Rothschild mißbilligen, der jüdische Bankier konnte stolz darauf

[1] S. Segalowitsch, Disraelis Orientalismus.



hinweisen, daß niemand außer ihm die vier Millionen aufgebracht hätte — die Bank von England selber wäre weder bereit noch imstande dazu gewesen[1].

Wiederum mißfiel es Viktoria und Disraeli, daß Lord Derby die Sache so kühl behandelte und nur meinte, England habe sich angemessenen Einfluß auf die Handelsstraße nach Indien sichern müssen. Disraeli hatte dem Aktienkauf eine ganz andere politische Bedeutung beigemessen. Ohne sein Eingreifen, meinte er, würde Frankreich in den Besitz des Kanals gelangt sein und ihn den Engländern verschlossen haben: „Es ist lebenswichtig für Ew. Majestät Geltung und Macht in diesem Augenblick, daß der Kanal England gehört." Dies aber wurde ja gar nicht erreicht. Denn der Besitz einer Aktienmehrheit bei der Kanalgesellschaft bedeutete angesichts der besonderen Stimmrechtsverhältnisse, die dort galten, nicht einmal den unmittelbaren oder gar ausschließlichen Einfluß auf die Geschäftsführung, in der bis zuletzt das französische Kapital sich behauptete. Wohl allerdings gewann England einen bedeutenden Anteil am Gewinn und einen starken mittelbaren Einfluß. Es war keineswegs so, daß ein großes finanzielles Opfer oder Wagnis die politische Machtentscheidung in sich beschlossen hätte. Das Geschäft war, wie sich herausstellte, ziemlich sicher, und aus ihm entstand erst die Anwartschaft auf politische Besitzergreifung. Lag der Kanal im ägyptischen Hoheitsgebiet, so mußte das neue englische Interesse auch die Herrschaft über Ägypten nach sich ziehen. Bismarck hat das sofort gesehen und ausgesprochen, aber als die Kronprinzessin Viktoria ihrer Mutter einen Glückwunsch zu dieser Aussicht schickte, hat die Königin ihr entrüstet widersprochen und für England jede erobernde Absicht abgeleugnet. Nach wenigen Jahren freilich sollte sie ihrer Tochter schreiben, daß England verpflichtet sei, Ägypten zu besetzen, weil dieses Land sich nicht selbst regieren könne. Inzwischen war Gladstone wieder zur Regierung gekommen, von dem Disraeli mit Recht annahm, er hätte die Aktien nicht gekauft. Gladstone sah und sagte es gleich voraus, daß auf das Suezkanalgeschäft die ägyptische Eroberung folgen werde — und ist dann selbst zum widerstrebenden Vollstrecker seiner Ahnung geworden. Disraelis Scharfsinn kann diese Zwangsläufigkeit der Dinge gewiß nicht verborgen geblieben sein. Aber er hat sich gehütet, daran zu rühren. Vielmehr drückte er sein Erstaunen über Bismarcks Andeutungen aus. „Eine Besetzung Ägyptens durch England würde Frankreich verbittern und ich sehe nicht, daß sie uns überhaupt nützen könnte, wenn Rußland Konstantinopel besäße. Ich würde aber wünschen, wir hätten Kleinasien, als Ägypten."[2] Zusammen mit Frankreich führte Disraeli die Politik der Finanzkontrolle über Ägypten folgerichtig durch, ohne Gebietsherrschaft anzustreben. Die gemeinsame Aufsicht in Kairo blieb so beschaffen, daß zu Beginn der achtziger Jahre ein Überwiegen des französischen Machtanspruchs durchaus noch als wahrscheinlich galt. Inmitten der orientalischen Krise hat Disraeli allerdings 1877 vermerkt, wenn wider Erwarten sich gewisse Befürchtungen bestätigen würden, daß Bismarck den Franzosen Ägypten als Ersatz für Elsaß-Lothringen zuschanzen wolle, „dann muß Ew. Majestät Ägypten besetzen". Fürst Bismarck könne ja nicht furchtbarer sein

[1] Zum Ganzen s. Seton-Watson, Britain and Europe 1789—1914, London 1937, S. 514/515; ferner M-B. V.

[2] M-B. VI, 104.



als der erste Napoleon[1]. Disraeli hat also die imperialistische Tragweite seiner Politik gesehen, aber die Folgerungen hat er nicht selbst gezogen. Am Übergang vom Spiel zur Tat, von der Spekulation zur kämpferischen Handlung hat er haltgemacht.

Mit dem Wege nach Indien wurde Indien selbst wieder vom imperialistischen Streben ins Auge gefaßt. Disraeli durfte seiner alten Neigung Genüge tun. Er war es, der die Staatsreise des Prinzen von Wales zur politischen Kundgebung der Verbundenheit zwischen Großbritannien und seinen indischen Besitzungen machte. Gewiß enthielt der indische Kaisertitel für ihn noch immer die Erinnerung seines einstigen asiatischen Reichstraumes. So hatte Disraeli gleich im ersten Jahre dieser Regierung gelegentlich Viktoria angedeutet, daß sie sich Kaiserin von Indien nennen solle, doch nachher hat nicht er, sondern die Königin selbst den Anstoß zur raschen Ausführung gegeben. Sie konnte es nicht erwarten, und Disraeli, obwohl ihm die Sache ungelegen war, hat sich bald voller Eifer dafür eingesetzt. Niemals trat der höfische und theatralische Charakter seiner Reichspolitik stärker hervor, und der allgemeine Widerstand gegen das Titelgesetz war keineswegs antimonarchisch oder gar unpatriotisch. Nicht nur die Radikalen und Liberalen zeigten sich abgeneigt, ein Konservativer wie Shaftesbury machte sich zum Sprecher der englischen Überlieferung und forderte die Königin auf, den fremden Titel abzulehnen. Der Kaisername wurde als unenglisch empfunden, man verband damit den Begriff militärischer Gewaltherrschaft, aber man wandte sich auch gegen die asiatische Einseitigkeit dieses Imperialismus, der das indische Herrschaftsgebiet gegenüber dem angelsächsischen Siedlungsraum bevorzugte. Disraeli mußte zu einigermaßen gewundenen Erklärungen greifen. Jetzt behauptete er, die überseeischen Siedlungskolonien, die er keine zehn Jahre zuvor hatte preisgeben wollen, seien untrennbar mit dem Mutterlande und dem Königtum verbunden, während er sich für die Würde des Kaisertitels auf Altrom berief und sogar darauf anspielte, daß der Renaissancedichter Spenser in der Widmung seiner Dichtung von der Feenkönigin die große Elisabeth Kaiserin nannte. An dem Tage, an dem die Ausrufung der Kaiserin in Delhi geschah, wurde Viktoria zu Windsor beglückwünscht. Disraeli begrüßte sie mit einer kleinen Ansprache, „blumig wie die Rede eines Maharadscha". Die Königin, die sich an diesem Tage gegen ihre gewohnte Einfachheit über und über mit kostbarem Schmuck, Geschenken der indischen Fürsten, behängt hatte, „dankte ihm mit einer reizend lächelnden Verbeugung, einem halben Knix".[2] Disraeli war als Bringer der Kaiserkrone vollends zum Staatsmann ihres Herzens geworden. Seine politischen Gegner betrachtete sie als ihre persönlichen Feinde. Freilich, die Gegengabe, die sie ihm bot, hatte einen bitteren Beigeschmack. Disraeli ließ sich jetzt als Earl of Beaconsfield ins Oberhaus erheben, weil seine Gesundheit zur Führung des Unterhauses nicht mehr hinreichte. Er empfand diesen Übergang wie ein Sterben seiner parlamentarischen Person. „Ich bin tot", schrieb er mit ironischer Klage, „tot, aber in den elysischen Gefilden."[3]

Indessen begann eben damals jenes aufregende diplomatische Spiel, mit dem die Legende seiner staatsmännischen Größe erst eigentlich erwachsen ist. War der

[1] M-B. VI, 188. — [2] M-B. V, 487. — [3] M-B. V, 522.

Aktienkauf nur das Vorspiel einer wirklichen Suezkanalpolitik, blieb der indische Kaisertitel eine Dekoration von zweifelhaftem Symbolgehalt und ohne politische Folgerungen, so erschien nun die Außenpolitik in der orientalischen Frage als ein Kampf um Bestand und Zukunft des Reiches, um die Geltung und Macht Großbritanniens in Asien und Europa. Der gewaltige Zündstoff des Krimkrieges war wiederaufgeflammt. Disraeli aber gewann den Ruhm, seinem Lande diesmal den Frieden in Ehren errungen zu haben, indem er durch Weisheit und Entschlossenheit die Gefahren der Preisgabe und des Krieges bannte. Man nennt ihn gerne den ebenbürtigen Gegenspieler der großen Bismarckschen Außenpolitik.

Disraelis Orientpolitik zeigte ihr eigentliches Wesen gleich, als die große Balkankrise 1876 entstand. Damals erwies es sich, daß der Pariser Friede von 1856 keine Lösung auf Dauer hervorgebracht hatte. Rußland war seit 1871 von den Fesseln seiner Flottenmacht im Schwarzen Meer freigeworden, aber auch damit war keine Festigung der Verhältnisse erreicht. Denn die türkische Stellung auf europäischem Boden, für deren Erhaltung die Westmächte den Krimkrieg geführt, bröckelte längst von innen her, und das nationale Streben der Balkanvölker ließ sich nicht mehr zurückhalten. Der bosnische Aufstand und die montenegrinische Bewegung gaben den Anstoß, das noch immer unterjochte Bulgarentum erhob sich alsbald, und die Serben mit ihrem halb unabhängigen Staat warfen sich zu Führern eines Freiheitskampfes auf, hinter dem einsatzbereit die große slawische Schutzmacht Rußland stand. Von Anbeginn waren die Balkanwirren wiederum zur europäischen Gesamtfrage geworden. Frankreich, das zwanzig Jahre zuvor den bedeutendsten Anteil genommen hatte, lag nun unbeteiligt und schwach im Hintergrund, um so stärker machte sich das österreichische Interesse am Gleichgewicht der südosteuropäischen Machtverteilung geltend. Dahinter aber zeigte sich nicht mehr ein schwaches und schwankendes Preußen, sondern das junge mächtige Deutsche Reich, von dem großen Kanzler geführt. Bismarcks Absicht war von Anfang an erkennbar und blieb sich bis zum Abschluß treu, unbeirrbar gegenüber allen Schwankungen des diplomatischen Getriebes. Er wollte Deutschland nicht in die südöstlichen Verwicklungen hineinführen, sondern den europäischen Frieden erhalten, als dessen sicherste Bürgschaft ihm die außenpolitische Gemeinschaft der drei östlichen Kaisermächte, Deutschland, Österreich und Rußland, galt. Bismarck erstrebte für diesen Bund zugleich eine freundschaftliche Verbindung mit England. Disraeli aber hat sich seiner Friedensbemühung versagt. Er betrieb eine offensichtliche Prestigepolitik, deren Sinn es zunächst nicht war, Englands unverzichtbare Bedürfnisse an den Meerengen zu wahren und den Weg nach Indien von russischer Bedrohung freizuhalten — diese Gefahr trat erst später hervor —, sondern einen englischen Führungsanspruch in Europa durchzusetzen. Disraeli hat, wie schon 1875, das Dreikaiserbündnis sprengen wollen, und es geht kaum zu weit, wenn wir annehmen, daß er hoffte, seinen geheimen Wunsch erfüllen und sich selbst an Bismarcks Stelle zum führenden Staatsmann Europas aufschwingen zu können.

Die drei Ostmächte hatten sich auf das Berliner Memorandum geeinigt, dessen Sinn darin lag, durch gemeinsamen Druck der europäischen Diplomatie den Türken Reformen auf dem Balkan abzunötigen und dadurch die Lage der christ-

lichen Völkerschaften unter osmanischer Hoheit erträglich zu machen. So sollte die bestehende Ordnung erhalten oder eine allmähliche, ausgleichende Entwicklung der staatlichen Verhältnisse im Südosten angebahnt werden. Disraeli hat Englands Zustimmung versagt, nicht, weil er eine inhaltlich andersartige Politik vertreten hätte, sondern weil er es mit dem englischen Ansehen unvereinbar fand, einem Vorschlage beizutreten, über den sich die anderen Mächte bereits geeinigt hatten. Er tat alsbald den ersten Schritt auf den Spuren des Krimkrieges und beorderte die Flotte nach der Besikabucht. Triumphierend schrieb er damals an Manners, der Dreikaiserbund sei nun tot, er sei immer unnatürlich gewesen und habe überhaupt nur zustande kommen können, weil England sich bisher selbst ausschaltete: „Ich denke, es wird nicht nur der Friede bewahrt werden, sondern Ihre Majestät wird ihren gebührenden und natürlichen Einfluß auf die Regierung der Welt wieder zurückerhalten.“ Das Spiel des Ehrgeizes hatte den alten Mann ganz persönlich aufs neue ergriffen, und in einem Briefe an Lady Bradford hat er sich unbefangen dazu bekannt. Voll Befriedigung drückt er die Hoffnung aus, alle seine Ziele zu erreichen: „Aber die Einsätze sind hoch. Allgemein gesagt läßt sich kein Glücksspiel der Politik vergleichen. Aber wenn man es gar nur mit Kaisern und Großkanzlern zu tun hat und es um Reiche geht, so wächst die Spannung, denke ich, ein wenig.“[1] Das ist noch einmal Vivian Greys und Alroys Ton. Nicht das Ziel der Staatskunst beschäftigt ihn, sondern der Genuß des politischen Spiels. Er hat seinen Traum erreicht und darf sich als Walter weltgeschichtlicher Schicksale bespiegeln.

In Wirklichkeit allerdings war die Verbindung der Ostmächte keineswegs gesprengt, es war nur, indem sich England vom Zusammenwirken ausgeschlossen hatte, eine gesamteuropäische Befriedungspolitik verhindert worden. Jetzt versteifte sich der türkische Widerstand, zumal seit durch eine innere Umwälzung in Konstantinopel der verschlagene Abdul Hamid ans Ruder kam. Man rechnete auf Englands Unterstützung. Anderseits hofften die Serben, wenn sie trotz russischer und österreichischer Abmahnungen nun gegen die Türken losbrachen, doch auf die Hilfe des Zaren und der panslawistischen Bewegung. Die Türken warfen den bulgarischen Aufstand mit entsetzlichen Grausamkeiten nieder, sie erwiesen sich auch den Serben völlig überlegen. Daraufhin erzwangen die Russen einen Waffenstillstand und mit der Konferenz von Konstantinopel wurde noch einmal die friedliche Lösung versucht. Disraeli hat Salisbury dorthin entsandt, von dem er wußte, daß ihm die Verständigung mit Rußland und die Freiheit der christlichen Balkanvölker am Herzen lag. Indem er aber die einseitig türkenfreundliche Haltung des britischen Gesandten in Konstantinopel auch während der Konferenz gegen Salisbury stützte, hat Disraeli selbst wesentlich zum Scheitern der Bemühungen um einen Ausgleich beigetragen, weil die Türken sich den geforderten Reformen versagten. Seine zweideutige Politik ließ sie so sicher auf Englands Beistand rechnen, daß sie sogar das Londoner Protokoll, das zwischen Disraeli und dem russischen Sonderbeauftragten Ignatiew vereinbart wurde, zurückwiesen und dadurch den Krieg mit Rußland unvermeidlich machten, der im

[1] Beides M-B. VI, 31.

April 1877 ausbrach. Nun war für Disraeli das Stichwort gegeben: „Im Osten Europas ist die Sicherheit unseres Reiches in Gefahr.“[1]

Frühzeitig hat Disraeli mit dem Gedanken des Krieges geliebäugelt. „Natürlich muß das die letzte Karte sein, die wir ausspielen“, schrieb er im Herbst 1876 an Salisbury, „und es muß so geschehen, daß es scheint, als ob wir uns fast wider Willen dazu entschlössen.“ Die Flotte war an den Meerengen bereitgestellt, und auf dem Höhepunkt der Krise wurden indische Truppen nach Malta beordert. Dies erfüllte Disraeli mit besonderem Stolz. Er entwarf schon Pläne, wie man Rußland von Asien her angreifen, ein Heer am Persischen Golf einsetzen könne: „Die Kaiserin von Indien sollte ihren Armeen befehlen, Zentralasien von den Moskowitern zu befreien und sie ins Kaspische Meer zu treiben.“[2] Sein Verhalten entzündete jene Massenstimmung, die sich an dem Gassenhauer begeisterte:

> „Wir wollen den Krieg nicht, doch, bei Jingo! wird er gewollt,
> Haben wir Männer und Schiffe und haben das Gold,
> Bei Jingo!“

Von da stammt der Begriff des „Jingoismus“, die sprachlich unaufgeklärte Bezeichnung für den kriegerisch herausfordernden Übermut englischer Selbstzufriedenheit und Begehrlichkeit. Auch die Königin ließ sich ganz hinreißen. Wäre sie ein Mann, schrieb sie ihm, wie gern würde sie hingehen und den Russen Schläge geben![3] Disraeli hielt schon die alten Formeln britischer Kriegspropaganda bereit, er sprach von „gerechter Sache“, „Freiheit und Unabhängigkeit des Reiches“ und davon, daß der Krieg, einmal begonnen, „nicht enden solle, ehe das Recht verwirklicht ist“.[4] Was aber verstand er eigentlich unter diesem Recht? Welches war das Ziel, für das er den Krieg hätte führen wollen?

Disraeli hat immer den russischen Angriff auf die türkischen Grenzen als Kriegsgrund angegeben und erklärt, den europäischen Besitzstand der Türkei verteidigen zu wollen, indem er die Heiligkeit der Verträge unterstrich, doch das hinderte ihn keineswegs, schon frühzeitig den Russen ein Angebot unmittelbarer Verständigung zu machen und dabei anzudeuten, daß auch er das Verschwinden der Türken vom europäischen Boden „früher oder später“ für unvermeidlich halte. Die Balkanvölker, sagte er mit klarem Urteil, würden durch keine Reform befriedigt werden, da sie nach völliger Unabhängigkeit strebten[5]. Dieser Fühler konnte doch wohl nichts anderes bedeuten als den erneuten Versuch, Rußland von der mitteleuropäischen Gemeinschaft zu lösen. Dann wäre die östliche Frage ganz in den Hintergrund getreten und das Spiel gegen Bismarck neu aufgenommen worden. Aber da Rußland sich mißtrauisch zurückhielt, ließ sich dieser Weg nicht beschreiten. Die Türkei war nur Werkzeug für Disraelis englische Machtpolitik, obwohl er den Gewalthabern in Konstantinopel zeitweilig die Entscheidung über Krieg und Frieden fast völlig überließ. Die christlichen Balkanvölker hingegen,

[1] M-B. VI, 284, „some securities of that Empire are imperilled“ (1878).
[2] M-B. VI, 155; 22. Juli 1877 an die Königin.
[3] Lytton-Strachey, Queen Victoria, S. 265.
[4] M-B. VI, 92.
[5] S. Seton Watson, „Britain and Europe“, S. 518. Zum Ganzen s. Seton-Watson, „Disraeli, Gladstone and the Eastern Question“, London 1935.

deren geschichtliche Stellung er, wie wir sahen, klar genug erkannte, hat Disraeli mit verachtungsvoller Gleichgültigkeit behandelt. Zynisch sprach er vom „Aderlaß", der auf dem Balkan notwendig sei. Ganz wie am Anfang der fünfziger Jahre betrachtete er die nationalrevolutionäre Bewegung als bloße Mache geheimer Gesellschaften. Die Leiden der Unterjochung seit Jahrhunderten übersah er, und die türkischen Grausamkeiten der Gegenwart wollte er kaltblütig unbeachtet lassen, während er für Englands bloßen Geltungswillen die schönen Losungen von Recht und Freiheit in Anspruch nahm.

Darüber ist nun in England selbst der große Widerstreit entstanden. Gladstone wurde durch die „bulgarischen Greuel" aus seiner Zurückgezogenheit auf den Plan gerufen und trat nun mit aller Wucht seiner glühenden Gesinnung gegen die Politik der Regierung auf. England sollte, so forderte er, die ungerechte Sache des blutbefleckten Türken fahren lassen und getreu seiner eigenen Freiheitslehre im Geiste von Cannings Außenpolitik für die christlichen Völker im Südosten eintreten. Mit einer immer sich steigernden Kreuzzugsleidenschaft verfocht Gladstone die Vertreibung des Osmanentums aus Europa. Die Persönlichkeit Disraelis, den er mit Recht für den eigentlichen Träger der kriegswilligen Außenpolitik ansah, wurde ihm zur Verkörperung des Bösen, dessen Lehren falsch seien, „aber der Mann noch falscher als seine Lehren[1]". Disraeli wiederum hat zurückgeschlagen, indem er Gladstone als Landesverräter, als „Erzschurken" bezeichnete und ihm unterschob, daß er den außenpolitischen Gesinnungsstreit nur zum Zwecke seiner eigenen Rückkehr an die Macht entfesselt habe. Das war ein bequemer und ungerechter Vorwurf. Gladstone, der während des Krimkrieges im Amte gewesen war, fühlte sich für den Pariser Frieden mitverantwortlich, ihm war es Gewissenssache, daß England nicht noch einmal unter so fragwürdigen Umständen und mit so zweifelhaftem Ergebnis kämpfen solle. Die Aufgabe, die man damals übernahm, müsse nun wirklich gelöst werden, meinte er, und ihm, dessen christlich-kirchliche Frömmigkeit sein ganzes Leben erfüllte, war es heiliger Ernst damit, daß die religiöse Begründung der britischen Politik keine Phrase sein dürfe, sondern England wahrhaftig für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit einzutreten habe. Sehr bitter beklagte er den englischen Hochmut gegenüber anderen Völkern, die Selbstgerechtigkeit, mit der man sich anmaße, über die Kleineren und Schwächeren zu verfügen. Kein Zweifel, daß dieser Gesinnungsernst letzten Endes staatsfremd war und den außenpolitischen Aufgaben innerlich fernblieb, es lebte trotzdem auch darin ein echtes Empfinden für den Ernst staatsmännischer Verantwortung, das sich gegen Disraelis spielerische und zweideutige Haltung auflehnte. Da nun Gladstone Disraeli als den Seelenverderber des Engländertums befehdete und den britischen Volksgeist zur Selbstbesinnung aufrief, hat ein Teil der besten Männer des Landes, darunter Konservative und Patrioten wie Shaftesbury, ja selbst Carlyle, sich zu ihm gesellt. Man müßte, schrieb damals der liberale Geschichtschreiber Freeman in der Daily News, für sein Vaterland erröten, wüßte man nicht, daß der Mann, der so schmachvolle Grundsätze ausspreche, „obwohl Erstminister von England, kein Engländer ist und niemals gelernt hat,

---

[1] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 28.



das Empfinden von Engländern zu begreifen[1]". Auch Gladstone, dessen christliche Gesinnung allem Antisemitismus fernstand, kam auf Disraelis Judentum zurück. „Ich habe den starken Verdacht", sagte er 1876, „daß Dizzys Krypto-Judaismus mit seiner Politik zu tun hat. Die Juden im Osten hassen die Christen bitter, die nicht immer gut mit ihnen verfahren sind." Mochte die Vermutung eines unmittelbaren Einflusses levantinisch-jüdischer Interessen fehlgehen, so erinnern wir uns doch jener Stelle im „Tancred", wo Disraeli für die Mohammedaner Kleinasiens gegen das christliche Kreuzfahrertum Partei nahm. Seine Vorliebe für die Türken und seine Verachtung der Balkanchristen wird im Zusammenhang des orientalischen Geschichtsbildes erst ganz verständlich[2].

Wenn Gladstone verlangte, daß die englische Politik sich den sittlichen Zielen allgemeiner Menschlichkeit ehrlich und rückhaltlos hingeben sollte, wenn er eben darin die weltgeschichtliche Rechtfertigung und Berufung britischer Reichsmacht erblicken wollte, hat Disraeli mit um so größerer Kälte und Schärfe den englischen Interessenstandpunkt unterstrichen. Solange England von Engländern regiert werde und das Reich die Grundsätze seines Aufbaues festhalte, könne man die Verhältnisse im Osten nicht unbeteiligt betrachten: „Unsere Pflicht in diesem kritischen Augenblicke ist es, das Reich Englands zu erhalten. Auch werden wir keinem Schritte zustimmen, mag er selbst für den Augenblick eine vergleichsweise Ruhe und falsche Wohlfahrt herbeiführen, der den Bestand des Reiches aufs Spiel setzt[3]." Man begreift, warum Bismarck, dem Gladstones Weltbeglückung in ihrer politischen Unwirklichkeit tief zuwider war, Disraeli als den Vertreter einer klaren nationalen Interessenpolitik begrüßte, mit dem man nüchtern handeln und zum Ziele kommen konnte. Hingegen ist es bezeichnend, wie wenig Disraeli selbst imstande war, Bismarck mit gleicher Unbefangenheit zu begegnen, obwohl er zu Zeiten den Wunsch hegte, sich mit Deutschland gegen Rußland zu verbünden. Da sein eigenes heimliches Ziel darin bestand, Deutschland und Rußland auseinanderzubringen, wollte er nicht glauben, daß Bismarck wirklich nur ehrlicher Makler zu sein gedachte. Damals tauchten in der englischen Presse Vermutungen auf, die deutsche Politik erwarte nur einen englisch-russischen Krieg, um abermals über Frankreich herzufallen, und diese durch nichts begründete Verdächtigung hat sich bis in unsere Tage erhalten[4]. Disraeli, der solche Behauptung nicht aufstellen konnte, rühmte sich 1878, die neue englische Haltung habe auf Bismarck tiefen Eindruck gemacht und ihn empfinden lassen, „daß England eine Stimme bei der endgültigen Regelung führen müsse". Aber er fühlte sich „nicht sicher, daß der Fürst der Versuchung widerstehen kann, Großbritannien und Rußland miteinander zu verwickeln und sich beide erschöpfen zu lassen".[5]

[1] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 35.
[2] Zum Ganzen s. Craemer, Gladstone als christlicher Staatsmann, Stuttgart 1930. Zu Gladstones Urteil über Disraelis Judentum die Zusammenstellung bei Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 28 f. Buckles Ableugnung, M-B. VI, läßt sich, wie der Hinweis auf „Tancred" zeigt, nicht halten. Vgl. dafür S. 67 dieser Arbeit.
[3] M-B. VI, 47.
[4] G. E. Thompson, Public opinion and Lord Beaconsfield 1875—1880, London 1886, S. 177. Raymond, der die innere Fragwürdigkeit von Disraelis Verhalten in der orientalischen Frage erkennt, behauptet, Disraelis Verdienst sei es gewesen, Bismarcks Kriegsabsicht mattgesetzt zu haben. [5] M-B. VI, 289.

Er hat sich selbst das Verdienst zugeschrieben, durch seine entschlossen kriegsbereite Haltung Rußland zum Einlenken gezwungen zu haben. Aber es ist doch die Frage, ob der englisch-russische Krieg vermeidbar gewesen wäre, wenn nicht Rußland trotz aller panslawistischen Bestrebungen von Anfang an eine europäische Auseinandersetzung gescheut hätte. Daran ist kein Zweifel, daß die englische Politik, indem sie den Krieg zwischen Russen und Türken unvermeidlich machte, die höchste Steigerung der Krise und die nun wirklich eintretende Bedrohung des Weges nach Indien selbst verschuldet hat. Der Krieg führte die Russen vor die Tore der türkischen Hauptstadt, und England erklärte, die Besetzung Konstantinopels würde seinen Eintritt in den Kampf bewirken. Wiederum wurde die nunmehr erfolgende Einfahrt der britischen Flotte in die Dardanellen auf russischer Seite als Herausforderung betrachtet und hätte leicht die Eroberung der Stadt verursachen können, statt sie zu verhindern. Ob Disraelis Kriegspolitik dann Mittel gefunden hätte, die Russen wieder zu vertreiben, darf immerhin bezweifelt werden. Vorerst wurde den Türken im Frühjahr 1878 der Friede von San Stefano aufgenötigt, durch den die osmanische Macht nahezu aus Europa verdrängt, die Unabhängigkeit der Balkanvölker mit erheblichen Gebietsveränderungen festgelegt und ein großbulgarischer Staat als Vorposten Rußlands zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meer errichtet werden sollte.

Damit hatte nun die russische Politik so weit übers Ziel geschossen, daß der Widerspruch Englands europäische Unterstützung erhielt und der Weg einer Gesamtvereinbarung der Großmächte auf dem Berliner Kongreß vom Sommer 1878 gefunden wurde. In dieser Zeit aber kann Disraeli nicht mehr als Führer der britischen Außenpolitik betrachtet werden. Ein Anderer hat die Lösung vorbereitet, Salisbury, der nun das Außenministerium übernahm. Während der ganzen Krisenzeit hatte sich Disraeli nicht nur Gladstones stürmischer Opposition gegenübergesehen, sondern auch innerhalb seines Kabinetts lebhaften Widerspruch erfahren: der bisherige Außenminister Lord Derby war schon einmal zurückgetreten, doch aus Rücksicht auf die Stimmung in der konservativen Partei wiedereingesetzt worden. Diese inneren Zwistigkeiten hatten auch das äußere Handeln der Regierung schwer gehemmt. An die Flotte waren widersprechende Weisungen ergangen, und trotz leidenschaftlicher Unterstützung durch die Königin war es Disraeli nicht gelungen, sich vollkommen durchzusetzen. Indem Salisbury nun im entscheidenden Augenblick sich auf Beaconsfields Seite stellte und den Ausschlag gab, erklärte er zugleich seinen Willen, die Verteidigung der türkischen Herrschaft in Europa aufzugeben und eine Vereinbarung mit Rußland zu gewinnen, die den natürlichen Ansprüchen der Balkanvölker Genüge tat. Salisbury stand als überzeugter Vertreter des christlichen Gewissens Gladstone nahe und war dabei ein echter Sachwalter britischer Staatskunst. Es ist neuerdings gezeigt worden, wie er sich erfolgreich bemühte, die widerstreitenden Kräfte englischer Politik in einer höheren Zieleinheit zusammenzufassen, und in ihm, der freilich seinerseits auch von tiefem Mißtrauen gegen Preußen-Deutschland erfüllt war, dürfen wir den echten englischen Gegenspieler Bismarcks erblicken. Indem er sich äußerlich Disraeli unterordnete und die alte Fehde vollends begrub, konnte Salisbury als Außenpolitiker das konservative Engländertum zur Geltung bringen,

während Disraelis Spiel inmitten seines scheinbar umfassenden Erfolges tatsächlich aufgegeben war. So gesehen, war der glorreiche Abschluß auf dem Berliner Kongreß mehr ein prunkhaft verschleierter Rückzug[1]. Disraeli brauchte das nicht zu empfinden. Denn für ihn bedeuteten die Tage in Berlin und der Empfang daheim den letzten und größten persönlichen Triumph seines Lebens. Daß Bismarck selbst „den alten Juden", wie er ihn nannte, umwarb und hinter dem Flitter des Literatentums den Kern eines wirklichen Staatsmannes anerkannte, hat seinen Ruhm aufs höchste gesteigert. Bismarcks wohlwollendes Urteil erklärt sich aus der Zufriedenheit, mit Beaconsfield, gegen den er zunächst eine innere Abneigung empfand, so glatt zum Ziele gekommen zu sein, als er schon den Abbruch der Verhandlungen besorgte. Disraeli machte seinen großen Theaterstreich, indem er, obwohl die eigentliche politische Entscheidung schon vor Beginn des Kongresses gegeben war, beim Stocken der Verhandlungen über die bulgarische Frage demonstrativ seinen Sonderzug zur Heimreise bestellte. Er hat selbst ergötzlich geschildert, wie er es dann für nötig hielt, sich zum Gespräch mit Bismarck das Rauchen einer Zigarre aufzuerlegen, obwohl er für seine Gesundheit fürchtete. Disraeli war im Rahmen des Kongresses nächst Bismarck die am meisten auffallende Gestalt. Bei den Verhandlungen selbst machte er den Gegenspieler Gortschakows. Während die beiden alten Herren, von denen der Russe kein Englisch verstand, Disraeli aber die französische Verhandlungssprache nur unzulänglich beherrschte, im Vordergrund mit großer Geste agierten, lag die Last der sachlichen Verhandlung auf Salisbury und Schuwalow[2]. Hingegen ist es merkwürdig, zu sehen, wie Disraelis persönlicher Einfluß in einer Sache zurücktritt, die man als eigentliche Entfaltung seiner jüdischen Politik betrachten sollte. Denn auf dem Berliner Kongreß ist zum erstenmal das Weltjudentum mit eigenem Willen hervorgetreten und hat die Großmächte in seinen Dienst gestellt, als die Anerkennung des rumänischen Staates von der Gleichberechtigung der Juden im Lande abhängig gemacht wurde. Hierbei zeigte sich die außerordentliche Verbreitung des jüdischen Einflusses in der europäischen Finanz politisch wirksam, und der englische Erstminister war nur der vornehmste unter den Machthabern des Judentums.

Das politische Ergebnis des Berliner Kongresses war im wesentlichen schon vorher durch die Vereinbarungen festgelegt, die England und Österreich jedes für sich mit Rußland geschlossen hatten, sowie den englisch-türkischen Vertrag. Machte Österreich-Ungarn durch die Besetzung Bosniens und der Herzegowina jenen bedeutenden Landgewinn, dessen Gefährlichkeit sich erst später erweisen konnte, so brachten Salisbury und Disraeli Zypern heim. Dafür durften die Russen mit dem Erwerb von Batum und Kars sich an einer Stelle ausbreiten, von wo aus sie zu Lande Indien vielleicht mehr bedrohen konnten als im Besitz der Meerengen von Konstantinopel. Die Unantastbarkeit der türkischen Grenzen, um die Disraeli zu kämpfen behauptet hatte, wurde also völlig preisgegeben,

[1] Über Disraeli und Salisbury jetzt vor allem Seton-Watson, „Disraeli, Gladstone and the Eastern Question", Epilogue.
[2] S. d. Bericht b. Radowitz: Briefe u. Erinnerungen. Hrsg. v. Hajo Holborn. Bd. II S. 45, sowie außer M-B. die freilich literarisch gefärbte Schilderung bei Maurois.

wofür allerdings auch Rußland einer gründlichen Verschiebung der in San Stefano festgesetzten Balkangrenzen zustimmte. Bezeichnend genug für die Stellung Disraelis ist die ultimative Form, in der er auf dem Kongreß selbst jene Teilung Bulgariens erzwang, deren Unhaltbarkeit er bereits durchschaute und aus der alsbald die Wirren der achtziger Jahre mit ihrer neuen europäischen Kriegsgefahr entstehen sollten — wobei dann wiederum Bismarck und Salisbury die friedliche Lösung entscheidend bestimmten. Das Beispiel zeigt, wie fragwürdig das Ergebnis des Berliner Kongresses geblieben war. Indessen nach anderer Richtung konnte Disraelis Politik vielleicht erfolgreich genannt werden. Die russische Verbitterung wandte sich nicht gegen den Gegner England, sondern gegen Bismarck, den ehrlichen Makler, der als Rußlands Freund nicht ein Diener zaristischer Interessen, sondern ein europäischer Staatsmann gewesen war. Die unheilvolle Spannung zwischen den Ostmächten trat hervor.

Beaconsfield und Salisbury kehrten im Triumph nach England zurück, und Disraeli versäumte es nicht, mit großherziger Gebärde zu verlangen, daß seinem Helfer, dem er in Wahrheit den „Frieden mit Ehren" verdankte, die gleichen Auszeichnungen zuteil wurden wie ihm selbst. Da er seine ursprünglichen Ziele geopfert und den Forderungen nach einer für die Balkanvölker gedeihlichen Lösung einigermaßen entsprochen hatte, wurde auch Gladstones Opposition beschwichtigt, obwohl die Unzulänglichkeit des Berliner Ergebnisses gleich zur Sprache kam. Eine kleine Gruppe bei den Konservativen entrüstete sich über die Preisgabe der Türkei, für die Massenstimmung aber war der glorreiche Erfolg mit dem Erwerbe Zyperns ausgewiesen, Disraeli ein Mehrer des Reiches, der die Macht im asiatischen Raume, die Sicherheit Indiens nicht nur gewahrt, sondern erweitert habe. Derby freilich trat mit verbitterter Kritik dagegen auf, und es wurde schon damals ganz offen darauf hingewiesen, daß Zyperns reichspolitische Bedeutung ein Trugbild sei. Die Insel hat späterhin für die englische Stellung im Orient keine entscheidende strategische Wichtigkeit gewonnen, sie war, vor Palästina gelegen, mehr ein Sinnbild. Disraeli konnte hier einmal eine Voraussage seines „Tancred" selbst verwirklichen, und dabei zeigte sich sein Imperialismus wiederum als theatralische Gebärde.

Es wurde das Glanzstück Disraelischer Schauspielkunst, daß es ihm in seinen letzten Jahren gelang, nach einer Diplomatie zweideutiger Ziele und zweifelhafter Erfolge die Legende seiner großen imperialistischen Staatsmannschaft hervorzubringen. Wie er sich einst beim innenpolitischen Kampfe der rohen Interessen und parteilichen Leidenschaften des Angelsachsentums mit dem Spürsinn eines Fremden sicher zu bedienen wußte, hat er nunmehr den Jingoismus ins Spiel gebracht und seinen eigenen Machttrieb mit der Herrschsucht und dem Hochmut der Briten verbündet. Nach seiner Rückkehr aus Berlin sprach er der Königin seinen Glückwunsch aus, daß sie nun „Diktatorin Europas" sei oder es bald sein werde[1]. Dieses Wort gibt der schönen Rede über „Imperium et Libertas", Reich und Freiheit, mit der Beaconsfield im Jahre darauf seine politische Laufbahn abschloß, eine ironische Beleuchtung. Da wandte er sich gegen die „perverse"

[1] Strachey, Queen Victoria, S. 265.



Ausdeutung der Insellage, die das große, reiche und mächtige England zur Abkehr vom Festland verleitet habe: „Solange Macht und Einfluß Englands im Rate Europas spürbar sind, wird, glaube ich, der Friede erhalten bleiben." Sonst scheine ihm Krieg unvermeidlich[1]. War es Disraeli gewesen, der mit Englands Macht und Einfluß den Frieden Europas gewährleistet hatte, oder war nicht vielmehr durch seine englische Außenpolitik der Friede gefährdet und eine gedeihliche Lösung der Schwierigkeiten, wie sie von den mitteleuropäischen Großmächten angebahnt wurde, gehemmt und fast verhindert worden? Freilich, die Täuschung hatte sich inzwischen zerstreut, als sei Englands Wille durch Beaconsfields Werk für Europa entscheidend geworden. Schon im ersten Jahre nach dem Berliner Kongreß zeigte sich die Brüchigkeit des Vertragswerks. Die Verhältnisse in der Türkei und auf dem Balkan entwickelten sich ganz anders, als Disraeli vorausgesehen. Er freilich hatte inzwischen einen anderen gefunden, auf den er die Schuld am Versagen abladen konnte. Nicht der unzulängliche Charakter seiner eigenen Südostpolitik sollte das Mißlingen verursacht haben, sondern die unglücklichen Ereignisse in Südafrika, wofür er den General Lord Chelmsford verantwortlich machte. „Wäre das nicht geschehen", schrieb er der Königin[2], „so würde Ew. Majestät Diktatorin Europas sein, der Sultan wäre im militärischen Besitz der Balkanlinie, die ägyptischen Schwierigkeiten wären niemals entstanden, und die griechische Frage würde übereinstimmend mit unseren Ansichten geregelt werden." Noch einmal spricht er die Königin hier als Diktatorin Europas an und bekräftigt den herrschbegierigen Charakter seiner Außenpolitik nur mit dem Untertone der Enttäuschung über das Versagen seiner Reichsbestrebungen.

Die Ereignisse des nächsten Jahres, die zum Sturze Beaconsfields das meiste beitrugen, sind nicht unmittelbar von ihm verschuldet worden, sie entstanden indessen aus der Äußerlichkeit seines jingoistischen Imperialismus, die sich auf seine Untergebenen übertrug. Der russisch-englische Gegensatz, in Europa beschwichtigt, drohte im Inneren Asiens wieder auszubrechen, als die Russen ihren Einfluß auf Afghanistan erstreckten und der indische Vizekönig Lord Lytton die Notwendigkeit gekommen meinte, die Afghanen dem Machtbereich Englands zu unterwerfen. Wie schon einmal in Disraelis Jugendzeit ergab sich aus den afghanischen Wirren und dem Morde an einer englischen Gesandtschaft ein überaus schwieriger und kostspieliger Krieg, der zwar mit dem Siege der Engländer abschloß, aber kein greifbar entscheidendes Ergebnis zeitigte. Das Land wurde nicht auf die Dauer unterworfen, und die Grenze konnte jederzeit wieder bedroht werden. Schlimmer waren die Vorgänge in Südafrika, wo die englische Kapkolonie neben sich die selbständigen Burenstaaten und die kriegerische Stammesherrschaft der Zulus sah. Damals versuchten die Abgesandten Londons, die den ständigen Reibungen ein Ende machen sollten, bereits einen südafrikanischen Bundesstaat unter englischer Führung zu bilden. Gegen Disraelis eigene Meinung, aber ohne daß er hindernd oder bestimmend eingegriffen hätte, wurde über den burischen Widerstand hinweg die Einverleibung Transvaals ausgesprochen. Der

[1] Seton-Watson, Britain and Europe, S. 544, der bezeichnenderweise eben hier seine sonstige Kritik an Disraeli aufgibt.
[2] M-B. VI, 459, 30. August 1879.



Zulukrieg, den man dann entstehen ließ, begann mit einer blutigen Niederlage der englischen Truppen, und erst nach dem Eintreffen neuer Verstärkungen konnte der schwarze Kriegerstaat vernichtet werden. Die Auseinandersetzung mit den Buren, deren erster Freiheitskampf den Engländern die schmähliche Schlappe vom Majubahügel einbrachte, hat Gladstone auf sich nehmen müssen; aber es ist nur gerecht, darauf hinzuweisen, daß hier die Früchte der Disraelizeit geerntet wurden. So fand der Nachfolger auch die ägyptische Schwierigkeit vor, und die irische Frage war ganz unberührt geblieben. Disraeli hat nicht den geringsten Versuch gemacht, die Forderungen seiner Kristallpalastrede zu erfüllen und eine politisch-wirtschaftliche Einheit des überseeischen Reiches aufzubauen. Sein Imperialismus war orientalisch geblieben, dem angelsächsischen Siedlungsraume stand er noch immer teilnahmlos fremd gegenüber.

Die Begeisterung für den Erfolg der Orientpolitik war schnell verflogen. Man hatte Beaconsfield als den Friedensbringer begrüßt und sah nun, daß seine imperialistische Politik zu neuen kriegerischen Verwicklungen führte, deren Kosten und Lasten um so spürbarer wurden, als im Zusammenhang mit der europäischen Gründerkrise auch England eine Störung seines wirtschaftlichen Aufstiegs erfuhr. Noch einmal wurde von der bedrängten Landwirtschaft die Schutzzollfrage aufgeworfen, und Disraeli mußte sich dagegen wehren, daß man seine „rostigen Redensarten von vor vierzig Jahren" wiederum ins Feld führte[1]. Eine Heilung des wirtschaftlichen Notstands wußte er auch nicht zu bringen, und so konnte die liberale Opposition seine soziale wie seine imperialistische Politik angreifen. Gladstones leidenschaftliche Beredsamkeit hatte sich zur höchsten Steigerung aufgeschwungen, als er beim „Midlothianfeldzug" in Schottland von Ort zu Ort zog und im Namen sittlicher Gesinnung gegen die Regierung auftrat. Mit der Losung von Frieden und Sparsamkeit gewann er die Wählermassen, denen der teure Imperialismus mit seinen leeren Erfolgen längst nur noch als Unheil erschienen war. Die Neuwahlen des Jahres 1880 brachten den Sturz. Klagend schrieb die Königin an Disraeli: „Ihr Kummer, von dem freundlichsten und ergebensten sowohl wie einem der weisesten Minister, die sie je hatte, scheiden zu müssen, ist nicht zu sagen, obwohl sie gewiß ist, es wird nur für sehr kurze Zeit sein[2]." Der liberale Geschichtsschreiber Freeman aber brach in Jubel aus über „die Befreiung vom Joche der Judenschaft".[3]

Viktorias Hoffnung mußte vergeblich sein, denn Lord Beaconsfield näherte sich dem Ziel seiner Tage. Ihm blieb noch ein Jahr, um mit bitterer Kritik Gladstones erste Regierungsmaßnahmen zu begleiten und der Königin persönliche Ratschläge zu erteilen. Noch einmal erwachte in ihm das Literatentum. Er hat ein Bruchstück hinterlassen, das den Versuch einer geistigen Rache an seinem Überwinder Gladstone darstellt, den er mit ziemlich billigen Mitteln als einen Tugendbold ironisiert[4]. Aber sein letzter politischer Roman „Endymion" wurde noch abgeschlossen. Man hat es sonderbar genannt und ein Zeichen greisenhafter Nachlässigkeit darin gesehen, daß Disraeli in diesem Buch die zeitgeschichtliche Ent-

[1] M-B. VI, 496. — [2] M-B. VI, 526.
[3] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 35.
[4] Abgedruckt M-B. V, im Anhang.



wicklung seiner jungen Jahre einmal vom Gesichtspunkt der Whigs her gezeichnet hat. Aber im Grunde entspricht es der Unverbindlichkeit seiner ideologischen Haltung. Warum sollte er, dem die konservativ-romantische Lehre nur ein Spiel gewesen war, im Genuß seiner Virtuosität nicht jetzt, da ihn keine persönlich-politische Rücksicht mehr hinderte, auch diese Verwandlung mit sich selbst versuchen? Schon im „Lothair" konnten wir solche Züge bemerken. „Endymion" zeigt noch einmal die eigentümliche Verbindung einer zeitwirklichen Darstellungsweise mit märchenhafter Fabel. Napoleon III. und Bismarck treten in durchsichtiger Verkleidung auf, das Ganze aber stellt eine Huldigung an die weibliche Gesellschaft dar. Endymion ist unter den jungen Männern, deren Entwicklung das immer wiederkehrende Schema Disraelischer Romane bildet, wohl der nichtigste, obwohl er allein den politischen Erfolg verkörpern soll und am Schlusse mit jungen Jahren die Regierung übernimmt. Er ist als Person und in seiner Laufbahn ein bloßes Geschöpf der Frauen, die sich ihm widmen und deren Einfluß ihn aufwärts zieht. Daß Disraeli in seinen alten Tagen hier seine eigenste Lebenserfahrung mit ironischem Behagen zum Sinnbild erhoben hat, läßt sich nicht bezweifeln. Eine zweckhafte Absicht und ideologische Zuspitzung fehlt diesem Buche hingegen ganz. Das gilt auch von dem Rassenbekenntnis, das hier in lehrhaftem Tone vorgetragen wird[1]. Der Diplomat Baron Sergius setzt Endymion auseinander, daß „das Rassenprinzip der Schlüssel zur Geschichte" sei, die nur deshalb so oft verworren erscheine, weil ihre Darsteller diese Grundlage mißachteten und die Wissenschaft vom Menschen nicht kennten. Hier hat Disraeli auch eine begriffliche Klarstellung vorgenommen. Man dürfe nicht von „lateinischer Rasse" reden: „Sprache und Religion machen keine Rasse; nur eins macht die Rasse aus, das ist das Blut." Disraeli selbst hat sonst das Wort Rasse unbedenklich angewandt, etwa um familienhafte oder auch nationale Abstammung zu bezeichnen. Hier legt er nunmehr eindeutig fest, daß der Rassenbegriff seiner politischen Lehre in strengem anthropologischen Sinne gemeint ist. Seine Kenntnis der Zusammenhänge geht dabei nicht über die allgemeinen Ansichten seiner Zeit hinaus. Er spricht nach landläufiger Weise von germanischer, slawischer und keltischer Rasse und faßt die Juden mit den Arabern im Semitentum zusammen. Was er den Baron Sergius über das Judentum sagen läßt, entbehrt nunmehr ganz jener religiösen Verbrämung durch das „semitische Prinzip", die noch im „Lothair" so aufdringlich ist. Der alte Disraeli stellt nüchtern fest, wohin seine Rasse es neuerdings gebracht hat. Keine andere Rasse habe soviel Zähigkeit und sei derart geschickt im Organisieren. Dadurch hätten die Juden in beispiellosem Maße Besitz und Kredit erwerben können, überall machten sie sich jetzt geltend: „Sie haben sich schon lange in unserer geheimen Diplomatie eingeschlichen und sich diese fast ganz angeeignet; noch ein Vierteljahrhundert, und sie werden ihren Anteil an der öffentlichen Regierung beanspruchen." Durch diesen ihren kleinsten und eigenartigsten Stamm, sagt Disraeli, üben die Semiten „einen ungeheuren Einfluß auf die Weltangelegenheiten aus". Gerade weil hier der prahlerische Verkündungston aus „Coningsby" und „Tancred" ganz abgefallen ist, meint

[1] Kap. 56.

man den Triumph um so deutlicher herauszuhören. Disraeli hat seinen Judenstolz festgehalten, aber nur noch so vorsichtig ausgesprochen, daß die Spannung zwischen jüdischem und englischem Wesen nicht mehr zu spüren ist. Als Engländer, nicht als Jude hatte er den Gipfel erstiegen und im Schauspiel seines Lebens den Traum seiner Jugend erfüllt. Freilich, er war dann zuletzt noch herabgestürzt. Sein letztes Buch ist ganz von matter Skepsis überzogen. Man könnte meinen, der bittere Wechselfall seines Glücks habe ihn das fragwürdige Wesen seines Wirkens durchschauen lassen.

Ein Zwielicht dämmert noch über dem Ausgang dieses Lebens. Von dem sterbenden Beaconsfield werden die Worte berichtet: „Ich habe viel gelitten. Wäre ich ein Nihilist gewesen, so hätte ich alles bekannt.“ Auch hier scheint noch die Mystifikation zu walten, die ihn im Leben immer umgab. Doch ist es, als ob vom dunklen Untergrund seines Daseins und Tuns etwas hervorbräche. Die Leidseligkeit, die bei allem Eifer des Wollens und Begehrens immer wieder an ihm sichtbar wurde, hat sich ein letztes Mal ausgesprochen, und mit ihr vielleicht auch die jüdische Seele, der die Welt des Nordens, in der sie herrschen durfte, trotzdem innerlich fremd und quälend geblieben war. Was hätte nicht Disraeli dafür gegeben, lebendig dabei zu sein, wie die Königin um ihren Günstling trauerte, wie der unversöhnliche politische Gegner Gladstone ein Staatsbegräbnis vorschlug, das unterblieb, weil man ihn im Tode nicht von seiner Frau zu trennen wünschte, und wie sein bekehrter Freund Salisbury ihm die Gedächtnisrede hielt mit den Worten: „Mühe um Englands Größe war die Leidenschaft seines Lebens[1].“ Salisbury hat nach Disraelis Begräbnis gesagt: „Es war wie das Versinken eines Zeitalters[2].“ Die englische Empfindsamkeit bemächtigte sich seines Andenkens, und schon im nächsten Jahre knüpfte sich an die Legende von seiner Größe ein Gedächtniskult. Zwar auch dies gehört zur Legende, daß der „Primeltag“, an dem zu Ehren Beaconsfields seine Lieblingsblume getragen wurde, sich „im Volke“ oder auch nur in der konservativen Partei gleichsam von selbst eingeführt habe. Es war die geschickte Veranstaltung eines Mannes, der die Mode aufbrachte, aber sie hat alsbald breiten Anklang gefunden und ist dann von der Partei mit wohlbedachter Absicht festgehalten und gepflegt worden. So hat dieser rassenstolze Jude von dem am meisten nationalbewußten Teil des englischen Volkes eine Verehrung empfangen, die den größten englischen Staatsmännern versagt geblieben ist.

*

Zeitgeschichtlich ist es nicht schwer zu begreifen, wie die Legende von Disraeli als dem Begründer der konservativen Sozialpolitik und des neuen Imperialismus entstanden ist. Denn in den achtziger Jahren lehnten sich die reichsbejahenden und ausbreitungsfreudigen Kräfte gegen den Liberalismus Gladstones auf, dessen Mißerfolge in Südafrika, Ägypten und Irland den englischen Stolz beleidigt hatten. Vorher war der erste Verkünder des angelsächsischen Imperialismus, Charles Dilke, gegen Disraeli aufgetreten, jetzt führten Joseph Chamberlain und Lord Hartington jene Gruppe der Liberalen, die sich nicht mit der Selbstregierung

[1] M-B. VI, 625. — [2] M-B. VI, 619.

Irlands abfinden wollten, ins konservative Lager hinüber. Whigs und Radikale gingen dabei zusammen. Für die neue unionistische Partei konnte es keine bessere Losung geben als Disraelis „Imperium et libertas", für sie lag es auch nahe, an die „Torydemokratie" von 1867 anzuknüpfen. Eine konservative Innenpolitik von Kraft und Charakter gab es nicht mehr, und man hielt sich gern an Beaconsfields reichspolitische Kundgebungen, ob diesen auch keine wirklichen Taten entsprochen haben mochten. Den Verbitterten und Enttäuschten des nächsten Jahrzehnts erschien die Reichspolitik der siebziger Jahre in strahlendem Lichte, und als Salisbury dann die Regierung übernahm, ist er auf dem damals von ihm mit Beaconsfield beschrittenen Wege weitergegangen. Seitdem entfaltete sich eine imperialistische Überlieferung, welche die Ursprungslegende aufgenommen hat. Indessen diese Erklärung reicht doch nicht aus, um die Neigung des englischen Volkes für Disraeli zu verstehen, die trotz einiger Zweifel und Anstöße überwiegt. Lord Morley, Gladstones Freund und Biograph, hat in seinen Erinnerungen bezeugt, daß er selbst bei aller politischen Gegnerschaft Disraelis Person wohl zu schätzen wisse, aber: „Wie in aller Welt solch ein Mann ein höchst volkstümlicher Erstminister werden konnte, vermag ich gar nicht zu sagen[1]." In der abschließenden Würdigung von Monnypenny-Buckles großer Lebensbeschreibung wird ein Wort angeführt, das sich, wie wir sahen, immer wieder bestätigt hat: „Kein Engländer konnte Disraeli begegnen ohne ein unmittelbares Bewußtsein, daß er einem Fremden (foreigner) gegenüberstand[2]."

Wie hat die Erscheinung Disraelis auf die Zeitgenossen gewirkt, wenn sie, nicht mehr berührt vom unmittelbaren Drange des Parteikampfes für und wider, sich ein abgeschlossenes Urteil bildeten? Seine konservativen Freunde und Anhänger haben den Zwiespalt, den sie am meisten empfinden mußten, mit einer Formel gelöst, die dann unablässig wiederholt worden ist. Wie immer es um Disraelis Herkunft, seine persönliche Eigenart bestellt sein mochte, sagen sie, er hat England geliebt und für England gelebt, die Größe des britischen Weltreichs ist seine Botschaft gewesen. Salisbury besonders hat unterstrichen, daß dieser Nationalismus jede Meinungsverschiedenheit, die über politische Wege und Mittel bestand, nachträglich ausgleichen müsse: „Das war sein Anspruch auf ihre (der Engländer) Anhänglichkeit, daß er wünschte, England einig, mächtig und groß zu sehen."[3] Der Kriegsminister Gathorne Hardy Lord Cranbrook, dessen Beziehungen zu Disraeli ähnlich wie bei Salisbury erst über heftige Spannungen hinweg bejahend und freundschaftlich wurden, hat sich ähnlich ausgesprochen. Disraelis Leben werde „in zukünftigen Zeiten Aufmerksamkeit erregen, und es wird anerkannt werden, daß sein Herz England und dem Reiche gehörte". In den breiten Schichten aber war diese Anerkennung gröber begründet. Wie Palmerston, ja, fast mehr als dieser, hatte der „patriotische Fremde" Disraeli die jingoistischen Triebe aufgeregt. Die näheren Freunde haben wiederum das Bestechende und Bezaubernde an Disraelis persönlichem Wesen hervorgehoben, wie Sir Stafford Northcote: „Es war solch eine wunderbare Kraft der Teilnahme (sympathy) in ihm, daß man

[1] Segalowitsch, Disraelis Orientalismus, S. 26.
[2] M-B. VI, 635; s. auch Segalowitsch, a. a. O.
[3] Segalowitsch, S. 31.

seines Verständnisses für jede Art Schwierigkeit gewiß war[1]." Es ist die Beweglichkeit und Anpassungskunst jüdischer Einfühlung, die wohl gerade in der kühlen und starren englischen Umgebung von schwächeren Naturen dankbar empfunden wurde.

Demgegenüber kann die Meinung eines persönlich verfeindeten und verbitterten Mannes wie Goldwin Smith[2] wohl nicht geltend gemacht werden, obwohl er scharfsinnig beobachtet hat. Er nennt Disraeli „den größten Scharlatan des Jahrhunderts" und wundert sich darüber, „daß seine hebräische Gaunerei ein praktisches Volk so geblendet hat. Ich denke, er belustigte sie, aber sie haben teuer für ihre Belustigung bezahlt." Smith deckt die Täuschung des Jingoimperialismus auf, wenn er es für fast unbegreiflich erklärt, daß die Engländer sich das wertlose, im Ernstfall unhaltbare Zypern als kostbares Geschenk hätten aufreden lassen. Er sieht Disraelis Erfolg darin, daß er seine Eitelkeit befriedigt und den Parlamentarismus zerrüttet habe. Wenn Smith endlich meint, Disraeli habe mit einigem Genie den ungeheuren Vorteil verbunden, ein gewissenloser Gauner im Kreise von lauter Ehrenmännern zu sein, so trägt solche Meinung doch zum Verständnis des Verhaltens dieser Ehrenmänner wenig bei, die ja nicht alle Dummköpfe waren. Auch der ehrliche Widerspruch eines Freeman gegen die Heuchelei, dem bisher gehaßten und verachteten Manne ein Denkmal in Westminster zu setzen, ist nur Parteistandpunkt. Um so bedeutsamer erscheint es, wenn ein ruhiger Beobachter, wie der humanistische Gelehrte und Erzieher Matthew Arnold, der kein Antisemit, vielmehr selbst mit den Rothschilds befreundet war, Disraeli während der Kampfzeit 1877 einen Scharlatan genannt und nach seinem Tode geschrieben hat: „Lord Beaconsfield hat unser Volk entsittlicht."[3]

Obwohl Gladstone der schicksalsbestimmte politische Gegner Disraelis war, der dreißig Jahre im Wettbewerb mit ihm stand und ihn schließlich mit rückhaltloser Unbedingtheit bekämpfte, muß seine Anschauung voll gewertet werden. Denn diese Gegnerschaft war nicht parteilichen Taktiken und Vorurteilen entsprungen, sondern der tiefsten Überzeugung für Land und Volk. Dabei hat Gladstone den persönlichen Verkehr mit Disraeli und vor allem mit dessen Frau durchaus gepflegt, bis die letzte Steigerung des Streites eintrat, hat sich voll Bewunderung über Disraelis Eintreten für die jüdische Sache geäußert und in seinem parlamentarischen Nachruf Beaconsfields Eheleben wie seinen Rassenstolz ehrend hervorgehoben. Freilich, Gladstone war der Meinung, daß die Treue zum Judentum der einzige feste und dauernde Grundsatz Disraelis gewesen sei. Seine abschließende Äußerung hat er 1891, ein Jahrzehnt nach dem Tode des Andern, selbst im hohen Greisenalter stehend, getan. In ihr kommt zum Ausdruck, wie Gladstone, obwohl er zum Führer der Liberalen geworden war, von einem konservativen Grundgefühl bestimmt wurde und wie gerade dies ihn gegen Disraeli empörte. Morley berichtet: „Gladstone bestand darauf, daß die Demokratie uns gewiß nicht vor einem entschiedenen Niedergang im Maßstab der Männer des öffentlichen Lebens bewahrt hat." Er habe die Gewissenlosigkeit des Parteistreits angeführt: „Für all diese Entartung ist ein Mann und dieser eine allein verantwort-

[1] M-B. VI, 619. [2] Segalowitsch, S. 32.
[3] Segalowitsch, S. 44.

lich, Disraeli. Er ist der große Verderber, er hat die Saat gesät."[1] Hier wird die geschichtliche Frage der Torydemokratie mit aller Schärfe gestellt und beantwortet von dem Manne, den Disraeli immer als einen hemmungslos demokratischen Revolutionär verschrien hat — diese Ironie beleuchtet das ganze Verhängnis der inneren Entwicklung Englands im 19. Jahrhundert.

Mit Gladstones Auffassung berührt sich das, was Lord Selborne, der, wie wir sahen, schon in den fünfziger Jahren Disraelis Einfluß bei den Konservativen beklagte, nach dessen Tode niederschrieb. Disraeli erscheint ihm als „ein Schauspieler, der seine Maske niemals abnahm". Wer seine Laufbahn von Anfang an verfolgt und seine Romane gelesen habe, werde erkennen, daß sein Rassebewußtsein das einzig Echte an ihm gewesen sei: „Das einzige wirklich große Werk seines Lebens bestand darin, seine eigene Rasse auf den Fuß voller sozialer und politischer Gleichheit mit ihren Mitbürgern in diesem Lande zu stellen[2]." Shaftesbury hingegen hat nachträglich milder geurteilt als in der Zeit seiner Kritik an Disraelis theologischer Spielerei: Mochte er Beaconsfields Orientpolitik nicht billigen, mit Gladstone wollte er auch nicht gehen, und jetzt kam es ihm darauf an, das Leben und Wesen des Verstorbenen wirklich zu verstehen. Er bewundert die Laufbahn: „Gewaltige Fähigkeiten, großer Scharfsinn und Selbstbeherrschung machten ihm alle dienstbar. Ohne Zweifel half ihm der gänzliche Mangel an Männern auf der konservativen Seite, die sich mit ihm hätten messen können." Das wertende Urteil bleibt dem gewissenhaften Beobachter zweifelhaft. „Macht man jedes Zugeständnis, erwägt man jeden besonderen Vorteil, so war er ein wunderbarer Mann in seiner Generation. Aber war er auch ein nützlicher Mann?"[3]

Das Klügste aber vielleicht, was von englischer Seite noch aus unmittelbarer Begegnung über Beaconsfield gesagt worden ist, ein kritisches Verständnis der Person und die Bezeichnung ihres geschichtlichen Standorts, hat Sir Wilfried Blunt an Meynell, den Verfasser einer bewundernden Disraelibiographie, geschrieben, indem er es von sich wies, als Verehrer Disraelis angesprochen zu werden[4]. Blunt war ein Mann, dessen eigene Vorliebe für alles Orientalische ihn Disraeli nahebringen konnte, doch zugleich ein scharfer Kritiker des unterjochenden englischen Imperialismus. Sein Urteil zeigt eine rücksichtslose freimütige Unbefangenheit. Zunächst wird Disraeli als Voltaires geistiger Erbe hingestellt, dessen Witz in seinen Romanen lebe. Dieses Lob zeigt die innere Voraussetzung der dann folgenden Kritik, die der Disraelischen Ironie nichts nachgibt: „Ästhetisch genommen", sagt Blunt, „war unser guter Jude ein schrecklicher Philister und politisch . . . ein vollendeter Farceur. Ich benenne ihn nicht gern schlimmer als so. ‚Marktschreier' und Scharlatan sind Schimpfnamen, die Betrug zu unwürdigen Zwecken einschließen, und dafür gibt es keine Anzeichen, denn sein Ehrgeiz war rein von allen Geldberechnungen. Nur kann man mich nicht überzeugen, daß er je einen Augenblick lang sich selbst ernstlich für einen britischen Staatsmann hielt oder, von irgendwem außer den Toren unter seinen Zeitgenossen erwartete, ihn als solchen anzusehen. Seine semitische Politik war natürlich echt

[1] Segalowitsch, S. 27. — [2] ebenda S. 42. — [3] ebenda S. 43. — [4] ebenda S. 33f.



genug. Wegen der Furchtlosigkeit, mit der er sich dazu bekannte, achte ich ihn — denn ein Jude soll ein Jude sein — und mich erfreut als tour de force sein Zerschmettern der Whigs, dieser feierlichen Schelme, und sein Beschwindeln der Tories. Unsere stumpfe englische Nation verdiente, was sie bekam, und es gibt nichts Spaßigeres in der Geschichte als die Art, wie er unsere altfränkische aristokratische Partei dazu verführte, ihr würdiges dunkles Tuch abzulegen und sich in sein kaiserliches Flittergewand zu hüllen, und unsere vornehmen Damen nach seinem Tode den alten weltüberdrüssigen hebräischen Schwindler unter dem unschuldigen Zeichen der Primel zu verehren. Das alles war prächtige Narretei, aber der Scherz ist einigermaßen kümmerlich für die weite Welt und hat uns daheim, wie man sieht, mit einer prahlerischen Piratendemokratie behängt . . . Ich will soviel lachen, wie Sie wollen, ich will auch den Bruder Sarahs lieben — aber ich will nicht den Abgeordneten für Maidstone ernst nehmen oder den Schöpfer des britischen Weltreichs, selbst bei seiner Heimkehr aus Berlin zu seiner Königin-Kaiserin."

Man erkennt in Blunts ironischer Betrachtung dasselbe Bild, das für Carlyle zum Gegenstand leidenschaftlicher Anklage geworden war. Auch hier die Züge des jüdischen Zauberers, der die britischen Parteien an der Nase führt und die überlieferte Ordnung des Landes an demokratische Anarchie verspielt. Blicken wir nunmehr zurück, so erscheint es wohl möglich, die Frage Morleys zu beantworten und uns über Disraelis Rolle in der englischen Geschichte klarzuwerden.

Weder auf Werken noch auf Taten hat Beaconsfields Ruhm sich aufgebaut. Seine Laufbahn ist seine Leistung gewesen. Muß dieser erstaunliche Aufstieg als die Entfaltung eines hemmungslosen Willens mit außerordentlichen Fähigkeiten betrachtet werden, so ist er doch auch von der Welle emporgetragen worden, die er geschickt zu nutzen verstand. Der Einbruch des Fremdbürtigen in die englische Adelsgesellschaft erklärt sich nicht aus dem Übermaß jenes Einen, sondern aus der Schwäche, der Durchschnittlichkeit dieser Oberschicht. Die konservative Partei Englands hat im 19. Jahrhundert keine eigenen Führer von überlegenem Geist hervorgebracht. Ihr Gefolge erlag dem Verführer, und sie fühlte sich nachher mit Gedeih und Verderb gebunden an seine überlegene Intelligenz. Indessen für die Begeisterung, mit der man bis in die breiten Schichten hinein dem Fremdling zu folgen bereit war, gibt es eine weitere Erklärung, die ebenfalls aus den Äußerungen der Freunde wie aus Shaftesburys und Blunts Andeutungen erkennbar wird. In der rechenhaften Nüchternheit dieses Jahrhunderts, dessen wirtschaftliche Erfolge mit so großer Verödung des Lebens bezahlt wurden, war Disraelis abenteuerliche Laufbahn ein romantisch-spannendes Schauspiel für die Nation. Die kolportagemäßige Spannung seiner Romane wurde auch in die Politik eingeführt, und man dankte dem Manne, der die anspruchsvolle Langeweile und fragwürdige Ehrbarkeit des viktorianischen Zeitalters durchbrach, so wie Viktoria selbst sich in seiner Gegenwart befreit fühlte und den echteren Ernst des bürgerlichen Gladstone verachtete. Nicht nur Disraelis Literatentum umgab seine Staatsmannschaft mit einem geistigen Schimmer, dessen Flitterhaftigkeit man nicht tragisch nahm. Man bestaunte seine Mystifikationen, gerade die Fremdartigkeit seines Wesens wurde erregend und anziehend empfunden. Sein Judentum, sonst eine orien-

talische Eigenart, wurde von Manchem als widerwärtig, von Vielen als lockend, von den Wenigsten als gefährlich empfunden. Tat er doch alles, um englischem Wesen und Leben trotz aller prickelnden Ironie seiner Schilderungen unablässig zu schmeicheln und die unvergleichlichen Vorteile der Verfassung des Reiches seinerseits zu preisen. In der müßigen Gesellschaft hat Disraeli seinen Weg gemacht, seine Laufbahn und Geltung ist nur denkbar in einem England, das mit allen Übelständen, Schwierigkeiten und Zwisten seines inneren Lebens keine wirkliche Gefahr und Bedrängnis erfuhr.

Wir sahen, wie Disraelis innenpolitisches Verhalten sich nach den Bedürfnissen seines Ehrgeizes, nach den augenblicklichen Parteiinteressen und Zeitströmungen richtete, während die Ideologie nur Verbrämung war. Was aber ist die Wirkung seines Auftretens gewesen? Beim Übergang zum Freihandel ist es klar, wie er sich einfach treiben ließ, nachdem ihm der erste persönliche Zweck gelungen. Für das demokratische Wahlrecht aber ist im damaligen Zeitpunkt sein Handeln zweifellos bestimmend geworden. Ihn deshalb als wollenden Begründer einer konservativen Demokratie anzusprechen, wäre gewiß verfehlt. Auch hier ist sein Handeln nicht Gestaltung der Dinge, sondern das Abpassen einer Gelegenheit, um sich nach oben tragen zu lassen. Gerade dadurch hat er im englischen Volke das Gefühl vom naturgesetzlichen Gang der Entwicklung zur Massendemagogie und zur Geldherrschaft, zur kapitalistisch gelenkten Demokratie befestigt. Disraelis Wirkung auf das politische Leben Englands muß verhängnisvoll genannt werden, denn durch ihn sind die staatlich-konservativen Gegenkräfte gebrochen worden. Gewiß, schon bei Peel hatte sich die Schwäche der konservativen Gesinnungen und Ziele erwiesen, aber erst Disraeli hat sie von innen her verderbt. Erst durch ihn ist der taktische Mißbrauch aller Überzeugungen, den es natürlich auch vorher genugsam gegeben hatte, zum anerkannten Gesetz des politischen Parteienwettbewerbs geworden. Der geistige Gehalt politischer Überlieferungen in England wurde ausgehöhlt. Disraeli hat diese Wirkung üben können, weil für sein jüdisches Bewußtsein alle englischen Lebenswerte nur unverbindlicher Einsatz im Spiele waren.

Auch von Beaconsfields Imperialismus gilt ähnliches. Wir sahen, wie er die Losungen aufgriff, um sie parteitaktisch zu gebrauchen, während sein Herz in der Reichspolitik nur am orientalischen Machttraum beteiligt war, und wie er die jingoistischen Triebe mit kühler Berechnung einzusetzen wußte. Seine imperialistische Außenpolitik war ein Glücksspiel, dessen wahres Ergebnis dem theatralischen Aufputz nicht entsprach. Was die Engländer seiner Regierung anrechnen, ist die Proklamation des Imperialismus, die das neue Ziel zuerst für Staat und Volk vor Augen stellte, und man sieht darüber hinweg, daß Beaconsfield selbst die Verheißungen unerfüllt gelassen hat, denn der Weltreichsgedanke war nicht mehr zu hemmen. Aber das Wort vom Imperialismus deckt gegensätzliche Dinge. Die Kolonialreformer, deren Bestrebungen Disraeli in seiner Frühzeit bekämpfte, sahen das Reich als Lebensraum englischen Volkstums. Carlyle predigte dieses Ziel, und später hat Joseph Chamberlain seine afrikanische Eroberung auch wohl in solchem Sinne begründet. Disraelis Imperialismus aber, der nicht vom Volk, sondern vom Geltungswillen seines Einzelichs herkam, hat diesen völkischen Ein-

satz gar nicht gemeint und ist den angelsächsischen Siedlungsgebieten fremd geblieben. Bei ihm trat der reine Weltherrschaftsgedanke auf, und das schmeichlerisch-eitle Wort von der Königin als Diktatorin Europas kennzeichnet die Stimmung, die Beaconsfield zur Stunde seines Erfolges der englischen Eigenliebe eingeflößt hat. So ist er der Fortsetzer jener Einmischungspolitik geworden, wie sie Palmerston vorher schon unbedenklich betrieb. Aber hat Disraeli, indem er den britischen Geltungswillen rücksichtslos nach allen Seiten vertrat, wirklich um Englands Größe und Zukunft gerungen? Man hat auf jüdischer und englischer Seite wohl gespürt, daß er mit doppelter Schärfe alles Englische hervorzukehren wußte, weil er nie darüber hinwegkam, kein Engländer zu sein. Die britische Herrschaft wurde ihm dabei zur Erfüllung jener jüdischen Reichsträume, die er in seiner Jugend hegte und als reifer Mann zum Bilde einer intellektuellen Weltregierung des Judentums ausprägte.

Beaconsfield blieb ein bekennender Sohn seiner jüdischen Rasse bis zuletzt, und gerade seine späten, nüchternen Äußerungen beweisen, daß er die Interessen seines Blutes nie vergaß noch verleugnete. Dennoch hat er sich auch im jüdischen Leben als Einzelner abseits gestellt. Mit der unmittelbaren Gemeinschaft und religiösen Gemeinde seines Volkes hat er nicht gelebt, hat auch nicht wie der ihm befreundete Sir Moses Montefiore sein Lebensziel darin gesehen, durch den eigenen Einfluß in der englischen Gesellschaft dem jüdischen Aufstieg zu dienen. So rückhaltlos er sich bei Gelegenheit für die Emanzipation der Israeliten einsetzte, so wenig hat er diese Bestrebungen in den Mittelpunkt seines Handelns gerückt, wie er sich auch von den zionistischen Anfängen fernhielt. Auf zionistischer Seite hat man es ihm auch zum Vorwurf gemacht, daß er auf dem Höhepunkt seines Einflusses nichts für die Palästinasache getan. Niemals hat er im Rahmen der Judenschaft den aristokratischen Hochmut seiner sephardischen Abkunft preisgegeben und sich stets gegenüber dem Gettojudentum des Ostens und seinen Vertretern in England als Angehöriger der britischen Gesellschaft gefühlt. Der politische Dienst freilich, den er mit seinem persönlichen Erfolge der jüdischen Sache leistete, ist nur um so entscheidender gewesen. Für die Geschichte des Judentums ist seine Bedeutung unermeßlich.

Disraeli hat das größte Beispiel jenes jüdischen Verlangens gegeben, mit voll gewahrtem semitischen Wesen und Bekenntnis zugleich als Volksgenosse in der Wirtsnation ohne Vorbehalt anerkannt zu werden. Seine Laufbahn besiegelte die Verbindung von Engländertum und Judentum.

Wir haben gesehen, wie seine Aufnahme in die englische Gemeinschaft und die Unterwerfung unter seine Führerschaft keineswegs ohne Widerspruch und Widerstand geschehen ist. Und auch nachher hat die gefühlsmäßige Abneigung echten, zumal aristokratischen Engländertums gegen die Juden durchaus nicht aufgehört. Sie richtete sich seit der Jahrhundertwende zumal gegen die ostjüdische Einwanderung aus Deutschland, der Disraelis sephardischer Hochmut wohl selbst widerstrebt hätte. Aber wiederum konnte diese Abneigung keine wirksamen Schranken mehr errichten, nachdem Disraelis Laufbahn die Vorbehalte gegen das Judentum insgesamt so vollständig durchbrochen hatte. Die naturhafte Rassenabwehr des englischen Volkstums hatte sich zu schwach erwiesen, das Blutsgefühl des britischen Adels war unkräftig geworden, und die eigene Geschichts-

mächtigkeit des politischen Lebens in England war unter dem Zeichen des Parlamentarismus der verführerischen Gewalt dieses fremden Geistes gewichen. Nicht die Stärke Disraelis, der kein Genie, sondern nur ein außerordentliches Talent, kein Held, sondern ein höchst wagemutiger und geschickter Spieler war, hatte es dahin gebracht, vielmehr die innere Schwäche des englischen Wesens, dessen aristokratisch-politische Führungskräfte dem bürgerlichen Wirtschaftsgeiste aufgeopfert worden waren. Und gerade die scheinbare Erweckung eines neuen Führertums ist die Täuschung gewesen, mit der sich das Spiel des Fremden hat durchsetzen können. Damit war dem jüdischen Einfluß über England die Bresche gebrochen. Denn wer sollte die Juden um ihrer Rasse willen entrechten wollen, wenn nicht etwa die humanitären und internationalen Gruppen, sondern die berufenen Träger des englischen Artgefühls und Nationalstolzes diesen schärfsten Bekenner jüdischen Blutsbewußtseins als den geistigen Vater ihres angelsächsischen Weltimperialismus verehrten? Auf dem Boden englischer Weltstellung konnte wiederum Disraelis Verkündung des jüdischen Geistes eine Macht erlangen, die ihr von selbst nicht zugefallen wäre.

War schon immer das alttestamentliche Christentum der Anglikaner und Puritaner dem Judentum verwandt gewesen, so wurde jetzt das Bündnis mit der jüdischen Finanz und dem Weltjudentum durch jenes Scheinchristentum verbrämt, das Disraeli vertreten hatte. Die Verquickung der Interessen, wie sie sich schon seit Jahrzehnten anbahnte, ist dann durch den Weltkrieg von 1914 vollendet worden. Auf zionistischer und britischer Seite konnte die Politik des palästinensischen Judenstaates als Vorwerk der britischen Herrschaft auf dem Wege nach Indien mit der Legende von Disraelis orientalischer Politik verbunden werden. Wiederum ist das enge Bündnis der Juden mit den führenden Kreisen der parlamentarischen Demokratie Englands gegen das nationalsozialistische Deutschland vom Geiste Disraelis getragen. Nicht umsonst wurde auf der Völkerbundstagung von 1933 die Erinnerung an ihn beschworen, um zu zeigen, wie eng die britische Überlieferung mit der jüdischen Sache verbunden sei. Von Juden und Engländern ist die Gemeinsamkeit des Bibelbekenntnisses nach seinem Sinne immer wieder hervorgehoben worden, ganz in der Weise, wie er einst spielerisch vom Sieg des semitischen Prinzips über die germanische Geistesempörung gespöttelt hatte. Der politisierende Anglikanismus und Puritanismus, dem der christliche Heilsglaube ganz vom irdischen Machtgedanken eines angemaßten Gottesauftrags überwuchert ist, hat sich der jüdischen Ideologie zur Seite gestellt. Und während die stärksten politischen Willenskräfte auf solche Weise das britisch-überseeische Reichsziel mit der Internationalität des Judentums verbünden wollten, hat sich im Innern Englands die verhängnisvolle Zersetzung der Torydemokratie, die Auflösung der volkhaften politischen Ordnungsformen, unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Bewegkräfte und persönlichen Interessen, unabwendbar fortgesetzt.

Es hieße abermals eine Legende um Disraeli weben, wollte man seiner Person die Urheberschaft so schicksalvoller Verflechtungen beimessen, der Anteil seines Wirkens daran ist freilich entscheidend gewesen und sein Leben wurde zum geschichtlichen Sinnbild des Zusammenfindens von Engländertum und Judentum.

Das Bild des Juden in der englischen Literatur

Von

Heinrich Heerwagen

Anderthalb Jahrtausende sind nahezu vergangen, seit die westgermanischen Stämme der Angeln, Sachsen und Jüten vom Festlande nach Britannien herüberkamen und durch ihre großzügige Landnahme aus der alten Kelteninsel ein germanisches Engelland machten. Kaum ein Drittel dieser anderthalb Jahrtausende englischer Geschichte steht im Zeichen einer engeren Bekanntschaft des englischen Volkes mit dem Judentum, und dieser Zeitraum umfaßt dazu keine geschlossenen fünfhundert Jahre; er zerfällt im Gegenteil in zwei ziemlich gleich lange, aber doch recht verschiedenartige Abschnitte, die durch das sogenannte „jüdische Mittelalter" (1290—1655), während dessen amtlich eine Ansiedlung von Konfessionsjuden in England nicht möglich war, unterbrochen werden.

Wenn wir im folgenden die Darstellung, die der Jude im englischen Schrifttum gefunden hat, genauer untersuchen wollen, so ist uns die Einteilung unserer Arbeit von der allgemeinen Geschichte Englands und des englisch-jüdischen Verhältnisses vorgeschrieben. Unser erstes Kapitel wird sich demnach mit der Zeit vor der Besitznahme Englands durch Wilhelm den Eroberer (1066) zu beschäftigen haben, der zuerst Juden in einer nennenswerten Anzahl aus Frankreich nach England herübergebracht hat.

I.

Nach den vergeblichen Versuchen, die Anwesenheit der Juden in England bis zu den Kauffahrern Hirams und Salomos und den jüdischen Unteroffizieren Julius Caesars zurückzudatieren, ist man auch gegenüber den Zeugnissen vorsichtig geworden, die für das Vorhandensein der Juden in der Zeit der angelsächsischen Königreiche (etwa 449—1066) zu sprechen scheinen. Immerhin lassen kirchliche Verbote des Umgangs zwischen Christen und Juden und die Anordnung Eduards des Bekenners, daß die Juden, wie übrigens auch auf dem Festlande, als Krongut zu betrachten seien (1041), keinen anderen Schluß zu. Auf jeden Fall haben nur vereinzelte, und auch diese nur vorübergehend, in dem durch seine Naturalwirtschaft ihren Händlerinstinkten verschlossenen Lande Fuß fassen können.

Angesichts der fehlenden unmittelbaren Anschauung vom Juden waren die Verfasser der altenglischen Schriftwerke, meistens Angehörige des geistlichen

Standes, auf die Bibel Alten und Neuen Testamentes und auf ihre Auslegung durch die Kirche angewiesen. Diese Auslegung lehrte bestimmte Persönlichkeiten und Vorgänge des Alten Testamentes (z. B. die Opferung Isaaks durch Abraham) als Vorbilder und Abbilder entsprechender Gestalten und Geschehnisse des Neuen Bundes (z. B. die Opferung Jesu durch Gottvater) betrachten; diese „guten Juden" des Alten Testaments, deren sittlicher Lebenswandel freilich nach unseren heutigen Begriffen nicht über jeden Zweifel erhaben ist, fanden demnach im ganzen Mittelalter eine wohlwollende, den allgemeinen Zeitidealen entsprechende Darstellung, der keine bestimmt jüdischen Züge anhafteten.

Das gleiche gilt von Jesus, seinen Jüngern und Aposteln und von denjenigen Angehörigen des jüdischen Volkes, die zum Christentum übergetreten waren. Schienen mit einem solchen Übertritt die unliebsamen Rassenzüge restlos ausgelöscht, so war die Haltung der Kirche gegenüber den unbekehrten Juden, den Mördern und Peinigern des Gottessohnes, eine wesentlich verschiedene. Über sie hatte schon der Apostel Paulus, der es als Jude ja wissen mußte, die ganze Schale seines Zornes ausgegossen, indem er (Römerbrief 1, 29—31) ihnen und den Heiden alle Laster zuschrieb.

In der umfänglichen Predigtsammlung, die uns der angelsächsische Abt Aelfric (Anfang des 11. Jahrhunderts) hinterlassen hat, ist diese verschiedene Bewertung wie folgt zum Ausdruck gekommen: Die Juden waren von altersher Gottes auserwähltes Volk und im Besitze der einzig wahren Gottes- und Heilslehre. Zu ihnen hat deshalb Gott seinen menschgewordenen Sohn zuerst geschickt, und Christus hat unter ihnen gepredigt und seine Apostel und viele auserwählte Heilige unter ihnen gefunden. Die Juden aber lehnten das ihnen angebotene Heil ab, allein von allen Geschöpfen, während Himmel, Erde und Hölle, Sonne, Meer und Steine sich vor dem Messias demütigten. Sie verachteten die Predigt Jesu, der ihnen ihren Unglauben verwies, und gaben sich mit dem Gesetze Mosis, das sie ständig im Munde führten, und seiner wörtlichen Auslegung zufrieden. Schließlich wurden sie an Christus zu Verrätern und Mördern und verloren durch ihre Anmaßung und Verderbtheit den Anspruch darauf, ein Gottesvolk zu sein. Sie wählten statt Christi den Mörder Barabbas, deshalb sind und bleiben sie ein Teufelsvolk, bis am Ende aller Tage der Antichrist kommt und sie zum wahren christlichen Glauben finden. Unterdessen sind die Heiden in ihrer Demut zu Gott gelangt, und so sind wir Christen alle „im geistlichen Sinne Abrahams Nachkommenschaft".

Der Gegensatz zwischen den „guten Juden" des Alten Testaments und den „verstockten Juden" der neueren Zeitrechnung zieht sich entsprechend durch die altenglische Dichtung. Die alten Angelsachsen waren als Germanen in erster Linie ein Kriegsvolk. Damit ist schon eine gewisse Bevorzugung des Alten Testamentes mit seinem Gott der Heerscharen und seinen kriegerischen Szenen gegeben, wenngleich man auch in der Ausschmückung des Kampfes zwischen Christus und Satan und in der Schilderung der Heldentaten der Christusjünger mit der Übernahme der Stilmittel des altgermanischen Heldenliedes nicht zurückhielt.

Wie im altsächsischen „Heliand" (d. i. Heiland) der Schwertstreich des Petrus, mit dem er dem Knechte Malchus ein Ohr abhieb, zu einer Heldentat erhoben



wurde, die das ganze Entzücken des geistlichen, aber im Grunde germanisch empfindenden Dichters hervorrief, so haben auch in den angelsächsischen Bibeldichtungen „Genesis“ und „Exodus“ die Erzväter des Alten Testamentes, Moses und Abraham insbesondere, eine erheiternde Wandlung ins Heldische durchgemacht.

Bei ihrem ersten Auftreten in der Stammtafel der gesamten Menschheit, die das 1. Buch Mosis bietet (Kap. 11, die Quelle der Judennamen im „Kaufmann von Venedig“), erscheinen die Hebräer als „ein beherztes Volk, tüchtige Männer“. Abraham und sein Bruder Haran sind „recht stattliche und beherzte Helden“. Der Sieg Abrahams über die vier Könige, den Moses 1, 14 in knappen zwei Versen beschrieb, eine Kriegstat, deren Glaubwürdigkeit in späteren Jahrhunderten Marlowe und Voltaire ernstlich bezweifeln sollten, wurde von dem angelsächsischen Dichter zu einem Abschnitt von 51 Versen ausgeweitet. „Niemals vollbrachte irgendein Mensch mit so kleinem Heere einen so kühnen Angriff und so glorreichen Sieg.“ Voraus geht ein wahrhaftiger Kriegsrat Abrahams mit seinen getreuen Feldhauptleuten, die er mit Schlachtenplan und rechtem Kampfeseifer ausrüstet, und dann treten die hebräischen „Kriegswölfe“ in Tätigkeit, „treugesinnte Mannen, von denen er wußte, daß jeder mutig seinen Lindenschild in den Kampf tragen werde“. Ähnlich erscheint Moses im „Exodus“ — wo freilich die dichterisch vollendetste Schilderung dem Heere Pharaos vorbehalten blieb — als „der tapfere Held, des Reiches Hirte und des Heeres Führer“.

Zu den Helden Abraham und Moses gesellt sich „die edle Magd des Schöpfers“, die Holofernesmörderin Judith, deren gottgefällige Tat samt dem anschließenden siegreichen Angriff der Juden auf das assyrische Lager in einer angelsächsischen Dichtung verherrlicht wird. Die Schlachtenschilderungen der „Judith“ sind ebenso ausgeweitet (von 2 auf über 50 Verse) und atmen den gleichen Geist wie die der „Genesis“. „Die tapferen Helden“, so lesen wir dort, „bahnten sich da mit blutbedeckten Schwertern tapfer einen Weg durch die Feinde, zerhieben die Lindenschilde, zerschnitten die Schildburgen; Kämpfer waren, schlachtergrimmte, die hebräischen Männer, die Degen gelüstete es zu dieser Zeit heftig nach der Schlacht.“

Gänzlich verschieden ist die Haltung den Juden gegenüber in den aus derselben Zeit stammenden Heiligenleben und dem Eingang des angelsächsischen „Daniel“. In diesem Eingang, der im Alten Testament keine Grundlage hat, macht der Dichter den jüdischen Ungehorsam gegen Gott für den Niedergang der staatlichen Macht verantwortlich. Im „Andreas“ ist von jüdischen Zauberkünsten die Rede, und in der Dichtung von der Auffindung des Kreuzes von Golgatha durch die heilige Helena spielt der Widerstand der vom Teufel aufgehetzten Judenheit gegen die Wegholung der Reliquie, an deren Gegenwart in Jerusalem ihre Macht für alle Zukunft geknüpft ist, eine entscheidende Rolle.

Der Verfasser der „Helena“, Cynewulf (2. Hälfte des 8. Jahrhunderts), berichtet, Kaiser Constantin habe in der heiligen Schrift nachgelesen, wie „der Herrscher des Himmels unter dem Geschrei der bösen, haßerfüllten Juden am Holze gehängt worden war, da der alte Feind mit seinen Listen sie verführt hatte“. Der Kaiser fordert seine Mutter Helena zu einer Reise nach Jerusalem auf, wo diese



sofort dreitausend Schriftgelehrte zusammenberuft. Ihnen sowohl wie einer engeren Auslese von tausend Mann hält sie eine richtige Standpredigt, die auf die Verheißung des Gottessohnes im Alten Testament und den schreienden Undank des Judenvolkes verweist. Aber auch die zuletzt übriggebliebenen fünfhundert bleiben „steifnackig, härter als ein Stein", bis ihnen mit dem Feuertode gedroht wird und sie einen aus ihrer Mitte, der besonders gut Bescheid weiß, herausgeben. Nachdem dieser eine Woche lang gefesselt und ohne Nahrung auf dem Grunde eines trockengelegten Brunnens untergebracht worden war, gibt er klein bei und wird durch das Wunder der Kreuzauffindung endlich bekehrt.

Die Stimmung gegenüber den Juden, wie sie in den altenglischen Dichtungen zum Ausdruck kam, war demnach ihrer Aufnahme in England denkbar ungünstig.

II.

Das mittelalterliche Kirchengebot untersagte im Hinblick auf die Behandlung, die Jesus den Wechslern im Tempel hatte angedeihen lassen, den Christen den sogenannten „Wucher", d. h. das Geldleihen gegen Zinsen. Im späteren Mittelalter wurde dieses Gebot, insbesondere durch die Lombarden und die im Dienste des Papstes stehenden Caursini, vielfach durchbrochen, aber zunächst schuf es für die Juden ein unbeschränktes Monopol in allen Geldgeschäften und machte sie dadurch den Fürsten unentbehrlich.

Auch Wilhelm der Eroberer, dem alles daran gelegen war, seine Steuern nicht in Naturalien, sondern in Geldeswert zu erhalten, unterschied sich hierin nicht von seinesgleichen und brachte zur Vornahme der gewünschten Umwandlung jüdische Geldleiher aus Rouen mit. Unter den ersten Normannenkönigen war die Lage der englischen Juden offenbar mehr als erträglich, da sie im Schutz der königlichen Macht ihren Geschäften nachgehen und sich bereichern konnten. Aber auf die Dauer vermochte auch der König, so sehr ihm die Juden und ihr Geld am Herzen lagen, die art- und glaubensfremden Eindringlinge nicht vor den Ausbrüchen der Volkswut zu schützen, die sie durch ihr anmaßendes Auftreten, ihre maßlose Bereicherung, ihre harten Schuldforderungen und ihre freche Verhöhnung des christlichen Glaubens noch besonders auf sich zogen.

Der entscheidende Wandel in den Beziehungen zwischen dem englischen Wirtsvolke und seinen jüdischen Untermietern wurde durch die Kreuzzüge veranlaßt, an denen England erstmalig unter Richard Löwenherz (1189—1199) einen tätigen Anteil nahm. Nicht bloß führten sie dazu, daß der glaubensmäßige Gegensatz viel stärker als bisher erlebt wurde, sie schufen auch infolge der Notwendigkeit, Kriegsausrüstung und Reisezehrung bereitzustellen, einen erhöhten Geldbedarf, der für die Juden zu großen Gewinnen und dementsprechender Unbeliebtheit führte. Zur gleichen Zeit erfolgte eine erhebliche Schwächung der königlichen Macht zugunsten der Barone des Landes, die 1215 in die Johann ohne Land (1199—1216) abgerungene „Große Freiheitsurkunde" (Magna Carta Libertatum) Schutzbestimmungen gegen den jüdischen Wucher aufnehmen ließen und nach Simon de Montforts Sieg bei Lewes (1264) unter den Juden ein großes Blutbad anrichteten.

Für die endgültige Vertreibung der Juden aus England (1290), die unter Eduard I. (1272—1307) erfolgte, hat E. N. Adler in seinem Buch über die Londoner Gemeinde[1] verschiedene Ursachen angeführt, unter denen freilich die häufige Beschuldigung des Ritualmordes[2] fehlt. Amtlich wurde die Ausweisung damit begründet, daß die Juden das Statutum de Judaismo, das ihnen den Wucher untersagte, umgangen hätten. Prynne, der große Antisemit der Cromwellzeit, wußte von Münzfälschungen zu berichten, die durch Funde von den Juden selbst geprägten Geldes bestätigt worden sind. Der jüdische Historiker Grätz vermutet den Einfluß der Königinmutter Eleonore und ihrer dominikanischen Berater, die über den Widerstand der Hebräer gegen die Judentaufe empört gewesen wären. Adler selbst behauptet, England habe den Juden keine wirtschaftlichen Möglichkeiten mehr geboten, da ihnen außer dem Wucher auch der Landerwerb und der Eintritt in eine Gilde untersagt war. Stokes[3] verweist ergänzend darauf (so auch Trevelyan)[4], daß das jüdische Geldmonopol gefallen und die Juden durch das Auftreten geldleihender Christen, Lombarden und Flamen überflüssig geworden waren.

Die zeitgenössische politische Lyrik, die in der Hauptsache von Geistlichen und in lateinischer Sprache niedergeschrieben wurde, läßt merkwürdigerweise jede judengegnerische Haltung vermissen. Die Sammlung von Wright (1839) beweist im Gegenteil, daß schon im 13. und 14. Jahrhundert der Vergleich des englischen Volkes mit dem alttestamentlichen Gottesvolk ein beliebtes dichterisches Motiv war. In einem Gedicht auf die Schlacht bei Lewes geht die Verwirrung so weit, daß die (judengegnerische) Partei Simon de Montforts mit der Mardochais und die Gegenpartei mit der Hamans im Buche Esther gleichgesetzt wird. Ebendort wird Pharao als Muster eines schlechten Königs erwähnt, während Moses, Samuel, David und Salomo als Gegenbeispiele herhalten müssen. Von den Verbrechereigenschaften Davids, die Voltaire in seinem „Saul" so ergötzlich dargestellt hat, ist in dieser Dichtung eines Klerikers selbstverständlich keine Rede.

Ein gleichartiges, ebenfalls recht erheiterndes Beispiel geistlicher Gegenwartsferne liefert die berühmte Totenklage um Eduard I., deren Dichter den Papst sagen läßt: „Jerusalem, du hast verloren die Blüte deiner Ritterschaft, nun König Eduard ist verstorben." Und doch hätte dieser tatkräftige Herrscher einen ähnlichen Lobpreis verdient, wie ihn Karl VIII. von Frankreich (1483—1498) nach einer Judenaustreibung von einem französischen Dichter erhielt: „Dieser gute König, ein zweiter Vespasian, hat die Juden so gehaßt, daß er der allerchristlichste König heißt, der die Juden hinausgestoßen hat. Er hat sie gezwungen, seine Städte zu verlassen in Erinnerung daran, daß Jesus durch sie Marter litt; er haßt ihre Nation und will ihr keine Wohnung oder Zuflucht gewähren."

Auch außerhalb der politischen Lyrik wird man in der Zeit vor 1290 nur geringe Spuren eines Interesses am Juden feststellen können. Das mag damit zusammenhängen, daß der Abschnitt von 1066 bis 1290 an sich literarisch wenig ergiebig ist, da sich Sprache und Schrifttum des englischen Volkes, ja dieses Volk

[1] E. N. Adler, London (Philadelphia, 1930) S. 44.
[2] Siehe unten S. 153.
[3] Stokes, A short History of the Jews in England, zitiert in Times Literary Supplement, 1921, S. 540 (August 25, 1921).
[4] George Macaulay Trevelyan, History of England (London, 1937) S. 188.



selbst in einem völligen Neuaufbau befinden. Aus dem Französischen der normannischen Herrenschicht, das jahrhundertelang die englische Hof- und Gerichtssprache ist, und dem absterbenden Angelsächsisch der unterdrückten Bauern, Bürger und kleinen Edelleute muß sich erst langsam die Mischsprache des Mittelenglischen herausbilden, als deren großer Meister Geoffrey Chaucer (1340—1400) gilt. In desselben Dichters „Canterburygeschichten" gelingt bis zu einem gewissen Grade eine Verschmelzung der um die Führung ringenden literarischen Einflüsse und ihre Durchdringung mit neuen, nationalenglischen Bestandteilen. Nach den ersten Normannenkönigen und den französischen Plantagenets kommt mit den Häusern Lancaster (1399—1461) und York (1461—1485) eine englisch empfindende Staatsführung ans Ruder, während sich durch den unglücklich endenden hundertjährigen Krieg gegen Frankreich und den Verlust der englischen Außenbesitzungen die früheren festländischen Bindungen allmählich lösen oder doch freier gestalten.

Sind demnach die Schriftdenkmäler des englischen Mittelalters, in denen auf das Judentum eingegangen wird, fast ausnahmslos in einer Zeit entstanden, der die unmittelbare Anschauung vom Juden verlorengegangen ist, so kann die Farblosigkeit einzelner Judendarstellungen, die Schöffler[1] für die englischen Bibeldramen im Gegensatz zu den deutschen festgestellt hat, ihre Übernahme aus festländischen Quellen und die Verlegung des Schauplatzes nach anderen Ländern nicht wundernehmen. Trotzdem müssen wir uns davor hüten, im Gefolge gewisser jüdischer Kritiker das Bild, das sich der Engländer der judenlosen Zeit von dem Fremdvolke machte, nur auf die Rechnung literarischer Einflüsse zu setzen und den Anteil der durch die Geschlechterfolgen vererbten persönlichen Erfahrung möglichst gering zu veranschlagen.

Nicht festländischen Ursprungs, sondern, von einem Einzelfall abgesehen, zuerst in England aufgekommen ist z. B. die Anschauung, daß die Juden zur Ausgestaltung religiöser Feierlichkeiten und um ihrem Haß gegen alles Christliche Ausdruck zu verleihen, Christenknaben entführten und unter Vornahme der aus der Jesusgeschichte bekannten Martern grausam ermordeten. 1144 (Martyrium des hl. William von Norwich) taucht diese Beschuldigung des sogenannten „Ritualmordes" das erstemal auf und ist seitdem von der Geschichte der Judenheit nicht nur im mittelalterlichen England, sondern in ganz Europa untrennbar geblieben. So folgt auf den Mordfall von Blois (1171) die Austreibung der Juden aus Frankreich (1182), auf den von Lincoln (1255) die aus England (1290), auf den Ritualmord von Trient (1472) der große Judenauszug von Deutschland nach Polen, dem wir die Abart des polnischen Juden verdanken, und auf den Fall des Niño de la Guardia (1489/90) der große Zusammenbruch des spanischen Judenparadieses (1492).

Eine anglonormannische Volksballade, die mittelenglische Ballade von „des Juden Tochter", von deren Beliebtheit 27 Versionen zeugen, und Chaucers „Erzählung der Priorin" in seinen „Canterburygeschichten" gehen alle auf den erwähnten Ritualmord von Lincoln (1255) zurück, an dessen Geschichtsschreiber

[1] Herbert Schöffler, Abendland und Altes Testament (= Kölner Anglistische Arbeiten, 30. Bd., Bochum-Langendrees, 1937), S. 93.



Matthew Paris sich der anglonormannische Bearbeiter besonders eng angeschlossen hat. Der Hauptverbrecher ist bei ihm ein Jude namens Jopin (bei Matthew Paris Copinus), der gesteht, daß die Juden nahezu jedes Jahr einen Knaben zur Kränkung und Unehre Christi kreuzigten. Der Ermordung des in Frage stehenden Knaben hätten fast alle Juden Englands zugestimmt, und an dem Ritualmord hätten auserwählte Abgesandte der englischen Judengemeinden teilgenommen.

In „Sir Hugh, oder: Des Juden Tochter“ wird der Mord von der Jüdin vollbracht, die den Christenknaben beim Ballspielen in ihr Haus hineingelockt hat. Diese Einführung einer weiblichen Person hat wohl nicht, wie ein jüdischer Kritiker meint, den Zweck, christliche junge Männer vor den schönen Augen einer Jüdin zu warnen, sondern entspricht den Stilgesetzen der Volksballade, in der das dämonische Weib als Unheilstifterin eine wohlbekannte Gestalt ist.

Hat sich in dieser Dichtung der ursprüngliche Ortsname, Merry Lincolne, in „Mirry-land toun on the Pa“ (Mailand am Po?) verwandelt, so spielt die Legende, die Chaucers Priorin ihren Reisegefährten auf der Pilgerreise von Southwark nach Canterbury erzählt, in einer nicht näher bezeichneten Stadt in Asien. Die Juden des dortigen Judenviertels haben ihren Ärger darüber, daß ein Christenjunge einen Marienhymnus, den er aus Verehrung für die Gottesmutter gelernt hat, auch beim Durchschreiten ihrer Gasse zu singen pflegt. Die „verfluchten Juden“ werden von der „Schlange Sathanas, die in ihrem Herzen ihr Wespennest hat“, zur Ermordung des Kindes bewogen, aber der wundertätige Leichnam zeigt seinen Aufenthalt an und ermöglicht die Überführung der Mörder, die zwischen wilde Pferde gebunden und schließlich gehenkt werden. Chaucers Gedicht, das der Romantiker Wordsworth (1770—1850) in modernes Englisch übertragen und zu dem der präraphaelitische Maler Burne-Jones (1833—1898) Illustrationen geschaffen hat, endet mit einem Anruf an den heiligen Märtyrer Hugh von Lincoln (1255) und beweist damit, daß es seine Quellen nicht in Asien zu suchen brauchte.

Dem Vorwurf des Ritualmordes verwandt ist derjenige der Hostienschändung, die den Juden aus besonderen Überlegungen heraus zur Last gelegt wurde. Schon das Altertum glaubte, daß man durch einen geheimen Zauber einen Gegner vernichten könne, indem man die diesem zugedachten Martern an einem Abbild des Verhaßten ausführte (sog. „envoûtement“). Das Mittelalter machte sich diese Anschauung zu eigen und hatte die Juden im Verdacht, daß sie, um Christus und die Christen zu schädigen, zu derlei Zaubern ihre Zuflucht nahmen. Die katholische Lehre von der Transsubstantiation der Hostie hatte zur Folge, daß man das Abendmahlsbrot als Abbild Christi betrachtete und durch die Feindschaft oder Wißbegierde der Juden gefährdet glaubte.

Jüdische Hostienschändungen werden in der einschlägigen historischen Literatur fünfmal und aus weit voneinander entfernten Tatorten berichtet. Eine Kirche in Yorkshire besitzt die einzige in England nachweisbare bildliche Darstellung. Das englische Mirakelspiel „The Play of the Sacrament“ (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) fußt auf ausländischen (französischen) Quellen und spielt auf Sizilien, während als Herkunftsort der jüdischen Verbrecher Surrey (d. i. Syrien) angegeben wird. Diese unterziehen eine durch Bestechung in ihre Hände gelangte



Hostie den verschiedenartigsten Martern und werden von der Wirklichkeit des Abendmahlswunders derart handgreiflich überzeugt, daß sie sich (im Gegensatz zu den festländischen Fassungen, die mit der Verbrennung der Täter enden) bekehren und die Taufe annehmen.

Das „Play of the Sacrament" ist ein spätes und in seiner Art einzig dastehendes Beispiel des mittelalterlichen englischen Dramas. Dieses besteht im wesentlichen aus zwei Gattungen, den biblische Themen behandelnden Mysterien und den allegorische Gestalten einführenden Moralitäten. Für unsere Fragestellung kommen in erster Linie die Mysterien in Betracht, da von jüdischer Seite allen Ernstes versucht worden ist, die Gestalt des verbrecherischen Juden, wie sie später bei Marlowe und Shakespeare auftritt, auf diese rein literarische Quelle zurückzuführen.

Wie auf dem Festlande waren diese Bibeldramen aus dem weihnachtlichen und österlichen Gottesdienst heraus entstanden. Die ältesten Darstellungen, von Priestern im Gotteshause selbst in lateinischer Sprache dargeboten, hatten, in enger Anlehnung an die heilige Schrift, die Geschehnisse an der Krippe des Neugeborenen und am Grabe des Auferstandenen zum Gegenstand. Eine dabei verwendete Mariensequenz (Dic nobis, Maria) enthält bereits die Stelle: „Mehr ist zu glauben der einen wahrheitsliebenden Maria als dem trügerischen Hauf (der verruchten Schar) der Juden!" Andere unsanfte Anspielungen auf die „nichtsnutzige Judenschaft, das fluchwürdige Volk, die verdammte Sippschaft" fehlen in diesen lateinischen Stücken nicht.

Mit der Zeit traten immer mehr aus den kirchlich anerkannten wie den apokryphen Schriften der Bibel bezogene Stoffe an die ursprüngliche Szenenfolge an, so daß besonders in England umfängliche, bis zu 48 Stücke umfassende Dramenzyklen entstanden, die den ganzen Zeitraum von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht behandelten. Eine solche Ausweitung hatte natürlich zur Folge, daß die Aufführungen aus der Kirche ins Freie verlegt, weltliche Schauspieler zugezogen und die lateinische zugunsten der Landessprache aufgegeben werden mußte. Während vor der Judenaustreibung von 1290 von einem fertig ausgebildeten Bibeldrama nicht die Rede sein kann, wurde dieses durch die Einführung des für größere, zusammenhängende Aufführungen geeigneten Fronleichnamsfestes (1311) besonders gefördert. Die erhaltenen vier vollständigen Dramenzyklen stammen in der Hauptsache aus dem 14. Jahrhundert und wurden bis Ende des 16. Jahrhunderts gespielt.

Bemerkenswert ist zunächst der geringe Anteil des Alten Testamentes, aus dem außer Abraham, Moses und den Propheten entsprechend der an anderer Stelle[1] erläuterten Auffassung des Mittelalters von den Schriften des Alten Testamentes keine jüdischen Gestalten übernommen sind. Der heldische Zug der altenglischen Dichtung ist natürlich geschwunden und hat, vor allem in der Darstellung der Opferung Isaaks durch Abraham, einer verbürgerlichten, oft ins Rührende abgleitenden Betrachtungsweise Platz gemacht. Ausgesprochen jüdische Züge fehlen weiterhin, ebenso aber auch jede Kritik an dem Verhalten der Patriarchen, etwa an Abrahams von Sara begünstigtem Ehebruch mit der Hagar.

[1] Vergl. S. 149.



Der umfänglichere neutestamentliche Teil ist mit Ausnahme der Passionsszenen wenig ergiebig. Der Ludus Coventriae (aus Coventry in Mittelengland) hat den Lebenslauf der Jungfrau Maria besonders eingehend behandelt und dabei einen ausgesprochen komischen Joseph geschaffen, dessen Alter und Gebrechlichkeit in den realistischsten Farben geschildert ist und der sich mit Händen und Füßen gegen die Verlobung mit einer so viel jüngeren Frau sträubt. „Ein alter Mann wird nie Glück haben mit einem jungen Weib, so helfe mir Gott!" Als sich dann seine Befürchtungen zu bewahrheiten scheinen und der Engel des Herrn aufklärend eingreifen muß, wird Joseph den Zuschauern kaum weniger komisch vorgekommen sein.

In den Chester Plays hat Maria auf dem Wege nach Bethlehem eine Vision fröhlicher und daneben auch trauriger Leute; ein Engel verweist sie darauf, daß diese traurigen Leute die Juden darstellen, für die das Kommen des Herrn den Beginn ihrer Zurücksetzung und ihrer Schande bedeutet. Dagegen ist die Begeisterung der Bürger von Jerusalem für den zu empfangenden Messias in dem York Play vom „Einzug in Jerusalem auf der Eselin" in den leuchtendsten Farben geschildert.

In den Passionsszenen unterscheiden wir am besten die Anklage gegen Jesus und das Verhalten der einzelnen besonders charakterisierten Personen. Die Anklage, in den Spielen von York und Towneley gut herausgearbeitet, umfaßt folgende Punkte: Jesus lehrt ein neues Gesetz; er hält den Sabbath nicht und benutzt ihn zu Wundertaten, die nach Zauberei schmecken und für die er sich bezahlen läßt; durch die Heilung von Lahmen, Taubstummen und Aussätzigen und durch die Auferweckung des Lazarus hat er sich eine große Anhängerschaft geschaffen und viel Unruhe in das Volk getragen; sein Eintreten für die Ehebrecherin und seine Ablehnung des dem Kaiser geschuldeten Tributs kennzeichnen ihn als Aufrührer gegen Thron und Altar; er hat sich „König der Juden" und „Gottes Sohn" nennen lassen, ist ein Meister der Lüge und hat sich sogar erboten, den Tempel zu zerstören und innerhalb dreier Tage einen neuen zu bauen; wenn seinem Treiben nicht Einhalt geboten wird, fällt das Gesetz Mosis in sich zusammen. „Wo es um den Bestand und die Beobachtung unseres Gesetzes geht, können wir ihm nicht genug Leid antun", folgert Ruben in dem Abendmahlsstück der Sammlung von Coventry, „wir müssen uns nur noch eine möglichst schändliche Todesart für ihn ausdenken."

Die Charakteristik der Personen ist nicht die stärkste Seite der mittelalterlichen Dramen, denen es vor allem auf Handlung ankommen mußte; eine rühmliche Ausnahme macht die Gegenüberstellung der beiden Führer der hohenpriesterlichen Partei, Kaiphas und Annas, in der Prügelungsszene der Towneley Plays. Kaiphas bringt Jesus gegenüber, der ihm ruhig zuhört, eine Auswahl der schlimmsten Schimpfwörter zur Anwendung und läßt sich von seinem Kollegen nur mit Mühe davon abhalten, Jesus persönlich „den Hals umzudrehen".

Auch von Malchus und den Kriegsknechten wird Jesus beschimpft, und die Mißhandlungen, denen er ausgesetzt ist, nehmen in den Bühnenanweisungen einen breiten Raum ein und werden auf die empfängliche Zuschauerschaft ihren Eindruck nicht verfehlt haben. In Coventry wurde der Darsteller des Heilands



auf Backe, Kopf und Leib geschlagen und anschließend, mit einem Tuch über dem Gesicht, auf einen Stuhl gesetzt. Dann ließen ihn die jüdischen Kriegsknechte raten, wer ihm jeweils den letzten Streich versetzt habe (ähnlich in den Towneley Plays). Eingehend schildert der Ludus Coventriae die Annagelung Christi und die Hochziehung des Kreuzes. Anschließend führen die Juden um dieses ein kurzes Freudentänzchen auf, verspotten den Gekreuzigten, der statt Wassers Essig erhalten hat, und vergleichen ihn mit einer Vogelscheuche.

Noch wirkungsvoller als der Anblick dieser Schandtaten mag die Erscheinung des gemarterten Heilandes und seine Klage über die Juden in den Towneley Mysteries gewesen sein: „Mit neuen Seilen und kräftigen Stricken haben mir die grausamen Juden die Gliedmaßen in die Länge gezogen, weil ich für die Bohrlöcher nicht lang genug war; statt eines Trunkes gaben sie mir mit Essig vermischte Galle; seht, wie die Juden meinen Körper schlugen mit verknoteten Peitschen und starken Geißeln; wie das Wasser eines Brunnens floß mir das Blut aus beiden Seiten; wo die Knoten aufgetroffen hatten, das kannst du mir glauben, riefen sie klaffende Wunden hervor."

Auch andere Personen äußern sich über das Tun der Juden abfällig. Der Kreuzträger Simon in den Chester Plays verflucht sie („Ich hoffe, daß alle Juden um dieser Falschheit willen zugrunde gehen werden!") und Maria Salome in derselben Sammlung nennt sie „Teufel". Die Maria der Digby Plays beklagt die grausame Rache der Juden und ihren Verrat an dem Gottessohn. „Ihr bösen Juden, was gab euch den Mut, dieses ruchlose Verbrechen zu begehen, das euch selbst so schädlich ist? Nun werden alle Verfluchungen eures Gesetzes mit ihrem vollen Gewicht auf euch zurückfallen und ihr werdet als heimatlos in der ganzen Welt bekannt werden."

Dafür haben Satan und Antichrist ihre Freude an den Christusmördern; der Antichrist (Chester Plays) nennt sie „sein Volk" und verspricht, ihrer zu gedenken und ihnen ihr Land und ihre Herrschaft zurückzugeben. Bekehren sich dagegen ausnahmsweise einmal zwei Juden (York Plays, Tod der Maria), so tritt Maria persönlich für sie ein und bittet Jesus, ihren reuigen Landsleuten einen Platz in seinem Himmel einzuräumen.

Ein Stück, in dem merkwürdigerweise eine besonders scharfe Sprache gegen die Juden geführt wird, ist das von den Pilgern auf dem Wege nach Emmaus. Cleophas und Lucas unterhalten sich (Towneley Plays, ausführlicher in den Coventry Plays) über die letzten Stunden des Heilandes: „Diese verfluchten Juden, weh ihnen auf ewig! Unseren Herrn und Meister brachten sie zu Tode; völlig schuldlos hefteten sie ihn ans Kreuz und trugen keine Bedenken, ihm den Körper blau zu schlagen. Sie waren immer nur darauf aus, ihm Schmerz zuzufügen, und ruhten nicht, bis er tot war. Durch die Falschheit eines Juden ward er verraten. Es war gewißlich ein Wunder, daß sie trotz aller Predigten und Wundertaten nicht an ihn glauben wollten; und doch hätte sie all sein Tun von seiner großen Macht überzeugen können."

Die mittelalterlichen Mysterien, die ich mit Absicht ausführlicher behandelt habe, werden sicherlich dazu beigetragen haben, den Judenhaß des 12. und 13. Jahrhunderts im englischen Volke wach zu erhalten; als literarische Vorbilder



für die jüdischen Großverbrecher Marlowes und Shakespeares können ihre im allgemeinen doch recht farblosen Gestalten nicht angesehen werden.

Noch weniger überzeugend, wenn auch eine ganz ansprechende Erfindung, ist Michelsons[1] Zurückführung des Juden und seines Dieners (Barabas und Ithamore bei Marlowe, Shylock und Lancelot Gobbo bei Shakespeare) auf den Teufel und den Vice (Verkörperung eines Lasters) in den Moralitäten. Dagegen mag sein Gefühlseindruck richtig sein, wenn ihm[2] die Vices Mammon, Avarice (d. i. Habsucht) und Infidelity (Unglaube) wegen ihrer Judenähnlichkeit verdächtig erscheinen; hinsichtlich Usury (Wucher) in der elisabethanischen Moralität von den „Three Lords and three Ladies of London" (1590) haben wir die genaue Angabe des Dichters Wilson, daß Usury, so unglaublich dies auch klingen möge, ein in London geborener Jude sei.

Wie die Gattung des Bibeldramas, so reichen auch andere Werke des mittelalterlichen Schrifttums in die „pre-expulsion times" zurück, an ihrer Spitze die Marienlegenden und die ältesten dichterischen Fassungen des Kaufmann-von-Venedig-Stoffes. Von den Miracles of our Lady nehmen drei auf die Juden Bezug, und zwar tritt die Jungfrau in allen drei Fällen für das Christentum gegen die jüdische Verbrecherrasse ein. In der ersten Legende wird unter Verlegung des Schauplatzes nach Paris ein Ritualmordfall ähnlich dem des hl. Hugh von Lincoln erzählt. Eine zweite berichtet von der Grausamkeit eines jüdischen Vaters gegenüber seinem zu Maria hingeneigten Sohn, den er in einen glühenden Ofen wirft, ohne daß ihm allerdings das Feuer etwas anhaben könnte; die durch die Mutter des Judenjungen herbeigerufene Volksmenge verbrennt den alten Juden in demselben Ofen. Jüdischen Betrug entlarvt die Jungfrau in der dritten Legende, wo sie als Bürgin für einen Kaufmann auftritt, von dem ein Jude einen bereits gezahlten Betrag zum zweiten Male fordert.

Andere Legenden und Predigtbeispiele, die sich wohl mit dem Judentum befassen, aber alle über das Verhältnis der englischen Volksseele zu den Juden wenig genug aussagen, haben zum Teil erst in der Renaissance und der Moderne ihre abschließende Form erhalten. Hierher gehört die Sage vom ewigen Juden, der wegen seiner Weigerung, das Kreuz des Herrn zu tragen, in Jahrhunderten keine Ruhe finden kann. In den „Reisen des Sir John Mandeville" (14. Jahrhundert) taucht die im Mittelalter weit verbreitete Geschichte von den zehn unreinen Stämmen Israels auf, die Alexander der Große hinter einer großen Mauer eingeschlossen habe und deren Befreiung mit dem Erscheinen des Antichrist verbunden sei. Das Mittelalter erfindet einen sagenhaften Lebenslauf des Verräters Judas Ischarioth, dem auch eine englische Volksballade gewidmet ist, und erwartet am Ende aller Tage die Bekehrung der Juden durch den Propheten Enoch.

Keine mittelalterliche Erzählung hat jedoch eine ähnliche literarische Entwicklung erfahren, wie die zuerst im lateinisch-französischen Dolopathos (um 1200) vorgebildete Geschichte von dem Pfund Fleisch, das ein Schuldner seinem Gläubiger verpfändet, falls er mit der Bezahlung der Schuldsumme im Rückstand bleiben sollte. In der etwa 1290 entstandenen mittelenglischen Fassung des „Cur-

[1] Michelson, The Jew in early English Literature (Amsterdam 1926). S. 66.
[2] Ebenda, S. 64 ff.



sor Mundi" ist dieser Gläubiger erstmalig als Jude gekennzeichnet, während auf dem Festlande erst Giovanni Fiorentinos „Pecorone" (Ende des 14. Jahrhunderts), Shakespeares novellistische Quelle, einen Juden einführt.

Den ersten Anstoß zur Bildung des Pfund-Fleisch-Motives scheint das Verstümmelungsgesetz im Rahmen der altrömischen Zehn- (Zwölf-) Tafelgesetze gegeben zu haben, das allerdings schon zu Quintilians und Tertullians Zeiten nicht mehr in Geltung war. Es bestimmte, daß bei einer Mehrheit von Gläubigern diese das Recht haben sollten, sich einen entsprechenden Anteil aus dem Leib des säumigen Schuldners herauszuschneiden, „und ob sie nun mehr oder weniger herausschneiden, soll es unbedenklich sein". Dagegen ergibt sich in der mittelalterlichen Erzählung die Lösung gerade aus dem Umstande, daß der Richter dem Gläubiger untersagt, anders als nach dem genauen Wortlaut des Schuldscheins zu verfahren, d. h. auch nur einen Tropfen Blut zu vergießen oder das Gewicht des Fleisches irgendwie zu über- oder unterschreiten. Damit gerät der Gläubiger selbst in Bedrängnis, und der Jude im „Cursor Mundi" erbietet sich sogar, um an Leib und Gut keinen Schaden zu erleiden, der Kaiserin Helena, an deren Hof die Geschichte spielt, den Aufbewahrungsort des Kreuzes anzuzeigen.

In einer anderen Gestalt, als schlauer Betrüger und Dieb, tritt der Jude in John Gowers († 1408), eines Zeitgenossen des Chaucer, Confessio Amantis (1394) auf. Das Glaubensbekenntnis dieses Hebräers, den Gower im Gegensatz zu seiner Quelle von einem Löwen zerfleischen läßt, klingt ausgesprochen zeitgemäß: „Ich bin ein Jude, und mir verbietet mein Gesetz, mit irgendeinem Menschen Gemeinschaft zu halten, ihm Treue zu bewahren in Wort oder Tat, es sei denn, er wäre ein rechter Jude so wie ich; andernfalls darf ich ihn ohne Scheu um Gut und Leben bringen."

Ein anderer Zeitgenosse Chaucers, William Langland, dem wir die allegorische Dichtung von „Peter dem Pflüger" verdanken, verdient schon deshalb unsere Beachtung, weil jüdische Schriftsteller seine Vision des christlichen Lebens als Denkmal einer milderen Beurteilung des Juden herangezogen haben. Dabei ist der Hinweis berechtigt, daß die älteste und kürzeste Fassung A (1362) auf die Juden keinen Bezug nimmt und somit für unsere Untersuchung ausscheidet.

Auf die beiden anderen Handschriftengruppen B (1377) und C (zwischen 1395 und 1398) trifft es zu, daß in ihnen der Gedanke der Judenbekehrung, für die das England Langlands freilich keinen Wirkungskreis darstellte, eine gewisse Rolle spielt. „Eines Tages wird die Vernunft auf der Erde herrschen und alle Übeltäter ihrer Bestrafung zuführen. Dann werden die Juden glauben und darüber von Herzen froh werden, daß Moses oder der Messias auf diese Erde gekommen sei, und werden sich wundern, daß die Menschen auf einmal so anständig geworden sind." Wenn die Priester mehr taugten, meint Langland oder ein anonymer Fortsetzer, hätten sie die Juden, die ohnehin eine Ahnung von unserem Glauben haben, längst bekehrt. Gegenüber der herrschenden theologischen Ansicht wird der Gedanke vertreten, daß der Rechtschaffene, und wäre er ein Jude oder Sarazene, auch ohne Taufe erlöst werden könne. Nur in einer Handschriftengruppe (B) erscheint jener im Grunde wenig beweiskräftige Abschnitt, der das Entzücken jüdischer Beurteiler hervorgerufen hat: „Ein Jude möchte den anderen nicht aus

Mangel betteln sehen um aller Güter der Welt willen, wenn er es ändern könnte. Ach! daß ein Christenmensch einem andern ungut sein sollte, wo die Juden, die wir für Judasgenossen halten, einander in dem, was sie benötigen, beistehen. Warum wollen nicht wir Christen mit Christi Gut so liebreich sein wie die Juden, die unsere Lehrmeister sind?"

Solchen vom Judenhaß ungetrübten Äußerungen stehen jedoch andere gegenüber, die des Verfassers Stellung zum Judentum von der anderen Seite her beleuchten. In dem Abschnitt, der die Reue der sieben Todsünden zum Gegenstand hat, gesteht die Habsucht (avarice) gleich bei ihrem Auftreten, daß sie ihre üblen Praktiken bei Lombarden und Juden gelernt habe. Über den Umgang zwischen Kardinälen und Juden im päpstlichen Judenschutzstaat Avignon äußert sich der Dichter im Sinne des deutschen Sprichworts „Sage mir, mit wem du umgehst" in ironischem Latein: „Cum sancto sanctus eris". Die entscheidenden Worte läßt er die Gestalt der Faith (des Glaubens) sprechen. Sie weissagt den Juden als Strafe für die Verwundung, die Longinus auf ihr Betreiben dem Gekreuzigten zugefügt hat, ihre Nachkommen sollten in Knechtschaft geraten und von dem Gott verhaßten Wucher leben; der Landbesitz sollte ihnen verwehrt sein; ihre Herrschaft sei zerbrochen. Die gegenwärtige Lage der Juden schildert „Peter der Pflüger" in folgenden Versen: „Die Juden, die ein Herrenvolk waren, verachteten Jesum, brachen seine Lehre und sein Gesetz. Nun sind sie niedere Knechte. Es lebt ihrer keiner anders denn unter Zins und Steuer, als Sklaven und Knechte."

Kann somit schon die behauptete Judenfreundschaft Langlands nicht als bewiesen erachtet werden, so ist die Gesamthaltung des mittelenglischen Schrifttums keinen Augenblick zweifelhaft: Sie ist eindeutig judengegnerisch. Da das aufgezeigte Bild neben literarischen Quellen auch Erinnerungen und Vorstellungen aus der Zeit vor der Austreibung verwendet, kann es, zumal es mit den Erfahrungen übereinstimmt, die Europa mit seinen Juden nach der großen Judenbefreiung des 19. Jahrhunderts gemacht hat, nicht als der Wirklichkeit widersprechend hingestellt werden.

III.

Das sogenannte „jüdische Mittelalter" (1290—1655) ist von jüdischer Seite zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht worden mit dem Zweck, die wenn auch nur vorübergehende Anwesenheit vereinzelter Juden und damit eine ununterbrochene anglojüdische Tradition nachzuweisen. Zunächst ließ sich feststellen, daß noch aus der Zeit vor der Vertreibung das Domus Conversorum in London, eine Unterkunftsstätte für zum Christentum übergetretene Juden, weiter bestand und fortlaufend eine zeitweilig allerdings äußerst geringe Anzahl von Insassen beherbergte. Daß solche Geheimjuden auch in gehobene Stellungen aufsteigen konnten, beweist der Fall des Sir Edward Brampton, der von seinem Taufpaten Eduard IV. (1461—1483) zum Gouverneur einer Kanalinsel ernannt und von dessen Nachfolger, dem wegen seiner Grausamkeit und Gewissenlosigkeit berüchtigten Richard III. (1483—1485), zum Ritter geschlagen wurde.

Dieser Sir Edward Brampton, ein portugiesischer Jude, ist insofern bemerkenswert, als sich der englische Kronprätendent Perkin (d. i. Peterchen) Warbeck

(1474—1499) eine gewisse Zeitlang in seinem Gefolge befand und bei ihm offenbar die Kenntnis der Hofverhältnisse erwarb, die ihn dann befähigte, die Rolle eines englischen Prinzen mit Erfolg zu spielen. Der aus dem flämisch-französischen Tournay gebürtige Warbeck wurde infolge eines Irrtums späterer Geschichtsschreiber, darunter des berühmten Sir Francis Bacon, bis in die jüngste Vergangenheit hinein als Jude angesehen, während sich die betreffende Nachricht in Wirklichkeit auf Sir Edward Brampton bezieht. Eine jüdische Herkunft Perkin Warbecks erscheint mir damit freilich noch nicht ausgeschlossen.

Auf Bacons „Geschichte Heinrichs VII." stützt sich ein 1634 erschienenes Trauerspiel des hochbegabten John Ford († 1639), in dem auch der Vorwurf der jüdischen Herkunft gegen den Kronprätendenten erhoben wird, ohne daß der Dichter hierzu weiter Stellung nähme. Sein Perkin Warbeck ist, ähnlich wie in einem Entwurf Schillers zu einem Schauspiel gleichen Namens, kein gemeiner Betrüger und in seinem ganzen Wesen durchaus königlich. Wenn man nach einem jüdischen Zug suchen wollte, so könnte höchstens die von Bacon betonte und von Ford übernommene leichte Einfühlung in die fremde Rolle als ein solcher verstanden werden.

Getaufte Juden wie Brampton waren auch die unter der Königin Elisabeth (1558—1603) in London durchkommenden spanisch-portugiesischen Geheimjuden (sog. Marranen), von denen Lucien Wolf 88 festgestellt hat. Gegenüber den (1567) in London ansässigen 2030 Holländern ist das gewiß eine verschwindende Anzahl, die aber hingereicht haben wird, dem englischen Volk und seinen Dichtern einen ungefähren Begriff von Aussehen und Wesensart der Juden zu vermitteln. Dafür spricht die im Vergleich zu den literarischen Quellen allgemein lebendigere Ausführung der Judenbildnisse in den Dichtungen.

Die Marranen, an ihrer Spitze der Leibarzt der Königin, Roderigo Lopez, erfreuten sich der besonderen Gunst der Elisabeth. Sie bediente sich ihrer als Spione und Agenten gegen Spanien und versuchte mit ihrer Hilfe den Juden wie Engländern gleich verhaßten Gegner einzukreisen. Als Bundesgenossen waren Portugal, dessen Kronprätendent Don Antonio, ein Halbjude, in London weilte, und die Türkei in Aussicht genommen. Sie ging in ihrer Judenfreundschaft so weit, daß sie den eigenen Botschafter in Konstantinopel, als er Alvaro Mendez, einen ihrer Agenten am Sultanshof, des geheimen Einverständnisses mit Spanien beschuldigt hatte, in einem Brief an den Sultan glatt ins Unrecht setzte.

Mit einer Jüdin, Maria Nuñez, die das Vorbild zu den schönen Jüdinnen Marlowes und Shakespeares abgegeben haben soll, zeigte sich die Königin öffentlich, und sie soll sich mit der Absicht getragen haben, sie unter ihre Hofdamen aufzunehmen. Ein jüdischer Bergwerkssachverständiger namens Gans (aus Prag), der ebenfalls während Elisabeths Regierung den Weg nach England fand, wurde des geheimen Festhaltens am jüdischen Glauben überführt und in unbekannter Richtung abgeschoben. Von Elisabeths Nachfolger, Jakob I. (1603—1625), wird uns berichtet, daß er jüdische Seeräuber, die Spanien Abbruch taten, offen begünstigte.

Es entsprang also nicht bloß einer aus dem Mittelalter überkommenen Bühnenüberlieferung, wenn sich die aufblühende elisabethanische Dramatik in einem Um-

fange, der zu der in England ansässigen Zahl von Juden in keinem Verhältnis stand, jüdischer Gestalten bediente und diese in zwei der eindrucksvollsten Theaterstücke der Zeit, Marlowes „Juden von Malta“ (Drucke von 1594 und 1633) und Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ (Entstehung etwa 1595), in den Vordergrund treten ließ. Neben etwa zehn Judenstücken sind ein Roman des fruchtbaren Thomas Nash (1567—1601), eine Redeübung des Vielschreibers Anthony Munday (1553—1633) und ein paar Balladen als Literaturwerke erwähnenswert, in denen der Versuch einer Judendarstellung unternommen wird.

Dabei ist es nicht einfach, den Begriff „Jude“ in der elisabethanischen Zeit genau zu umgrenzen: Das Wort „Jew“ war zunächst als Schimpfwort und Bestandteil von Beteuerungsformeln („Ich will ein Jude sein, wenn . . .“) gang und gäbe, es wurde aber weiterhin gebraucht, um auch nichtjüdische Geldleiher und Wucherer zu brandmarken, und schließlich, um gewisse protestantische Sekten, die es mit der Nachahmung jüdischer Gebräuche gar zu arg trieben, sich beispielsweise des Schweinefleisches enthielten, den Sabbath heiligten oder sich gar beschneiden ließen, dem Fluch der Lächerlichkeit preiszugeben. Wenn demnach ein einzelner Dramatiker, Richard Brome († 1652), der als heftiger Gegner dieser Puritaner bekannt ist, ein verlorenes Stück „The Jewish Gentleman“ geschrieben hat, so wird man dahinter keine Ehrenrettung der Juden, sondern einen erneuten Angriff auf die verhaßte Sekte vermuten dürfen.

Die Juden im eigentlichen Wortsinne waren immerhin so selten, daß diejenigen unter den Elisabethanern, denen die Darstellung zeitgenössischer Verhältnisse besonders am Herzen lag, vor allem der gelehrte Ben Jonson († 1637), keine Juden auf die Bühne brachten und daß die Verfasser von Judenstücken den Schauplatz der Handlung durchweg ins Ausland verlegten.

Vermutlich die älteste neuenglische Dichtung, die einen Juden aufweist, ist die Ballade von Gernutus, in der die aus dem Mittelalter überkommene Sage von dem Pfund Fleisch[1] eine Neubearbeitung erfahren hat. Gernutus, dessen germanischer (d. h. wohl lombardischer) Name Gernot verrät, daß frühere mittelalterliche Fassungen der Geschichte den Gläubiger noch nicht zu einem Juden machten, ist ein gemeiner Wucherer und Geizhals, der die Not eines christlichen Kaufmanns benutzt, um ihm „im Scherz“ den bekannten Handel anzudrehen. Von dem Richter darauf aufmerksam gemacht, daß er kein Blut vergießen, den Mann nicht töten und auch nicht mehr als ein Pfund nehmen dürfe, muß er klein beigeben und schließlich auf seinen Geldanspruch verzichten.

Ehe ich von dieser Ballade zu den auf demselben Motiv aufbauenden Dramen und damit zu Shakespeares „Kaufmann“ übergehe, soll uns der Name Gernutus zu dem Juden Gerontus in Wilsons „Drei Herrinnen von London“ (1581) weiterführen, einem Stück, das mit seinen in der Hauptsache allegorischen Gestalten — die drei Herrinnen sind Liebe, Nächstenliebe und Gewinnsucht — noch seine Herkunft aus der mittelalterlichen Moralität erkennen läßt. Abgesehen von seinem ins Griechische umgedeuteten Namen hat Gerontus mit Gernutus nur soviel gemeinsam, daß beide um einen ihnen zustehenden Rechtstitel geprellt

[1] Vergl. S. 158 f.



werden. Im übrigen sind sie reichlich verschieden, und zwar infolge der Veränderung, die bei Wilson mit dem christlichen Kaufmann, einem Italiener, vor sich gegangen ist.

Dieser hat sich ganz dem Dienst der Lady Gewinnsucht verschrieben und sucht den englischen Frauen wertlosen Tand als Edelsteine zu verkaufen. Sein Geldgeber ist ein Jude in der Türkei, den er schließlich dadurch um sein Eigentum bringt, daß er vortäuscht, Mohammedaner werden zu wollen. Diese Absicht des Christen, der durch einen solchen Übertritt ohne weiteres seine Schulden los würde, entsetzt den Juden derart, daß er lieber auf alles verzichtet. Der Kadi, vor dem der Handel ausgetragen wird, nennt das eine verkehrte Welt, wo sich die Christen jüdisch und die Juden christlich benehmen, und uns bleibt nichts anderes übrig, als ihm hierin beizustimmen.

Jüdische Beurteiler haben dieses verhältnismäßig ansprechende Judenbildnis, das bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts das einzige seiner Art bleiben sollte, gebührend hervorgehoben und seinen Dichter entsprechend belobigt. Sie haben dabei vergessen, daß der Jude in den „Three Ladies" schon deshalb keine vorbildliche Gestalt sein kann, weil er entgegen dem allerdings nur für Christen geltenden Kirchengebot Geld gegen Zinsen ausleiht. Außerdem ist er ja nicht zu einem Engländer, sondern lediglich zu einem Italiener in Beziehung gesetzt, der also „schlimmer als ein Jude" ist. An anderer Stelle[1] habe ich bereits darauf hingewiesen, daß Wilson in einem späteren Stück eine seiner abstoßendsten Gestalten zu einem Juden gemacht hat.

Versuche, die „Three Ladies" als eine Quelle für Shakespeare in Anspruch zu nehmen, sind, von Kleinigkeiten abgesehen, gescheitert. Um so stärkere Beziehungen bestehen zwischen dem „Kaufmann von Venedig" und Marlowes „Juden von Malta". Christopher Marlowe (1564—1593) ist mit Abstand der begabteste unter Shakespeares Vorgängern und sein unmittelbarer Lehrmeister, vor allem auch in der Charakterdarstellung, die von ihm zuerst in den Mittelpunkt der dramatischen Kunst gerückt wurde. Dabei zogen ihn als echten Sohn der Renaissance in erster Linie solche Gestalten an, die in ihrem übermenschlichen Streben nach der Macht in allen ihren Abwandlungen die für den Durchschnittsmenschen geltenden Gesetze durchbrechen. Seinem „Tamerlan", einem übermenschlichen Eroberer, folgte sein „Doktor Faustus", die erste dramatische Bearbeitung dieses Stoffes, mit der Rolle eines Übermenschen aus Wissensdurst. Der „Jude von Malta", sein drittes Stück, wird durch einen Prolog eröffnet, den der italienische Staatsrechtslehrer Machiavelli, für die damalige Welt das Muster eines bedenkenlosen Politikers, zu sprechen hat und in dem er auf den Juden Barabas als sein Ebenbild hinweist.

Marlowe war zweifellos politisch besonders interessiert und auch wohl in den diplomatischen Vorgängen seiner Zeit gut unterrichtet, zumal er in Regierungsaufträgen Verwendung fand und sein früher Tod bei einem Wirtshausstreit den Verdacht erregt hat, es könne sich um eine bestellte Arbeit handeln, die einen unbequemen Mitwisser beseitigen sollte. Er wird darüber Bescheid gewußt haben,

[1] Vergl. S. 158.



welche Rolle Türken und Juden in der Politik der Elisabeth spielten, und sein vernichtendes Urteil über beide („Wir sind beide beschnitten und beide Schufte") deutet nicht gerade darauf hin, daß diese Politik seine Billigung gefunden hätte. Er muß darüber hinaus, vermutlich schon bei seinen Vorarbeiten zum „Tamerlan", in der neueren Geschichte der Türkei auf diejenigen Kapitel gestoßen sein, in denen der ungeheure Einfluß der Juden auf die Regierung der Sultane geschildert wurde.

Da waren zunächst die Leibärzte der türkischen Herrscher, deren Amt sich in der Familie der Hamon aus Granada vererbte und die dieses Amt auch sehr wohl als Mittel der politischen Beeinflussung zu benutzen verstanden; da war der vom Sultan Selim (1566—1574) zum Herzog von Naxos bestellte Don Joseph Nasi (João Miguez), der diesen seinem Einfluß verfallenen Fürsten zu feindlichen Maßnahmen gegen Frankreich, Spanien und Venedig bestimmte; da war Alvaro Mendez, der unter dem Sultan Murad III. (1574—1595) eine ähnliche Rolle spielte; der Arzt und Rabbi Salomon Nathan Aschkenasi, der 1574 einen Friedensschluß mit Venedig vermittelte, an türkisch-spanischen Verhandlungen maßgeblich beteiligt war und sich rühmte, Heinrich III. von Valois zum polnischen Königsthron verholfen zu haben; endlich David Passi, ein Verwandter der Hamons und Widersacher Nasis, der dem Sultan wie den am Sultanshof beglaubigten Gesandten der europäischen Staaten die neuesten zuverlässigen Nachrichten zutrug und im Zusammenhang mit einem geplanten Angriff auf Malta erwähnt wird. Von Passi sagte der venezianische Gesandte: „Dieser David lügt hundertmal, ehe er einmal die Wahrheit sagt; er würde uns verraten, wenn er könnte; er ist für Don Antonio von Portugal tätig und gleichzeitig eine Vertrauensperson des Königs von Spanien; er ist der warmherzige Anhänger Venedigs und der zuverlässige Spion des Sultans."

Waren die Einzelheiten, die man von diesen jüdischen Persönlichkeiten wußte, und die Vermutungen, die man über ihre christenfeindliche Politik anstellte, allein schon hinreichend, um Marlowe zu dem von ihm beabsichtigten Bilde des skrupellosen Politikers zu verhelfen, so werden ihm auch noch andere Berichte, vor allem die von zeitgenössischen Reisenden, zur Verfügung gestanden haben, die die allgemeine Lage und Lebensweise der Juden in der Türkei schilderten. Wenn sein Barabas sich außerhalb seines Arztberufes, den er, ganz in Übereinstimmung mit Luthers Ansicht über Judenärzte, lediglich zum Nachteil der Christen ausübt, als Fachmann im Unterminieren feindlicher Stellungen und als Wucherer betätigt, so braucht man nur einen Abschnitt aus dem Reisebericht des Franzosen Nicholas Nicholay (engl. Übers. 1585) zu vergleichen, um einzusehen, wie gut Marlowes Mosaikbild begründet ist: „Die Anzahl der Juden in Konstantinopel und in allen Städten der Türkei und Griechenlands ist so groß, daß es nicht zu glauben ist. Heutzutage haben sie im ganzen Morgenland den Warenhandel und Geldverkehr nahezu völlig an sich gerissen. Desgleichen haben sie in ihren Reihen treffliche Handwerksleute in allerhand Künsten, besonders die unlängst aus Spanien und Portugal vertriebenen Marranen, die zum großen Nachteil der Christenheit den Türken die verschiedensten Künste und Mittel der Kriegführung beibringen; als zum Beispiel die Aufstellung einer eigenen Artillerie, die



Verwendung von Hakenbüchsen, Pulver, Kugeln und anderer Munition." Cardozo[1] erinnert in diesem Zusammenhang daran, wie „die Tüchtigkeit der mit den Türken verbündeten Juden und der Erfolg ihres Unterrichts im Gebrauch von Sprengstoffen Venedig schädigte, als (zur Zeit Nasis) das Pulverarsenal in die Luft flog am Vorabend eines gegen die Türkei gerichteten Feldzuges."

Marlowes Barabas ist, als die Handlung des Stückes einsetzt, in allen Arten des Verbrechens kein Neuling mehr: Mord, Verrat, wirtschaftliche Erdrosselung sind seit langem die hervorstechendsten Formen gewesen, in denen sein Christenhaß Ausdruck gefunden hat. Der Beschluß der Malteserritter, den fälligen Tribut an die Türkei mit den Geldern zu bezahlen, die Barabas und seine Glaubensbrüder den Christen aus der Tasche gezogen haben, ist für Marlowes Helden lediglich der Anlaß, seinem verbrecherischen Rachetrieb die Zügel schießen zu lassen. Für die nationalen Notwendigkeiten Maltas hat er natürlich keinen Sinn: „Mögen die Türken kommen und alles niedermetzeln, wenn sie nur mich, meine Tochter und meinen Reichtum verschonen."

Diese Tochter des Barabas, die schöne und edelgesinnte Abigail, hat ebenso wie ihre gleich lieblichen Schwestern in allen abendländischen Literaturen den Beurteilern ein schweres Rätsel aufgegeben: Wie kommt es, daß zwar der Jude ein ständiger Gegenstand des Spottes und des Abscheus gewesen ist, die Jüdin dagegen, von Ausnahmen abgesehen, eine so viel glimpflichere, ja vielfach verherrlichende Darstellung gefunden hat? Darauf läßt sich vielleicht am besten mit dem beliebten, auch bei Shakespeare zur Anwendung gelangenden Renaissancevers antworten: „Sie ist ein Weib und darum zu begehren; sie ist ein Weib und darum zu gewinnen." Mit dem Juden kam man, außer in Geldgeschäften, wie sie nicht gerade eine Freundschaft begründen können, kaum jemals zusammen; mit der Jüdin sicher noch weniger, aber das tat der Einbildungskraft, die gerade neben dem Häßlichen gerne das Schöne sehen will, keinen Abbruch, und die liebenswerte Judentochter hat mit Marlowes Abigail an der Seite ihres in der Regel wenig ansprechenden Vaters ihren Weg durch die Weltliteratur angetreten.

Jüdische Beurteiler haben die Gelegenheit benutzt, um bei Barabas als Ausdruck des von ihnen behaupteten jüdischen Familiensinnes eine tiefgehende Liebe zu seiner Tochter nachzuweisen, genau so wie sie einen ähnlichen, gleich unangebrachten Versuch an Shakespeares Shylock unternommen haben. Barabas vermag aber in seiner Tochter nur das gefügige Werkzeug zu schätzen: Als sie, um die versteckten Reichtümer ihres Vaters zu retten, sich in das Kloster aufnehmen läßt, das in dem enteigneten Hause des Wucherers eingerichtet worden ist, und in der Nacht die schweren Säcke herunterwirft, ist Barabas wohl ehrlich begeistert, aber seine Begeisterung gilt in erster Linie nicht dem kindlichen Gehorsam und der Opferbereitschaft seiner Tochter, sondern seinen Geldsäcken, die er liebevoll in die Arme schließt. Seine verzückten Ausrufe, mit denen er sich bald an die Tochter, bald an seine Reichtümer wendet, sind das literarische Vorbild für Shylocks Klagen um die entführte Jessica: „Oh, meine Tochter! Oh, meine Du-

[1] Cardozo, The Contemporary Jew in the Elizabethan Drama (Amsterdam, 1925), S. 96.



katen!" Barabas schreckt aber auch keineswegs davor zurück, seine Tochter als Lockvogel für zwei arglose Christenjünglinge zu mißbrauchen, und dieser Anschlag glückt ihm so vollkommen, daß sich die Bewerber im Zweikampf durchbohren; aber die Rechnung geht doch nicht auf, da Abigail für den einen der beiden Ritter mehr empfunden hat und nun allen Ernstes ins Kloster geht, wo sie und die ganzen Klosterinsassen von dem alten Juden durch vergiftete Liebesgaben umgebracht werden.

Der Vergiftung der eigenen Tochter folgt die Ermordung zweier Mönche, die Barabas drohen, das Verbrechen an den jungen Rittern aufdecken zu wollen, sich aber dadurch beruhigen lassen, daß der Jude zum Christentum überzutreten und den Orden, dem die Bekehrung gelingt, reich zu belohnen verspricht. „Das sind mir zwei weise Männer, die allen Ernstes annehmen, daß ich mein Haus, meine Güter und alles preisgeben will, bloß um zu fasten und mich tüchtig geißeln zu lassen." Natürlich kommt es zwischen den Mönchen zu einem Streit um die Taufprämie, und Barabas weiß es, dank einer List seines türkischen Sklaven, so hinzustellen, als ob der eine von dem andern erschlagen worden sei, der denn auch prompt gehängt wird.

Aber damit ist die Reihe der Opfer noch nicht abgeschlossen: Der Türke, der in die Fallstricke einer Buhlerin geraten ist, benutzt sein Wissen um die Freveltaten seines Herrn dazu, diesen zu erpressen, und muß samt seinem Liebchen und deren Freund mit dem bezeichnenden Namen Pigliaborsa (Nimmdensäckel) den Gifttod sterben. Barabas gerät dabei wohl in Haft, kann sich aber durch einen Schlaftrunk retten und wird als Toter über die Mauer geworfen; vor dieser aber warten die Türken, die er durch einen geheimen Gang in die Stadt hineinläßt. Den Türken hält er freilich ebensowenig die Treue wie den Christen: Er bereitet einen Anschlag vor, der zur Vernichtung der gesamten türkischen Truppen und ihrer Offiziere führen soll und dem er selbst erliegt, indem er in einen bereitgehaltenen Kessel mit siedendem Wasser hineingestürzt wird. Er stirbt mit den triumphierenden Worten: „Wäre ich dieser Kriegslist nicht zum Opfer gefallen, ich hätte euch noch völlig erledigt, euch, ihr verdammten Christenhunde, und euch, ihr ungläubigen Türken!"

Es ist klar, daß die jüdische Haltung Barabas gegenüber zunächst eine ablehnende sein mußte, wenn auch ernst zu nehmende Beurteiler zugaben, daß wichtige charakterliche Rassenmerkmale richtig gesehen waren. Man spielte Shakespeares Shylock als eine viel lebenswahrere Gestalt gegen Marlowes Juden aus und bezeichnete diesen als einen Unmenschen; da aber ein Unmensch offenbar kein Mensch ist, konnte man mit echt jüdischer Logik den Beweis dafür antreten, daß Barabas auch kein Jude sein konnte. Man machte viel Aufhebens davon, daß Marlowe in Einzelheiten das jüdische Milieu nicht richtig wiedergegeben und beispielsweise Mahomet als Judengott eingeführt habe; es läßt dies aber in erster Linie darauf schließen, daß Marlowe den Irrtum moderner Theologen, die Jahwe und den Christengott gleichsetzen, nicht geteilt hat. Man konstruierte einen Stilgegensatz zwischen den zwei ersten und allen weiteren Akten des „Juden von Malta" und versuchte, einen Großteil des Stückes einem Bearbeiter zuzuschieben, der zwischen 1593, dem Todesjahr des Dichters, und 1633, der



Jahreszahl des uns erhaltenen Druckes, den Sinn des Ganzen weitgehend verfälscht hätte; aber wenn es auch richtig ist, daß die Mönchs- und Kurtisanenszenen eine gewisse Ähnlichkeit mit Motiven aufweisen, die der Herausgeber von 1633, der Dramatiker Thomas Heywood, anderweitig verwendet hat, so sind es doch gerade diese Szenen, die das furchtbare Bild, das Marlowe von seinem Großverbrecher entwirft, eher ins Komische zu mildern geeignet sind. Im übrigen ist der Nachweis eines stilistischen Bruchs nicht gelungen, und eine Aufführung des Stückes vor amerikanischen Studenten hat ergeben, daß es eine tiefe und einheitliche Wirkung hinterläßt.

Als letzter Rettungsanker bleibt ein Vergleich des Barabas mit den christlichen Personen des Stückes, die gewiß nicht als reine Engel gezeichnet sind, und die Behauptung, daß der Dichter für seine Gestalt ein besonderes Mitgefühl aufgebracht habe; auch daran ist etwas Richtiges: Marlowe, einer der kühnsten Freigeister seiner Zeit, von dem höchst gefährliche und „gotteslästerliche" Äußerungen überliefert sind, hat sich gewiß nicht schützend vor das Christentum und die Kirche stellen wollen, und seine Mönchstypen sind Barabas gegenüber verächtliche Karikaturen; ebensowenig hat jedoch der Dichter über seiner unverhohlenen Bewunderung des Großverbrechers und seiner Laufbahn die Notwendigkeit vergessen, die menschliche Gesellschaft von Ungeheuern dieser Art zu befreien. Auch der Vorwurf, Marlowe habe insofern keinen typischen Juden dargestellt, als der Durchschnittsjude gewaltsamem Vorgehen abhold sei, läßt sich leicht entkräften, wenn wir bedenken, daß die bekannte jüdische Scheu vor dem körperlichen Einsatz wohl in der Kriminalstatistik eine Rolle spielt und eine bestimmte Art Schlägereien in Altbayern häufiger sein mögen als in polnischen Ghettos, daß aber die jüdischen Massen- und Meuchelmorde dort, wo sich die Täter in Sicherheit wähnten, wie zur Zeit der Münchener Räterepublik oder der Blutorgien Bela Khuns, eine andere Sprache reden.

Der „Jude von Malta" war, im Gegensatz übrigens zu Shakespeares „Kaufmann von Venedig", ein beispiellos erfolgreiches Stück, ein richtiggehender Kassenmagnet, allerdings zu einem nicht geringen Teile erst nach dem Tode seines Verfassers, als 1594 während des Mordprozesses gegen Roderigo Lopez die judengegnerische Stimmung in London einen ungeahnten Antrieb erhielt.

Der jüdische Leibarzt der Elisabeth, ein naher Verwandter des Alvaro Mendez, hatte zuerst ihrem Günstling, dem Grafen Leicester, als Arzt gedient und war als solcher in den Verdacht geraten, unbequeme Mitbewerber des Grafen durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Er war dann zum Arzte verschiedener anderer Würdenträger und schließlich zum Leibarzt der Königin emporgestiegen. Das darf uns um so weniger verwundern, als der jüdische Arzt im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit an allen Höfen hoch geschätzt wurde, die der Päpste und der deutschen Kaiser nicht ausgeschlossen. Glaubte man sie doch im Besitze bestimmter, offenbar mit ihrer Konfession in Verbindung stehender Geheimnisse, so daß König Franz I. von Frankreich einen ihm vom Kaiser zur Verfügung gestellten Arzt als ungeeignet zurückschickte, weil sich herausgestellt hatte, daß er getauft war. Selbst in England war Lopez nicht der erste jüdische Hofarzt; schon Heinrich IV. (1399—1413) hatte einen solchen besessen.



Als der portugiesische, von den Marranen unterstützte Kronprätendent Don Antonio in England anlangte, wurde ihm Lopez als Dolmetscher beigegeben und in die englische Spanienpolitik eingeweiht, in der er schließlich als Spion Verwendung fand. Dabei ließ er sich offenbar von beiden Regierungen, von Philipp II. ebenso wie von Elisabeth, aushalten, und erklärte sich zuletzt gegen ein wertvolles Geldgeschenk und noch größere Versprechungen bereit, die Königin zu vergiften. Des durch den Grafen Essex entdeckten Mordanschlags überführt, wurde er am 7. Juni 1594 unter dem tosenden Beifall der Volksmenge, die seine Bestrafung mit Ungeduld erwartet hatte, öffentlich gehängt.

Während der Jude Sir Sidney Lee 1880 im „Gentleman's Magazine" die Vermutung aussprach, daß Roderigo Lopez das Vorbild zu Shakespeares Shylock im „Kaufmann von Venedig" gewesen sei, schätzen neuere Beurteiler die literarische Nachwirkung des Falles außerordentlich gering ein: Lees Rassengenosse Cardozo lief 1925 gegen dessen These mit einer Erbitterung Sturm, die nur zu deutlich verrät, wie unangenehm heutzutage dem Juden jede festgestellte Porträtähnlichkeit zu werden beginnt, und Schöffler stellte 1937 die (irrige) Behauptung auf, der jüdische Arzt fehle im elisabethanischen Drama vollkommen[1]. Dazu läßt sich etwa folgendes sagen: Man braucht Genies wie Marlowe und Shakespeare gewiß nicht die Befähigung abzusprechen, allein schon an Hand der vorhandenen literarischen Unterlagen wirksame Judengestalten auf die Bühne zu bringen, wird aber andererseits niemals mit Erfolg abstreiten können, daß ihnen die Möglichkeit zu einem Modellstudium gegeben war, zumal wenn man bedenkt, daß Shakespeare sowohl wie Lopez im Bekanntenkreise des Grafen Essex auftauchen. Dabei braucht man sich nicht auf nach dem Prozeß entstandene Schrifttumsdenkmäler zu beschränken, denn Lopez war, wie schon erwähnt, lange vorher eine verdächtige Persönlichkeit. Diejenigen, die naiv genug sind, anzunehmen, daß er wenigstens nicht als Jude bekannt gewesen sei, übersehen, daß sich die Renaissance, wenn auch ihr Rassenbewußtsein nicht das unsrige war, doch von Wert und Bedeutung der Judentaufe einen durchaus richtigen Begriff machte. Wie sagt doch ein Zeitgenosse so treffend: „Von drei Dingen ist nichts Gutes zu erhoffen, von einem gezähmten Wolf, einem getauften Juden und von einem Dieb."

Der hier erwähnte Wolf ist insofern bedeutsam, als Lopez in den Londoner Einwohnerlisten als Lopus geführt wurde und ein Wortspiel mit lateinisch „lupus, der Wolf" nahelag. So hat man z. B. eine Stelle des „Kaufmanns", wo von einem Wolf im engen Zusammenhang mit dem Galgen die Rede ist, als Anspielung auf Lopez aufgefaßt, und in Ben Jonsons „Volpone", einem Stück voller Verbrechertypen, wird ein Doktor Lupo erwähnt, der, um einen alten reichen Betrüger am Leben zu erhalten, bereit wäre, die eigene Tochter preiszugeben. Eine andere Namensverdrehung führt Decker in seiner „Babylonischen Hure" (1607) ein, gleich Middletons „Partie Schach" (1624), wo der Fall Lopez kurz berührt wird, eines der Stücke, die den mit allen Mitteln geführten Machtkampf zwischen England und Spanien darstellen; in dem erstgenannten Stück tritt Lopez außer unter seinem richtigen Namen und dem lateinisierten Lopus auch noch als Ropus (vgl.

[1] Schöffler, a. a. O., S. 94.

engl. rope, „Strick") auf und wird, nach Aufdeckung seines teuflischen Planes durch Fideli-Essex, verdientermaßen gehängt. Dasselbe Wortspiel mag der Umschrift eines 1624 erschienenen Stiches zugrunde liegen, auf dem Lopez gerade dem spanischen Unterhändler die Hand hinstreckt mit dem Vermerk: „Was krieg ich dafür? (Quid dabitis?)", während die besagte Umschrift lautet: Proditorum finis funis. („Das Ende für Verräter ist der Strick").

Noch einmal begegnet der Name Lopez als der eines Wucherers in Fletchers „Women pleased" (1646). Man könnte an einen Einfluß Shakespeares glauben, der als erster aus dem Arzt einen Wucherer gemacht hätte, wäre es nicht wahrscheinlicher, daß, wenn nicht Lopez selbst, so doch nächste Verwandte von ihm sich mit solchen Geldgeschäften abgegeben haben. Daß Zeitgenossen den Judendoktor auf der Bühne, sei es unter seinem eigenen oder einem fremden Namen (Barabas?) wiedererkannt haben oder erkennen wollten, legt eine Stelle in dem Universitätsdrama „Hispanus" (1596/97) nahe, wo der Diener eines genasführten Freiers den zur Unterhaltung mitgebrachten Schauspieler auffordert, die Verzweiflung des Doktor Faust oder des Doktor Lopezzius zu mimen.

Ein bekannter jüdischer Giftmord an dem türkischen Sultan Bajazet II. (1481—1512) wurde zweimal (in Greenes „Selimus" und Goffes „Rasendem Großtürken"), das zweite Mal unter richtiger Namensnennung des jüdischen Leibarztes, auf die englische Bühne gebracht, und Thomas Nashe läßt in seinem Schelmenroman „Der unglückliche Reisende, oder das Leben Jack Wiltons" (1594) den Titelhelden in Rom in die Gewalt eines jüdischen Arztes am päpstlichen Hof geraten, der gleich Lopez die Berechtigung zu anatomischen Versuchen hat. Die Stelle, wo die Gefühle des Unglücklichen vor der drohenden Sezierung beschrieben werden, ist ein Glanzpunkt des Romans. In Italien spielen schließlich zwei Stücke, in denen zur Vornahme verbrecherischer Handlungen die Verkleidung als jüdischer Arzt Verwendung findet und die beide 1624 erschienen: Massingers „Herzog von Mailand" und Websters „Teufelsprozeß". Bei Webster gibt Romelio einen an Barabas gemahnenden Überblick über jüdische Verbrechen, unter denen Falschmünzerei, Verführung, Giftmord und Hochverrat hervorzuheben sind.

Ein älteres solches Verkleidungsstück ist das Universitätsdrama „Machiavellus" (1597), dessen italienischer Titelheld allerdings mit dem geschichtlichen Machiavelli ebensowenig etwas zu tun hat, wie sein Jude Jacuppus einem Barabas das Wasser reichen könnte. Beide bewerben sich um die Hand einer schönen Italienerin, deren Bräutigam gerade abwesend ist. Mit verschiedenen Verkleidungen suchen sie sich bei ihr Eingang zu verschaffen. Der Jude, der in einer früheren Szene seinem ob einer Abweisung verzweifelten Nebenbuhler schon das Messer zum Selbstmord bereitgelegt hatte, vermag das Mädchen durch einen Schlaftrunk vorübergehend in seine Gewalt zu bringen. Er gerät aber dadurch zusammen mit Machiavellus in Mordverdacht, aus dem ihn nur die Zurückkunft des bevorzugten Liebhabers und das rechtzeitige Erwachen des Mädchens zu lösen vermögen.

Die Darstellung des Juden als Liebhaber ist ein neuartiger, erst in den Judenstücken des 18. Jahrhunderts voll zur Auswirkung gelangender Zug. In weiblicher Umgebung finden wir dann nur noch den Juden Benwash in Dabornes Piraten-



stück „Der Türke gewordene Christ“ (1612) — er will seine Frau und deren Schwester, zwei Nichtjüdinnen, dazu benutzen, die in seinem Hause verkehrenden Seeräuber, für die er als Hehler tätig ist, zu übertölpeln, wird dabei aber selbst, sehr gegen seinen Willen, zum Hahnrei gemacht — und Zabulon in Fletcher-Massingers „Des Landes Sitte“ (1619), den willfährigen Zuhälter und Intriganten einer italienischen Buhlerin. Beide, Benwash sowohl wie der aus Cervantes' Roman „Persiles und Sigismonda“ übernommene Zabulon, weisen nebenbei die verbrecherischen Züge von Marlowes Barabas auf, aber Zabulon zum mindesten geht straffrei aus, was allerdings in einem Stück, wo zum happy end selbst die Toten wieder lebendig werden, nicht weiter verwunderlich ist.

Im Gegensatz hierzu fehlt in den älteren Dramen, so auch in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, der sinnliche Zug im Wesen des Juden, den wir heute als besonders hervorstechend empfinden, ein Beweis dafür, daß die Beobachtungsgabe der Elisabethaner ausreichte, um das von Marlowe und Shakespeare geschaffene Bild durch neue, dem Leben abgelauschte Züge zu bereichern.

Wenden wir uns nach Besprechung der sonst nachweisbaren Judenporträts Shakespeares Shylock zu, so erhebt sich zunächst die Frage, wieweit der bedeutendste englische Dramatiker einem älteren, verlorengegangenen Stück Anregungen verdankt, dessen Titel „Der Jude“ lautete und dessen stark zusammengefaßten Inhalt uns der Puritaner Gosson in einer Streitschrift gegen die Verderbtheit der Theater (1579) überliefert hat. Man hat sich, um den Gang der Handlung im „Juden“ festzulegen, der verschiedensten Methoden bedient, aber infolge der schlecht verhehlten Absicht, Shakespeare von der Verantwortung für die judenfeindliche Handlung möglichst weitgehend zu entlasten, keine einwandfreien Ergebnisse erzielt.

Bekanntlich besteht der „Kaufmann von Venedig“ aus drei Haupthandlungen, deren eine, um den Pfund-Fleisch-Vertrag kreisende, wir gelegentlich der mittelalterlichen Bearbeitungen bereits besprochen haben[1]. Die zwei anderen, die Kästchenhandlung und die Entführung der Judentochter, fehlen in der Novelle des Giovanni Fiorentino, und es ist daher zu erörtern, ob schon Shakespeares ungenannter Vorgänger, wie behauptet wurde, diese beiden neuen Motive eingeführt hat.

Die Wahl zwischen drei Kästchen aus verschiedenartigen Metallen als Probe für drei Freier einer reichen Erbin stellt ein bekanntes Märchenmotiv dar, das in Shakespeares Stück an Stelle einer wesentlich derberen Liebesprobe bei dem italienischen Novellisten getreten ist. Der Umstand, daß Gosson ein ihm unsittlich erscheinendes Drama kaum, wie den „Juden“, rühmend erwähnt hätte, wäre nur dann beweiskräftig, wenn wir bei Gosson ein dem unseren wesensgleiches Sittlichkeitsempfinden voraussetzen dürften und die Gewißheit besäßen, daß die Geschichte von der Kästchenwahl der erste und allein mögliche Ersatz für die schlüpfrige Episode des Giovanni Fiorentino gewesen wäre. Jedenfalls machen die Belmontszenen des „Kaufmanns von Venedig“ nicht gerade den Eindruck, als ob hier viel von einem älteren Stück stehengeblieben sein könnte.

[1] Vergl. S. 158 f.

Für die Entführung der Jessica haben verschiedene Shakespeareforscher einen anderen italienischen Novellisten, Masuccio Salernitano, als Quelle in Anspruch genommen, ohne daß angesichts von Marlowes Abigail die geringste Wahrscheinlichkeit dafür spräche. Der Verlust der Tochter ist, wie Stonex in seiner Arbeit über den „Wucherer im elisabethanischen Drama" (1916) erörtert hat, die eine Form der Bestrafung, welche die dramatischen Dichter für diese unliebsame Menschenform auf Lager hatten; die andere war, daß sie selbst in eine Liebeshandlung verwickelt wurden, aus der sie dann als zweiter Sieger hervorgingen. Da die Judennamen im „Kaufmann" (Shylock, Tubal, Chus und Jessica) ein geschlossenes Ganzes bilden und wegen ihrer besonderen, hebräische Kenntnisse eigener Art voraussetzenden Form kaum Shakespeares geistiges Eigentum sein können, ist die Vermutung berechtigt, daß der Name Jessica bereits im „Juden" vorkam; er könnte jedoch der Frau des Juden zugehört haben, die bei Shakespeare den Genesis X und XI, wo sich die anderen Namen zusammendrängen, nicht feststellbaren Namen Leah trägt. Gegen eine Übernahme der Jessicaepisode aus dem älteren, verlorengegangenen Stück spricht das Fehlen der Judentochter in der literarischen Verwandtschaft des „Kaufmanns", sobald man Marlowes „Juden von Malta" außer Betracht läßt. Weder in den Zariphszenen der „Reisen der drei englischen Brüder Sherley" (1607), noch in dem von englischen Schauspielern auf dem Festland aufgeführten Stück von „Josepho, Juden von Venedig" (1608) tritt eine ähnliche Gestalt auf.

Ist demnach die Lorenzo-Jessica-Handlung ebenso wie der Hauptteil der Belmontszenen als Shakespeares geistiges Eigentum anzusehen, so werden wir von hier aus am leichtesten zu seiner Stellungnahme zur Rassenfrage vorstoßen können. Marlowe hatte das Liebesverhältnis seiner Abigail zu einem christlichen Jüngling, ehe andere Schwierigkeiten in Erscheinung treten konnten, an der abgrundtiefen Bosheit ihres Vaters scheitern lassen und damit die schwerste Klippe vermieden. Shakespeares Portia dagegen schließt die Möglichkeit nicht aus, daß sie auf Grund des Ergebnisses der Kästchenwahl dem schwarzen Prinzen von Marokko die Hand reichen muß, und die Jüdin Jessica wird von dem Italiener (nicht Engländer!) Lorenzo in aller Form geehelicht. Aber Shakespeare hat sich eine Hintertür offengelassen: Seine Jessica gleicht in nichts, weder in Wesensart noch Erscheinung, ihrem (angeblichen) Vater, und an einer bestimmten Stelle des „Kaufmanns" (II, 3, 12) genügt eine geringfügige, schon 1632 auftauchende Änderung des ursprünglichen Textes, um Shylocks Vaterschaft mit der letzten Sicherheit auszuschließen. Wie wenig Shakespeare darauf ausging, das Problem der Rassenschande ernstlich aufzurollen, erhellt daraus, daß der Clown von häufigeren Judenbekehrungen in erster Linie eine Steigerung des Schweinefleischpreises befürchtet.

Wenn ich im vorigen die „Reisen der drei Brüder Sherley" und den deutschen „Josephus, Juden von Venedig" zum Vergleich herangezogen habe, so deshalb, weil wir in ihnen meiner Ansicht nach die nächsten Verwandten des verlorengegangenen „Juden" zu sehen haben. In der ebenfalls verlorenen „Venetianischen Komödie" (1594) möchte ich nicht eine erste Fassung des „Kaufmanns", sondern eine letzte des „Juden" vermuten und den erst 1653 eingetragenen „Juden von

Venedig" des John Decker (†1641), wenn er überhaupt jemals vorhanden war, mit der deutschen „Comödie" weitgehend gleichsetzen.

„Die Reisen der drei Brüder Sherley" sind ein von drei Verfassern herrührendes, auf einer Flugschrift fußendes Theaterstück, in dem für die von Elisabeth stets abgelehnte Zusammenarbeit der christlichen Staaten mit dem Perserschah gegen die Türken geworben und damit eine Marlowe verwandte politische Haltung eingenommen wird. Die ohne einen Abschluß gebliebenen Szenen, in denen der Jude Zariph dem einen der Sherleys ein ähnliches Schicksal zu bereiten sucht wie im „Kaufmann" Shylock dem Antonio, fallen aus dem Stück heraus und haben in der erwähnten Flugschrift keine Grundlage. Auf die Ähnlichkeit dieser Zariphszenen mit Marlowes und Shakespeares Judenstücken ist bereits von anderer Seite[1] hingewiesen worden, aber alles macht den Eindruck des Roheren und Ursprünglicheren, so daß eine Übernahme aus dem älteren Stück mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben sollte.

Zariph nennt sich selbst „einen Juden, einen kreuzigenden Henker, in allen Sünden wohl erfahren, der den eigenen Bruder um seiner Haut willen aufhängen würde" und gibt seinem Christenhaß mit Worten der folgenden Art Ausdruck: „Nun, meiner Seel, es würde meinen Lebensgeistern so recht behagen, wenn ich ein Gericht von lauter Christenfleisch vorgesetzt erhielte. — Die Läuse Ägyptens sollen sie eher verzehren, als ich einem Christen Gnade erzeige. Eines Christen Marter ist eines Juden höchste Freude." Zariphs Opfer Anthony Sherley bezeichnet diesen als „wahren Samen des mit einem Kuß tötenden Judas" und in seinen Schlußworten klagt er: „Auf all meinen Reisen sehe ich heute das Bild der Hölle zum erstenmal. Das ist ihr wahres, offen zur Schau gestelltes Bild, ein neidischer Schurke (ein Perser, der ihn verraten hat) und ein blutdürstiger Jude." Aus den Zariphszenen schließe ich, daß der „Jude" die von Shakespeare hinter die Bühne verlegte Bankettszene enthalten hat, ebenso einen Lobpreis der Musik, den Shakespeare in seinen fünften, für das dramatische Geschehen so entbehrlichen, Akt hineinarbeitete.

Auch „Josephus, der Jude von Venedig" enthält eine ganze Reihe herzhafter Stellen, die aber weniger auf englische als vielmehr auf deutsche Rechnung zu setzen sein werden. Deutsch mutet die Eingangsszene an, in der die Vertreibung der Juden aus Zypern beschlossen wird, und eine Erfahrung, wie sie die damaligen Engländer kaum sammeln konnten, spricht aus den Worten des Juden Barabas (mit anderem Namen Josephus): „Was denkt ihr doch, ihr närrischen Christen, daß ihr meinet, die Juden zu vertilgen? Oder bildet ihr euch ein, wann ihr uns aus einem Land vertreibet, daß wir in dem anderen verdorben seind? Ach, weit gefehlet! Alsdann beginnt öfters unser Glück erst recht zu blühen und zu grünen." Deutsch und nicht englisch ist auch Pickelhärings (d. i. Hanswursts) Urteil über den „frommen Juden Josephus": „Bist du ein frommer Jud, so bist du ein Feuer ohne Hitze, ein Wasser ohne Nässe, ein Dornstrauch ohne Stachel, eine Schlange ohne Gift, ein Bauerndreck ohne Gestank, ein ehrlicher Schelm, ein frommer Dieb, ein aufrichtiger Schelm und Galgenvogel." Gutbürgerlich ist der gesunde Menschenverstand, mit dem der Doge von Venedig über den seltsamen Handel

[1] Cardozo, a. a. O., S. 155 f.

mit dem Pfund Fleisch urteilt: „Mich wundert nicht so sehr, daß es der Jude begehret, als daß es der närrische Mensch unterschrieben hat."

Was an englischen Quellen des „Josephus" übrigbleibt, ist zunächst die an Stelle der Kästchenwahl getretene Handlung eines verlorengegangenen Stückes, des „Französischen Arztes" (1594). Diese Verkleidung hat der Liebhaber gewählt, in dessen Person der Schuldner und der Liebhaber im „Juden" und im „Kaufmann" zusammengefallen sind. Die Anleihen aus Marlowe gehen über den Namen des Juden, eine Anspielung darauf, „was die Juden neulich zu Malta vorgenommen haben", und eine allgemeine Ähnlichkeit der Eingangsverhandlungen nicht hinaus, die behauptete Abhängigkeit von Shakespeares „Kaufmann" besteht nicht. An Giovanni Fiorentinos Ansaldo, Shakespeares Antonio, erinnert der Name des umworbenen Mädchens, Ancilletta, und der Anfang des „Josephus" läßt vermuten, daß auch der „Jude" mit einer Abschiedsszene zwischen (Pflege-) Vater und (Pflege-) Sohn begann. Antonios unerklärte Melancholie war im „Juden" im Anschluß an die italienische Quelle völlig klargestellt, da Ansaldo sein Gut, seinen Pflegesohn und das eigene Leben zu verlieren befürchten muß.

Die Handlung der Novelle, die im wesentlichen auch die des „Juden" gewesen sein dürfte, verläuft wie folgt: Ein Kaufmann, der seinem jüngsten Sohn kein Gut vermachen kann, verweist ihn an einen Geschäftsfreund in Venedig, namens Ansaldo. Dieser nimmt sich des jungen Mannes in jeder Hinsicht an und ermöglicht ihm ein standesgemäßes Auftreten. Schließlich rüstet er ihm zum Handel mit dem Orient ein Kauffahrteischiff aus, das aber durch einen Sturm an der dalmatinischen Küste von der übrigen Handelsflotte getrennt und in einen fremden Hafen verschlagen wird. Dort wohnt die reiche Erbin, deren Besitz an die Lösung einer durch Zauber erschwerten Aufgabe geknüpft ist. Der Freier besteht die Probe nicht und verliert entsprechend den Wettkampfbestimmungen die wertvolle Schiffsladung. Auch ein zweiter Versuch, an dessen Anfang freilich kein Seesturm, sondern eine absichtliche Trennung von den Gefährten steht, mißlingt, bis der dritte, von einer verräterischen Zofe begünstigte, endlich Erfolg hat. Inzwischen hat aber Ansaldo, der zur Ausrüstung des dritten Schiffes aus eigenen Mitteln nicht mehr imstande ist, mit einem jüdischen Geldleiher den bewußten Vertrag eingehen müssen, und während die jungen Ehegatten ihre Flitterwochen genießen, zieht sich über seinem Haupte das Gewitter zusammen. Der Jude läßt ihn verhaften, und alle noch so hohen Geldangebote seines Pflegesohnes und anderer venezianischer Kaufleute können den unerbittlichen Gläubiger nicht dazu bewegen, seinen Anspruch auf das Pfund Fleisch aufzugeben. Da bringt die als Rechtsgelehrter verkleidete junge Frau, Shakespeares Portia, die Rettung; sie macht in der bekannten Weise den jüdischen Anschlag zunichte, und bei Shakespeare zum mindesten endet die Handlung mit einem fühlbaren Vermögensverlust des Juden und seiner zwangsweisen Bekehrung.

Wie sich diese Bestrafung in der Folgezeit ausgewirkt haben mag, darüber gehen die Ansichten der Kritiker weit auseinander: Während der eine darauf hinweist, daß Shylock sicher mit viel weniger angefangen hat und infolge seiner besonderen Begabung den Verlust schnell wiedergutmachen wird, behauptet der andere, wohl mit Recht, daß mit Shylocks Bekehrung auch seine Wuchererlaufbahn ein

Ende finde und ihm damit jede Erwerbsmöglichkeit genommen sei. Der von jüdischer Seite unternommene Versuch, durch einen hinter der Bühne nach Schluß des 4. Aktes erfolgenden Selbstmord Shylocks diesen doch noch zum Sieger zu stempeln, ist lediglich ein Beweisstück jüdischer Geisteshaltung und als solches keiner ernstlichen Diskussion wert.

Überhaupt haben die Juden verständlicherweise, wie bei Marlowes Barabas, so auch bei Shylock nichts unversucht gelassen, um die darstellerische Absicht des Dichters zu verschleiern oder in ihr Gegenteil zu verkehren. Die Behauptung, Shylock geschehe mehr Unrecht, als er selbst Unrecht tue („Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig!"), gehört ebenso hierher wie die lächerliche Beweisführung des „Holländers" Volbeda[1], der den Juden allen Ernstes als liebevollen, gescheiten und heldischen Menschen charakterisiert wissen will. Freilich ist es um diese Verdrehungen, wie sie ähnlich seit 1800 an der Tagesordnung waren, wesentlich stiller geworden, seit 1911 der amerikanische Professor Stoll in einem Aufsatz „Shylock" (Journal of English and German Philology) die ganze Haltlosigkeit der jüdischen und judendienerischen Shylockbetrachtung dargetan und selbst Juden wie Landa(uer?) zur (stillschweigenden) Übernahme seiner Beweisführung veranlaßt hat.

Eingangs seines Artikels[2] geht Stoll kurz auf die Bühnengeschichte des „Kaufmanns von Venedig" ein und erwähnt Kean (1787—1833, kein Jude, wie von jüdischer Seite zunächst behauptet worden war), Macready (1793—1873) und Irving (1871—1914) als die Schauspieler, die im Gefolge gewisser Kritiker für die allmähliche Verfälschung des Shylockbildes im Sinne eines von Shakespeare nicht beabsichtigten Appells an Mitleid und Duldsamkeit verantwortlich wären. Gegen ein solches Bild spricht neben dem über die anderen literarischen Bearbeitungen des Stoffes hinausgehende Umfang von Shylocks Bestrafung das schlechte Urteil, das die anderen Personen des Dramas, darunter die eigene Tochter und der als Muster an Edelmut gezeichnete Antonio, über Shylock fällen, und das dementsprechende Verhalten, das sie ihm gegenüber an den Tag legen. Stoll verweist weiter auf das augenfällige Bestreben des Dichters, jeden günstigeren Eindruck, den wir von Shylock erhalten könnten, durch geeignete Bemerkungen sofort in sein Gegenteil zu verkehren[3], die Anordnung der Szenen, die diesen Eindruck der Lächerlichkeit verstärkt, die unmißverständliche Zusammenstellung von Shylocks Beweggründen in seinem Auftrittsmonolog[4] und schließlich die besondere Fassung von Shylocks vielzitiertem „Toleranzappell"[5].

---

[1] Volbeda, Over de Shylockfiguur (Neophilologus 14, 1929), S. 120, 196, 274.

[2] Stoll, Shylock (Journal of English and German Philology X, 1911), S. 236 f.

[3] Stoll, a. a. O., S. 273 f.: „Es finden sich Wendungen und ganze Sätze, die, aus dem Zusammenhang herausgerissen, tatsächlich rühren. Aber Shakespeare bedient sich nur eines bekannten dramatischen Kunstgriffes, indem er das Publikum für den Augenblick auf eine falsche Spur lockt, um gleich darauf einer scheinbar rührenden Gefühlsäußerung eine solche der Gefühlskälte, der Selbstsucht oder eine sonstwie unpassende folgen zu lassen. Die Rührung war ein trügender Schein, nur die Lächerlichkeit ist echt."

[4] Shakespeare, Kaufmann von Venedig I, 3: „Ich haß ihn, weil er von den Christen ist, doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt umsonst Geld ausleiht und hier in Venedig den Preis der Zinsen uns herunterbringt. Er haßt mein heilig Volk und schilt selbst da, wo alle Kaufmannschaft zusammenkommt, mich, mein Geschäft und redlichen Gewinn, den er nur Wucher nennt".

[5] Ebenda III, 1: „Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen?" usw.

Zu dieser Stelle sagt Stoll[1]: „Shakespeare gesteht den schlimmsten seiner Schurken die Möglichkeit zu, ihre Sache in einem Monolog zu vertreten, wenn nicht, wie in unserem Falle, gewisse Streiflichter in der Verteidigungsrede selbst zur Genüge jedem günstigen Eindruck entgegenwirken. Die vorliegende Stelle ist ganz offensichtlich ein Rechtfertigungsversuch einer ohne jede Rücksicht auszuführenden Rachetat; kein Wort, das der Dichter eingefügt hat, betont die edleren Seiten jüdischen Wesens; und indem Shakespeare seinem Shylock die eigene Beredsamkeit zur Verfügung stellt, gibt er dem Teufel nur, was er ihm schuldig ist. Zweifellos ist soviel richtig, daß an solchen Stellen Shylocks Habsucht und sein individueller Rachetrieb zurücktreten gegenüber seinem Rassengefühl und daß er auf diese Weise zu einer eindrucksvoll tragischen Gestalt erhoben wird." Ergänzend wird sich bemerken lassen, daß der Appell an das gemeinsame Menschtum, den hier Shylock ausspricht, tatsächlich der letzte Appell ist, der dem Verbrecher seinen Richtern gegenüber zur Verfügung steht.

Stoll hat durch seine Beweisführung die Juden dazu gezwungen, nunmehr Shakespeares Judenbildnis als böswillig verzeichnet abzulehnen. In der Tat haben sich nach den begeisterten Lobsprüchen älterer jüdischer Kritiker[2], die nach lebenden Vorbildern für Shylock suchten und zum Teil sogar einen Besuch des Dichters in Venedigs Ghetto für erwiesen erachteten, die jüngeren im allgemeinen entschlossen, jede Lebensähnlichkeit des Bildnisses abzuleugnen. Eine solche veränderte Haltung geht nicht, wie Schöffler[3] vermutet, auf eine Schärfung des kritischen Verstandes zurück, wenngleich es richtig sein mag, daß bei den älteren Judengenerationen die Freude, überhaupt photographiert worden zu sein, die Anforderungen an die Echtheit der Photographie nicht ganz so hoch schrauben ließ; man ist lediglich heute, wo dem Verbrecher jeder Fingerabdruck zum Verhängnis werden kann, so viel vorsichtiger geworden, daß man auch die geringste Spur nicht mehr wahrhaben möchte.

Als solche Shylocks Judentum erweisende Spuren betrachtete die ältere Schule seine alttestamentliche, leicht bildhafte Sprache, seine Intelligenz, seinen Erwerbssinn, seine (allerdings bei näherer Betrachtung nicht vorhandene) Liebe zu seiner Familie, sein Gefühl der Verbundenheit mit seiner Rasse und seinen Glauben an ihre Auserwähltheit, und schließlich seinen Abscheu vor jeder Tischgemeinschaft mit den Goyim. Der (dänische) Sprachforscher Jespersen[4] kam, ohne ausgesprochen hebräische Züge in Shylocks Redewendungen nachweisen zu können, doch zu dem Ergebnis: „Ich habe etwa 40 Abweichungen von Shakespeares gewöhnlichem Sprachgebrauch gezählt und kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Shakespeare Shylocks Sprache mit Absicht ein besonderes Gepräge verlieh." Daß eine letzte Verständigungsmöglichkeit zwischen dem Juden und seinen christlichen Gesprächspartnern nicht vorhanden ist, wird schon durch die Mißverständnisse der ersten Shylockszene genügend bewiesen.

---

[1] Stoll, a. a. O., S. 243. f.

[2] Brandes, William Shakespeare (München, 1904), Bd. 1, S. 214 ff. — Wolff, Shakespeare (München, 1907), Bd. 1, S. 348 f. — Lee, The Original of Shylock (Gentleman's Magazine, 1880). [3] Schöffler, a. a. O., S. 95 f.

[4] Jespersen, Growth and Structure of the English Language (Leipzig, 1905), Abschn. 221, S. 220.



Die Betrachtung der anderen Personen im „Kaufmann" würde nach jüdischer Ansicht etwa zu folgendem Ergebnis führen: Alle miteinander sind sie Shylocks Verstandesschärfe nicht gewachsen, und nur ein richterliches Mätzchen verhilft ihnen zum obsiegenden Urteil. Antonio erniedrigt sich durch seinen blinden Judenhaß; sein Pflegesohn Bassanio ist ein leichtlebiger Verschwender; die schöne Portia besitzt Grausamkeit genug, um im Besitze des erlösenden Richterspruches so lange zu warten, bis ihre Freunde die Gewißheit, dem Messer des Juden ausgeliefert zu sein, möglichst ausgekostet haben; die Judentochter Jessica ist hartherzig und undankbar.

Sieht man genauer hin, so fallen diese jüdischen Ideengebäude schnell zu einem Nichts zusammen: Wohl ist Shylock mit einer gewissen Verstandesschärfe begabt, aber der Dichter hat die Handlung des Stückes gerade dazu benutzt, um den Sieg der selbstlosen, nichts überlegenden Freundschaft über den zur Befriedigung von Rachegelüsten mißbrauchten, auf dem bloßen Buchstabengeist des Gesetzes aufbauenden rechnenden Verstand eines Verbrechers zur Darstellung zu bringen. Der Vertreter dieser Freundschaftsidee ist Antonio, und daß dieser edelste Mensch, der das eigene Leben für den Freund hinzugeben bereit ist, selbst im Augenblick, wo er den Juden braucht, aus seinem unbeirrten Judenhaß kein Hehl macht, spricht nicht für den Juden. Bassanio ist gewiß kein Tugendbold, sondern die rechte Ergänzung zu dem allzu ernsten Charakter seines Freundes; er hat seine Jugend genossen, aber trotz aller frohen und vor allem kostspieligen Streiche ist er, dafür bürgt uns schon die Freundschaft Antonios, ein Ehrenmann geblieben, dem wir es wohl zutrauen dürfen, daß mit seiner Heirat ein neues geordnetes Leben seinen Anfang nehmen wird. Daß Portia die dramatischen Möglichkeiten der Gerichtsszene zu voller Auswirkung kommen läßt, wird man weniger auf Rechnung ihres Charakters setzen, als vielmehr auf die Notwendigkeiten der dramatischen Kunst zurückführen wollen. Jessica schließlich gibt uns deutlich genug zu verstehen, daß ihr Leben unter der Obhut eines derartigen Vaters eine wahre Hölle gewesen ist und daß von einer Dankesverpflichtung keine Rede sein kann.

Mit der Besprechung des „Kaufmanns von Venedig" hätten wir unseren Überblick über die elisabethanische Judenliteratur so weit abgeschlossen, daß wir uns nur noch mit den alttestamentlichen[1] und damit ihres jüdischen Charakters entkleideten Stoffen zu beschäftigen hätten. Solche liefert besonders reichlich das lateinische Schul- und Universitätsdrama, dessen berühmtester Vertreter der Schotte Buchanan (1506—1582) war, daneben aber auch die englische Volksdramatik, aus der Peele (1558—1598) mit seinem Stück von David und Bethsabe herausgegriffen sei. Das Bild, das er hierin von David, dem „Mann nach dem Herzen Gottes", entwirft, ist gewiß nicht sehr erfreulich und geht in der Schilderung des Ehebruchs mit Bethsabe über den ausdrücklichen Wortlaut der Bibel hinaus, hat aber dabei die Bibelkommentatoren seiner und unserer Zeit für sich, wenn er z. B. David darauf Wert legen läßt, daß Urias während des Urlaubs von der Front seine Frau besucht, damit das Kind aus dem Ehebruch als ehelich gelten soll.

[1] Vgl. S. 149.



Daneben bleibt die schon im Mittelalter wirksame Tendenz bestehen, alttestamentliche Geschehnisse im Sinne der zeitgenössischen Geschichte umzudeuten. So sollen nach Fleays Chronik des englischen Dramas David und Bethsabe das Paar Elisabeth und Graf Leicester verkörpern, während Leicesters Weib durch Uriah, Maria Stuart durch Absalom vertreten würde. Ähnlich sahen die Zeitgenossen in Buchanans Johannes dem Täufer (im gleichnamigen Drama) die tragische Gestalt des Kanzlers Thomas Morus, in dem tyrannischen Herodes König Heinrich VIII. von England und in seiner Gemahlin die Mutter der Elisabeth, Anne Boleyn.

Derartige Bestrebungen schlossen eine Charakterisierung der Dramengestalten in der Richtung auf das Jüdische aus, und auch in den damals erscheinenden Stücken über die Zerstörung Jerusalems wird man wenig Kennzeichnendes finden. Immerhin gibt der jüdische Herausgeber von Hemings „Judentragödie" (1642?) zu, daß an drei Stellen des Dramas, das im übrigen „leicht auch einen Vernichtungskrieg Roms gegen irgendein anderes Volk enthalten könnte, so groß ist die Armut an solchen Momenten, bei denen der Volkscharakter hervortritt", die Überlieferung des Josephus zuungunsten der Juden abgeändert ist: Der Hohepriester behandelt aus politischen Gründen zwei Aufrührer verschieden streng; die Juden zünden selbst den Tempel an; sie weisen ein Geschenk des Kaisers Nero nicht zurück.

Das Ergebnis unserer Betrachtung des englischen Schrifttums vom Beginn der Neuzeit bis zur Schließung der Theater (1642) läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß die judenfeindliche Stimmung, die schon die mittelalterlichen Schriften auszeichnete, in keiner Weise an Schärfe nachgelassen, ja, durch die Umstellung vom religiösen auf das weltliche, vorwiegend moralisch und politisch interessierte Schrifttum an Schärfe entschieden gewonnen hat. Bemerkenswert ist auch, daß sich in jener Zeit zuerst Stimmen rühren, die dem Alten Testament kritisch gegenüberstehen und es als jüdisches Geschichtswerk und Ausdruck jüdischen Geistes zu bewerten beginnen. Marlowe kennzeichnet Moses als Betrüger, Shakespeare spielt im „Kaufmann" auf den Betrug Jakobs an Laban in einer Weise an, die ihn zwar persönlich vor dem Vorwurf unreligiöser Haltung zu bewahren vermag, andererseits aber das Bedenkliche der patriarchalischen Sittlichkeitsauffassung in ein grelles Licht rückt, Shakespeares Zeitgenosse Anthony Munday läßt in einer Redeübung, die sich auf das Urteil im „Kaufmann von Venedig" zurückbezieht (1596 aus dem Französischen übersetzt), den Christen folgende Worte gebrauchen: „Ihre eigene Bibel ist voll von ihrer Auflehnung gegen Gott, ihre Priester, Richter und Führer. Was haben nicht die Patriarchen selber alles getan, von denen sie doch ihre Herkunft ableiten? Ihren eigenen Bruder haben sie verkauft, und hätte nicht ein einziger sich für ihn verwendet, sie hätten ihn aus purem Neid totgeschlagen. Wieviel Ehebrüche und andere Abscheulichkeiten haben sie nicht begangen? Wie viele Mordtaten? Ließ nicht Absalom den eigenen Bruder umbringen, verfolgte er nicht seinen Vater? Hat sie nicht Gott um ihrer Ungerechtigkeit willen zerstreut, ohne ihnen auch nur einen Fußbreit Landes zu belassen?"

IV.

Kaum ein halbes Jahrhundert nach Marlowes und Shakespeares Judendramen erklärte 1655 der damalige Lordprotektor und ungekrönte König Englands den jüdischen Unterhändlern, die für ihre Rassengenossen das Recht erneuter Ansiedlung in England begehrten, einer solchen stünde nichts entgegen. Wenn auch nicht davon die Rede sein kann, daß dieser judenfreundliche Schritt Cromwells einem Wandel in der allgemeinen Volksstimmung Ausdruck verlieh — diese war vielmehr im großen und ganzen judengegnerisch geblieben, und Cromwell war es trotz wiederholter Auflösung und Neuzusammensetzung des dafür zuständigen Ausschusses nicht gelungen, eine amtliche Wiedereinbürgerung der Juden zu erreichen —, scheint es doch notwendig, die Voraussetzungen für den Vorgang von 1655 genauer zu untersuchen.

Da war zunächst der religiöse, von Cromwell und seiner nächsten Umgebung ebenso wie von den Juden stark in den Vordergrund gerückte Zusammenhang. Man nahm, von einer Bibelverheißung ausgehend, allen Ernstes an, daß Jesus erst dann zum Jüngsten Tag auf die Erde wiederkommen könne, wenn die Juden bekehrt seien, und die ihrer Gotteserwähltheit bewußten Puritaner leiteten aus der Vollkommenheit ihrer Religionsübung die Aufgabe ab, diese Bekehrung in ihrem Lande vorzunehmen; die Juden ihrerseits hatten ihre eigene Verheißung, daß der Messias erst dann kommen werde, wenn sie völlig zerstreut, d. h. auch in das letzte Land eingedrungen wären. Der Beweis, daß sie sogar schon in Amerika, irgendwo unter den Indianern, in irgendeiner Form Eingang gefunden hätten, fiel ihren „Wissenschaftlern“ offenbar nicht schwer, und so blieb nur noch England übrig, dessen französischen Namen Angleterre man bequem als angulus terrae (lateinisch, Ende der Welt) deuten konnte.

Darüber hinaus bestand zwischen dem Judentum und den extremen Formen des Puritanismus, der ja in unzählige, sich untereinander befehdende Gruppen zerfiel, eine starke Ideenverwandtschaft, die sich angesichts der Bibelvergötzung dieser Puritaner bis zur Übernahme der jüdischen Speise-, Beschneidungs- und Sabbathheiligungsgebote verstärkte. Schon die Dramatiker Ben Jonson (†1637) und Middleton (†1627) hatten in einzelnen ihrer Stücke gegen die Puritaner im allgemeinen und die aus Holland stammende „Familie der Liebe“ im besonderen das gröbste Geschütz aufgefahren und Puritaner und Juden in einen Topf getan. Bei Davenant (1606—1668), der vor und nach Cromwell dramatisch tätig war, finden wir die folgende Stelle: „Ich, ein Puritaner? Einer, der kein Schweinefleisch ißt, seinen Laden am Sonnabend schließt und am Sonntag offen hält, ein Familist und eines der Erzglieder Beelzebubs, ein jüdischer Christ und christlicher Jude?“ Der Gedanke der religiösen Duldsamkeit, die vor allem von der Minderheit der Unabhängigen (Independents), der auch Cromwell angehörte, tatkräftig und im eigenen Interesse vertreten wurde, kam dem jüdischen Bedürfnis nach ungestörter Religionsübung ebenfalls entgegen.

Neben diesen religiösen Gründen gab es aber noch andere, politische und wirtschaftliche, die hinter Cromwells Entscheidung und seinem bekannten Ausspruche „Groß ist meine Sympathie mit diesem Volke“ gestanden haben mögen.

Wie zu Elisabeths Zeiten waren sich Juden und Engländer in ihrem Haß gegen Spanien einig, die einen, weil sie das Land, das ihnen jahrhundertelang eine Heimat und Erwerbsquelle gewesen war, jäh hatten verlassen müssen, die anderen, weil sie die katholische Großmacht und ihre Flotte fürchteten. Auf diese Weise konnten sich jüdische „intelligencers" durch ihren zuverlässigen Nachrichtendienst über spanische Flottenbewegungen und dergleichen den Dank des derzeitigen englischen Staatsoberhauptes sichern. Des weiteren waren die Juden im Besitz eines unermeßlichen Kapitals und von ausgedehnten Geschäftsverbindungen, die sich infolge der wiederholten Ausweisungen über alle Länder erstreckten und die an sich zu reißen einem Herrscher, der an notorischem Geldmangel litt, äußerst verlockend erscheinen mußte.

Die Gegnerschaft gegen Cromwells judenfreundliche Politik kam aus den verschiedensten Kreisen. Unter den Puritanern, die sich mit seiner Lösung nicht befreunden konnten, steht obenan der Schriftsteller William Prynne, der wegen seiner „Komödiantengeißel" (Histriomastix, 1632) und den darin enthaltenen Angriffen auf die Königin Henrietta Maria beide Ohren eingebüßt hatte und nun (1656) in seiner „kurzen", mehrbändigen „Widerrede"[1] gegen die Wiederzulassung heftig Stellung nahm, nicht ohne all die unangenehmen Erlebnisse aufzuzählen, die England im Mittelalter mit seinen Juden gehabt hatte. Er „stellt", wie sich Stoll ausdrückt[2], „all die Anklagen erneut zusammen (wie Luther ein Jahrhundert vor ihm), die jemals gegen die Juden erhoben worden waren, einschließlich Wucher, Falschmünzerei, Betrug und Unterdrückung, Kreuzigung von Kindern, Lästerung und Entweihung, abgrundtiefe Bosheit gegen Mensch und Gott, die Ermordung Christi, Halsstarrigkeit und Verstocktheit".

Andere Zeitgenossen betonten die verschiedenen Gebräuche und die verschiedene Sittlichkeitsauffassung der Juden, insbesondere ihre Neigung zum Meineid, die Gefahr, daß sich Christen von den Juden verführen ließen, und den zu erwartenden Schaden für die christlichen Kaufleute. Eine gemäßigtere Richtung wollte wenigstens weitgehende Einschränkungen zugestanden haben, zu denen ein Verbot des Bekleidens öffentlicher Ämter und ebenso der Verwendung christlicher Dienstboten gehörte.

Der Niederschlag, den Cromwells Kampf in der schönen Literatur seiner Zeit gefunden hat, ist bemerkenswert gering. Das mag damit zusammenhängen, daß die Puritanerherrschaft im allgemeinen der Entwicklung einer reinen Unterhaltungsliteratur, die man als sündhaft anzusehen geneigt war, nicht günstig sein konnte. Auch der bedeutendste Dichter aus dem unmittelbaren Gefolge Cromwells, John Milton (1608—1674), liefert nur eine mehr als spärliche Ausbeute, und sein Hauptwerk, „Das verlorene Paradies" (1667 ff.), stellt weder jüdische Menschen dar, noch ist seine allgemeine Tonart als jüdisch zu bezeichnen. Sein „Kämpfer Samson", der Held eines dramatischen Gedichtes (1671), ist ein Glaubensstreiter, aber kein Jude[3], und Miltons von jüdischer Seite herausgestellte „Ode

[1] A short Demurrer to the Jews long-discontinued Remitter into England.
[2] Stoll, a. a. O., S. 251.
[3] Milton betont im übrigen die abweisende Haltung der Juden ihrem Befreier gegenüber.

auf die Beschneidung" enthält lediglich eine geistliche Ausdeutung des Umstandes, daß dieser Brauch auch Jesus gegenüber zur Anwendung gekommen ist, ohne im übrigen irgendwie zu jüdischem Gesetz und Wesen eine Stellungnahme einzuschließen.

Von den königlich gesinnten Dichtern der Zeit wendet sich Abraham Cowley (1618—1667) mit besonderer Schärfe in seinem „Diskurs über Cromwells Regierung" gegen die Judenpolitik des verhaßten Usurpators. Darin äußert er sich folgendermaßen: „Der andere Plan, mit dessen Hilfe er flüssiges Geld schaffen wollte und den er mit allem Eifer betrieb, aber nicht zur Ausführung zu bringen wagte, bestand darin, daß er die Juden hereinholen und in London seßhaft machen wollte; daran verhinderte ihn der allgemeine Protest der Geistlichkeit und selbst des Bürgertums, das es ihm übel vermerkte, daß ihm als ihrem Herodes die erhebliche Zahl ‚Juden' unter seinen eigenen Mitbürgern noch nicht genügte. Er wollte die St. Paulskirche an die Juden verschachern. Hätte er dies nur getan, um das Volk zu belohnen, das durch die Kreuzigung Christi das hervorragendste Beispiel eines Königsmordes gegeben hat, so hätte seine Handlungsweise wenigstens etwas nach Dankbarkeit ausgesehen, er tat es aber nur aus Liebe zu ihrem Mammon." Samuel Butler (1612—1680), der Verfasser des gegen die Puritaner gerichteten komischen Heldengedichtes „Hudibras", hat zum mindesten die Gelegenheit benutzt, um in bösartiger Weise auf die geringe Heiligkeit des Eides bei den Juden anzuspielen.

Man könnte nun vermuten, daß nach Cromwells Tod, der kurzen Schattenregierung seines Sohnes Richard Cromwell und der Rückkehr der Stuarts auf den englischen Königsthron (1660) die judenfreundlichen Maßnahmen des Lordprotektors das Schicksal seiner allermeisten Entscheidungen geteilt hätten und rückgängig gemacht worden wären. Dazu hatten sich jedoch die Juden von Amsterdam den Kronprätendenten Karl II. zu sehr durch ihr Geld verpflichtet, das schon sein Vater Karl I. bereitwilligst angenommen hatte und das zur Zurückgewinnung des englischen Thrones doppelt nötig war. Er und seine mit einem jüdischen Leibarzt nach England übergesiedelte spanische Gemahlin hielten ihre schützende Hand über die nun einströmenden spanischen und portugiesischen Juden (sog. Sephardim), ebenso wie Karls II. Nachfolger Jakob II. (1685—1688). Beide sorgten dafür, daß an Stelle der noch etwas formlosen Wiederzulassung durch Cromwell eine gesetzmäßige Einwanderung ermöglicht wurde, die sich durch den Zuzug weiterer jüdischer Elemente unter dem Oranier Wilhelm III. (1689—1702) und unter den Königen aus dem Hause Hannover (1714—1837) immer weiter verstärkte und in ihrer Zusammensetzung nach der ostjüdischen Seite verschob.

Das für das englisch-jüdische Verhältnis innerhalb dieses Zeitraums entscheidendste Ereignis war der Versuch des liberalen Ministeriums Pelham, im Jahre 1753 den Juden Englands das Bürgerrecht zu verleihen, ein Versuch, der nach der Zustimmung beider Parlamentshäuser als gelungen gelten mochte, aber infolge des durch die Konservativen geschickt ausgenutzten einhelligen Widerstandes der breiten Volksmassen schon im Jahre darauf (1754) mit der Zurückziehung der Vorlage endete.

Vor diesem Ereignis ist das Interesse der englischen Dichter an den jüdischen Eindringlingen ausgesprochen gering, ja vor 1681, dem Datum von Drydens „Spanischem Klosterbruder", kaum erkennbar, und die entworfenen Charakterbilder sind verhältnismäßig gleichförmig und in ihrer judenfeindlichen Grundrichtung einheitlich. Mit Smolletts Roman „Die Abenteuer des Grafen Fathom" (1752) beginnt dagegen ein Ringen zwischen dieser alten und einer neuen, aufklärerischen Auffassung, die dem Juden auch gute Seiten abzugewinnen sucht und sich schließlich immer mehr durchsetzt. Aber nicht nur an Mannigfaltigkeit der Motive, sondern vor allem auch rein mengenmäßig übertrifft die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die erste beträchtlich. Wir werden uns deshalb auf die anerkannt führenden Schriftsteller beschränken und ihre Stellungnahme zum Juden untersuchen.

Zunächst bleibt freilich das auffällige Schweigen der Dichter der sogenannten Restaurationszeit (1660—1688) zu erklären, für das man verschiedene Ursachen verantwortlich gemacht hat. In erster Linie soll das Auftreten der (innerhalb des Judentums eine gewisse Aristokratie darstellenden) Sephardim zu dem von der Überlieferung geheiligten Shylockbildnis einen derartigen Gegensatz gebildet haben, daß es den englischen Dichtern die Sprache verschlug und sie sich nach einer anderen Darstellungsform umsehen mußten. Dieser selbstverständlich von jüdischer Seite vorgebrachte Grund ist insofern richtig, als den Juden des 18. Jahrhunderts ganz allgemein die dämonische Größe eines Barabas und selbst eines Shylock abgeht, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß schon unter Shakespeares Zeitgenossen[1] einzelne den kleinen Lastern des Judenvolkes ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatten.

Wichtiger ist offenbar, daß die Restaurationsliteratur, soweit es sich um die eigentliche Dichtung und besonders das Drama handelt, an den Hof gebunden und von dem Wohlwollen der judenhörigen Könige abhängig war. Es sollte kein Zufall sein, daß der gekrönte Dichter der Stuarts, John Dryden (1631—1700), erst nach dem Verlust seiner Hofämter das Wagnis unternimmt, in seinem letzten Stück „Love Triumphant" (1694) einen offenkundigen Juden auftreten zu lassen, während der Jude im „Spanischen Klosterbruder" (1681) so gut getarnt ist, daß auf seine Rassenzugehörigkeit in der vorliegenden Arbeit möglicherweise erstmalig eingegangen wird.

Das dramatische Ideal der Zeit, die von Frankreich her literarisch beeinflußt ist, erlaubte zum mindesten, wie wir an dem Beispiel des „Kaufmanns von Venedig" noch näher sehen werden, keine unveränderte Übernahme romantischer, mehrere Handlungen vermischender Stoffe und hatte unter seinen weitgehend festgelegten Lustspielfiguren für den Juden zunächst keinen Platz. Erst Dryden, der auch sonst eine Rückkehr zu rein englischen Vorbildern, insbesondere zu Shakespeare, einleitet, gelingt es, diesen Bann zu brechen und mit seinen Judengestalten der folgenden Zeit ein Vorbild zu geben.

Im „Spanish Friar" wie in „Love Triumphant" sind zwei Handlungen, die eine in der Form einer Haupt- und Staatsaktion, die andere komischer Art, ziemlich

[1] Vergl. S. 169 f.



lose miteinander verbunden. Der Held der komischen Handlung im „Spanish Friar" ist ein reicher alter Bankier namens Gomez, dessen jugendliche Frau mit einem früheren Bekannten ihres Mannes, einem gewissen Lorenzo, ein Liebesverhältnis beginnt, bei dem Elviras Beichtvater, ein fetter, von Lorenzo bestochener Dominikaner, wertvolle Dienste leistet.

Dem Gomez entspricht in „Love Triumphant" der diesmal offen als (getaufter) Jude bezeichnete Don Sancho („Er ist eines Wucherers Sohn, und sein Vater war ein Jude"), der sich, unterstützt von seinem „Freunde" Carlos, an das erste beste Mädchen heranzumachen beschließt („Neue frohe Mär, Carlos, der alte Jude ist tot, nun gedenke ich, mich unsterblich zu verlieben"). Es gelingt ihm auch mit Hilfe seines Geldes, seinen Nebenbuhler, eben diesen Carlos, bei der geliebten Dalinda auszustechen, doch muß er schließlich die Entdeckung machen, daß ihm seine Braut aus einem früheren Liebesverhältnis zwei Kinder mit in die Ehe bringt. Nach anfänglicher Empörung („Das reicht hin, um mich wieder zum Juden zu machen, wie es mein Vater hebräischen Angedenkens war") findet er sich in sein neues Eheglück, und der Chor beschließt: „Wie glücklich der Ehmann, des Weib schon erprobt, dem unwissend man die Braut nicht beschert."

Der von Dryden neugestaltete Jude des 18. Jahrhunderts ist nicht etwa, wie uns jüdische Beurteiler vorspiegeln möchten, eine böswillig verzerrte, nur aus literarischen Traditionen erwachsene Figur gewesen, sondern er ist ein getreues Abbild der Südjuden (Sephardim), die damals in England einströmten. Hören wir in dieser Sache einen gewiß unverdächtigen Zeugen, der gegenüber dem großen Judenhasser Voltaire für die Sephardim eintrat. Es ist dies der aus Bordeaux stammende Jude Pinto, der 1762 feststellte, seine engeren Stammesgenossen seien keine Wucherer und Verbrecher, sie zeichneten sich vielmehr eher aus durch „übertriebenen Luxus, Verschwendungssucht, Eitelkeit und Passionen für das schöne Geschlecht".

Auf die beiden Lustspiele Drydens geht eines der erfolgreichsten Stücke des 18. Jahrhunderts zurück, Sheridans „Duenna" (1775). In dieser „komischen Oper" beabsichtigt Don Jerome, seine Tochter Louisa an den reichen Isaac Mendoza zu verheiraten. Sein Sohn, Don Fernando, ist gegen den väterlichen Plan, und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Jerome: Bitte, was habt ihr gegen ihn?

Ferdinand: Zunächst einmal ist er Portugiese.

Jerome: Schon falsch; er hat sein Vaterland abgeschworen.

Louisa: Er ist Jude.

Jerome: Ein Irrtum mehr; seit sechs Wochen ist er Christ.

Ferdinand: Ja, er hat aus Rücksicht auf Geld und Gut seine alte Religion aufgegeben und noch keine Zeit gefunden, sich eine neue zuzulegen.

Louisa: So steht er, einer blinden Wand vergleichbar, zwischen der Kirche und der Synagoge, oder wie die weißen Blätter zwischen dem Alten und dem Neuen Testament.

Jerome: Sonst noch was?

Ferdinand: Der Hauptzug seines Charakters ist seine Neigung zum Betrug und allerhand gescheiten Schelmenstücken.

Louisa: Dabei ist freilich der Dummkopf in ihm derart übermächtig über den Schurken, daß er regelmäßig mit seiner Kunst selbst der Genasführte sein soll.

Ferdinand: Richtig; gleich einem ungeschickten Kanonier schießt er immer daneben und verletzt sich beim Rückstoß der eigenen Kanone.

Jerome: Sonst noch was?

Louisa: Zusammengefaßt, er hat den schlimmsten Fehler, den ein Mann haben kann — er ist nicht meine Wahl.

Als der verblendete Vater auf seinem unsinnigen Vorhaben besteht, stiehlt sich Louisa in der Verkleidung ihrer Duenna (Anstandsdame) aus dem Hause, während diese, eine ältliche, häßliche Person, den Juden zur Entgegennahme des Heiratsantrages erwartet. Isaac will seinen Augen nicht trauen, aber das Gefühl, das Herz der Dame erweicht zu haben, und die geschickten Schmeicheleien der Duenna („Wie wenig gleicht Ihr einem Juden und wie sehr einem Gentleman" — „Ich merke ganz offenbar, daß Ihr an Verstand nicht leicht zu übertreffen seid") lassen ihn über alle Seltsamkeiten seiner Lage hinwegsehen. Er nennt sich selbst einen „listigen Schelm" und verspricht der vermeintlichen Louisa: „Baut auf mich, wenn ein kleines Schelmenstück in Frage kommt; noch heute sollt Ihr ihm [dem Vater] entrissen werden." Der verschlagene „Machiavell" will nämlich die vermeintliche reiche Erbin lieber entführen, damit er mit ihr keine überflüssigen Ausgaben hat; dabei unterläuft ihm das Mißgeschick, daß er seinen Nebenbuhler, ohne es zu wissen, in aller Form mit der Geliebten zusammengibt und den Schwiegervater, Don Jerome, wenigstens vorübergehend dadurch verstimmt, daß er von der Häßlichkeit seiner Tochter spricht.

Inzwischen hat freilich Don Jerome dem widerstrebenden Sohn gegenüber eine weitere bezeichnende Äußerung getan: „In England war man früher in bezug auf Herkunft und Familie genau so anspruchsvoll wie wir [Spanier]; aber sie haben dort lange entdeckt, welche wunderbar reinigende Eigenschaften das Gold hat, und heute sehen sie bloß noch bei Pferden auf einen Stammbaum." Eine bezeichnende und darüber hinaus so recht zeitgemäße Stellungnahme Sheridans!

Natürlich hat der Jude am Ende nichts zu lachen: Es gibt Püffe und Schimpfreden und vor allem die große Enttäuschung, als er merkt, daß er hereingefallen ist und die versehentlich geheiratete Duenna nun nicht mehr loswerden wird. Sie droht ihm, falls er sie verlassen will, mit dem Schwert eines rächenden Bruders, und als er versichert, er werde vor diesem bis nach Jerusalem entfliehen, antwortet sie nur: „Fliehe, wohin du willst, ich werde dir folgen." Seine Einbildung, daß er überaus klug und schön sei, wird restlos zerstört, und ausgerechnet von der Duenna muß er sich ein „unbedeutendes kleines Kriechtier" nennen lassen. „Wie kann nur ein Geschöpf von deiner Art von Schönheit sprechen wollen? Du wandernde Geldrolle, du Leichnam, der seine ganze Wesenheit der Wassersucht verdankt, mit einem Augenpaar wie zwei tote Käfer in einem Klumpen braunen Teiges, mit einem Bart wie eine Artischocke und ausgetrockneten, verrunzelten Kinnbacken, deren sich eine Affenmumie schämen müßte!"

Die „Duenna" ist das große Erfolgsstück des 18. Jahrhunderts, und ihr Jude, Isaac Mendoza, eine so beliebte Gestalt, daß in einem weiteren, ebenfalls äußerst bewunderten Lustspiel der Zeit, Mrs. Cowleys The Belle's Strategem (Die Kriegs-

list einer Schönen) (1782), ein als Isaac Mendoza verkleideter Teilnehmer eines Maskenballes folgende bösartige Anspielung über sich ergehen lassen muß:

„Nun, du überempfindlicher Israelite, fort mit dir nach dem Duke's Place und halte deinen Rassengenossen eine Predigt, daß sie eine Geldsammlung veranstalten zugunsten des Landes, von dessen Milch und Honig sie fett geworden sind! Wo sind eure Josuas und Gideons, he? Alle zu Börsenmaklern, Hausierern und Lumpensammlern zusammengeschrumpft?" „Nein, nicht alle", antwortet hierauf der „Jude", den übrigens derselbe Schauspieler darstellte wie in der „Duenna", „einige treten zum Christentum über und wachsen allmählich in alle Vorrechte eines Engländers hinein. In der zweiten Generation sind wir Patrioten und Aufrührer, Höflinge und gute Ehegatten."

Die Bedeutung dieses kleinen Zwischenspiels beruht, abgesehen von dem greifbaren literarischen Einfluß Sheridans, auf zwei Punkten: Einmal liegt hier eine unmißverständliche Anspielung auf einen führenden zeitgenössischen Juden, den Bankier Samson Gideon (†1762), vor, zum anderen ist die betreffende Stelle wenigstens im Manuskript der Dichterin in sogenanntem Gibberish (Judendialekt) niedergeschrieben. Letzteres ist ein Beweis, daß auch die bedeutenderen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nicht daran dachten, ihre Bühnenjuden Schriftenglisch sprechen zu lassen, nachdem ein anonymer Dramatiker 1735 mit einer Festlegung der jüdischen Spracheigentümlichkeiten begonnen hatte.

Noch interessanter als diese sprachliche Erscheinung, die eine Kennzeichnung des Juden als Ausländer in sich schließt, ist der Fall Gideon. Sampson Gideon war der anerkannte Finanzberater von Englands erstem Ministerpräsidenten, Sir Robert Walpole, und zusammen mit seinen jüdischen Rassengenossen der Geldgeber der Regierung, als diese 1745 durch einen Sturm auf die Bank of England in Schwierigkeiten geriet; von diesem „patriotischen" Verhalten der englischen Juden in schwerer Zeit und von ihrer zum Teil militärischen Hilfe gegen einen Thronbewerber aus dem Hause Stuart machen jüdische Schriftsteller begreiflicherweise viel Aufhebens. Als trotzdem 1754 das Emanzipationsgesetz zugunsten der Juden nach einjähriger Geltungsdauer zu Fall kam, zog Gideon gleich den angeseheneren unter seinen Rassengenossen daraus die entsprechende Folgerung: Er heiratete eine Christin, ließ seine Kinder christlich erziehen und hatte die Genugtuung, daß sein Sohn in den Stand eines Baronet erhoben wurde.

Es ist klar, daß sich Mrs. Cowley auf diese Weise nicht die Gunst der Juden erworben hat und daß sie auch von Sheridan enttäuscht sind, der als liberaler Politiker und kennzeichnender Vertreter seines aufklärerischen Zeitalters sich vielfach zum Sprecher der Unterdrückten machte und doch den Juden gegenüber keine Duldsamkeit kannte.

Auch der zweite Jude Sheridans, Moses in der „Lästerschule" (A School für Scandal, 1777), ist nicht, wie jüdische Beurteiler uns glauben machen wollen, wesentlich milder gezeichnet. Dies wird weder durch die Anrede „ehrlicher Israelit" bewiesen, auf die Moses anscheinend Wert legt, noch durch die Auskunft, die er über einen jungen Schuldner erteilt: „Ich habe alles nur mögliche für ihn getan; aber er war zugrunde gerichtet, ehe er sich an mich um Unterstützung wandte." Wohl aber können wir das Urteil des reichen Erbonkels als beweiskräftig

ansehen, der, um seine beiden Neffen auf die Probe zu stellen, die Verkleidung eines (christlichen) Geldleihers gewählt hat und nun bei Moses Unterricht nimmt. Vor seinem ersten Besuch sagt er: „Mein Lehrmeister ist offenbar so geschickt, daß es, selbst wenn mein Neffe in der nächsten Straße wohnte, meine eigene Schuld wäre, wenn ich nicht als vollkommener Schurke um die Straßenecke böge."

Neben den beiden großen Dramatikern Dryden und Sheridan hat Shakespeares „Kaufmann von Venedig", zunächst allerdings nur in der minderwertigen Bearbeitung von Granville (1701), die Darstellung des Juden im 18. Jahrhundert maßgeblich beeinflußt. Granvilles „Jude von Venedig" bedeutet in mehr als einer Hinsicht einen Rückschritt in der Richtung auf den „Juden" von 1579. Die Handlung des Stückes mußte infolge der ablehnenden Haltung der Zeitgenossen gegenüber dem elisabethanischen Brauch, mehrere Handlungen parallel laufen zu lassen, vereinfacht und der ursprünglich tragikomische Stimmungsgehalt, ebenfalls dem Zeitgeschmack entsprechend, eindeutig in der Richtung des Komischen festgelegt werden. Daraus ergibt sich, daß die Jessicaepisode, die mit der Entführung der Judentochter eine gewisse Rechtfertigung für Shylocks Rache liefert, in ihren Hauptteilen gestrichen und auch sonst an Stelle des Großverbrechers elisabethanischer Prägung der mehr belachens- und verachtenswerte (nicht hassenswerte) kleine Börsenschieber getreten ist.

Diese Börsenschieber, die sich schon damals unter den 400 Juden Londons besonders unbeliebt machten, zu bestrafen und der Lächerlichkeit preiszugeben, ist die zugestandene Absicht Granvilles, und seine Auffassung der Rolle Shylocks geht aus keinem Umstand klarer hervor als aus der Tatsache, daß diese Rolle einem Schauspieler übertragen wurde, dessen komischer Gesichtsausdruck jeweils genügte, um die Zuschauer zu maßlosem Gelächter hinzureißen. Die Ablehnung der Londoner Börsenjuden kommt übrigens sehr schön in einer zeitgenössischen Flugschrift zum Ausdruck, wo es heißt: „Dort an der königlichen Börse waren desgleichen die Landstreicher des HErrn, die Juden, zu finden, die wegen ihres Unglaubens so verflucht wurden, daß sie heute gemeinhin die reichsten Leute sind unter allen Nationen, mit denen sie in Berührung kommen . . . Das, sagte mein Freund, sind die Aasgeier der Menschheit, die Spione des Weltalls, geriebene Schurken und große Kaufleute."

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Arbeit auf die zahllosen Judengestalten kleinerer Dramatiker wie Fielding, Foote, Andrews und O'Keefe eingehen zu wollen, die alle wesentliche Züge gemeinsam haben. Es sollte genügen, wenn wir aus der erschöpfenden Arbeit des „Holländers" Van der Veen[1] dessen zusammenfassende Darstellung des unbeliebten Bühnen- und Romanjuden des 18. Jahrhunderts übernehmen. Er sagt dort[2]: „Es besteht eine große Mannigfaltigkeit unter den Gestalten, mit denen wir uns befaßt haben. Was die unliebsame Abart anlangt, so könnten wir sie unterteilen in den einfältigen Juden, den habgierigen Juden, den feigen Juden, den schurkischen Juden, den geckenhaften Juden, den

[1] H. R. S. van der Veen, Jewish Characters in 18th Century English Fiction and Drama (Groningen-Batavia, 1935).
[2] S. 264.



prahlerischen Juden, den leichtgläubigen Juden, den verliebten Juden und den sinnlich-ausschweifenden Juden. Erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts bahnt sich ein Umschwung an." Eine derartige Aufzählung beweist schlagend, daß das Urteil des 18. Jahrhunderts in England über die Juden vernichtend und in allen Punkten, nach unseren deutschen Erfahrungen zu urteilen, zutreffend war.

Neben Dryden und Sheridan traten auch andere führende Männer als Judengegner hervor. Pope, nach Dryden der zweite Literaturpapst der klassizistischen Periode, wußte keine bessere Rache an einem betrügerischen Buchhändler, als seine Bekehrung zum Judentum und mißglückte Beschneidung zu erzählen. Dabei verweist er, wie seine Zeitgenossen Defoe und Colley Cibber, auf den von neuzeitlichen jüdischen Schriftstellern dreist abgeleugneten Anteil der Judenschaft an einem der schlimmsten Spekulationsmanöver der Zeit, dem sogenannten South Sea Bubble von 1720. Daß Pope auch sonst ein Judenfeind war, bewies er besonders durch den Beifall, den er der im Gegensatz zu Granvilles Auffassung bewußt das Abstoßende betonenden Darstellung des Shylock durch den Iren Macklin (1741) zollte. Dieser Schauspieler, der selbst durch ein judengegnerisches Stück hervortrat und die Juden an Ort und Stelle zu studieren pflegte, soll den teuflischen Rachetrieb Shylocks so entsetzenerregend gestaltet haben, daß der englische König scherzweise den Gedanken äußerte, wenn ihm sein Parlament gewisse Geldzahlungen verweigere, wolle er Macklin als Shylock dort auftreten lassen.

Gleich Pope und Sheridan ein echter Aufklärer und ein Vorkämpfer religiöser Duldsamkeit, dabei aber ein Feind des Judentums war der bekannte Verfasser des Robinson, Daniel Defoe (†1731). In seinem Mätressenroman vom Leben der Lady Roxana (1724) spielt ein erpresserischer Jude eine wichtige Rolle.

Nachdem ein Juwelenhändler, mit dem Roxana in wilder Ehe gelebt hat, ermordet worden ist, versucht sie, die von ihm ererbten Juwelen in Geld umzusetzen. Der Holländer, an den sie sich deshalb wendet, zieht einen Juden zu Rate, der alsbald den Schatz als Eigentum des Ermordeten erkennt. „Auf einmal fing er an, auf Holländisch oder Portugiesisch auf den Kaufmann einzureden, und ich konnte sogleich feststellen, daß beide irgendwie höchlichst überrascht waren. Der Jude hielt die Hände hoch, sah mich mit allen Zeichen des Entsetzens an, sprach wieder holländisch und änderte tausendfach sein Aussehen, indem er seinen Körper verrenkte, sein Gesicht während des Redens in der und jener Richtung verzerrte, mit dem Fuße stampfte und mit den Händen herumfuchtelte, als ob er nicht einfach wütend, sondern richtiggehend rasend wäre. Dazwischen drehte er sich nach mir um und warf mir einen Blick zu, so teuflisch, daß ich kaum jemals Schrecklicheres gesehen habe." Um die Juwelen in seine Hand zu bringen, droht der Jude mit einem Prozeß wegen Ermordung des Kaufmanns, und Roxana gerät dadurch in arge Verlegenheit, weil sie sich zwar als „Witwe" bezeichnet, ihre Verheiratung aber nicht nachweisen kann, so daß Verwandte die Juwelen beschlagnahmen könnten. Das Vorgehen des Juden erregt sie selbst nach Jahren, während sie ihre Lebensgeschichte erzählt, aufs äußerste, und sie spart nicht mit Ausdrücken des Hasses und der Verachtung: „Der Jude kam unverschämterweise wieder, dieser

verfluchte Jude, der schamlose Kerl, dieser Hund von einem Juden, der jüdische Verräter, dieser Schurke von Jude, dessen bloßen Namen ich nicht ausstehen konnte usw." Sie findet einen Bundesgenossen an dem Holländer, der ebenfalls von „jenem teuflischen Gesellen" redet und nur scheinbar auf den Plan des Juden eingeht. Er will Roxana bewegen, die Juwelen einstweilen bei ihm zu lassen, damit er sie einem Dritten zeigen und einen besseren Preis erzielen kann. „So ist es recht", sagt der Jude, „und ich wette, daß sie niemals wieder ihr Eigentum werden; denn entweder beschlagnahmen wir sie von Staats wegen oder wir zwingen die Frau, auf sie zu verzichten, nur um die Folterung zu vermeiden." Dem Kaufmann, der überzeugt ist, daß der Jude im Notfall auch vor einem Meineid nicht zurückschrecken würde, gelingt es, Roxana zu retten; aber später versucht es der Erpresser noch einmal, indem er sich an einen Bedienten des französischen Prinzen heranmacht, dessen Mätresse Roxana nach dem Tode des Juwelenhändlers geworden ist. Er kommt allerdings an den Unrechten, wird verprügelt, und weil seine Frechheiten nicht aufhören, geht er beider Ohren verlustig. Nun sucht er sich an dem holländischen Kaufmann zu rächen, der ihn zwar wegen Betrugs einsperren lassen kann, aber schließlich vor seinen Überfall- und Morddrohungen nach Holland flüchtet. Der Jude muß später wegen geplanter Beraubung eines Bankiers Paris meiden, dann verliert sich seine Spur.

Von Defoe und dem noch zu besprechenden Smollett abgesehen, wären unter den großen Prosaschriftstellern der Zeit Addison, Johnson, Richardson, Fielding, Goldsmith und Sterne als solche zu erwähnen, die zu der Anwesenheit der Juden in England mehr oder weniger deutlich Stellung nehmen. In seiner moralischen Wochenschrift „The Spectator" (1712) betont Addison die Begabung der Juden für den Handel ebenso wie ihre Glaubenstreue, nennt sie aber andererseits „eine Rasse von Kaufleuten, die berufshalber ständig auf der Wanderschaft sind", und erklärt ihre Zerstreuung in alle Welt und die Verfolgung, der sie ausgesetzt seien, als einen Beweis für die Richtigkeit biblischer Prophezeiungen und die Wahrheit des Christentums. In Nr. 380 derselben Zeitschrift führt er einen einzelnen Juden, einen Lüstling in der Art Drydens, ein. An anderer Stelle bewundert er die Vaterlandsliebe der Juden, die einzige Tugend, die der Herr ihnen nicht einzuschärfen brauchte, weil sie diese eher im Übermaß besaßen, „so sehr nämlich, daß sie Fremden gegenüber die gewöhnlichste Menschlichkeit völlig vermissen ließen".

Samuel Johnson, der Dritte in der von Dryden und Pope eingeleiteten Reihe der literarischen Gesetzgeber des Jahrhunderts, hat sich verschiedentlich über die Juden und ihre puritanischen Freunde lustig gemacht und mit seiner „Geschichte des Leviculus" (1751) die Quelle zu Macklins judenfeindlichem Stück „Love à la mode" geliefert. Wenn van der Veen[1] in diesem Zusammenhang mit der Möglichkeit rechnet, daß Macklin Leviculus für „hebräisch", d. h. wohl für eine Verkleinerung von Levi, gehalten hätte, so sollte das schließlich auch Johnson selbst zuzutrauen sein.

Richardson hat in seinem Roman von dem tugendhaften Sir Charles Grandison einen jüdischen Lüstling in der Art Smolletts eingeführt und Sterne in einer im „Tristram Shandy" (1759—1765) eingeschobenen Episode von der Werbung um

[1] Van der Veen, a. a. O., S. 136.



die Hand einer jüdischen Witwe die Juden und die Inquisition zum Gegenstand seines Humors gemacht.

Fielding, der im Anschluß an einen Stich des Malers Hogarth (1697—1764), der auch andere Dichter zur dramatischen Behandlung anregte, ein Stück mit einem betrogenen jüdischen Liebhaber „Fräulein Lucy in der Stadt" schrieb (1742), führte 1743 in seiner Prosaschrift „Eine Reise aus dieser Welt in die nächste" einen geizigen, habgierigen und betrügerischen Juden ein, um schließlich 1751 in seiner „Untersuchung über das neuerdings festzustellende Zunehmen der Eigentumsdelikte" die Juden auf Grund amtlicher Unterlagen als Hehler zu brandmarken.

Die paar Anspielungen auf jüdische Dinge, die sich bei dem liebenswürdigen Goldsmith vorfinden, lassen eine bestimmte oder feindselige Haltung nicht erkennen, jedoch ist es bemerkenswert, daß Goldsmith neben Sheridan den Kampf gegen die sentimentale Komödie der Richtung Cumberland führte, die mittelbar, wie wir sehen werden, eine freundlichere Beurteilung des Judentums begünstigte. Vielleicht darf man auch auf die Juden Goldsmiths Vers über Cumberland zur Anwendung bringen: „Ein schmeichelnder Maler, der es sich angelegen sein ließ, die Menschen so zu malen, wie sie sein sollten, nicht, wie sie sind."

Wie das Volk und die Geistlichkeit über die Juden dachten, erhellt wohl am besten aus einer Äußerung eines englischen Geistlichen, die uns Stoll[1] überliefert hat. Um 1716 herum sagte der Prediger Robert South: „Die bitterste Erniedrigung in Christi Leben bestand darin, daß er aus der jüdischen Rasse hervorgehen sollte, der schmutzigsten und verkommensten auf der ganzen Welt. Dem Geiste dieser Nation eignet eine besonders gemeine Denkart."

Wenn gegenüber dieser, vor der Jahrhundertmitte in England völlig einheitlichen judengegnerischen Haltung plötzlich Versuche auftauchen, dem Fremdvolke bessere Seiten abzugewinnen und wenn die neue Richtung sich schließlich so weitgehend durchsetzt, daß sie von der Jahrhundertwende bis etwa 1830 das Feld nahezu beherrscht, so müssen dafür ganz besondere Gründe maßgeblich gewesen sein, auf die jetzt einzugehen sein wird. Zunächst haben wir es mit dem Jahrhundert der Aufklärung zu tun, und wenn auch führende Aufklärer wie Voltaire und die englischen Bibelkritiker von den Juden nichts wissen wollten und, wie wir festgestellt haben, selbst fortschrittliche Geister vom Schlage Popes, Defoes und Sheridans nur Schlechtes von ihnen zu sagen wußten, sollte sich doch der Kampf gegen die religiösen und anderen Vorurteile zugunsten des Judentums auswirken.

Politische Einflüsse waren zweifellos mit im Spiel, und es ist sicher kein Zufall, daß Smollett seinen einzigen judenfreundlichen Roman „Die Abenteuer des Grafen Fathom" (1752), mit dem die ganze Campagne eröffnet wurde, zu demselben Zeitpunkt schrieb, wo die liberale Partei, deren Mitglied er war, die Emanzipation des englischen Judentums befürwortete.

Auf literarischem Gebiet hat man auf die Einwirkung der deutschen Literatur, vor allem Gellerts, Lessings und Kotzebues, hingewiesen, dabei aber zweifellos die

[1] Stoll, a. a. O., S. 252.



von dieser Seite kommenden Anregungen überschätzt. Wenn auch der dankbare Jude in Gellerts „Schwedischer Gräfin", einem Roman von 1746 (englische Übersetzung 1752), das offenkundige Vorbild für Smolletts Josuah und Cumberlands Shewa abgegeben hat, ist doch andererseits Lessings „Nathan", von seinen „Juden" ganz zu schweigen, in England trotz mehrfacher Übersetzungen niemals über einen Achtungserfolg hinausgelangt. Was Kotzebue betrifft, so verdient die bisher übersehene Tatsache festgehalten zu werden, daß die fast ausschließlich gespielte Bearbeitung seines einen Stückes (Das Kind der Liebe, bearbeitet unter dem Titel Lover's Vows von Mrs. Inchbald) die betreffende Judenstelle gar nicht enthält und daß sich auch für Kotzebues „Opfertod", wie van der Veen zugeben muß[1], die Übernahme der entsprechenden Episode in die englische Fassung (Family Distress; or, Self-Immolation) zum mindesten nicht nachweisen läßt.

Neben den bisher vorgebrachten Gesichtspunkten ist aber ein weiterer von besonderer Bedeutung: das allmähliche Eindringen des Judentums in die literarischen Bezirke des Lebens in England als Schauspieler, Dichter, Kritiker und richtunggebendes Publikum. Wenn auch die mit echt jüdischer Unverfrorenheit aufgestellte These von der jüdischen Abkunft des berühmten Schauspielers Kean (1787—1833) von derselben Seite als unhaltbar zurückgezogen worden und selbst für den bekannten Judendarsteller des ausgehenden 18. Jahrhunderts, Wewitzer (1749—1825), trotz seines jüdisch klingenden Namens kein schlüssiger Beweis geglückt ist, haben wir seit 1760 mit einer fortschreitenden Verjudung des Schauspielerberufes in England zu rechnen. Auch den ersten anglojüdischen Dramatiker, Moses Mendez (†1758), bringt das 18. Jahrhundert hervor, doch interessiert uns hier lediglich der Bühnenerfolg seiner Werke, die inhaltlich zur Judenfrage in keiner Beziehung stehen.

Die jüdische und judenhörige Kritik wendet sich gegen Theaterstücke, in denen den Juden am Zeuge geflickt wird, so der anonyme Verfasser der „Bemerkungen eines Schotten über die Farce ‚Love à la Mode'" (von Macklin, 1759) gegen die „ungerechte Behandlung" des Juden. 1796 erscheint Richard Holes „Verteidigung des Charakters und Verhaltens Shylocks", die freilich, von einem Engländer verfaßt, den Juden nur geringe Freude gemacht haben mag. Wenn ein Christ der Leidtragende gewesen wäre, meint Hole, würden wir ganz anders denken, als es Shakespeare uns nahegelegt hat. Außerdem sei es ebenso absurd, einen Juden wegen Wuchers wie einen Mohammedaner wegen Vielweiberei verdammen zu wollen. Der Jude gehorche ganz einfach den Gesetzen seiner Gemeinschaft, und zu diesen gehöre auch das Wort: „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Dagegen lehnte der Vielschreiber David Levi in seinen „Abhandlungen über die Prophezeiungen des Alten Testamentes" (1797) Shylock als naturwidrigen, von einem Judenverfolger geschaffenen Charakter ab.

Als der Judenfreund Dibdin in einem Singspiel „Familienstreitigkeiten" (1802) den schüchternen Versuch machte, sich auf Kosten der Juden auch einmal zu belustigen, brachten seine jüdischen Gönner trotz aller Rechtfertigungsversuche das Stück schonungslos zu Fall. Wie weit die wachsende Kapitalkraft der Juden und

[1] Van der Veen, a. a. O., S. 250.



wohlwollende Hinweise ihrerseits die Haltung bestimmter Schriftsteller beeinflußt haben mögen, läßt sich nur ahnen. Cumberland geriet nach seinem „Juden“ (1794) in den Verdacht, von den Juden gekauft zu sein, und schon damals mag das später an Maria Edgeworth und Charles Dickens mit Erfolg versuchte Verfahren, judengegnerische Autoren durch widerliche Schmeicheleien und das Winseln um Mitleid für die armen unterdrückten Juden zu einer Änderung ihrer Haltung zu bewegen, gelegentlich angewendet worden sein. Jedenfalls ist es eigentümlich, daß die in Frage kommenden Schriftsteller — Smollett, Cumberland und Dibdin im 18., Maria Edgeworth und Sir Walter Scott im angehenden 19. Jahrhundert — fast alle eine solche plötzliche Bekehrung durchgemacht und oft genug zu ihrem alten Glauben zurückgefunden haben.

Tobias Smollett (1721—1771) hatte vor der Veröffentlichung des Count Fathom (1753) in zwei Romanen, dem Roderick Random (1748) und dem Peregrine Pickle (1751), die Juden als Geldleiher, Schürzenjäger, Lüstlinge und Verleumder dargestellt, dazu im „Peregrine Pickle“ in Erinnerung an Shakespeare eine Jüdin eingeführt, die sich von einem Christen entführen läßt; nach dem Fehlschlag des Judengesetzes von 1753/54 ist eine Person seines „Sir Launcelot Greaves“ (1762) ein lächerlicher Judenmischling, der bei einem Wahlkampf fehltritt und in ein Faß fällt; in den „Reisen durch Frankreich und Italien“ macht er sich über die mangelnde militärische Begabung der Juden lustig und erwähnt sie in einem Atemzuge mit Betrügern aller Konfessionen; im „Humphrey Clinker“ (1771) schreibt er: „Es finden sich Juden und ihresgleichen in Amsterdam und London, bereichert durch Wucher, Spekulation und alle Arten Betrug und Erpressung.“

Richard Cumberlands (1732—1811) Wandlung zum bedeutsamsten englischen Vorkämpfer des Judentums gehört in die Zeit nach einer im Auftrage seiner Regierung unternommenen, völlig erfolglosen Diplomatenreise nach Spanien (1780), die sein literarisches Interesse auf die Leiden der Geheimjuden (Marranen) unter der Inquisition gelenkt haben mag. Vor diesem Zeitpunkt zeichnet sich zwar schon im „Westindier“ von 1771 und im „Modischen Liebhaber“ von 1772 Cumberlands Eigenart ab, in weinerlichen Lustspielen für mißliebige Bevölkerungsschichten, in diesen Fällen für die Iren und Schotten, einzutreten, doch enthält gerade der „Fashionable Lover“ einen der abscheulichsten Bühnenjuden seiner Zeit, Napthali, dessen bezeichnendste Äußerung der Nachwelt erhalten zu werden verdient: „Krieg ist eine feine Sache; und dann die Pest, eine wahrhaft segensreiche Einrichtung, dem Himmel sei Dank, und gut ihre sieben Prozent wert.“ Auch der „Handwechsel“ (The Note of Hand, 1774) war ein judenfeindliches Stück desselben Verfassers. Der nachhaltige Erfolg seines „Juden“ veranlaßte ihn zu einer Neuauflage in Form eines Singspieles „Der Jude von Mogador“ (1808), das allerdings nicht in gleicher Weise die Gunst des Publikums fand. Bezeichnend ist, daß hier dem von Edelmut triefenden Nadab bereits wieder ein abstoßender Jude, der Bösewicht Palti, gegenübergestellt ist.

Das endgültige Urteil Cumberlands über die Juden läßt sich aus Äußerungen des Dichters ersehen, die St. Th. Williams in seiner neuesten Biographie Cumberlands[1] gesammelt hat. Zu dem ausgebliebenen Dank der Juden sagte er in seinen

[1] Williams, Richard Cumberland (New Haven, 1917), S. 236 f.



Memoiren: „Nicht ein Wort von den Lippen, nicht eine Zeile aus der Feder eines einzigen Juden habe ich erhalten, obgleich ich mit manchen ihrer Nation zusammengekommen bin." Auf die Frage eines Bekannten, ob er für das „Weißwaschen oder, besser gesagt, Vergolden" der Juden ein ansehnliches Geschenk erhalten habe, erwiderte er: „Sie gaben mir nichts; und wenn ich die Wahrheit sagen soll, bin ich froh darüber; denn anderenfalls hätte ich damit rechnen dürfen, als Hehler von Diebesgut belangt zu werden." Cumberlands letztes Wort war: „Wenn ich nur so viel für sie eingetreten bin, wie sie es verdienen, warum sollten sie mir dafür danken? Und wenn mehr, wesentlich mehr, können sie etwas Gescheiteres tun, als ihren Mund halten?" Das Ergötzlichste aber, was man zur Frage des Verhältnisses judendienerischer Schriftsteller zum zeitgenössischen Judentum nachlesen kann, ist der Streit zwischen Cumberland und Thomas Dibdin, der sich im Zusammenhang mit seiner Farce „Der Jude und der Arzt" (1799) von jenem um 200 Pfund geschädigt glaubte und ihn deshalb als „raubgierigen Juden" (most rapacious Jew) brandmarkte.

Maria Edgeworth (1767—1847), im Gegensatz zu Cumberland, dessen Reizbarkeit, Neid, Überheblichkeit, Knauserei und Mißachtung des geistigen Eigentums anderer nicht die einzigen abstoßenden Züge sind, eine der edelsten Gestalten des englischen Schrifttums, übrigens die Tochter einer Deutschen, war den Gedankengängen der Aufklärung weitgehend verhaftet, aber gleich ihrem Vater, der auf ihr Schaffen den größten Einfluß ausübte, zunächst eine scharfe Judengegnerin. Auch ihrem judenfreundlichen Tendenzroman „Harrington" gehen gänzlich andersgeartete Schilderungen jüdischen Wesens voraus. In ihrem für geordnetere Zustände in Irland eintretenden Roman The Absentee (Der Landbesitzer in Abwesenheit, 1811) spielt ein Jude Mordicai eine Rolle, der adlige Familien beunruhigt, welche bei ihm in (betrügerisch überhöhte) Schulden geraten sind. In Castle Rackrent (1800) heiratet ein Landadliger eine reiche Jüdin aus Bath, die häßlich, widerspenstig, geizig und überheblich ist und an ihren jüdischen Vorurteilen festhält.

In den „Moralischen Erzählungen" der Edgeworth begegnen zwei Juden: Der eine ist von einem am Hofe Friedrichs des Großen weilenden polnischen Edelmann gelegentlich einer militärischen Übung, bei der er sich seltsam ausgenommen hat, verlacht worden. Aus Rache dafür bringt er den Polen in Verdacht, an einer Meißner Vase eine für den Herrscher beleidigende Inschrift angebracht zu haben. Außerdem hat er eine Heimarbeiterin um ihren Lohn betrogen. Er wird verurteilt, ein Jahr lang die Straßen von Potsdam zu fegen. Der Jude Carat in der „Guten Tante" ist kein geringerer Schurke. Er hat Gegenstände aus einem sogenannten „Schiffbruch", obwohl er wußte, daß es Diebesgut war, an sich genommen und damit unter Schülern einer höheren Schule eine verbotene Lotterie veranstaltet. Auch er wird entdeckt und der verdienten Bestrafung zugeführt.

Über die Doppelgesichtigkeit Scotts und Dickens' sowie der meisten englischen Romantiker wird an späterer Stelle zu handeln sein. Auch dort wird sich eines mit aller Deutlichkeit zeigen, daß nämlich im Gegensatz zu der jüdischen Behauptung, wonach judenfeindliche Darstellungen allenthalben rein literarisch begründet

seien, gerade die nunmehr zu besprechenden idealen Juden der obengenannten Schriftsteller nach eigenem jüdischen Urteil nicht der Wirklichkeit entstammen.

Smolletts „Count Fathom" ist das Muster eines sentimentalen Romans. Nicht bloß sind sein Held und seine Heldin wahre Engel in Menschengestalt, die unter einem mißgünstigen Schicksal und den finsteren Anschlägen eines rabenschwarzen Bösewichts schwer zu leiden haben, auch sonst ist der Appell an die Tränendrüsen, zuletzt durch die Bekehrung des Schurken, stark und häufig.

Das tiefste Tief seines Lebensweges hat der Held offenbar erreicht, als er sich nach vergeblichen Versuchen, von christlichen Geldleihern Geld zu bekommen, an Mr. Joshua Manesseh wenden muß. „Da wir nichts von der Gunst von Christenmenschen zu erwarten haben", ruft er aus, „laßt uns zu den Abkömmlingen Judas unsere Zuflucht nehmen. Ob sie auch unter dem allgemeinen Vorwurf aller Nationen zu leiden haben, wonach sie ein Volk wären bar aller Tugend und Güte, allein ergeben der Habsucht, dem Betrug und der Erpressung, so kann mich doch der Herzloseste ihrer Rasse nicht mit grausamerer Gleichgültigkeit behandeln, als ich sie von denen erfahren habe, die diesen Vorwurf in die Welt gesetzt haben." Melvil, der Held des Romans, geht anschließend mit dem Bösewicht Fathom zu dem Juden, „dessen Reichtum sie als einen Beweis seiner Raffgier betrachteten" und der Melvil unter seinen Angestellten erschien „wie ein Fürst der Unterwelt, der, von seinen vertrauten Geistern umgeben, all das Elend ersinnt, das den unglücklichen Menschenkindern zustoßen wird".

Das Äußere des Juden ist ausgesprochen abstoßend, und „seine überraschend schwarzen und buschigen Brauen" kann er so weit herunterziehen, daß von seinem Gesicht fast nichts mehr zu sehen ist. Seine Stimme ist mißtönend, aber trotz aller Mängel der Erscheinung hat er ein gutes Herz. Die Rührung übermannt ihn, und er entschuldigt sich, er sei von einem „salzigen Fluß" geplagt, der seinen Augen ohne Unterlaß entströme. Melvil vergießt entsprechende „Ströme der Dankbarkeit", während der Jude Angst hat vor einem neuen Anfall desselben Übels, dessen Ausbruch ihn eben in solche Verlegenheit versetzt hat. Der „großzügige Jude", „mein ehrenwerter Freund Joshua", stellt ihm ein Empfehlungsschreiben an den Wiener Hof, einen Scheck über 500 Pfund und unbeschränkten Kredit zur Verfügung und erkundigt sich nebenbei nach dem Verbleib seiner verlorengegangenen Braut, deren Abschiedsbrief er übermittelt. Für die Reize der besagten Braut scheint der gute Manesseh immerhin einiges übrig zu haben, denn „sein Gesicht [siehe oben!] verzog sich zu einem Gaffen der Bewunderung".

Als die schöne Monimia gar ihren spanischen Vater wiederfindet, der sie, nebenbei bemerkt, vergiftet und ihren Bräutigam mit dem Schwert durchbohrt hat bzw. hätte, wenn es nicht nach dem Willen des Romanschriftstellers danebengelungen wäre, „flossen Joshua die Tropfen wahrer Güte aus den Augen, gleich dem Öl über Aarons Bart, während er im Zimmer herumhüpfte in unbeholfener Begeisterung und mit einer Stimme, die den heiseren Tönen Meister Langohrs verzweifelt ähnlich klang, ausrief: „O Vater Abraham, eine derart rührende Begebenheit ist nicht tragiert worden, seit sich Joseph seinen Brüdern in Ägypten zu erkennen gab." Daß der Jude auch weiterhin mit dem Gelde nicht spart und seinen Einfluß zugunsten aller Unglücklichen geltend macht, versteht sich nachgerade von selber.

Schließlich stiftet er eine Ehe zwischen einer reichen Kaufmannstochter und einem adligen Habenichts, und diese Episode ist es, die Cumberland die Haupthandlung seines „Juden" geliefert hat.

Die literarischen Bestandteile von Smolletts Joshua, den van der Veen mit Recht als unglaubhaft ablehnt, liegen klar zutage. Den bösen Schein und das abstoßende Äußere haben schon die Elisabethaner und nach ihnen, mit mehr Sachkenntnis, die Dichter des angehenden 18. Jahrhunderts zur Verfügung gestellt, die Sinnlichkeit stammt in der Hauptsache von Dryden, die Lebhaftigkeit von Defoe. Ist das Bild soweit einheitlich, so passen die menschenfreundlichen Allüren des Juden, genau so wie später bei Cumberland, nicht im geringsten herein, ein Beweis dafür, daß Smollett, trotz aller Tendenz, nicht gewagt hat, die überkommene und durch Erfahrung bekräftigte Auffassung von den Fremdrassigen völlig beiseite zu schieben.

Noch eines ist bisher im „Count Fathom" — wie ich vermuten möchte, geflissentlich — übersehen worden. In einer Zwischenhandlung, die mit Fathoms Abtransport in ein Schuldgefängnis beginnt, macht sich Smollett über einen anderen Insassen des Schuldgefängnisses lustig, einen Schotten, der die Juden und Heiden bekehren will und aus den umgestellten Buchstaben eines hebräischen Wortes schließt, daß der gegenwärtige englische König in der Bibel als zeitlicher Messias angezeigt ist. Der sonderbare schottische Heilige hat seine Stellung verloren, seit er sich zu genau mit dem Hebräischen und den Geheimnissen der jüdischen Religion beschäftigt, mit Moses auf dem Berg Sinai Geistergespräche geführt, sich um die genaue Bedeutung des Wortes Elohim und um den Zeitpunkt der Juden- und Heidenbekehrung gekümmert hat. Er will gegenüber Leichtfertigkeit, Eigendünkel und falscher Philosophie der Modernen die Schriften Mosis wieder zu Ehren bringen, die Richtigkeit ihrer Chronologie klarlegen, Newton des Irrtums überführen und die Bibel als ein Handbuch aller Künste und Wissenschaften, auch der Goldmacherei, erweisen.

Von den judaisierenden Puritanersekten der Cromwellzeit führt über diese Komödienfigur Smolletts ein gerader Weg zu dem zum Judentum übertretenden schottischen Lord George Gordon, dem Helden der Gordonunruhen von 1780, und zu den modernen British Israelites, die allen Ernstes die Herkunft des englischen Volkes von den verlorenen Stämmen Israels herleiten — Eigentümlichkeiten des englischen Volkscharakters, für die uns jegliches Verständnis abgeht[1].

Wenn man den „Count Fathom" als eine erste Offensive zugunsten des armen vielgeschmähten Juden betrachtet, so hat diese Offensive, von dem programmwidrigen Ausschwenken ihres Urhebers abgesehen, mit einer vollen Niederlage geendet, da der zweite, gleichfalls zunächst erfolglose Vorstoß erst 1785, also 30 Jahre später, stattfand. Die erwähnte Jahreszahl verbindet in geeigneter Weise Smollett und Cumberland miteinander, insofern das damals gedruckte und seitdem bis 1935 verschollene Lustspiel „Die Israeliten" lange irrtümlicherweise Smollett zugeschrieben wurde, aus dessen „Count Fathom" es seinen Inhalt bezogen hatte, und Cumberland im selben Jahre mit seiner moralischen Wochen-

[1] Vgl. Günter Schlichting, Die British-Israel-Bewegung, Forschungen zur Judenfrage, Bd. VI, S. 42 ff.

schrift „The Observer" einen ersten Appell zugunsten des Judentums vom Stapel ließ. Ob übrigens Cumberland, der jederzeit ungedruckte Werke seines fruchtbaren Genius aus jeder Schublade hervorzuziehen in der Lage war, etwa gar selbst als Verfasser der „Israeliten" in Betracht kommt, ist eine Frage, die noch stilistischer Untersuchungen bedürfen sollte; der von van der Veen versuchte Gegenbeweis[1] kann nicht als geglückt angesehen werden.

Die dramatischen Absichten, die Cumberland später mit seinem „Juden" und „Juden von Mogador" verfolgte, sind bereits in Nr. 38 des „Observer" klar zum Ausdruck gebracht. Hatte der deutsche Übersetzer des „Nathan", Raspe, das Lessingsche Stück als Gegengift gegen Shakespeare und den politischen Antisemitismus empfohlen, so wendet sich nun im „Observer" der in den weiteren Nummern zu einem gütigen Juden und Ehestifter im Sinne Smolletts weiter entwickelte Briefpartner Cumberlands, der spanische Geheimjude Abraham Abrahams, natürlich eine erfundene Gestalt, mit folgenden Worten an den geschätzten Leser: „Ich bemerke zu meiner großen Besorgnis, daß eure großen Bühnenschriftsteller sich einen Spaß daraus machen, uns bei jeder Gelegenheit dem Gelächter und der Verachtung des Publikums preiszugeben; so oft sie Bedarf nach einem Schurken, Wucherer oder Possenreißer haben, sind sie sich gewiß, daß ein Jude wundervoll passen würde. Ich bin zutiefst überzeugt, daß der hassenswerte Charakter Shylocks uns armen zerstreuten Söhnen Abrahams kaum weniger Verfolgungen eingetragen hat, als die Inquisition selber. Ich hoffe, es wird mir nicht übel vermerkt, wenn ich behaupte: Falls es Ihnen gelingen sollte, einen oder eine der stückeschreibenden Herren und Damen zu bewegen, daß sie uns Juden in einem neuen Lustspiel etwas auf die Beine helfen wollten (to give us poor Jews a kind lift), würden wir uns gewiß am dritten Aufführungsabend nicht undankbar zeigen."

Nicht mit Unrecht bemerkt van der Veen[1] hierzu: „Obgleich kaum zu bezweifeln ist, daß Cumberland den ‚Abraham Abrahams' unterzeichneten Brief selbst geschrieben hat, ist es keineswegs undenkbar, daß er von dritter Seite einen Hinweis erhalten hatte." Auf die rührende Geschichte vom gütigen Juden Abraham Abrahams, dem ebenfalls im „Observer" (Nr. 88—90) der dankbare Jude Nicolas Pedrosa zur Seite treten sollte, bezieht sich die rückblickende Bemerkung der „Memoiren": „Ich schrieb sie aus Grundsatz, in der Meinung, es sei höchste Zeit, daß etwas für eine verfolgte Rasse getan werde. Ich unterstützte meinen Appell an die menschliche Nächstenliebe durch die Gestalt des ‚Sheva' (im ‚Juden'), den ich meinem Abraham nachbildete."

Zum Teil erklärt sich das Eintreten Cumberlands für die Juden — wir sahen, daß ihm diese Haltung nicht erbeigentümlich war — aus den Gesetzen der von ihm vertretenen „Kunst"gattung der sentimentalen Komödie, von der Williams in seiner Cumberlandbiographie[2] sagt: „Dies waren die Tage der sentimentalen Komödie, und das Londoner Publikum schluchzte ebenso gerührt bei Stücken von Hugh Kelly und Cumberland, wie es vorher bei solchen von Wycherley und Congreve leichtfertig gelacht hatte. Keine Handlung war zu nichtssagend, wenn sie nur eine moralische Tonart anschlug; kein Bühnengespräch zu geschmacklos,

[1] Van der Veen, a. a. O., S. 220.
[2] Williams, a. a. O., S. 77.



wenn es von Alltagsweisheiten über die Tugend strotzte; und keine Gestalt zu unwirklich, wenn er oder sie im letzten Akt die fällige Bekehrung durchmachte."

Ein anderes Kennzeichen der sentimentalen Komödie waren die Ehrenrettungen, die Coleridge zu der Äußerung verleiteten, das Ende des 18. Jahrhunderts habe „menschenfreundliche Juden, tugendhafte Kurtisanen, zartbesaitete Gelbgießer und gefühlvolle Rattenfänger" hervorgebracht. Ähnlich urteilt der erste Cumberlandbiograph Mudford[1] mit besonderer Beziehung auf unseren Dichter, der sich vor dem „Juden" für Iren, Schotten und Rechtsanwälte eingesetzt hatte: „Ich glaube zwar nicht, daß die Ansichten meiner Landsleute durch dieses Lustspiel oder durch die Gestalt des Abraham Abrahams im ‚Observer' wesentlich gemildert worden sind, doch verdient die löbliche Absicht des Verfassers alle Hochachtung. Er hat zum mindesten drei Juden liebenswert und interessant zu machen verstanden, eine Leistung, die man für außerordentlich halten könnte, wenn man sich nicht erinnerte, daß Gay dasselbe für den — Straßenräuber erreicht hat."

Cumberland selbst hat sich zu dem Thema Sheva an verschiedenen Stellen geäußert, so vor allem wieder in seinen Memoiren[2]: „Ich bemerkte, daß ich in eine Zeit hineingeraten war, wo ausgesprochen abwegige Charaktere (wie sie frühere Lustspieldichter vorzugsweise behandelt hatten) nahezu verschwunden waren; doch glaubte ich, eine gewisse Aussicht zu haben, meinen Zeitgenossen meinen guten Willen dadurch zu zeigen, daß ich die Charaktere solcher Personen einführte, die üblicherweise auf der Bühne als Zielscheibe des Witzes und der Beschimpfung aufgetreten waren, und sie in einem solchen Lichte darzustellen versuchte, daß sich die Welt mit ihnen und sie sich mit der Welt versöhnen könnten. Darauf sah ich mir die Gesellschaft an in der Absicht, die Opfer völkischer, beruflicher oder religiöser Vorurteile [siehe oben!] ausfindig zu machen; kurz, aus jenen Duldergestalten, die einen Fürsprech nötig hatten, gedachte ich die Helden meiner zukünftigen Dramen zu wählen und zu formen. Ihnen wollte ich so günstige und einnehmende Züge verleihen, daß die Zuschauer geneigt würden, sie mit Mitleid zu betrachten und ihrer guten Meinung und Wertschätzung teilhaftig werden zu lassen." Weitere Stellen in den Memoiren, eine solche aus dem Prolog zum „Juden" und eine Rede des Sheva aus dem Stück selbst, worin er sich über das judenfeindliche englische Theater beschwert, runden das Bild ab, ohne Neues hinzuzufügen.

Der „Jude" war, dem Zeitgeist entsprechend, ein großer Bühnenerfolg und wurde bis 1831 jedes Jahr aufgeführt; immerhin scheint der Hinweis Landas, Flugblätter zum Preise Shevas und der Juden seien auf den Straßen verkauft worden, solange übertrieben, als die Zahl von einem Flugblatt, das Israel Zangwill bei der verspäteten Cumberlandehrung von 1905 veröffentlichen konnte, nicht überboten wird.

Ein paar Urteile über diesen Sheva, die uns eines Eingehens auf den Inhalt des Stückes entheben werden, mögen zeigen, wie vergänglich die Begeisterung der Zeitgenossen gewesen ist. Schon Mudford sagt[3]: „Sheva ist manchmal lächerlich

[1] Mudford, Life of Cumberland (London, 1812), S. 549.
[2] Zitiert bei Williams, a. a. O., S. 103. — [3] Mudford, a. a. O., S. 549, 550, 551.

und manchmal verächtlich. Er ist immer noch mit einigen der traditionellen Eigenschaften seiner Rasse behaftet, zu denen jedoch die Nächstenliebe hinzugetreten ist, um der bösen Nachrede zu begegnen. — Ihn zu einem Geizhals zu machen, bedeutete, ihn der Verachtung preiszugeben; und ihn zu einem Geizhals zu machen, nur um ihm die Möglichkeit zur Unterstützung anderer zu geben, hieß, ihm jede Wahrscheinlichkeit nehmen. — Einen tugendhaften Juden hat Cumberland sicherlich dargestellt; aber ein tugendhafter Geizhals ging über Menschenkräfte." In seinem „Leben Cumberlands" urteilt kein Geringerer als Sir Walter Scott[1]: „Wir können nicht überrascht sein, daß die Juden ein Gemälde, auf dem sie zu gleicher Zeit interessant und lächerlich dargestellt wurden, als ein Mittelding zwischen einer Huldigung und einer Beleidigung auffaßten. Wenige bessergestellte Konfessionsjuden würden, glaube ich, geneigt sein, Abrahams oder Sheva als passende Vertreter ihrer Rasse zu betrachten."

Der Jude Landa[2] nennt Cumberland einen oberflächlichen Beobachter, dem es an Einfühlungsvermögen und Seelenkenntnis mangelt und der deshalb an Äußerlichkeiten haften bleibt. „Der ‚Jude' kann nicht als ein gutes Stück bezeichnet werden. Es fehlt ihm an dramatischer Wucht, es ist bis zum Widersinnigen schwach in Charakteristik und Handlungsführung und ist im Geistigen so ungereimt wie ein von Schulmädchen gestelltes lebendes Bild. Die Geschichte ist sentimental und naiv zugleich, ihre Ausführung kunstlos und die Sprache oft bis zur Schwerfälligkeit gekünstelt. Der Jude ist eine Karikatur." Williams[3] äußert sich wie folgt: „Dem modernen Leser kann Sheva nur lächerlich erscheinen. Eine Mischung von Rührseligkeit und schlechter Laune, ist er lediglich belachenswert." Van der Veen schließlich erklärt[4]: „Sheva ist ein restloser Fehlschlag vom psychologischen Standpunkt. Der Jude ist zu geizig, zu rührselig, zu dankbar und zu freigebig, um ein normales menschliches Wesen sein zu können. Sein Charakter wurde lächerlich und grotesk."

Der einzige, der Cumberland gegen diese gewichtigen Vorwürfe in Schutz nimmt, ist Israel Zangwill: „Allerdings", meint er[5], „ist Sheva, als er das erstemal erscheint, die alte vertraute Bühnengestalt, der habgierige, geizige Geldmann, der das Englische radebrecht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das damalige Publikum ganz überwiegend judenfeindlich eingestellt war, einen Shylock auszischte und über seinen Sturz jubelte. Man kann den Leuten nicht unversehens damit kommen, daß sie sich geirrt haben, das paßt ihnen nicht; so aber konnte sich das Parterre dem Gefühl hingeben, daß es den Juden ja immer schon gekannt habe; es hatte die Wahrheit gekannt, wenn auch nicht die ganze Wahrheit."

Nicht viel anders sind die Urteile über Cumberlands Singspiel vom „Juden von Mogador". Bourchier, der den „Juden" als ausgesprochenen Schund abtut, nennt[6] die Fortsetzung „noch langweiliger einfältig". Der obengenannte Mudford

[1] Scott, Lives of the Novelists (Ev. Libr. 331, London, 1928), S. 132.
[2] Landa, The Jew in Drama (London, 1926), S. 132 und 137.
[3] Williams, a. a. O., S. 234.
[4] Van der Veen, a. a. O., S. 229.
[5] Israel Zangwill, Richard Cumberland Centenary Memorial Paper (Jewish Historical Society of England Transactions, 1905), S. 168.
[6] Bourchier, The Jew in Drama (Contemporary Review 117, 1915), S. 382.

bezeichnet[1] den Durchfall des Stückes als verdient, da es weder lustig noch geistreich noch humorvoll sei. Immerhin bedeutet Nadabs kriegerischer Heldenmut in der Oper von 1808 gegenüber Sheva eine erheiternde Neuerung: „Bringt mir mein Schwert“, ruft der streitbare Held aus, „ich kann es ziehen und auch gebrauchen. Ich bin kein Feigling. Ich will für Selim kämpfen; der Geist der Makkabäer ist in mir. Ich will mein Leben so teuer wie irgend möglich verkaufen.“ Am Ende erkennt Prinz Selim den Edelmut des (offenbar von Lessings Nathan beeinflußten) Juden genau so an, wie Sheva in der Schlußszene des „Juden“ als der allgemeine Wohltäter der Menschheit entlarvt und gefeiert wird.

Bühnenjuden Cumberlandschen Musters lieferten in der Zeit um die Jahrhundertwende auch die Gebrüder Thomas John (1771—1841) und Charles Dibdin. Der Jude in Th. J. Dibdins „Der Jude und der Arzt“ (1798) verschafft einem armen Christenmädchen eine Aussteuer von 5000 £, der in der „Schule gegen Vorurteile“ rückt gefundene 10 000 £ bereitwilligst heraus. Allerdings macht dieser letztere, Ephraim, das bezeichnende Geständnis: „Wenn ich etwas Gutes an mir habe, habe ich es nicht von den Juden gelernt, ebensowenig wie von den Christen. Es ist das ein Teil des Handelskapitals, das mir eine bessere Welt zur Verfügung gestellt hat, und wenn ich es nicht ordnungsgemäß verzinse, versündige ich mich am Eigentum meines Auftraggebers.“

Hier kommt mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck, was englische Kritiker auch zu Lessings „Nathan“ richtig festgestellt haben, daß die Absicht, einen typischen Juden darzustellen, nicht ernstlich gegeben war. In einer Beurteilung der Nathanübersetzung von W. Taylor (1805) in der Edinburgh Review gab ein gewisser Jeffrey folgende Inhaltsangabe[2]: „Bei einem seiner Abendspaziergänge entdeckt besagter junger Mann, daß das Haus Nathans des Juden in Flammen stehe; tapfer eilt er dem städtischen Feuerlöschtrupp zur Hilfe und rettet auch prompt die Judentochter aus dem Brande. Wie es so zu gehen pflegt, verliebt sich die junge Jüdin in ihren Lebensretter; der aber hat von der ganzen Nation eine schlechte Meinung und hält sich die Dankesbezeugungen des Mädchens vom Leibe, bis ihn Nathan ausfindig macht und augenblicklich die Zuneigung dieses christlichen Vorkämpfers gewinnt durch die Zusicherung, daß er gar kein Jude sei, sondern nur eine Art Deist, der, ohne sich etwas dabei zu denken, die Gewohnheit des Synagogenbesuchs angenommen habe. Der Tempelherr versichert, daß er derselben Sekte angehöre; sie schwören sich ewige Freundschaft, und der Christ geht mit dem Juden nach Hause und verliebt sich unsterblich in seine Tochter.“ Das ganze nennt dann Jeffrey „das echteste Sauerkraut, das je mit seinem Geruch ein Fest in Westfalenland verschönern half“.

Daß die Versuche Cumberlands und vereinzelter Zeitgenossen, das Los der Juden zu verbessern, der allgemeinen Volksmeinung nicht entsprachen, geht aus der Lage hervor, die Maria Edgeworth 1817 vorfand, als sie auf Veranlassung ihrer langjährigen Briefpartnerin, der amerikanischen Jüdin Rachel Mordecai (Mrs. Aaron Lazarus), mit ihrem Roman „Harrington“ in das Lager der Juden-

[1] Mudford, a. a. O., S. 548.
[2] Zitiert bei Todt, Lessing in England 1767—1850 (Heidelberg, 1912), S. 24 und 36 f. (aus Edinburgh Review, Bd. 8, S. 148—154).

freunde überging. Ein wichtiges Ereignis in dieser Tendenzschrift sind die Gordonunruhen des Jahres 1780, mit denen, wie Maria Edgeworth behauptet, judenfeindliche Ausschreitungen verbunden waren, von denen allerdings zeitgenössische Beobachter nichts wissen. Wir hören lediglich davon, daß die Juden auf ihren herabgelassenen Jalousien die Aufschrift angebracht hatten: „Hier ist jedermann gut protestantisch", da sie befürchteten, in die gegen die Katholiken gerichtete Volksbewegung hineingerissen zu werden. Nach Maria Edgeworth verdankten die reichen Juden ihre Rettung vor der Wut der Volksmassen dem Umstand, daß die Apfelsinenweiber in ihnen, die jeweils die ganzen Apfelsinen als Almosen für die ärmeren Rassengenossen aufgekauft hatten, ihre getreuesten Kunden beschützten. Die Edgeworth verweist weiter auf die judengegnerische Haltung Voltaires und Friedrichs des Großen, während wir andererseits von dem zum Judentum übergetretenen Lord Gordon wissen, daß er 1785 gegen judenfeindliche Anordnungen Kaiser Josephs aufs heftigste protestierte. Um die Jahrhundertwende war der durch Napoleon gesteigerte englische Fremdenhaß den Juden ungünstig.

Über die literarischen Verhältnisse erfahren wir im „Harrington" folgendes, wobei vielleicht Gedanken der Miß Mordecai zur Sprache kommen: „Überall wurden die Juden ausnahmslos als Wesen von gemeiner, habsüchtiger, skrupelloser und verräterischer Denkart abgebildet. Selbst ihr eigentümliches Äußeres, die Irrtümer ihrer ausländischen Redeweise und Aussprache wurden nachgeahmt und ins Lächerliche gezogen, als wollte man sie zum Gegenstand ständiger Verspottung und Verachtung machen. Es liegt mir fern, dies als die ernstliche Absicht dieser Schriftsteller erklären zu wollen [gemeint ist offenbar vor allem Miß Edgeworth selbst mit ihren „Moralischen Erzählungen"], aber ich bin überzeugt, daß sie in Zukunft von meinen Anregungen profitieren werden."

Das im „Harrington" eingeschlagene Verfahren ist nicht ungeschickt, und die Erzählungskunst der Verfasserin, die freilich besseres geschrieben hat, läßt über das Konstruierte der Handlung weitgehend hinwegsehen: Der Held ist von Jugend an gegen die Juden eingenommen, weil er als Kind mit dem Altkleiderjuden Simon und seinem Sack geängstigt worden ist und sein Kindermädchen ihm Schauermären von den Juden erzählt hat, die Christenkinder entführten, kreuzigten oder bei mitternächtlichen Greueln opferten. Als der Junge beim bloßen Anblick des Kleiderjuden in nervöse Krämpfe verfällt, sucht die Mutter durch eine Entschädigung Simon vom Hause fernzuhalten mit dem Erfolg, daß sich andere, christliche Bettler als Juden verkleiden („den überkommenen Darstellungen und volkstümlichen Vorstellungen eines bösartigen, rachedurstigen, verderbenkündenden Shylock so ähnlich wie je einer, der sein Messer wetzte") und damit, bis Harringtons Vater die Polizei eingreifen läßt, das Leiden nur verschlimmern. Dieser Vater hat bei der Beratung des Judengesetzes von 1753 wacker gegen die Vorlage gestimmt und bestärkt den Jungen in seinen Anschauungen, die er gelegentlich eines politischen Streitgesprächs im Hause Harrington etwas frühreif, aber nicht unzutreffend dahin formuliert, es sei unangebracht, die Juden naturalisieren zu wollen, weil sie von Natur ein unnatürlicher Menschenstamm seien.

Auf der höheren Schule veranlaßt ihn sein Edelmut und Gerechtigkeitssinn, für einen jüdischen Trödler, den Sohn des Simon, gegen einen jungen adligen Leuteschinder einzutreten. Der dankbare Jude vermittelt ihm, als er die Universität Cambridge bezieht, die Bekanntschaft eines dortigen jüdischen Hebräischprofessors, dessen Hauptfehler es nebenbei ist, daß er mit dem Gelde nicht umzugehen weiß. Eine weitere Adresse, die des reichen Herrn Montenero — der Name von Smolletts Sterbeort! — unterschlägt Harringtons Mutter, doch kommt es trotzdem zu dieser Bekanntschaft, als der junge Mann gelegentlich einer Shylockaufführung mit Macklin in der Titelrolle die ohnmächtig werdende Berenice Montenero zu ihrer Kutsche geleitet hat.

Er schließt Freundschaft mit der jüdischen Familie und ist begeistert von dem Edelsinn des Vaters und der Natürlichkeit der Tochter. Drohungen seiner Eltern, ihn zu enterben, bestärken ihn erst recht in dem Entschluß, Berenice zu heiraten, falls sie Christin wird. Er befreit die Familie aus einem Volksaufstand und Herrn Montenero aus einem unliebsamen Prozeß, erlangt aber die Hand der Geliebten erst, als die böswillige Ausstreuung eines Rivalen, Harrington sei geistig nicht ganz gesund, sich als grundlos erwiesen hat. Zu allem Überfluß stellt sich heraus, daß Berenice die Tochter einer christlichen Mutter, getauft und christlich erzogen ist.

Auch „Harrington" hat seine Kritiker gefunden, von denen zwei, die Edgeworthbiographin Helen Zimmern[1] und der schon vielfach erwähnte van der Veen, zu Worte kommen sollen. Miß Zimmern verweist darauf, daß Maria Edgeworth über keine genauere Kenntnis des Judentums verfügte und deshalb aus Eigenem gar keinen echten Juden darstellen konnte. Ihr Jude Montenero war ein Philosoph à la Moses Mendelssohn, und „das lief auf die Behauptung hinaus, daß nur der Jude, der kein Jude ist, bewunderns- und schätzenswert sei". Die Überwindung der religiösen (nicht rassischen!) Vorurteile, das einzige Ziel des Romans, sei nicht erreicht, da sich Berenice als Christin erweise. Van der Veen nennt[2] den Roman als Rechtfertigung des jüdischen Standpunktes enttäuschend und wenig überzeugend. Die Tendenz sei zu aufdringlich, der kleine Harrington zu frühreif gezeichnet, Harringtons Ehe kein Opfer, der Vater Harrington nicht völlig von seinem Judenhaß bekehrt. Man sieht — und wird sehen —, daß es schwer ist, den jüdischen Wünschen in jeder Hinsicht gerecht zu werden.

Als einen Schüler der Edgeworth, vor allem in ihren irischen Romanen, hat sich Sir Walter Scott (1771—1832) bezeichnet, mit dem wir das Gebiet der englischen Romantik betreten. Von jüdischer Seite ist diese Dichterschule mit geringfügigen Ausnahmen als judenfreundlich in Anspruch genommen worden, so daß sich eine genauere Untersuchung lohnen sollte.

Zunächst verdient die Behauptung zurückgewiesen zu werden, daß in den Gedichten Scotts und seines Landsmannes Burns (1759—1796) das Judentum eine freundliche Behandlung erführe; die gelegentliche Verwendung biblischer Stoffe und Anspielungen darf nicht zu falschen Schlüssen veranlassen. Der Vorromantiker Crabbe (1754—1832) spricht sich in seinem Lehrgedicht „Die Landstadt" (The Borough, 1810), und zwar in dem den Religious Sects gewidmeten

[1] Helen Zimmern, Maria Edgeworth (London, 1883).
[2] Van der Veen, a. a. O., S. 78.



Abschnitt, auch über die Juden aus. Er unterscheidet dabei zwei Gruppen, die „anständige, sittenreine, fromme und rechtlich denkende" Minderheit, die auf die Erfüllung der jüdischen Messiashoffnungen wartet, und die, dem „kriegerischen David" und „weisen Salomo" völlig unähnlich gewordene große Mehrheit, „ein verbrecherischer Sklavenhauf, der den Namen ‚Jude' mit Schande und Entehrung befleckt". Verschlagen, hartherzig und ständig auf der Hut, gingen sie ihren zweifelhaften Berufen nach, die „armseligsten Meister der gemeinsten Künste". Der Dichter kann sich das Los dieses Volkes, dessen Gemeinschaftsbande, wie ein gemeinsames Vaterland oder eine gemeinsame Sprache, längst geschwunden seien und das trotz ständiger Vermischung doch in keinem anderen Volke aufgehe, nur aus dem biblischen Fluche erklären.

Auch über Wordsworth (1770—1850) und Coleridge (1772—1834), die dichterischen Häupter der Romantik, sind unzulängliche oder unzutreffende Angaben verbreitet worden. Im Falle Wordsworth handelt es sich um zwei in ihrer Geisteshaltung sehr verschiedene Gedichte, seine Übersetzung der „Erzählung der Priorin" ins Neuenglische (1801) und seine Beschreibung einer in St. Goar am Rhein gesehenen deutschen Judenfamilie (The Jewish Family, 1828). Die Übersetzung aus Chaucer ist wortgetreu und im Gegensatz zu den lügenhaften Behauptungen Calishs[1] in den judenfeindlichen Ausdrücken in keiner Weise abgemildert. Die „Jüdische Familie", offenbar unter dem Einfluß Coleridges geschrieben und auf einem Geschehnis aufbauend, das weder Frau Wordsworth noch ihre Tochter Dorothy in ihren Reisetagebüchern erwähnen, ist eine kaum zu überbietende Verherrlichung jüdischer Rassenschönheit, die sich bis zur Gleichsetzung des Judenjungen mit dem kleinen Johannes dem Täufer steigert.

Auch die Dichtwerke von Coleridge, in denen er sich mit dem Judentum beschäftigt, liegen in seinem umfänglichen Gesamtwerk durchaus am Rande und berechtigen nicht dazu, ihn als bedingungslosen Judenfreund zu bezeichnen. Insbesondere wird von jüdischen Kritikern viel Aufhebens gemacht von seiner „intimen Freundschaft" (intimacy) mit dem Professor Hyman Hurwitz (1770—1844), einem polnischen Juden. In Wirklichkeit hat Coleridge lediglich 1817 und 1820 zwei hebräische Hymnen von Hurwitz („Israels Klage" und „Die Tränen eines dankbaren Volkes"), die in der Synagoge gelegentlich des Todes der Kronprinzessin Charlotte und König Georgs III. gesungen worden waren, ins Englische übersetzt, und bei einem geplanten Band von rabbinischen Erzählungen, von denen nur drei (übrigens nicht versifizierte, wie der Jude Mabon[2] behauptet) erschienen sind, an eine Mitarbeit von Hurwitz gedacht.

Über „Israels Klage" urteilte der Coleridgeherausgeber Campbell[3], sie stehe noch unter Coleridges minderwertigsten Sachen. Der Dichter selbst meinte (in einem Brief an J. H. Green, 3. Dezember 1817)[4]: „Davon bin ich überzeugt, daß ein Dutzend solcher ‚sehr hübschen' und ‚so süßen' und ‚wie wohlklingenden' und

---

[1] Calish, The Jew in English Literature (Richmond, Va., 1909), S. 139.
[2] Mabon, The Jew in English Poetry and Drama (Jewish Quarterly Review, 1899), S. 424.
[3] E. H. Coleridge, Letters of S. T. Coleridge (London, 1895), Bd. 2, S. 681, Anm. 2.
[4] Ebenda, S. 681.

‚wahrhaftig, das ist bezaubernden' Sächelchen mir beim englischen Publikum mehr Bewunderung eintragen würden als die doppelte Anzahl von Gedichten, die zweimal so gut wären wie mein ‚Alter Seemann', meine ‚Christabel', mein ‚Schicksal der Nationen' oder meine ‚Ode an das scheidende Jahr'." Trotzdem hat er sich zur Übersetzung des zweiten Gedichts bereitgefunden, das in mancher Beziehung noch weit widerlicher ist. Es dankt Georg III. für seine tolerante Haltung gegenüber dem Judentum und enthält eine Aufforderung des Judenvolkes an Britannia, „gemeinsam an das Grab unseres gemeinsamen Vaters zu wallen".

Von den „rabbinischen Erzählungen", die in der Zeitschrift „Der Freund" (1809/10) erschienen, kann höchstens die zweite (Fassung der Eltern beim Tode ihrer Söhne) als eine Verherrlichung des Judentums bezeichnet werden. Dagegen verdient festgehalten zu werden, daß Coleridge in derselben Zeitschrift Lessings „Nathan" als langweilig bezeichnet und daß auch das S. 195 dieser Arbeit erwähnte unfreundliche Urteil über die sentimentale Komödie von ihm stammt.

Über den dritten in der Reihe der „Seendichter", Southey (1774—1843), ist bisher nicht gearbeitet worden. Seine Gedichte über alttestamentliche Gegenstände (Tod des Moses, Tod des Mattathias, Zerstörung Jerusalems) lassen keine Stellungnahme erkennen. In seinem epischen Gedicht „Roderich, der letzte der Goten" fehlt auch die leiseste Anspielung auf den jüdischen Verrat, der zum Untergang des Westgotenreiches führte. Eine scherzhafte Verteidigung des Schweines gegenüber einem gewissen „Jacob" könnte sich, nach dem Namen zu urteilen, an einen Juden richten. Briefliche Äußerungen Southeys lassen sich wohl am besten aus seiner politischen Entwicklung vom Revolutionär zum Konservativen herleiten.

1809 sieht er in den Leiden des von Napoleon bedrückten Spanien die göttliche Vergeltung für die Grausamkeit der Spanier gegen Juden, Indianer und Holländer. 1822 spricht er sich über den Charakter des älteren Disraeli, des Vaters des bekannten Staatsmannes, dahingehend aus, dieser stelle die „seltsamste Mischung von Wissen und Unwissenheit, Klugheit und Torheit" dar. Nachdem er aufgehört habe, ein Jude zu sein — er war wegen Streitigkeiten mit der Synagoge aus dieser ausgetreten, ohne deshalb ein Christ zu werden —, habe er wenigstens seinen Kindern den Vorteil der Taufe zuteil werden lassen. 1830 schreibt Southey an den gleichen Briefpartner, Wynn: „Ich könnte die Juden wegen ihres Verhaltens gegen Bonaparte weder tadeln noch, wie Sie es tun, verteidigen. Sie sind eben überall Juden, und solange sie es sind, bleiben sie trotz aller Verfälschungen und Vermischungen (corruption) ein Volk für sich, dessen ganzes Brauchtum darauf abgestellt ist, es als solches zu erhalten. In Rußland und Polen stellen sie offenbar eine wahre Landplage dar und beuten die anderen Bevölkerungsteile richtiggehend aus. Die reichen Juden Englands und Hollands gehören ganz überwiegend Moses Mendelssohns bzw. Voltaires Religion an und unterscheiden sich untereinander nicht durch Lehrmeinungen, sondern nur in sittlicher Beziehung. — Die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden hat mehr Geld hinausgepulvert als jede andere Vereinigung in England, und dazu gehört schon einiges."

Von Scotts zwei Romanen, die jüdische Gestalten aufweisen, „Ivanhoe" (1819) und „Die Tochter des Landarztes" (The Surgeon's Daughter, 1827), ist gemeinhin

nur der erste bekannt. Er schildert, getreu der geschichtlichen Überlieferung, die Stellung des mittelalterlichen Juden zwischen der königlichen Gunst, der Bedrückung durch die mächtigen Barone und der Verachtung des gemeinen Volkes. Die jüdische Gruppe in „Ivanhoe", der reiche Isaac mit seiner Tochter, geht auf eine Anregung eines Mr. Skene zurück, der während seiner Jugend in Deutschland die dort unter Ausnahmegesetzgebung lebenden Juden beobachtet hatte und Scott empfahl, in seinen nächsten Roman eine Judenfamilie aufzunehmen.

Über Isaac schreibt Philipson[1] „Nicht er ist es, der unser Mitleiden erweckt, sondern die gelegentlichen Schilderungen und Erläuterungen des jüdischen Schicksals. Er ist weiter nichts als ganz einfach ein Geldmensch, der um seinen Reichtum bangt, der lügt und betrügt, nur um sich nicht von seinem Hort trennen zu müssen; kaum einmal wächst er in allen seinen verschiedenartigen Ausrufen über sich selbst hinaus, kaum einmal spricht er von den Leiden seines Volkes; kaum einmal empfindet er die unwürdigen Zumutungen, denen er als Jude ausgesetzt ist — nur als Wächter seiner Schätze ist er abgebildet." Calish äußert sich[2] ähnlich: „Die Gestalt des Isaac von York folgt der literarischen Überlieferung. Er ist der übliche furchtsame und kriecherische Geldverleiher, ein milder, unheldischer Shylock. Nur einmal erhebt er sich zu adliger Größe, als seine Tochter bedroht ist. Seine Fürbitte für sein Kind klingt ebenso echt wie eindrucksvoll."

Der Dank der Juden für Scotts Roman gilt demnach erstens der Schilderung der Verfolgungen, die nach Scotts Ansicht für die abstoßenden Züge im Charakter des modernen Juden verantwortlich zu machen sind, zweitens der Übernahme des von den Juden immer betonten Zuges des jüdischen Familiensinns, drittens der Verherrlichung der tugendhaften und rassenstolzen Rebecca, von der der sächsische Schweinehirt mit Recht sagt: „Sie ist keine Jüdin, sondern ein Engel vom Himmel."

Ein paar Kapitel des Romans mögen dieses Bild erhärten: Isaac ist von dem normannischen Edlen Front-de-Bœuf gefangengesetzt, der ihn durch Androhung von Foltern zur Zahlung von tausend Pfund Silber verpflichtet. Isaac versucht zusätzlich die Befreiung der mit ihm gefangen genommenen sächsischen Edlen zu erreichen, jedoch vergeblich. Als er schließlich erfährt, daß der Normanne seine Tochter Rebecca, die das Lösegeld beschaffen sollte, einem Waffengefährten als Magd überlassen hat, ist er außer sich und will von der Bezahlung nichts mehr wissen. „Ich dachte immer", sagt Front-de-Bœuf, „deine Rasse liebte nur ihre Geldsäcke", aber er muß sich von Isaac belehren lassen: „Denke nicht so niedrig von uns, ob wir schon Juden sind; der gejagte Fuchs, die gequälte Wildkatze liebt ihre Jungen — die verachtete und verfolgte Rasse Abrahams liebt ihre Kinder!" Er wird aus der Gefahr der Marterung durch denselben Zufall gerettet, der auch seine Tochter aus schwerster Bedrängnis befreit. Ihr neuer Herr, Brian de Bois-Guilbert, will sie zu der Seinen machen und nimmt von seinem Plane erst Abstand, als sie sich aus dem Fenster des Palastes hinausschwingt und sich zum Hof hinunterzustürzen droht. Später, als Hexe angeklagt, beträgt sie sich mit edlem

[1] Philipson, The Jew in English Fiction (Cincinnati, 1903), S. 76.
[2] Calish, a. a. O., S. 124.



Stolz und verzeiht sowohl einem Sachsen, der als Zeuge gegen sie mißbraucht worden ist, als auch dem liebestollen Brian, der sie doch in all das Unglück gebracht hat. Die Entführung, die ihr Brian anbietet, lehnt sie ab, selbst als dieser mit dem Gedanken spielt, Jude zu werden und sein bisheriges Leben aufzugeben. Am Ende bleibt sie trotz der Zuneigung, die sie offenbar für den edlen Sachsenritter Ivanhoe empfindet, unverheiratet; nach Scotts Erklärung deshalb, weil die Tugend nicht irdischer Belohnung bedarf, sondern in sich selbst den schönsten Lohn empfindet, wahrscheinlicher aus einem anderen Grunde, weil nämlich ein solcher Ehebund auch 1819 noch in zu scharfem Widerspruch zu den Anschauungen der englischen Gesellschaft gestanden hätte.

„Die Tochter des Landarztes" ist einer der allerletzten Romane Scotts und spielt im Gegensatz zu „Ivanhoe" in einer nicht allzu fernen Vergangenheit, bezieht sich also viel mehr als dieser Roman auf die zeitgenössischen Juden. Die Tochter eines schottischen Landarztes wird von zwei jugendlichen Gehilfen ihres Vaters umworben. Derjenige, dem ihr Herz gehört, ist ein Findling, der Sohn einer Jüdin und eines jakobitischen Offiziers. Aber bei Middlemas sind Ehrgeiz und Habsucht die Triebfedern seines Handelns: er verläßt Menie Gray und tritt als Leutnant in den Dienst der East India Company, den er bald darauf wegen eines Duells mit dem Dienst einer gefürsteten Abenteurerin vertauschen muß. In seine Hände geratene Engländer mißhandelt er, und während er der Geliebte der Fürstin ist, sucht er die ihm nachgereiste Menie an einen indischen Fürsten zu verkuppeln. Den Schurken ereilt seine Strafe, als ihn Hyder, der Vater dieses Inderprinzen, wegen geplanten Verrats einer Festung an die Engländer von einem Elefanten zertrampeln läßt.

Ist hier ein Judenmischling in erheblich schwärzeren Farben gezeichnet als das Judenpaar in „Ivanhoe", so sind Tagebuchaufzeichnungen Scotts aus den Jahren 1825 und 1826[1] dazu angetan, das landläufige Bild von dem Verhältnis des Dichters zu den Juden zu berichtigen. Im November 1825 klagt er darüber, daß die nomadisierenden Börsenjuden imstande seien, die bestfundierten Geschäftshäuser nach ihrem Willen ins Wanken zu bringen. „Es ist das genau derselbe Vorgang, wie wenn eine Bande von Taschendieben einen Volksauflauf in Szene setzt, in dessen Verlauf anständige Menschen über den Haufen gerannt und geplündert werden, nur damit die Banditen inmitten der von ihnen angezettelten Verwirrung in Ruhe ihre Taschen füllen können." 1826 im Oktober erhält er einen „gnädigen Brief", wie er sich ausdrückt, von jüdischen Gläubigern, die für eine gewisse Zeit auf ein gerichtliches Vorgehen gegen ihn verzichten wollen. „Und so erlaubt man mir, mein Geld und meine Zeit dazu zu verwenden, daß ich mich besser instand setze, ihnen meine Schulden zu bezahlen, denn das ist der einzige Zweck meiner Reise [nach London]. Sie sind Juden: Ich glaube, wenn der Teufel nach denen angeln will, muß er es mit einem mageren Stück Schweinslende tun. Wollte ich mich nicht anstrengen, ich möchte wissen, wo sie ihr Geld herbekommen sollten."

Von den späteren Vertretern der englischen Romantik seien Byron (1788—1824) und Shelley (1792—1822) besonders hervorgehoben, während Keats (1795—1821) keine auf die Juden bezüglichen Stellen aufweist.

[1] Scott, Diary, Nov. 25, 1825 und Oct. 9, 1826.



Byron hat bekanntlich „Hebräische Melodien“ (1815) geschrieben, die jedoch, soweit sie überhaupt etwas Hebräisches an sich haben, lediglich poetische Ausführungen zu bestimmten biblischen Situationen enthalten, im Gegensatz zu einigen „heiligen Gesängen“ seines irischen Zeitgenossen Thomas Moore (1779—1852), in denen wenigstens der Gedanke der Rückkehr der Juden in das „gelobte Land“ eine dichterische Behandlung erfährt. Zu Disraeli d. Ä. stand Byron in freundschaftlichen literarischen Beziehungen, die sich freilich (trotz eines schwülstigen Briefes des Juden) nicht zu einer persönlichen Bekanntschaft verdichteten. Dieser Wertschätzung Disraelis steht ein heftiger Angriff auf die Brüder Nathan Mayer und James Rothschild im „Bronzenen Zeitalter“ 1832 (ähnlich Don Juan XII, 5/6) gegenüber, der jedoch nicht ausschließlich dem Judentum der beiden unliebsamen Zeitgenossen, sondern zugleich ihrem Zusammenwirken mit der Heiligen Allianz gegen alle freiheitsliebenden Völker zugedacht war. Eingangs dieser Stelle (XV, 668) nennt Byron Britannien ein reiches Land, dessen Reichtum allerdings nur in Juden bestehe. Sie, denen früher Johann ohne Land die Zähne habe ziehen lassen (um sie zur Aufgabe ihres Reichtums zu zwingen), zögen jetzt den Königen die ihren und hätten alle Staaten, selbst Amerika, Spanien und Rußland, unter ihrer Kontrolle. Nicht einmal der Papst versetze ihnen den längst notwendigen Fußtritt, und Shylock, dem niemand mehr auf seinen jüdischen Kaftan spucke, könne sich in aller Ruhe aus dem Herz der Nationen sein Pfund Fleisch herausschneiden.

Ebenfalls mit einem Rothschild hat es Shelley in seiner dramatischen Satire „Schwellfuß der Tyrann“ (Swellfoot the Tyrant, 1820) zu tun, das sich auf einen Prozeß Georgs IV. gegen seine Gemahlin Caroline bezieht und diesen auftreten läßt, wie er sein unter dem Bild von Schweinen dargestelltes Volk an jüdische Schweinekastrierer, Schweinehändler und Schweineschlächter preisgibt, weil er das hungrige Gewimmer und die schrankenlose Vermehrung nicht mehr ertragen zu können glaubt. Der Kritiker Todhunter hat die Vermutung ausgesprochen[1], daß Salomon, dem der Tyrann das ganze Schweinevolk auf einmal zum Kauf anbietet, der aber nichts dafür geben will, ein Rothschild sei.

Mit der englischen Romantik beschließen wir das vorliegende Kapitel, das uns von der Wiederaufnahme der Juden in England (1655) über den mißglückten Emanzipierungsversuch von 1753/54 bis an den Beginn der für die Juden so bedeutungsvollen viktorianischen Zeit geführt hat. Nach anfänglichem Schweigen, dessen Ursachen wir des Näheren zu erklären suchten, ergriffen, wie wir festgestellt haben, die englischen Dichter einheitlich gegen die Eindringlinge Partei und hielten ihnen einen unbarmherzigen Spiegel vor, in dem die Rassenzüge der Sephardim klar erkennbar waren. Nach 1750 stehen sich zwei, allerdings infolge des jähen Stellungswechsels einzelner Schriftsteller schwer abgrenzbare Gruppen gegenüber, von denen die judenfreundliche, von der Aufklärung und dem Liberalismus emporgetragen, um die Jahrhundertwende die Oberhand gewinnt. Aber schon die Romantik steht nicht mehr einheitlich in diesem Lager. So sehr die Juden der Vergangenheit und die Juden anderer Länder durch die romantische

[1] Todhunter, A Study of Shelley (London, 1880), S. 207.

Verschönerung der entfernteren Gegenstände gewinnen und so wenig die Romantiker vor einer persönlichen Fühlungnahme mit jüdischen Zeitgenossen zurückschrecken, so bemerkenswert ist es andererseits, wie die Betrachtung einer von Juden beherrschten Gegenwart die Stellungnahme auch der größten Judenfreunde zu ändern vermag.

V.

1828 führte ein Abgeordneter im Parlament Klage über Rothschilds Einfluß auf die Regierung Georgs IV. und Wellingtons; 1830 scheiterte Sir Robert Grants Versuch einer Jews' Emancipation Bill an dem Widerspruch der Abgeordneten; 1844 werden die Juden zu Gemeindeämtern zugelassen, dagegen bleiben 1847 und 1851 die Versuche gewählter jüdischer „Volksvertreter" im Unterhaus, sich über den vorgeschriebenen Eid (On the faith of a Christian) hinwegzusetzen, ohne Erfolg. 1858, unter der Amtsführung des liberalen Ministerpräsidenten Russell, erhalten sie die Erlaubnis, die beanstandeten Stellen wegzulassen, und im selben Jahre zieht Lionel Rothschild, der Sohn von Nathan Mayer, in das Unterhaus ein; 1886 ist auch das Oberhaus nicht mehr judenrein.

Ist dieser Teil der Geschichte der Judenemanzipation hauptsächlich ein Werk der Liberalen, deren späterer Parteiführer Gladstone sich als „Anti-Antisemit" bezeichnet, und der ihnen anhängenden Geisteswissenschaftler vom Range eines Hazlitt oder Macaulay, so vollzieht sich auf der konservativen Seite der beispiellose Aufstieg Benjamin Disraelis, des getauften, dabei aber stets rassenbewußten und rassenstolzen Juden, zum Parteiführer und Ministerpräsidenten. 1837 tritt er, nach mehr als englischen politischen Verwandlungskünsten, in das Parlament ein, zunächst ein wegen seines dandyhaften Auftretens und seiner vollendeten Grundsatzlosigkeit vielbelachter Außenseiter; 1842 übernimmt er die Führung einer Gruppe innerhalb der Konservativen, die sich als das „junge England" ausgibt und für sentimental-reaktionäre Ideale in religiöser, politischer und sozialer Beziehung eintritt; als der Parteiführer Peel 1846 dem Freihandel zuneigt, führt Disraeli mit den Schutzzöllnern seinen Sturz herbei; 1852 erstmals Schatzkanzler im Ministerium Derby, dessen stärkste Persönlichkeit er ist, wird er 1868 Ministerpräsident und 1869 Parteiführer; 1874—1880 erneut an der Spitze einer konservativen Regierung, festigt er durch den Ankauf der Suezkanalaktien, durch die Erhebung der ihm gewogenen Königin Viktoria zur Kaiserin von Indien und durch die Zurückdrängung des russischen Einflusses auf dem Balkan (Kongreß von Berlin, 1878) die Machtstellung des englischen Weltreiches.

Im 19. Jahrhundert vollendet sich der Aufstieg des Judentums zur politischen Macht bis zur rücksichtslosen Einsetzung aller Kräfte Englands für die Zwecke des Weltjudentums. Wenn es auch kein Jude wieder zum Ministerpräsidenten gebracht hat — so offenkundig möchte man offenbar auch in jüdischen Kreisen die Abhängigkeit der englischen Politik nicht aufgezeigt haben —, sind doch aus der jüngsten Vergangenheit Namen wie Lord Reading (Rufus Isaacs), zuletzt Vizekönig von Indien, Sir Herbert Samuel, der erste Völkerbundskommissar in dem 1917 durch die Balfourdeklaration an die Juden verhandelten Palästina, Sir

Alfred Mond, ein Minister Lloyd Georges, Sir Philip Sassoon, der Unterstaatssekretär für Luftfahrt in verschiedenen Ministerien, und nicht zuletzt der Kriegstreiber Hore-Belisha hinreichend bekannt, um genauere Ausführungen hier zu erübrigen.

Der wachsenden politischen Macht entsprach der zunehmende Anteil des Judentums an der englischen Literatur; da wir es aber in dieser Arbeit nur mit der Darstellung des Juden im (arisch-) englischen Schrifttum zu tun haben, können wir nur vereinzelt auf besonders hervorstechende Vertreter der anglojüdischen Richtung eingehen, soweit nämlich anzunehmen ist, daß diese auf die Meinungsbildung des englischen Volkes einen gewissen Einfluß gehabt haben. Die seltsamste Gestalt dieser Art ist zweifellos der Ministerpräsident der Viktoria, Benjamin Disraeli (1804—1881), Lord Beaconsfield[1].

„Er gab sich niemals", schreibt E. N. Adler[2], „als besonderer Christ aus. Seine Religion sei, so sagte er, auf der weißen Seite zwischen dem Alten und dem Neuen Testament enthalten. In Erscheinung wie Gebaren war er der typische aristokratische Sephardi (Südjude). Er war auf seine Zugehörigkeit zur jüdischen Rasse stolzer als auf die zehn Jahre, wo er Englands Ministerpräsident war. Carlyle nannte ihn einen überdimensionalen hebräischen Zauberkünstler, der die großen Lords, großen Parteien und großen Wirtschaftsmächte in seinen Bann zwang." Landa dagegen beschwert sich[3]: „Die Haltung gegenüber Disraeli ist mehr als bezeichnend. Hier haben wir es mit einem Mann zu tun, der niemals als Jude erzogen wurde, mit dreizehn Jahren nach einem äußerst kärglichen Unterricht im Hebräischen und der jüdischen Religion getauft wurde und nicht ohne Frömmigkeit ein christliches Leben führte, und doch nennt ihn jeder unweigerlich ‚einen Juden', ohne daß darunter etwa ein Kompliment verstanden wäre." In einer Besprechung der Disraelibiographie von Monypenny-Buckle (1910—1920), der man keine Feindschaft gegenüber dem Staatsmann nachsagen kann, schrieb das Times Literary Supplement von 1920[4]: „. . . der Mann, der immer ein Fremdling (alien) und ein Geheimnis blieb in dem Lande, das er beherrschen sollte . . . er war ein geborener Schauspieler, und die Sprache orientalischer Ergebenheit, die er der Königin gegenüber anwandte, war ebenso wie seine mystischen Begeisterungsausbrüche zu den Themen Rasse, Schicksal, Religion und England zweifellos in einer Art Schauspielerei, das heißt eine phantasiemäßige Verkörperung der Wahrheit . . . man darf niemals vergessen, daß er zu einer Rasse gehörte, unter deren zahlreichen Vorzügen der gute Geschmack kaum je vertreten ist."

Disraelis Romane erstrecken sich über den langen Zeitraum von 1826 bis 1880, doch kehren in ihnen gewisse Gedankengänge immer wieder, deren Zusammenfassung in der (antisemitischen) Disraelibiographie von O'Connor-Foggo[5] hier wiedergegeben sei: „Das Christentum ist eine Abart der jüdischen Religion; alle asiatischen Monotheisten sind bessere Christen, als es irgendwelche Europäer je

[1] Vgl. Rudolf Craemer, Benjamin Disraeli, Forschungen zur Judenfrage, Bd. V, S. 22ff.
[2] Adler, a. a. O., S. 178.
[3] Landa, a. a. O., S. 244.
[4] The Times Literary Supplement, June 17, 1920, S. 373 und 374.
[5] O'Connor-Foggo, Life of Lord Beaconsfield (1878 ff.), Bd. 2, S. 558.



sein können; kein Einfluß auf der Welt ist dem der Rasse vergleichbar; die Juden haben nicht nur die eine wahre Religion begründet und verbreitet, sondern sie sind auch in allen Lebensfragen die Führerrasse der Menschheit, und bei allen menschlichen Errungenschaften stehen Semiten an erster Stelle; andererseits lassen sich auch die Leistungen der Griechen und Römer nicht ganz wegleugnen, so daß auch den Ariern eine gewisse Begabung zugestanden werden muß."

Sein Erstlingsroman „Vivian Grey", in dem er sich selbst unter der Gestalt des Hauptheiden einführte, war nach O'Connors Urteil[1] „vermutlich der schlimmste Ausdruck eines frühreifen Egoismus und Zynismus, der je gedruckt wurde". „Die wundersame Geschichte des David Alroy "(1833) ist „eine glanzvolle Planung eines durch eine mystische Messiashoffnung verklärten Zionismus"[2].

In „Coningsby" (1844) tritt als politischer Berater des Helden der jüdische Millionärphilosoph Sidonia(-Rothschild) auf, der Nachkomme spanischer Marranen. Er führt den Untergang der Westgotenherrschaft auf das geheime Zusammenarbeiten der Juden und der Moslems zurück und preist den hohen Kulturstand im arabisch-jüdischen Spanien. Der Kulturverfall des heutigen Spanien sei auf die Judenaustreibung von 1492 zurückzuführen. Von der politischen und geistigen Führerrolle der Juden im damaligen Europa machte sich der Verfasser des „Coningsby", der bei jeder Klangähnlichkeit mit dem Hebräischen die Träger berühmter Namen unbedenklich als Juden erklärte, übertriebene Vorstellungen, die den Spott Thackerays (in seiner Parodie „Codlingsby") herausforderten.

Der soziale Roman „Sybil" (1845), in dem ebenso wie in „Coningsby" und „Tancred" das Glaubensbekenntnis des „jungen England" niedergelegt war, rief eine scharf ablehnende Kritik der führenden „Westminster Gazette"[3] hervor, die dem Verfasser bescheinigte, daß er zwar in der naturalistischen Schilderung der Leiden der arbeitenden Klasse groß sei, daß aber seine Kenntnis dieser Leiden lediglich auf halb verstandenen amtlichen Berichten beruhe und ein tiefergehendes Verständnis für Ziele und Wesensart der englischen Arbeiterschaft bei Angehörigen der herrschenden Plutokratenschicht nun einmal nicht zu erwarten sei. Disraeli hat sich auch als Ministerpräsident gehütet, die sozialen Gedanken seiner „Sybil" zu vertreten oder zu verwirklichen.

Im „Tancred" (1847) „macht er seinen aristokratischen Helden zu einer Art vorausdatiertem Herzl"[4] und behauptet die jüdische Herkunft Jesu, Petri und Pauli. Die Einleitung zu dem romfeindlichen Roman „Lothair" (1870) nahm für die anglikanische Kirche, der Disraeli angehörte, eine jüdische Grundlage mit Modifikationen galiläischer Herkunft in Anspruch. Aus „Endymion" (1880) stammt das wohlbekannte Zitat: „Die Rassenkunde ist der Schlüssel zur Weltgeschichte."

Eine politisch und literarisch derart ausgeprägte Persönlichkeit wie die Disraelis mußte Freund und Feind zur Stellungnahme herausfordern und auf diese Weise auch dem in England stets, und sei es nur unter der Oberfläche, vorhande-

[1] O'Connor-Foggo, Life of Lord Beaconsfield (1878 ff.), Bd. 1, S. 62.
[2] Adler, a. a. O., S. 179.
[3] Abgedruckt O'Connor-Foggo, a. a. O., Bd. 1, S. 424.
[4] Adler, a. a. O., S. 179.



nen Antisemitismus neue Nahrung geben. Die oben erwähnte Biographie von O'Connor-Foggo erschien noch zu Lebzeiten des Staatsmann-Schriftstellers, aber der bedeutendste, auch von deutscher Seite her beeinflußte Träger antisemitischer Bestrebungen im viktorianischen England war der liberale Politiker Professor Goldwin Smith, dessen Aufsatz „Können Juden Patrioten sein?" (Nineteenth Century III, 1878) wie eine Bombe einschlug.

„Das Judentum", sagte er hierin, „ist nicht wie Unitarismus oder Methodismus nur ein religiöser Glaube, der in keiner Weise die weltlichen Beziehungen des Staatsbürgers in Mitleidenschaft zieht, es ist eine rassische Unterscheidung, wobei die Religion mit der Rasse gleichgesetzt wird ... Ein Jude ist nicht ein Engländer oder Franzose mit besonderen theologischen Lehrsätzen: Er ist ein Jude, mit einer besonderen Gottheit für seine Rasse ... Ich glaube so ernstlich wie irgend jemand an die Gemeinschaft der Nationen. Aber es ist etwas anderes, ob man die nationalen Belange als dem allgemeinen Menschheitsinteresse untergeordnet betrachtet oder ob man beides dem Vorteil einer verstreuten Rasse unterordnet . . . Dem Geiste des Judentums schulden wir Dank, nicht aber dem Körper, den der Geist längst mit einem weiteren Wirkungsgebiet vertauscht hat, mögt ihr Juden eure Stammbäume noch so künstlich aufstellen . . . Der Jehovah der Juden ist eine jüdische Gottheit, die mit den Vorfahren des Stammes ihren persönlichen Vertrag abgeschlossen hat ... Der asoziale Charakter der Juden Juvenals war ihre eigene Schuld, nicht die ihres Gesetzes ... Das Alte Testament weist mehr Patriotismus auf, als wir Modernen benötigen; falls aber von diesem Patriotismus noch etwas übriggeblieben ist, gilt er zur Zeit weder England noch Frankreich noch Deutschland, sondern einzig und allein der jüdischen Rasse ... Nachdem sie sich in allen Staaten mit Hilfe der liberalen Partei der besonderen Beschränkungen ihres Bürgerrechts entledigt haben, scheinen sie jetzt geneigt, als Plutokraten (plutopolitans) in die Waagschale der Reaktion das Gewicht ihres von irgendwelchen nationalen oder europäischen Überlegungen unberührten Reichtums zu werfen ... Die christlichen Kirchen machen immer noch vom Alten Testament einen vernunftwidrigen Gebrauch und stellen dem Volke Vorgänge und Abschnitte als Beispiele sittlichen Verhaltens vor Augen, die längst moralisch zu sein aufgehört haben ... Was das galiläische Judentum war, können wir nur sehr unklar unterscheiden, aber wir dürfen sicher sein, daß es zu dem Judentum der Börse in keinerlei moralischem Zusammenhang stand."

Noch deutlicher wurde der streitbare Professor in seiner Antwort auf Lucien Wolfs „Jüdische Betrachtungen zur Judenhetze" (Nineteenth Century, 1881). Zunächst leugnete er das Bestehen einer judengegnerischen Agitation in England, erneuerte aber den in seinem ersten Artikel gegen die Juden erhobenen Vorwurf, sie wollten England in einen Krieg gegen Rußland hineinziehen. Das jüdische Wahlrecht wollte er nicht rückgängig machen, versprach sich aber von ihm keine Besserung des politischen Zustandes. Die Anregung eines gewissen Mr. Oliphant, England möge sich durch Unterstützung zionistischer Bestrebungen die Bundesgenossenschaft des jüdischen Kapitals, der jüdischen Presse und der Juden in den anderen Ländern sichern, brandmarkte er als Hochverrat an der Kultur.

Religiöse Ursachen des Antisemitismus bestritt er: „Die Wurzel des Übels ist meiner Überzeugung nach nicht in der besonderen Glaubensform des jüdischen Volkes zu suchen, sondern in der Besonderheit seines Charakters, seiner Gebräuche und seiner Stellung; hierzu rechne ich die stammesmäßige Abgeschlossenheit, den Stammesbrauch der Beschneidung, die Eigenart der Berufe, denen sich die Juden zuwenden, und ihr Verhältnis zu den Wirtsvölkern als wandernde Schmarotzerrasse, ohne Vaterland, ohne Neigung zu einer geregelten Arbeit und über die Welt verstreut als Nutznießer der Arbeit anderer mit Hilfe ihrer Wucherei oder ähnlicher Verfahrensarten . . . Kein Mensch ist dem anderen für seine Anschauungen verantwortlich, so seltsam sie sein mögen. Aber jeder Mensch muß ohne Rücksicht auf seine Anschauungen die zwangsläufigen Folgen seiner Handlungen auf sich nehmen. Wer ein verhaßtes Gewerbe betreibt oder seine Nebenmenschen schädigt und sie gleichzeitig als Goyim behandelt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er eine nicht nur theologisch begründete Abneigung zu spüren bekommt. Daß jemandes Vorfahren vor achtzehn und einem halben Jahrhundert Pilatus zur Kreuzigung Christi veranlaßten, ist zwar ein sehr schlechter Grund, um ihn heutzutage zu mißhandeln; aber es wäre genau so unberechtigt, diesen Jemand sich als Volksschädling betätigen zu lassen, weil seine Vorfahren im Mittelalter Verfolgung gelitten haben . . . Es war nicht die Haltung des Christentums, welche die Juden bestimmte, den Mann als Stammeshelden zu wählen, der den Hunger seines Bruders ausnutzt, um ihn mit einem Linsengericht um seine Erstgeburt zu prellen, und den Vorgang mit Frohlocken zu vermerken, wie sie sich von den Ägyptern deren Geschmeide unter einem Vorwand geborgt und dann nicht zurückgegeben hatten."

Weiterhin kämpfte Goldwin Smith gegen die Legende von der einseitigen Unterdrückung der Juden und ihren unvergleichlichen Kulturleistungen während des Mittelalters an und bezeichnete Nathan den Weisen als ebenso unwirklich wie die östlichen Weisen Voltaires. Disraeli warf er vor, daß er den modernen Imperialismus und Jingoismus wie eine gelungene Handelsspekulation aufgezogen und die echte Vaterlandsliebe völlig in den Hintergrund gedrängt habe, und zeigte an alten (Joseph!) und neuen Beispielen die Gewissenlosigkeit jüdischer Politiker auf. Eine Ansiedlung der Juden in Palästina, so meinte er, werde den europäischen Westen nicht erleichtern und zu Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden führen, wenn die letzteren nicht arbeiteten. Abschließend betonte er nochmals den Unterschied zwischen Galiläa und dem rechtgläubigen Judentum und forderte die Beseitigung des Alten Testamenttes.

Die Auseinandersetzung zwischen Goldwin Smith und seinen jüdischen Widersachern, die damit noch nicht abgeschlossen war, aber für unsere Fragestellung hinreichend ausgewertet ist, steht zeitlich in der Mitte zwischen den um 1850 verwirklichten jüdischen Emanzipationsbestrebungen und der sie begleitenden, für oder gegen die Juden arbeitenden Literatur einerseits und dem modernen Nachkriegsantisemitismus, auf den einzugehen später unsere Aufgabe sein wird. Vorher sei, ohne Berücksichtigung zweit- und drittrangiger Schriftsteller, die Stellung der viktorianischen Dichter und Prosaiker zur Judenfrage im einzelnen untersucht.

Dabei zeigt sich ein erheblicher Unterschied zwischen den beiden Wortführern des Viktorianismus, Tennyson (1809—1892) und Browning (1812—1889); während der eine, obwohl als Hofdichter der Königin zur dichterischen Würdigung aller Zeitereignisse verpflichtet, der Juden nie und nirgends Erwähnung tut — die jüdische Behauptung[1], „In Memoriam" 64, ein Gedicht, in dem ein aus einfachsten Verhältnissen aufgestiegener Staatsmann erwähnt wird, beziehe sich auf Disraeli, ist ein selten dreister Schwindel —, hat sich Browning verschiedentlich, ähnlich Coleridge, mit jüdischen Themen befaßt und dadurch sogar den Verdacht jüdischer Abstammung auf sich gezogen, der sich freilich als grundlos erwiesen hat, wenn man von der Entdeckung einer kreolischen Blutmischung absehen will.

In einem Gedicht „Heiligkreuztag" (1855) schildert er die Gefühle der römischen Juden, die alljährlich zum Anhören einer christlichen Predigt gezwungen werden und mit dem Gedanken spielen, der von ihren christlichen Verfolgern gekränkte Christus werde ihnen den Irrtum seiner Kreuzigung verzeihen und ihnen bei der Rückkehr in das heilige Land und der Versklavung der Unterdrücker behilflich sein.

1876 läßt Browning in seinem „Filippo Baldinucci" einen alternden Florentiner seine Unzufriedenheit darüber ausdrücken, daß die Juden nicht wie früher gepeinigt werden, und eine Geschichte erzählen, in der ausnahmsweise nicht der Jude der Geprellte ist. Ein Landmann gedachte die Hebräer dadurch zu ärgern, daß er ihrem Friedhof gegenüber ein Muttergottesbild aufstellen ließ. Durch Geld bewogen ihn die Juden zu einer Beseitigung des Ärgernisses, waren jedoch nicht wenig betroffen, als statt des Muttergottesbildes ein Kruzifix auf ihren Friedhof hinübersah. Aber der Sohn des Rabbiners, ein besonders stämmiger junger Mann, der einem einen Schrecken einjagen konnte, kaufte dem eingeschüchterten Landmann und seinem Maler das Doppelbild einfach ab und hing es zu Hause in seiner Gemäldesammlung neben einer Leda und ähnlichen heidnischen Scheußlichkeiten auf.

Weitere Judengedichte Brownings, etwa drei an der Zahl, erfordern keine genauere Behandlung, da die Stoffe bei aller morgenländischen Färbung allgemein menschlichen, philosophischen Gehalt aufweisen und ebensogut wie jüdischen Rabbinern anderen Personen in den Mund gelegt werden könnten. In dem äußerst umfänglichen Gesamtwerk des Dichters bilden sie samt den oben erwähnten Dichtungen nur einen verschwindend kleinen Teil.

Unter den Romanschriftstellern der viktorianischen Zeit verdienen Bulwer (1803—1873), Thackeray (1811—1863), Dickens (1812—1870), Kingsley (1819—1875) und George Eliot (Mary Ann Evans, 1819—1880) wegen ihrer verschiedenen Stellungnahme zum Judentum besondere Erwähnung. Bulwer war der Modeschriftsteller seiner Zeit und erfreut sich heute nicht mehr der alten Wertschätzung; sein Baron Levy, der jüdische Geldleiher in „My Novel" (1853), ist das Muster eines vollendeten Schurken.

Sehr zahlreich, wenn auch für die Handlung seiner Erzählungen im allgemeinen von geringer Bedeutung, sind die Juden bei Thackeray, den man wohl als den

[1] Calish, a. a. O., S. 28.



ausgesprochensten Judengegner unter den englischen Dichtern der Neuzeit bezeichnen möchte. Sie alle aufzuzählen, würde zu weit führen, aber einige aus seiner Sammlung mögen vor uns aufmarschieren.

Mr. Titmarsh im „Großen Hoggartydiamanten" ist Angestellter in einer Versicherungsfirma, deren puritanischer Direktor sich später als rücksichtsloser Spekulant entpuppt. Während einer Krise seines Geschäftes vergleicht sich dieser mit dem „großen Mr. Silberschmidt" (in Wahrheit Goldsmith), der Selbstmord verübte und doch nur ein paar Stunden hätte zu warten brauchen, um 400 000 £ sein eigen zu nennen. Ein anderer Angestellter ist der Jude Moses Abednego, der Sohn eines betrügerischen Händlers mit Edelsteinnachahmungen. Abgesehen davon, daß er, wie die anderen Juden Thackerays, das Englische mißhandelt und beispielsweise poundsh statt pounds spricht, betätigt er sich als Angeber gegen Arbeitskameraden. Er ist verwandt mit zwei jüdischen Geschäftsleuten, die durch selbstangelegte Brände die Versicherungsgesellschaft schwer schädigen. Als die Firma zusammenbricht, wird Titmarsh verhaftet und bei dem Geldleiher Aminadab, dessen Haus zugleich als Schuldgefängnis (sog. sponging house) für zahlungskräftigere Pensionäre dient, in Gewahrsam gebracht. Der Jude und „ein anderer reicher Herr der gleichen Rasse und Konfession" verleumden ihn als Betrüger, sind aber schwer gekränkt, als ein zu Besuch weilender Freund Titmarshs etwas von „alten Kleidern" murmelt. „Ein Gentleman macht niemals Bemerkungen über die Konfession anderer Gentlemen", muß sich der ungehobelte junge Mann sagen lassen. Vor Gericht erweist sich Titmarshs Unschuld, doch äußert der Untersuchungsbeamte, mit einem Seitenblick auf einen Zeitungsberichterstatter, es bestehe wohl wenig Aussicht, daß der wahre Sachverhalt in eine Zeitung gelange.

Miß Löwe ist die Heldin einer Erzählung aus den „Fitz-Boodle Papers" (1842). Sie ist die hübsche Tochter eines jüdischen Bankiers in Bonn, der seine Töchter als Männerfallen für Studenten und Offiziere, und, als diese den Braten merken, für unvorsichtige Ausländer verwendet. Die Liebesleidenschaft der Betroffenen verhilft ihnen nur zu überteuerten und minderwertigen Wein-, Tabak- und sonstigen Lieferungen, dem beharrlichen Fitz-Boodle außerdem zu einer Ohrfeige von seiner Angebeteten und zwei Duellen, die allerdings beide nicht zustande kommen, davon eines mit dem jüdischen Bräutigam der Miß Löwe, der sich bisher als Zwischenträger von Fitz-Boodles Liebesbriefen nichts hatte merken lassen.

Schon vorher, in den „Verhängnisvollen Stiefeln" (Stubbs' Calendar; or, The Fatal Boots, 1839) hatte Thackeray ein ähnliches Motiv verwendet. In dieser Erzählung läßt sich Stubbs ein langes und breites von den Reichtümern einer Mrs. Manasseh, einer kinderreichen Judenwitwe, berichten, die er daraufhin heiratet. Der Enderfolg ist, daß er zuerst wegen einer kleineren Schuld seiner Gattin in das Schuldgefängnis ihres Rassengenossen Mr. Nabb verbracht wird und während dieses Zwangsaufenthalts erfährt, daß ihm auch der Erlös aus einem Grundstücksverkauf von einem anderen Gläubiger der ehrenwerten Mrs. Manasseh weggepfändet worden ist, der in Wirklichkeit deren Ehemann und Helfershelfer war.

Die Geschichte einer Sängerin, „The Ravenswing" (1843), macht uns mit der Anwaltsfirma „Aasgeier und Levisohn" bekannt und mit einem Modefriseur, der

durch seinen anspruchsvollen Lebenswandel den Juden restlos verschuldet ist und einen jüdischen Kassenrevisor dulden muß. Dieser Mr. Mossrose (alias Amos) versteht auch zu boxen und reiht sich damit in die Gesellschaft der illustren Boxer seiner Rasse (insbesondere Daniel Mendoza, Hauptkämpfe um 1790) ein. Seine Auftraggeber haben aus dem Laden, dessen Einrichtung 1000 £ gekostet hat, das Zwanzigfache herausgeholt, ohne deshalb die Anfangsschuld jemals zu streichen.

Auch in dem Abenteurerroman „Das Glück des Barry Lyndon" (1844) begegnen mehrere Juden. Der eine lockt einen Kandidaten der Theologie unter dem Vorwand, er wolle sich bekehren lassen, in ein fremdes Haus, wo ihn die preußischen Werber erwarten. Ein anderer benutzt sein Wissen um die heimliche Liebe einer deutschen Prinzessin dazu, diese und ihren Liebhaber zu erpressen. „Juden und Gläubiger" werden in einem Atemzug genannt.

Im Jahre 1846 schilderte Thackeray (Notes of a Journey from Cornhill to Grand Cairo) eine Reise in den Orient, die auf der Strecke über Rhodos nach Jaffa in Gesellschaft polnischer Juden unternommen wurde. „Einmal wöchentlich", so berichtet der Dichter, „am Vorabend des Sabbath, fand eine allgemeine Waschung in Juda statt, die denn auch bis zum folgenden Freitag hinreichen mußte." Im Geiste Disraelis begonnen, aber bösartig, man möchte sagen heinisch, abgebogen, ist der folgende „Lobpreis": „Ist es nicht beachtenswert, wie dieses wundervolle Volk die Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben ist; und wie es, seit den Tagen Jakobs, seinem Glauben und — seiner Schwindelei die Treue bewahrt hat?"

Diese Reiseeindrücke fanden ihren Niederschlag in einem Gedicht „Der überraschende Seesturm" (The White Squall), das wegen seiner humorvollen Darstellung und seiner Formvollendung neben Brownings „Rattenfänger von Hameln" erwähnt zu werden verdient. „Eine seltsame Gesellschaft beherbergten wir; an Backbord hatten wir hundert ungewaschene, ungekämmte und ungeschorene Juden, schwarze, braune und graue. Schrecken und seelisches Unbehagen konnte einen ergreifen, sah man diese schmierigen Rabbis, deren Tag zwischen Kratzen und Beten dahinging, mit schmutzigen Fingern sich die wimmelnden Flöhe wegfangen, sah man ihre schmutzigen Kinder sich erbrechen oder ihre schmutzigen Bratpfannen auf dem Feuer stehen." Als nun der Seesturm sich erhob, „begannen alle Flöhe in der Judenheit loszuhüpfen und wütend zu beißen, und die Nachkommenschaft Jakobs an Backbord erwachte — diese schmierigen Rabbis wollten ja doch keine Kabinen bezahlen —, und jeder ächzte und schnatterte in seinen schmutzigen Kaftan hinein voll Jammer, Wehklagen und heulender Bestürzung, indes die Wasserspritzer ihre dreckigen Weiber und Bälger durchnäßten;

> und sie krauchten von Ballen und Bänken
> in hunderttausend Gestänken."

„The White Squall" war nicht das erste Gedicht, in dem sich Thackeray mit den Juden beschäftigte. Schon 1833 widmete er dem jüdischen Sänger Braham und dem „ersten jüdischen Baron" Nathan Mayer Rothschild zwei satirische Dichtungen und nannte Rothschild eine „schmiergesichtige Zusammensetzung zwischen Esel und Schwein".



Eine besondere Begabung entwickelte der große Humorist auf dem Gebiete der Parodie. In den „Preisgekrönten Romanen" (1847) der Witzzeitung „Punch" veröffentlichte er u. a. sogenannte „Leseproben" aus Disraelis „neuestem Roman" „Codlingsby". Darin schildert er zwei Besuche des jungen Codlingsby im Londoner Ghetto bei seinem steinreichen, als Kleiderjuden verkleideten Freund Rafael Mendoza, der ihm einmal bei einem Boxkampf (für den erschlagenen Gegner, den Vater von zehn Kindern, muß Mendoza je 10 000 £ Schadenersatz bezahlen) das Leben gerettet hat. Beim zweiten Besuch lernt Codlingsby die reizende Miriam, Mendozas Schwester, kennen und erhält einen Begriff von der Verbreitung der jüdischen Rasse, ihrem Reichtum und ihrem bis in die höchsten Stellen reichenden Einfluß. Am Ende stellt sich gar heraus, daß Papst und Franzosenkönig Juden sind.

Eine weitere Parodie ist Thackerays scherzhafte Fortsetzung von Scotts „Ivanhoe", „Rebecca und Rowena" (1850). Ivanhoe, der (noch bei Scott) die sächsische Fürstentochter Rowena geheiratet hat, muß unter ihrer Sittenstrenge und ihren ständigen höhnischen Anspielungen auf seine jüdischen Freunde und Freundinnen schwer leiden. Als ihn seine Frau in Südfrankreich gefallen glaubt, vermählt sie sich anderweitig, und Ivanhoe führt nach weiteren Abenteuern, die ihm zu judenfreundlichem Verhalten Gelegenheit geben, die zum Christentum übergetretene Rebecca als Gattin heim.

Thackerays berühmtester Roman, „Der Eitelkeitsmarkt" (Vanity Fair, 1847/48) erwähnt bei einer Versteigerung jüdische Makler, „schmutzig-braune Gäste mit orientalischer Gesichtsbildung". Über einem kleinen Klavier kommt es zu einem „lebhaften Gefecht" zwischen „dem hebräischen Adjutanten des Offiziers am Tische und dem hebräischen Herrn im Dienste des Ehepaares, das das Elefantenbild gekauft hatte". Ein junger Mann aus gutem Hause, der sich weigert, Miß Swartz, eine Mulattin und Tochter eines deutschen Juden, diese „Hottentottenvenus", zu heiraten, wird von seinem Vater, der es nicht versteht, wie man 8000 £ im Jahre verschmähen kann, kurzerhand enterbt. Miß Swartz bekommt natürlich trotzdem einen Mann von Adel, und Thackeray kann sich die Bemerkung nicht verkneifen, es gebe eine Menge Elegants, die auf diese Weise in die Lombard Street eingeheiratet und zu der Veredelung Cornhills beigetragen hätten. Auch das jüdische sponging house fehlt nicht, in dem ein verschuldeter Offizier landet, nachdem es seiner geschäftstüchtigen Gattin zunächst gelungen war, einen Vergleich zu erzielen. Sie hatte nämlich den jüdischen Gläubigern nahegelegt, sich mit einem Teil der Summe zu begnügen, zumal das Ehepaar im Ausland lebte. „Und Mr. Lewis in Vertretung von Mr. Davids, Red Lion Square, und Mr. Moss in Vertretung von Mr. Manasseh, Cursitor Street, sprachen der gnädigen Frau ihre Bewunderung aus wegen der brillanten Art, wie sie geschäftlich vorging, und erklärten, daß jeder Geschäftsmann von ihr nur lernen könne." In späteren Jahren verdient sich diese fragwürdige Dame ihren Lebensunterhalt durch Malereien „zur Bekehrung des Papstes und der Juden".

Auch in „Pendennis" (1848—1850) spielt die Verbindung zwischen jüdischen Geldleihern und verschuldeten Lebemännern eine Rolle, während in den „Reisen in London" (1847—1850) eines Essens der edlen Zunft der Blasebalgflicker Er-

wähnung getan wird, das zwei jüdische Sänger mit ihren Liedern, u. a. dem Gesang der Nationalhymne, verschönen.

Besonders reich an Judenszenen ist Thackerays nächster größerer Roman „Die Newcomes" (1853—1855). Clive Newcome, der Held der Geschichte, lernt auf der Kunstschule, gegenüber dem Tanzinstitut von Mr. Levison mit seinen mannstollen Töchtern, den jungen Bobby Moss kennen, der alle möglichen Gegenstände aus seinen Taschen an die anderen Kunstschüler verhandelt, Theaterkarten unter der Hand verkauft, die Bekanntschaft mit Bühnenkünstlern vermittelt usw. Clive Newcome, den er gebeten hat, ihn bei seinen adligen Bekannten als Geschäftsverbindung zu empfehlen, macht er hinter seinem Rücken schlecht, und in späteren Jahren nutzt er die unerfreulichen Vermögensverhältnisse des Malers zu seiner persönlichen Bereicherung aus. „Vor drei Monaten", erzählt Thackeray, „hat er zum erstenmal erfolgreich Bankerott gemacht."

Eine noch ergötzlichere Judentype ist der „gute Jude" Sherrick, alias Shadrach, ein Vertreter des getauften Judentums. Seine Hauptstärke sind mehr oder minder geschickte Spekulationen auf den verschiedensten Gebieten, sein Lebensziel die Aufnahme in die bessere Gesellschaft. Vom Apfelsinenjungen und Chorsänger in einem Theater zum Sekretär eines berühmten Tragöden aufgestiegen, hat er sich mit Theatergeschäften, Zeitungsgründungen im Dienste sämtlicher vorhandenen Parteien, Aktiengesellschaften, Grundstücksspekulationen, Versicherungen und dergleichen eine hübsche Stange Geld verdient und zieht nun eine beliebte Sektenkirche, Lady Whittlesea's Chapel, ganz groß auf, ja er läßt seine Frau und Tochter in nonnenhaften Verkleidungen Händel zur Orgel singen. Der heuchlerische, schuldenmachende Geistliche dieser Kirche, Mr. Honeyman, heiratet schließlich die Halbjüdin Miß Sherrick, und Clive Newcome hat die zweifelhafte Freude, daß der Sohn aus dieser Verbindung den Namen Thomas Newcome Honeyman erhalten soll. Sherricks gesellschaftliche Sitten sind mehr als plebejisch; bei Clive Newcomes Vater eingeladen, kommandiert er die Bedienten, betitelt den Haushofmeister „alter Korkenzieher" und rügt die Langsamkeit des Lakaien. Er protzt mit seinen Juwelen und denen seiner Frau, die mit ihm zu Hause kein leichtes Auskommen hat, spielt aber auch sehr geschickt den armen Mann, wenn er sich einmal von seinem Gelde trennen soll. Den alten Newcome, der lieber gänzlich verarmen als andere um das in seinen verfehlten Spekulationen angelegte Geld bringen will, bewundert er wegen seiner Ehrlichkeit, ohne daß ihn dieses Beispiel zur Nachahmung reizen könnte; ja, er findet es nicht unter seiner Würde, auch seinerseits Geld aus dieser Quelle anzunehmen. „Es ist leicht zu sehen", hatte Newcome senior an anderer Stelle, ehe er sich mit Sherrick genauer einließ, erklärt, „daß der Mann kein völliger Gentleman ist. Es macht mir nichts aus, welchen Handel einer betreibt. [Sherrick ist nebenher Weinhändler.] Ich halte ihn jedenfalls für einen Ränkeschmied (designing fellow)."

In den „Virginians" (1857—1859), einer Fortsetzung seines Geschichtsromans „Henry Esmond", läßt Thackeray nach einer seelenvollen Predigt den Hauskaplan und eine adlige Zuhörerin von zwei Juden in das Schuldgefängnis verbringen, die sich unter dem Vorwand, sie wollten sich bekehren lassen, in den Gottesdienst eingeschlichen haben. Noch in zahlreichen anderen Romanen und

Skizzen, darunter dem unvollendeten „Denis Duval“ (1864), finden sich Anspielungen, vor allem aber hat sich Thackeray zweimal, als Verfasser der Verbrechergeschichte „Catherine“ (1839/40) und der „Proser Papers“ (1850), jüdischer Pseudonyme bedient. Das erste, Ikey Solomons junior, kann insofern als besonders gut gewählt bezeichnet werden, als dies der Name eines berüchtigten Taschendiebs und Hehlers war, dem 1830 der Prozeß gemacht wurde und den wir als Vorbild zu Dickens' Fagin in „Oliver Twist“ wiedersehen werden. Nicht weniger geistreich ist der zweite Deckname, Dr. Salomon Pacifico, der eine Anspielung auf jenen Juden aus Gibraltar enthielt, der unter der Regierung Palmerston in Griechenland zu Schaden kam und dessen Rechte als civis britannicus Palmerston mit den Kanonen seiner Kriegsschiffe im Piräus und Gladstone gegenüber im Unterhaus vertrat.

Dickens führt in seinen zahlreichen, vor allem auch sozialen Romanen weit weniger Juden ein als Thackeray, doch hat sein „Oliver Twist“ (1837/38) entschieden mehr Staub aufgewirbelt und jüdische Kritiker zu der Behauptung veranlaßt, mit diesem Roman beginne eine verhängnisvolle Reaktion in der Beurteilung ihrer jüdischen Mitbürger durch die Engländer. Es handelt sich um einen Verbrecherroman, und in einem solchen darf auch nach unserer Auffassung der Jude nicht fehlen. Freilich liegt es dem Juden auch dann, wenn er sich der Laufbahn des Verbrechers zuwendet, nicht, sein eigenes wertvolles Ich der Gefahr auszusetzen, und so zieht es Fagin vor, andere zu Verbrechern auszubilden und durch die ständige Drohung mit einer Anzeige bei der Polizei zu immer scheußlicheren Gewalttaten zu zwingen. Für diese Ausbildung ist auch der einer unmenschlichen Behandlung durch seinen Arbeitgeber entronnene junge Oliver Twist vorgesehen, den aber sein gütiges Geschick vor der Verführung bewahrt.

Der erste Eindruck, den der Junge von seinem zukünftigen Arbeitgeber hat, ist ungünstig: „Ein sehr alter, verschrumpelter Jude, dessen abstoßendes Gesicht, in dem die Gemeinheit geschrieben stand, durch eine Masse verfilzten roten Haares verdunkelt war.“ Am nächsten Morgen beobachtet der schlafend geglaubte Oliver, wie Fagin seine Diebesbeute mustert, und hört seine lichtvollen Betrachtungen über die Todesstrafe: „Was für eine herrliche Einrichtung ist das doch! Die Toten bereuen nichts und bringen auch keine peinlichen Geschichten ans Tageslicht. Ja, es ist ein rechter Segen fürs Geschäft! Fünfe in einer Reihe aufgeknüpft, und keiner übrig, der in Einverständnis mit der Polizei treten oder weich werden könnte.“ Als er Olivers Augen auf sich gerichtet sieht, bedroht er ihn zunächst und versucht dann, seine Schätze als die eines Geizhalses hinzustellen. Nach dem Frühstück erlebt der Neuling jene Unterrichtsstunde für Fortgeschrittene, die mit Recht als ein Glanzstück des Romans angesehen wird:

„Als das Frühstück weggeräumt war, begannen der fröhliche alte Herr und die zwei Jungen ein höchst interessantes und ungewöhnliches Spiel, das folgendermaßen vor sich ging. Der fröhliche alte Herr [Fagin] steckte eine Tabaksdose in die eine Hosentasche und eine Brieftasche in die andere, eine Uhr, deren Kette ihm um den Hals hing, in die Westentasche und eine Nadel mit einem falschen Diamanten in das Hemd; darauf knöpfte er sich den Rock eng darüber zu und spazierte, mit dem Brillenfutteral und dem Schnupftuch in den Taschen und einem

Stock in der Hand, im Zimmer auf und ab in der Art und Weise, wie die alten Herren zu jeder Tageszeit auf den Straßen umherwandeln. Manchmal blieb er am Kamin und manchmal an der Türe stehen und blickte mit aller Gewalt in nicht vorhandene Schaufenster. Dabei sah er ständig um sich, aus Furcht vor Dieben, und klopfte sich nacheinander auf sämtliche Taschen, als wollte er nachprüfen, ob er nichts verloren hätte. Das machte er so spaßhaft und zugleich so natürlich, daß Oliver lachte, bis ihm die Tränen über die Backen liefen. Währenddessen folgten ihm die beiden Jungen auf den Fersen, wobei sie jedesmal, wenn er sich umdrehte, mit derartigem Geschick aus seinem Gesichtskreis verschwanden, daß man unmöglich ihren Bewegungen folgen konnte. Zuletzt trat ihm der ‚Dodger' auf die Zehen oder rannte ihm versehentlich gegen den Stiefel, während Charley Bates von hinten her an ihn dranstolperte; und in diesem Augenblick nahmen sie ihm, mit affenartiger Geschwindigkeit, Tabaksdose, Brieftasche, Uhrkette, Hemdnadel, Taschentuch und sogar das Brillenfutteral weg. Wenn der alte Herr eine Hand in einer seiner Taschen verspürte, rief er aus: Hier ist sie! und das Spiel fing noch einmal von vorne an."

Andere Szenen führen Fagin mit den erwachsenen Mitgliedern seiner Bande, dem Mörder Sikes und seiner Geliebten Nancy, zusammen, die genau wissen, was sie von ihm zu halten haben. Sikes überrascht ihn, wie er seinen Zorn darüber, daß die Polizei Oliver geschnappt hat, an seinen beiden „Lehrlingen" ausläßt und dem einen einen Biertopf an den Kopf wirft. „Was soll denn das wieder heißen? Mißhandelst du die Jungen, du habgieriger, geiziger, unersättlicher alter Hehler? Mich nimmt nur wunder, daß sie dich nicht umbringen! Ich an ihrer Stelle würde mich keinen Augenblick bedenken. Wäre ich dein Lehrling gewesen, ich hätte es schon lange getan und dich hinterher verkauft; aber das wäre ja gar nicht möglich gewesen, weil man dich bestenfalls als ein Wunder der Häßlichkeit in einer Glasflasche herumzeigen könnte, und so große Glasflaschen werden wohl nicht geblasen . . . Ich hätte mir denken können, daß nur ein solcher ausbeuterischer Teufelsjude ein anderes Getränk als Wasser wegschmeißen kann." Das andere Mal kommt Fagin dazwischen, als Sikes mit Schürhaken und Einschlagmesser auf seinen Hund losgeht, der ihn in seinen Gedankengängen gestört hat. Sikes nennt den unerwünschten Besucher einen „feigen Dieb" und wünscht ihn an die Stelle seines Hundes. Auf die erstaunte Frage Fagins gibt er folgende Aufklärung: „Die Regierung kümmert sich um das Leben solcher Kerle, wie du es bist, die nicht den Schneid eines Köters besitzen, und erlaubt es einem Mann, seinen Hund nach Gutdünken umzubringen; das ist der ganze Grund." Sikes bezichtigt den Juden, Teile der Diebesbeute beiseite gebracht zu haben, und traut ihm auch zu, daß er vor einem Giftmord an seinen Spießgesellen nicht zurückschrecken würde.

Nancy ihrerseits wirft Fagin vor, daß er sie auf Abwege gebracht hat: „Ich war nicht halb so alt wie der Junge da, als ich schon die ersten Diebstähle für dich beging. Seitdem bin ich zwölf Jahre im gleichen Dienst und im gleichen Gewerbe. Du nennst das meinen Lebensunterhalt; ja, das ist es, und die kalten, feuchten, schmutzigen Straßen sind meine Heimat; und du bist der Unhold, der mich seinerzeit auf sie hinausgetrieben hat und mich dort festhalten will, Tag und Nacht, bis ich sterbe!"



Der Jude hetzt die beiden gegeneinander, so daß es schließlich zu Nancys Ermordung durch Sikes kommt.

Aber auch Fagins Verbrecherlaufbahn hat einmal ein Ende: Einer aus der Bande verrät ihn, und unter dem Gejohle der Menge, die ihn den Polizisten entreißen und lynchen will, nimmt er seinen Weg zum Gefängnis, mit dem sicheren Ausblick auf den Galgen. Ein anderer Jude im „Oliver Twist", Barney, der in Fagins Auftrag eine Verbrecherkneipe unterhält, ist hauptsächlich nach der sprachlichen Seite gekennzeichnet, und zwar durch eine nasale Aussprache, die ihn statt „Name" „Dabe" sagen läßt. Die einzige Ausnahme von der judenfeindlichen Schilderung des Dichters machen die „ehrwürdigen Vertreter seiner Konfession", die im Gefängnis mit dem todgeweihten Verbrecher beten wollen und unter Flüchen von ihm davongejagt werden.

„Oliver Twist" war ein großer Erfolg und wurde, ebenso wie vorher Scotts „Ivanhoe", mehrfach dramatisiert, in dem einen Falle so schnell, daß das Schauspiel über die Bretter ging, ehe Dickens seinen Fortsetzungsroman abgeschlossen hatte und ohne daß sein dramatischer Nebenbuhler wissen konnte, wie die Geschichte ausgehen würde. Groß war und ist selbstverständlich die Empörung des Judentums über diesen unvorhergesehenen Angriff. „Der Schriftsteller", äußert sich[1] Calish, „der so kraftvoll für die Unterdrückten und Entrechteten eintrat, der so viel zur Gefängnisreform und zur Besserung der Anstaltsverhältnisse derjenigen beitrug, die die hilflosen Opfer eines grausam harten Gesellschaftssystems waren, dieser selbe Schriftsteller ergriff die Gelegenheit, ein Volk zu brandmarken, das mitten im Kampf um seine Bürgerrechte stand."

Es hat Dickens auch nichts genützt, daß er 1864 in seinem Roman „Our mutual Friend" einen Juden in der Art Cumberlands einführte. Philipson[2] sagt über diesen Mr. Riah folgendes: „Riah ist nahezu unmöglich gut; er hat keine schlechten Charakterzüge, ist freundlich, gutmütig, mitleidig, dankbar, demütig, geduldig im Unglück; er findet sich ohne zu murren mit seinem schweren Lose ab; er wird mißverstanden, als Schurke und hartherziger Gläubiger angesehen, und doch trägt dieser alte Mann den Stachel eines mißgünstigen Geschicks mit einem Gleichmut, würdig der stoischen Philosophen . . . Der Charakter ist zu wunderschön, zu unwirklich. Wenn die Darstellung Fagins nach der einen Seite sündigt, dann die Riahs nach der anderen . . . Sie erinnert uns an die Süßigkeiten, die man einem Patienten verabreicht, nachdem er eine äußerst bittere Medizin [Fagin] geschluckt hat." Calish[3] nennt Riah einen „unwahrscheinlichen Heiligen ohne jedes Rückgrat", und Landa, der dritte Hebräer, schließt sich[4] dem allgemeinen Urteil an: „Mr. Riah ist eine unnötige und unwahrscheinliche Gestalt, eine Karikatur, die ihr Dasein einem Bedürfnis der Wiedergutmachung und nicht irgendwelcher Sachkenntnis verdankt. Sie vervollständigt lediglich den schon durch Fagin gelieferten Beweis, daß Dickens mit jüdischen Persönlichkeiten durchaus nicht bekannt war und auch nichts dazu tat, seine Unwissenheit zu beseitigen."

[1] Calish, a. a. O., S. 127.
[2] Philipson, a. a. O., S. 96, 100, 102.
[3] Calish, a. a. O., S. 128. — [4] Landa, a. a. O., S. 165.

Sind diese Äußerungen jüdischer Kritiker dazu angetan, uns erneut vor Augen zu führen, wie schwierig die betreffenden Kreise zu befriedigen sind, so verdient die Vorgeschichte des „Mutual Friend", der u. a. von Philipson[1] mitgeteilte Briefwechsel des Dichters mit einer Jüdin (1863), besondere Aufmerksamkeit; ist er doch keine einmalige Erscheinung, sondern im Gegenteil ein Musterbeispiel für ein Verfahren, dessen sich die jüdische Rasse immer wieder bedient hat und in Zukunft bedienen wird.

Dickens' jüdische Briefpartnerin erinnerte eingangs ihres ersten Schreibens an die Judenverfolgungen in Damaskus (wo sich ein Ritualmordfall ereignet hatte), Libanon und Rußland. Sie verwies dann auf die veränderte Auffassung Shylocks auf der Bühne und wandte sich schließlich an den Dichter persönlich: „Es ist behauptet worden, daß Charles Dickens, der Großherzige, dessen Werke so beredt für die Unterdrückten seines Vaterlandes eintreten, ein gemeines Vorurteil gegen die verachteten Hebräer begünstigt hat; der Schriftsteller kann nur sich rechtfertigen oder sein großes Unrecht an einem ganzen in die Welt versprengten Volke wiedergutmachen."

Dickens hatte es mit der Beantwortung dieses unverschämten Schreibens nicht etwa eilig. Nach zweieinhalb Wochen antwortete er unter Beifügung einer Spende für „die gute Sache, an der Sie Anteil nehmen", er spreche an sich immer nur Gutes von den Juden und habe auch in seiner „Englischen Geschichte für Kinder" (A Child's History of England, 1852—1854) auf die grausamen Verfolgungen des Mittelalters mit gebührendem Abscheu hingewiesen. Die jüdische Entrüstung über Fagin gab er vor nicht zu verstehen. Er heiße in dem Roman „der Jude" nicht wegen seiner Religion, sondern wegen seiner Rasse, und schließlich seien ja alle übrigen Verbrechergestalten Christen. Der wichtigste, wenn auch reichlich farblose Satz des Antwortbriefes enthielt die gewünschte „Rechtfertigung": „Unglücklicherweise trifft auf die Zeit, in der mein Roman spielt, die Beobachtung zu, daß die in Frage kommende Gruppe von Verbrechern nahezu ausschließlich aus Juden bestand."

Dickens hätte hier deutlicher werden können: Das jüdische Verbrechertum zeigte sich schon im 18. Jahrhundert, als der von Fielding zum Romanhelden erkorene (1743) Straßenräuber Jonathan Wild den Juden Abraham Mendez (1677—1750) mit der Überwachung der westlichen Straßenzüge betraute (auch Mendez wurde in einem dem „Oliver Twist" nachgeahmten, verschiedentlich dramatisierten Verbrecherroman von Ainsworth [1839] literarisch verwertet). Derselbe Fielding verwies 1751 auf die Häufigkeit des Hehlerberufes unter den Juden. Ende des 18. Jahrhunderts bestand nach der Darstellung der „Jewish Encyclopaedia" die Hauptmasse der ostjüdischen Gemeinde aus Kleinhändlern und Hökern, „um nicht von denen zu sprechen, die weniger ehrsamen Berufen nachgingen". Der Fall Ikey Solomon[2] war zur Zeit der Abfassung des „Oliver Twist" noch in frischer Erinnerung, und Dickens hatte ein Jahr zuvor (1836) die beiden Judennamen in seinen „Skizzen des Boz" verwendet.

[1] Philipson, a. a. O., S. 103 ff. — [2] Vgl. S. 215.



Schon nach vier Tagen rührte sich Dickens' jüdische Freundin wieder, diesmal um die Ungerechtigkeit zu bedauern, die in dem Gedanken liege, daß die jüdische Rasse und Religion untrennbar seien. Bezeichne irgend jemand Disraeli als Juden? (Das taten und tun die Engländer allerdings.) Sie erinnerte daran, daß es auch judenfreundliche Romanschriftsteller, darunter Scott und eine Mrs. S. C. Hall, gegeben habe, und fuhr fort: „Nur wenn ein Genie gegen uns in die Schranken tritt, erheben wir klagend unsere Stimme zur Verteidigung. Ich wage es zu behaupten, daß ein Schriftsteller von Ruf seinen Vorteil dabei finden würde, die Sitten und Charakterzüge der britischen Juden genauer zu erforschen und sie so darzustellen, wie sie wirklich sind — nichts beschönigt und nichts bösartig verzerrt." Diesmal konnte Dickens auf seinen neuen Roman und auf Mr. Riah verweisen, dessen empfehlenswerte Eigenschaften, wie aus der Darstellung des „Mutual Friend" hervorging, das ganze Judenvolk auszeichneten. Trotzdem hatte die Jüdin wieder etwas auszusetzen, anscheinend an Besonderheiten der Kleidung und des Verhaltens von Mr. Riah, wurde aber von Dickens kurz abgefertigt, der abschließend versicherte, er hoffte, „wie ich es in meinem Herzen immer gewesen bin", mit dem jüdischen Volk in bester Freundschaft zu verbleiben.

Das wenig folgerichtige Verhalten des Dichters in der Judenfrage geht auch aus seinen übrigen Prosawerken hervor. Die „Sketches by Boz" (1836) enthalten zwei „Szenen" und eine „Erzählung" mit jüdischem Hintergrund. Die erste „Szene" schildert einen Besuch des Dichters in Monmouth Street, dem Zentrum des Altkleiderhandels. „Die Bewohner der Monmouth Street", sagt er dort, „sind eine Klasse für sich; eine friedliche, zurückgezogen lebende Rasse, die sich in der Hauptsache in tiefen Kellern oder kleinen Hinterstübchen einmauert und selten ans Licht kommt. Nur am dunkeln und kühlen Abend kann man sie auf Stühlen vor ihren Wohnungen sitzen sehen, wie sie ihre Pfeifen rauchen oder dem Herumgehüpfe ihrer reizenden Kindlein zusehen, die, eine glückliche Schar jugendlicher Straßenkehrer, an der Gosse ihre Freude haben. Die Gesichter dieser Juden tragen gedankenvolle und dreckige Züge als ein sicheres Anzeichen ihrer Liebe zum Handel; und ihre Behausungen weisen jene Verachtung des äußeren Scheins und jene Vernachlässigung der persönlichen Bequemlichkeit auf, wie sie unter Leuten üblich ist, die ständig tiefgründigen Berechnungen nachhängen und einer sitzenden Lebensweise ergeben sind" (dazu Bild von Cruikshank). Ein privates Schmierentheater ist der Schauplatz der zweiten Skizze. Juden sind seine Gönner, ein Jude liefert die Theaterkostüme, und jüdische Schauspieler und Schauspielerinnen treten dort auf. Die „Erzählung" führt uns in ein sponging house, dessen Besitzer, Mr. Solomon Jacobs, Jude ist. Das Faktotum in dieser von Schmutz strotzenden Höhle trägt den gleichfalls jüdischen Namen Ikey, ohne daß klarer erkennbare Rassenzüge erwähnt würden.

„Barnaby Rudge" (1841) nimmt auf den Fall Gordon[1] Bezug. Für Dickens ist der schottische Lord ein durch seinen gewissenlosen Sekretär irregeleiteter, von einer falschen Begeisterung und maßlosen Selbstüberschätzung erfüllter Phantast, der aber gutmütig und ehrenhaft handelt. Ebenso wie andere Beurteiler

[1] Vgl. S. 193 und 198.



Gordons ist auch Dickens der Überzeugung, daß dieser nicht voll zurechnungsfähig gewesen sei. Sein Übertritt zum Judentum findet erst nach dem Abschluß der eigentlichen Romanhandlung statt, wird aber durch einen Traum des Lords (Kap. 37) vorweggenommen. Der Sekretär meint dazu in einem Selbstgespräch, ein solcher Schritt hätte manches für sich, zumal es unter den Juden reiche Leute gebe und ihre Barttracht das lästige Rasieren erspare. Im Gefängnis wird Gordon u. a. von einer hübschen Jüdin betreut, „deren tugendhaftes und selbstloses Verhalten offenbar den schlimmsten Sittenrichtern keine Gelegenheit zur Verurteilung gab".

Noch einmal, in den Erzählungen der „Detective Police" (1850), wird eines Juden Erwähnung getan, diesmal eines Betrügers namens Aaron Meshek, den der ihn verfolgende Detektiv auf einer Dienstreise nach Amerika in einem New Yorker Gefängnis wiederfindet. Dagegen sind die Dankesbriefe von Verwandten umgekommener Schiffbrüchiger, die Dickens in seinen „Uncommercial Traveller" (1860—1869) aufgenommen hat, auch dort, wo sie von Juden stammen, durchaus ernst zu nehmen und ohne einen gehässigen Nebensinn.

Dickens' Mitbewerber auf dem Gebiete des sozialen Romans war der christliche Sozialist Charles Kingsley (1819—1875), dessen „Alton Locke" (1850), ein Schneiderroman, sich dagegen wendet, daß ein unabhängiger Handwerkszweig durch Großunternehmer, an ihrer Spitze die Regierung selbst, in Hörigkeit gezwungen und zugrunde gerichtet wird. Im ersten, einleitenden Kapitel schildert Alton Locke die puritanische Erziehung, die er bei seiner Mutter genossen hat. Während ihn die langweiligen Sonntagsgottesdienste der Sekte zur Verzweiflung brachten, begeisterte er sich für die Helden des Erbauungsschriftstellers Bunyan und des Alten Testamentes, insbesondere David, wobei ihm allerdings der unchristliche Gedanke vorschwebte, daß diese „altjüdischen Heroen" Befreier der Unterdrückten gewesen seien.

Alton Locke wird zu einem Verwandten, einem Schneider, in die Lehre getan, dessen Sohn „in Nachahmung der Herren Aaron, Levi und Genossen" die Umwandlung seiner Firma in ein modernes, ausbeuterisches Unternehmen vornimmt. Die Ankündigung, daß die bisherigen Arbeitsräume der Angestellten abgebrochen und die Arbeit (zu niedrigeren Löhnen) zu Hause angefertigt werden soll, trifft die Beteiligten schwer, aber sie sagen sich, daß „die kleinen Haie eben den großen nachfolgen müssen" und daß in einer Welt, wo Shechem Isaacs, ein halbes Jahr nachdem er mit Federmessern auf den Straßen handelte, mit dem Geld seiner Mitmenschen in der eigenen Kutsche spazieren fährt, Gottes Segen auf der Seite der Ausbeuter sein muß. Sie alle wissen, wie das enden wird. „Wir werden die Sklaven und oft die Leibeigenen von Juden, Vermittlern und Leuteschindern werden, die aus unseren Entbehrungen ihren Lebensunterhalt beziehen. Wir werden, wie so viele vor uns, ständig fallende Arbeitslöhne, ständig wachsende Profite unserer Unternehmer, willkürliche, von Mietlingen nach Gutdünken verhängte Geldstrafen, den Wettbewerb von Frauen, Kindern und verhungerten Iren ertragen müssen, unsere Arbeitszeit wird ein Drittel länger, unsere tatsächliche Bezahlung mehr als die Hälfte geringer werden; und bei all dem verbleibt uns keine Hoffnung, keine Aussicht, unsere Löhne zu verbessern, nur immer mehr

Armut, Unfreiheit und Elend, je mehr die bis in die Hunderte gehende Zahl derer auf uns lastet, die jährlich aus dem ehrsamen Handwerk, in dem sie aufwuchsen, in dieses Höllensystem hinabgeschlungen werden, das unseren Beruf wie so viele andere restlos erledigt. Unsere Frauen werden die ganze Nacht durch aufbleiben und uns helfen müssen; unsere Kinder werden von der Wiege ab arbeiten müssen, ohne je zur Schule zu gehen, ja vielleicht ohne je die frische Himmelsluft zu atmen; unsere heranwachsenden Jungen müssen Bettler oder Armenhäusler werden; unsere Töchter müssen, wie es tausende bereits tun, ihren erbärmlichen Lohn durch den Verdienst auf der Straße ausgleichen. Und trotzdem wird eine ganze Familie nicht das verdienen können, was bisher ein einzelner für sich eingenommen hat. Ihr wißt, für uns gibt es keine Hoffnung."

Eine „Ausbeuterhöhle" schlimmsten Stiles, die von einem gewissen Jemmy Downes und dem Juden Shemei Solomons betrieben wird, lernt Alton Locke auf der Suche nach einem verschollenen Bauernsohn in Kapitel 21 des Romans kennen. Die Insassen dieses Hauses sind zum Teil seit fünf Monaten nicht an die Luft gekommen, selbst der Kirchgang ist ihnen verweigert worden. Das einzige anständige Kleidungsstück, das die Schneider zur Verfügung haben, damit einer von ihnen gelegentlich eine notwendige Besorgung erledigen kann, ist seit fünfzehn Wochen verpfändet, so daß keiner den Fuß außer Hauses gesetzt hat. Die Verpflegung ist natürlich entsprechend knapp bemessen, und eine geschickte Berechnung führt zu dem Ergebnis, daß der eine oder andere mit mehr als zwei Pfund für Kost und Logis zu Buche steht, „von Pfandscheinen ganz zu schweigen". Eine augenblickliche Unruhe in dem Hause benutzt Alton Locke, um das Licht zu löschen und seine Freunde und die Polizei herbeizuholen. Dabei kommt es zu einer solennen Prügelei, in die auch der hoffnungsvolle Sprößling des Mr. Solomons hineingezogen wird. Dieser hat den älteren Bauern, der nach seinem Sohn sucht, um seine Brieftasche bestohlen, doch stellt ihm der Polizist rechtzeitig ein Bein, so daß er „meiner lieben Muttersch letzte Gabe" auf der Flucht zurücklassen muß. Der alte Jude besteht darauf, daß die Insassen des Hauses alle ihre Schulden bezahlen, ehe sie weggehen, und der über seinen wiedergefundenen Sohn hocherfreute Bauer löst auch wirklich alle aus; doch können viele mit der neuen Freiheit nichts anfangen und kehren trotzdem zu ihrer Knechtschaft zurück. Eine Eingabe an die Regierung, geeignete Schritte gegen das Ausbeutungssystem, vor allem auch in der Uniformschneiderei, zu unternehmen, wird abschlägig beschieden, „da die Lohnfrage nur Arbeitgeber und Arbeitnehmer betrifft und ein staatliches Eingreifen damit ausgeschlossen ist".

Noch in einer anderen Weise sind die Arbeiter dem Juden schon zu Kingsleys Zeiten verhaftet: In ihren Zeitungen, wo sie in der heftigsten Tonart die Versklavung des arbeitenden Volkes gegenüber dem Kapital brandmarken, haben Moses und Sohn ihre marktschreierischen Inserate stehen.

Es wäre falsch, trotz all der angeführten Belegstellen Kingsley als bedingungslosen Antisemiten hinstellen zu wollen. Das konnte er mit seiner immer wieder betonten positiven Einstellung zur Bibel Alten Testamentes ebensowenig sein, wie er mit seinem christlichen Sozialismus die von ihm so schonungslos festgestellten sozialen Schäden Englands bessern konnte. Immerhin bleibt es bemerkens-



wert, daß der Fiebertraum seines Helden, in dem er die wichtigsten Entwicklungsstufen der Menschheit durchlebt, eine Entwicklungsstufe bewußt ausläßt, die des Juden.

Neben Thackeray, Dickens und Kingsley und den in W. Meyers Doktorarbeit „Der Wandel des jüdischen Typus in der englischen Literatur" (1912) behandelten Antisemiten Anthony Trollope (1815—1882) und Dorothy Gerard bleibt die Romanschriftstellerin George Eliot zu erwähnen, deren Stellung durch ihre „Gewissensehe" mit dem Juden George Henry Lewes und ihr tiefes Eindringen in hebräische und jüdische Gegenstände genügend festgelegt erscheint.

Aber auch ihr Fall ist nicht ganz einfach gelagert: „In ihrer Jugend hatte sie selbst eine entschiedene Antipathie gegen die semitische Rasse empfunden. Sie haßte Disraeli, und obzwar sie teilweise die von ihm behauptete Superiorität der Orientalen anerkennen mußte, tat sie es doch unter möglichstem Vorbehalt und möglichstem Sträuben; der jüdische Stamm habe einen Moses und einen Jesus hervorgebracht, schrieb sie 1848 an J. Sibree; aber Moses wäre von ägyptischer Philosophie durchtränkt, und Jesus werde nur um dessentwillen verehrt und angebetet, worin er dem Judentum widerstand oder sich darüber erhob. Selbst die von den Juden ausgehende Erhöhung der Idee einer Nationalgottheit zum geistigen Monotheismus scheine von anderen morgenländischen Stämmen entlehnt. Alles spezifisch Jüdische stehe auf niedrigem Niveau."[1] Aber auch der Standpunkt, den die spätere George Eliot zur Judenfrage einnahm, war nicht dazu angetan, die Billigung der jüdischen Führerschicht zu gewinnen, die von der zionistischen Lösung, die sie vertrat, nichts wissen wollte.

Für uns kommen von ihren Einzelwerken die folgenden in Betracht: Ihr Essay über Heinrich Heine (1856), ihre epische Dichtung „Die spanische Zigeunerin" (The Spanish Gipsy, 1868), ihr Roman „Daniel Deronda" (1876) und ihr Essay „Das moderne Hepp, hepp, hepp" (in „The Impressions of Theophrastus Such", 1879). Über „German Wit: Heinrich Heine" können wir dabei kurz hinweggehen und uns mit der Feststellung begnügen, daß George Eliot Heine mehrfach, und nicht zu seinen Ungunsten, mit Goethe vergleicht und ihn für den einzigen deutschen Humoristen von Weltruf erklärt. Wichtiger für unsere Fragestellung ist die in der Zeit der Inquisition in einem von Mauren, Zigeunern und Juden durchsetzten Spanien spielende Dichtung „The Spanish Gipsy". Die in Unkenntnis ihrer Geburt aufgewachsene Fedalma lernt in dem Fürsten eines Zigeunerstammes ihren Vater kennen und opfert ihre Liebe zu einem spanischen Edeln der Pflicht, die sie zur Führerin ihres Stammes beruft. Der Grundgedanke des Gedichtes ist in einer Rede des Zigeunerfürsten niedergelegt: „Oh, es ist ein Glaube, den sie [die Zigeuner] kein Priester, sondern nur der eigene Herzschlag gelehrt hat: die gegenseitige Treue; der Zusammenhalt zwischen Wanderern in der Wüste, die den gleichen schrecklichen Durst und deshalb auch das spärliche Wasser miteinander teilen; der Zusammenhalt von Menschen, in deren Pulsen ein verwandtes Feuer loht, die im Blitzen des Auges, dem Druck der Hand, der Rede, die sogar im Lügen noch die Wahrheit einer gleich der Geburt unvermeidlichen

[1] Helene Richter, George Eliot (Berlin, 1907), S. 45.



Vererbung kündet, ja, in der schweigenden körperlichen Gegenwart die mystische Regung eines gemeinsamen Lebens verspüren, das aus den vielen einen macht; die Treue gegenüber dem Weiheeid, den unser Pate, das Schicksal, uns mit unserem ersten Atemzug auf den Lebensweg gab, als wir zu Miterben der kleinen Insel Leben geboren wurden, auf der wir mit Brüdern zusammen graben, säen und ernten müssen." Diesem nationalen Bekenntnis folgt auch die hervorstechendste jüdische Gestalt des Gedichtes, der Astrologe Sephardo. Er ist nach eigenem Geständnis ein volkstreuer Jude, der in erster Linie den Interessen seiner Glaubensgenossen dient.

Die Gesinnung, aus der heraus der Judenroman „Daniel Deronda" entstanden ist, mögen zwei Sätze aus einem Brief des Jahres 1876 belegen: „Ich schrieb über die Juden, weil ich sie für eine feine alte Rasse halte, die Großes für die Menschheit geleistet hat. Ich hatte das Gefühl, daß die gewöhnliche Haltung der Christen den Juden gegenüber ebenso gottlos wie töricht ist, wenn man sie im Lichte der von ihnen doch immer bekannten Religionsgrundsätze betrachtet."

George Eliot hat in Daniel Deronda einen Charakter von äußerster Hilfsbereitschaft gezeichnet, dem aber der heroische Zug fehlt. Bis zum 25. Lebensjahre ohne Kenntnis seiner jüdischen Abstammung aufgewachsen, begrüßt er diese Entdeckung, weil sein Freund, der Zionist Mordecai, und seine Geliebte Mirah derselben Rasse angehören. „Eine Fusion der Gegensätze beider Rassen faßt George Eliot in ‚Daniel Deronda' nicht ins Auge. Der Held, der von Geburt aus Jude, der Erziehung nach Engländer ist, muß das Engländertum aufgeben, um wieder Jude zu werden. Dem Problem: wie der Jude von Geburt durch Bildung und Gesinnung Engländer wird und es bleibt, ohne dem Judentum gegenüber Renegat zu werden, geht sie aus dem Wege."[1]

Über den Wert des Romans und der in ihm gezeichneten Charaktere ist sehr verschieden geurteilt worden, doch wiegt offenbar das Gefühl vor, daß zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt wird und daß Deronda und Mordecai, wie es Mathilde Blind ausgedrückt hat,[2] „schattenhaft, puppenähnlich und leblos" sind. Philipson allerdings meint:[3] „Alle diese Gestalten sind, wie sich das für eine echte Dichtung geziemt, von einem starken, vorurteilsfreien, kraftvollen Geiste gezeichnet. Die Galerie von Gemälden, die wir uns betrachtet haben — die sanfte Mirah, die leidenschaftliche Prinzessin, Derondas Mutter, die erwerbsfrohe Familie Cohen, der mitfühlende, träumerische Deronda, zeigt uns, daß George Eliot richtig erfaßt hat, daß es keine einzige Leidenschaft, kein Mitleiden, Fühlen, Empfinden, Wünschen gibt, das speziell jüdisch wäre, sondern daß in den Juden, wie in allen Menschen, alle menschlichen Eigenschaften vorhanden und entwicklungsfähig sind . . . Auch Mordecai, dessen Visionen und Theorien wir freilich als undurchführbar und unerfüllbar werden ansehen müssen, ist als jüdischer Denker möglich, wenn auch kein Vertreter einer modernen jüdischen Denkweise [vom Jahre 1903!]."

Besonderen Anstoß nimmt Philipson naturgemäß an der Diskussion, die George

[1] H. Richter, a. a. O., S. 47.
[2] Mathilde Blind, George Eliot (London, 1888), S. 193.
[3] Philipson, a. a. O., S. 142 f.

Eliot im 42. Kapitel ihres langatmigen Romans zwischen Mordecai und dem „rational Jew" Gideon in einem Klub armer Leute stattfinden läßt. Gideon rechnet mit einem allmählichen Aufgehen der Juden in ihrer christlichen Umwelt, ohne im übrigen die Taufe als ein geeignetes Mittel dazu anzusehen. „Wir müssen geduldig auf das Aussterben der Vorurteile warten. Viele der Unseren verkehren in den besten Kreisen, und unser Blut ist bereits in beträchtlichem Maße in hochgestellte Familien gedrungen." Mordecai hingegen, und mit ihm die Dichterin selbst, findet die Verleugnung des eigenen Volkes schlimmer als die von Vater und Mutter und urteilt sehr abfällig über den „assimilierten" Juden: „Was bedeutet schon das Bürgertum des Mannes, der unter einem Volke umherwandelt, mit dem er in keiner herzlichen Verwandtschaft oder Gemeinschaft steht, und der das Gefühl der Bruderschaft mit seiner eigenen Rasse verloren hat? Er ist dem Geiste nach ein Fremdling, mag er auch der Form nach etwas ganz anderes sein."

Die selbständige Stellung, die George Eliot in der Judenfrage einnimmt, geht auch aus ihrem Aufsatz über das „moderne Hepp, hepp, hepp" hervor, in dem sie durchgehend und im Gegensatz zu vielen ihrer Zeitgenossen die Juden als Volk kennzeichnet, „ein Volk, das durch viele in der gleichen Richtung wirkende Einflüsse gelehrt wurde, die Treue gegenüber seinen nationalen Überlieferungen mit den höchsten sozialen und religiösen Segnungen gleichzusetzen. Die Beständigkeit dieser nationalen Erziehung schuf unter den Juden ein Rasse- und Gemeinschaftsgefühl, das in seiner Eindringlichkeit seinesgleichen nicht hat". Die Juden sind nach ihrer Auffassung, wie die Griechen und Italiener, über deren Charakter in Vergangenheit und Gegenwart sich ja auch vieles Nachteilige sagen ließe, ein nationalbewußtes und nach eigenstaatlichem Leben ringendes Volk. Auch mit den Angelsachsen und selbst den modernen Engländern findet George Eliot Berührungspunkte, mit letzteren besonders das beiden Völkern gemeinsame Selbstgefühl und die leidenschaftliche Verwendung der hebräischen Schriften zu puritanischen wie königstreuen Parteizwecken.

Die rücksichtslose Verfolgung durch die Christen habe bei den Juden ein dreifaches Ergebnis gezeitigt, indem die eine Gruppe sich verbittert auf sich selbst zurückgezogen, eine zweite nach außen hin die Angleichung vorgetäuscht, eine dritte sich auf den Pfad unerhörter und hassenswürdiger Verbrechen begeben habe. George Eliot macht sich dann lustig über die Liberalen, die erst den Juden wie allen Andersgläubigen das Bürgerrecht verschafft hätten und nun, wo sich das Gefühl, Staatsbürger zu sein, bei den Juden ebensowenig wie etwa bei den Iren durchgesetzt habe, ihrer Enttäuschung Ausdruck gäben. Auch sie will sich nicht den Gefahren einer jüdischen Einwanderung verschließen, behauptet aber, diese wären die gleichen wie bei jeder anderen Einwanderung auch, nämlich solche, welche die Sprache und den allgemeinen Ton des politischen und sozialen Lebens bedrohten. „Alles deutet darauf hin, daß wir früher oder später ein Ineinanderaufgehen der Rassen erleben werden. Es ist unmöglich, dieser Bewegung Einhalt zu gebieten; wir können nichts weiter tun, als ihren Lauf soweit zu mäßigen, daß sie den moralischen Zustand der menschlichen Gesellschaften nicht durch eine allzu schnelle Auslöschung der nationalen Überlieferungen und Gewohnheiten entwürdigt, welche die Sprache des nationalen Genius darstellen."

Sie sieht die Macht des Judentums in den europäischen Staaten („In diesem Augenblick ist der Führer der liberalen Partei in Deutschland Jude, der Führer der republikanischen Partei in Frankreich Jude und der konservative Ministerpräsident in England ebenfalls Jude") und ihre aufdringliche Gegenwart in England („Sie sind überall unter uns; es nützt uns wenig, wenn wir unserer Abneigung gegen sie Luft machen"). Man dürfe, sagt sie, die jüdische Rasse nicht nach ungünstigen Eindrücken von einem jüdischen Ministerpräsidenten beurteilen, weil ja Walpole und Chatham auch nicht mit Skrupeln gesegnet gewesen wären ... Am Schluß auch dieses Aufsatzes steht aber wieder die Lösung des Zionismus.

Auch außerhalb des Romans haben namhafte Prosaschriftsteller der viktorianischen Zeit für oder gegen das Judentum Stellung genommen, und zwar zunächst Hazlitt (1778—1830), Macaulay (1800—1859) und Carlyle (1795—1881), die in dieser Reihenfolge behandelt werden sollen. Hazlitts „Emancipation of the Jews" (1831) ist ein erbärmliches Machwerk, das auf Bestellung des Millionärs Isaac Goldschmid geschrieben und auch von diesem bezahlt wurde und in dem die unsinnige Behauptung aufgestellt wird, die Kriminalität der Juden und ihre Vorliebe für bestimmte, wenig ehrenwerte Berufe sei ein Ergebnis der christlichen Verfolgungen. Auch Macaulays „Speech on Jewish Disabilities" (1830, seine Jungfernrede im Unterhaus) und sein „Essay on the Civil Disabilities of the Jews" (1831) nehmen für die Juden Stellung, doch sind ihre Gedankengänge auch dort, wo sie fehlerhaft sind, über die Hazlitts erhaben. Vier Punkte verdienen Heraushebung:

1. Macaulay leugnet die tatsächliche, auf ihren Reichtum begründete Macht der englischen Juden nicht ab und betrachtet die Erteilung des Bürgerrechtes deshalb vom englischen Standpunkt aus als eine reine Formsache.

2. Er bezeichnet die Vorenthaltung des Bürgerrechtes als eine „Verfolgung", insofern damit in unchristlicher Weise den Juden ein Leid angetan werde, und fände es zum mindesten logischer, wenn man nach dem Vorbilde des Mittelalters ganze Arbeit verrichtete. „Wenn man sich einmal auf die Bahn der Verfolgung begibt, dann möchte ich den kennenlernen, der mir einen Grund angeben könnte, weshalb man irgendwo auf halbem Wege stehen bleiben sollte."

3. Auch Macaulay macht die Verfolgungen für den augenblicklichen Zustand des jüdischen Volkscharakters verantwortlich. „Das ist in jedem Jahrhundert die Beweisführung aller Frömmler gewesen. Um die Verfolgung zu rechtfertigen, verweisen sie immer bloß auf die Laster, die ihre Verfolgung erst hervorgebracht hat."

4. In seiner Rede, wenn auch nicht in dem Essay, übergeht Macaulay geflissentlich den Rassencharakter des Judentums und versucht, die Angelegenheit ausschließlich vom religiösen Standpunkt zu behandeln, wobei ihm anscheinend seine Widersacher mit schlechtem Beispiel vorausgegangen waren. Auch im Essay unterläßt er es, den einmal bezogenen rassischen Standpunkt festzuhalten, und springt in seiner Beweisführung immer wieder auf das religiöse Gebiet um. Die von ihm erwähnte gegnerische Behauptung, die Juden seien ein Volk für sich, das moralisch und politisch mit seinen über die Welt verstreuten Brüdern im Zusammenhang stehe, vermag er nicht zu widerlegen, sondern nur auf eine Zukunft zu

verströsten, in der England diese „unpatriotische Sekte“ nicht mehr stiefmütterlich behandeln, sondern zu Patrioten erziehen werde.

Macaulays „Englische Geschichte“ (1849—1861) und sein „Essay on History“ (1828) stehen zu dieser judenfreundlichen Haltung nicht im Widerspruch. Die Wiederzulassung der Juden durch Cromwell begrüßt er ebenso, wie er in der Zurücknahme einer Sonderbesteuerung (1689) eine staatsmännische Maßnahme erblickt. Im „Essay on History“ wundert er sich darüber, daß die Römer und Griechen keinen Sinn für die jüdischen Schriften gehabt hätten, die doch an „erhabener Dichtkunst, seltsamer Geschichte, auffallenden und besonderen Auffassungen vom Wesen der Gottheit und den gegenseitigen Verpflichtungen der Menschen“ derart reich wären.

Auch an Thomas Carlyle, den großen Freund Deutschlands und unerbittlichen Kritiker der englischen Heuchelei, trat einmal in seinem Leben, im Jahre 1848, die Versuchung heran, zugunsten der jüdischen Emanzipation zu schreiben, und kein Geringerer als der Baron Rothschild bat ihn, die Summe zu nennen, für die seine Feder zur Verfügung stehen würde.[1] Carlyle lehnte jedoch ab und schrieb dazu die boshafte Bemerkung, er verstehe nicht, wie Rothschild und Genossen, die doch das Kommen des Messias erwarteten, den geringsten Wert auf Sitze in einem Goyimparlament legen könnten.

Mit Disraeli, „dem einzigen Menschen, von dem ich kaum je anders als mit Verachtung gesprochen habe“, hatte er 1874 ein besonderes Erlebnis,[2] das einen weniger gefestigten Charakter vielleicht ins Wanken gebracht hätte. Auf der Suche nach literarischen Größen, die man mit einer staatlichen Auszeichnung bedenken könnte, war Disraeli damals auch auf den Namen Carlyles gestoßen, den er vielleicht ganz gern durch die bekannten „glühenden Kohlen“ in Verlegenheit gebracht hätte. Er bot dem großen Schriftsteller den Adelstitel oder, falls er als Kinderloser kein Interesse daran habe, das Großkreuz vom Bade und dazu eine Geldsumme an, doch auch dieses Mal blieb Carlyle standhaft und lehnte bei aller Anerkennung von Disraelis „schönem und edlem Verhalten“ die ihm zugedachten Auszeichnungen als mit seinem Lebensstil unvereinbar ab.

Sein Urteil über den Staatsmann Disraeli und seinen liberalen Gegenspieler Gladstone hat uns Carlyles Biograph Froude (1884) überliefert.[3] „Von den zwei Parteichefs“, sagt dieser, „die zwischen 1877 und 1881 abwechselnd am Ruder waren, zog er Disraeli vor, und zwar sogar nach dessen krampfhaften Anstrengungen, sich zum Schiedsrichter Europas aufzuschwingen. Disraeli, meinte er, gebe sich wenigstens keinen Täuschungen über sich selber hin. Für ihn sei die Welt nur eine Bühne und er nichts weiter als ein Schauspieler, der auf ihr seine Rolle zu spielen habe. Einen ernstlichen Glauben habe er nicht, und er tue auch nicht, als ob er einen hätte. Er [Disraeli] sei sich ebenso wie Carlyle selbst wohl bewußt, wohin England mit dem hochtönenden Geschwätz vom Fortschritt steuere; aber Disraeli werde ja den Zusammenbruch nicht mehr erleben und könnte solange als Führer von Englands Geschicken den großen Mann markieren

[1] Froude, Thomas Carlyle. A History of his Life in London (London 1911), Bd. 1, S. 451.
[2] Ebenda, Bd. 2, S. 257 ff. — [3] Ebenda, Bd. 2, S. 478 ff.



oder zum mindesten in der Art des Mephistopheles sein wissenschaftliches Vergnügen an der Sache haben. Er sei kein Engländer und empfinde auch keine echte Sorge um England.

Mit der Wahl Disraelis zum Parteiführer hätten sich die Konservativen ihr eigenes Todesurteil gesprochen. Den letzten aus der großen Reihe englischer Minister, Peel, habe Disraeli gestürzt und damit seinen Ruhm begründet. Er sei zweifellos geschickt in parlamentarischen Manövern, doch komme es ihm nur darauf an, bei Abstimmungen zu gewinnen und seiner Partei die Rückkehr zur Macht zu sichern. Wenn er zu seinen sonstigen Fähigkeiten staatsmännischen Instinkt besessen hätte, so hätte es an Aufgaben nicht gefehlt: Das anarchische Irland müsse zur Besinnung gebracht, die Kolonien mit dem Weltreich vereinigt werden. Die riesige hungrige und halbvertierte Bevölkerung der Großstädte müsse über die endlosen Gebiete Kanadas, Australiens und Neuseelands ausgebreitet werden, wo sie, mit Siedlungsland und reiner Atemluft beschenkt, an Leib und Seele gesunden könnte. Die englischen Konservativen freilich verschlössen sich diesen Aufgaben, weil sie ihnen zu schwierig seien, und ließen sich lieber von ‚Dizzy' in einen Krieg mit Rußland hineinziehen.

Doch hatte Disraeli nach Carlyles Auffassung auch seine guten Seiten. Sein besonderes Verdienst war sein Sinn für das Tatsächliche. Außerdem war er gutmütig und trug einem nichts nach. Wenn es ihm an hochfliegenden Tugenden gebrach, so spielte er wenigstens nicht den Tugendhaften. Gladstone hingegen hielt Carlyle für gleich unfähig zu allen höheren und edleren Zwecken, jedoch mit dem Unterschied, daß er sich Fähigkeiten andichtete, die er gar nicht besaß. Für ihn war er ein Phrasendrescher ohne Sachkenntnis, die Verkörperung des vielgesichtigen Cant seiner Zeit, der an all den Unsinn glaubte und danach zu handeln bereit war; einer, der vom Schicksal dazu ausersehen war, England zugrunde zu richten."

„Carlyles Widerwille gegen Disraeli", fährt Froude fort,[1] „war vielleicht gesteigert durch seinen Widerwillen gegen die Juden überhaupt. Für diese unglückliche Rasse empfand er eine echt germanische Abneigung. Zunächst einmal hatten sie keinen Humor und hatten nie in ihrer Geschichte die geringste Veranlagung dieser Art gezeigt — ein Kardinalfehler in Carlyles Augen, der keinen Menschen und kein Volk als tauglich erachtete, dem die sogenannte allgemeine ‚Vorliebe für die Kehrseite' abging. Sie hatten nichts zum Wohlstand der Menschheit beigetragen, sondern sich nur als Geld-, Gold- und Juwelenhändler betätigt oder auch als Altkleiderhändler, im materiellen wie im geistigen Sinne. Eines Tages, als er vor Rothschilds Prachtbau am Hyde Park Corner stand, besah er sich das Gebäude ein wenig und sagte dann: ‚Nicht daß ich mir König Johann wieder zurückwünschte, aber wenn du mich fragtest, welche Behandlung der Juden nach meinem Dafürhalten dem Willen des Allmächtigen eher entspricht, das Erbauen derartiger Paläste oder das Ausbrechen jüdischer Backzähne, dann stimme ich für die Backzähne.'"

Bereits 1824 in seiner Übersetzung von „Wilhelm Meister" und 1828 in einem Aufsatz über Goethe hatte Carlyle eine Stelle aus den „Wanderjahren" (11. Ka-

[1] Froude, a. a. O., Bd. 2, S. 480 f.

pitel) übernommen, die des großen deutschen Dichters Verehrung für die Bibel und seine Mißachtung des jüdischen Volkes zum Ausdruck brachte. Der Aufsatz über Diderot (1833) beurteilte die hebräische Lyrik und Prophetie ebenfalls günstig, und dem gleichzeitigen Roman „Sartor resartus" (1833/34) fehlt zum mindesten eine judenfeindliche Spitze. Im 6. Kapitel des 3. Buches berichtet Carlyles Held Teufelsdrökh, der eine neue Kleiderphilosophie begründet hat, von seinen Wallfahrten nach dem Altkleidermarkt in der Monmouth Street. „Freunde! Traut nicht dem Herzen des Mannes, dem alte Kleider nichts Verehrungswürdiges sind. Beobachtet auch mit Ehrerbietung jenen bärtigen jüdischen Hohenpriester, der sie mit heiserer Stimme, einem Engel des Gerichtes vergleichbar, aus allen vier Himmelsrichtungen herbeizitiert! Auf dem Kopf trägt er, ein zweiter Papst, eine richtige dreifache Tiara von drei Hüten, und an beiden Händen eine Art Schwingen, darauf die herbeigerufenen Kleider sich niederlassen."

Die jüdischen Ausbeutergewohnheiten hat Carlyle in seiner „Geschichte Friedrichs des Großen" (1858—1865) und verschiedenen sozialpolitischen Schriften, vor allem aber in „Vergangenheit und Gegenwart" (Past and Present, 1843) angeprangert. Dort verherrlicht er im Anschluß an die Geschichte des Abtes Samson vom Kloster St. Edmondsbury, wie sie Jocelinus de Brakelonda überliefert hatte, diesen Abt Samson als das Muster eines wahren Führers und sieht ein Beispiel für seine großen Eigenschaften darin, daß er das Kloster aus der Zinsknechtschaft jüdischer Wucherer befreite und die Juden aus St. Edmondsbury verbannte. Mit einem anderen „Helden", Oliver Cromwell, den Carlyle in seinen Vorlesungen „On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History" (1841) und in seiner Dokumentensammlung „Oliver Cromwell's Letters and Speeches" (1845) bis zur Maßlosigkeit vergötterte, hatte er es schwerer, und es ist bezeichnend, daß er in dem zweiten, vier Bände umfassenden Werk mit verdächtiger Eile und ohne die sonst üblichen beifälligen Äußerungen über die Judenemanzipation hinweggeht, ja den 12. Dezember 1655 nebenbei als „Judenmittwoch" abtut.

Die Verherrlichung der Führerpersönlichkeit, wie sie das Kennzeichen Carlylescher Denkweise geworden war, mußte erst recht zur völligen Ablehnung des Volkes führen, das mit Christus einen der augenfälligsten „Helden", das heißt Fortschrittsträger der Menschheit, abgelehnt hatte. Auf diesem Standpunkt finden wir den großen schottischen Schriftsteller in seinen „Latter-Day Pamphlets" (1850). In seinem Aufsatz „Die gegenwärtige Zeit" warnt er das englische Volk vor der Erstarrung im Überkommenen, indem er das ebenfalls im Formelkram erstickte, aller wahren Führung sich versagende Judenvolk als fürchterliches Beispiel hinstellt. „Gib uns Barabbas!" und „Alte Kleider!" sind ihm, wenn auch durch Jahrhunderte getrennt, gleichbedeutende, das Schicksal einer führungsfeindlichen Nation in sich schließende Ausrufe. In „Model Prisons" sagt er im gleichen Sinne: „Unterlaßt es, den Heros als Heros zu behandeln, und die Strafen, die zudem unausbleiblich und, wie eure hebräischen Freunde euch berichten können, schrecklich auszudenken sind, mögen einige Zeit auf sich warten lassen; sie werden kommen, wenn auch nur schrittweise." Ein dritter Aufsatz, „Jesuitism", spricht die Hoffnung aus, daß wir aus dem gegenwärtigen Zustand, wo die Lüge auf den Altar erhoben wird, herauskommen und der Welt der „alten Kleider"

Valet sagen. „Dann werden die Menschen, um so unendlich reicher, als sie unter Hebräern gewohnt haben, ihre menschliche Pilgerfahrt fortsetzen.“

Es ist nicht einfach, von Carlyle zu einem Judenfreund wie Matthew Arnold (1822—1888) eine Verbindung zu finden. Wie Thackeray und Carlyle, so sind George Eliot und Matthew Arnold Geistesverwandte. Gegen Disraeli, Lord und Lady Rothschild hatte er keine Bedenken, ja er versicherte der letzteren, es bestehe mehr Aussicht, die Engländer durch hebräische als durch griechische Einflüsse zu einer philosophischen Religionsauffassung zu bringen. Von Thackeray sagte er (1863), er sei „kein großer Schriftsteller“.

Über Heine äußerte er sich (Essays in Criticism, 1865) noch begeisterter als vor ihm George Eliot, nannte ihn „den bedeutendsten deutschen Nachfolger und Fortsetzer Goethes in seiner Rolle als Soldat im Freiheitskrieg der Menschheit“ und bescheinigte ihm, daß er französischen Esprit, deutsche Gedankentiefe und Bildung, griechische Formvollendung, Klarheits- und Schönheitsliebe und hebräische Eindringlichkeit, „Unbezähmbarkeit“ und unaussprechliches Sehnen miteinander vereinige. In einem Gedicht „Heines Grab“ verstieg er sich dazu, Heines Leben als „eine vereinzelte Laune des Geistes, in dem wir alle leben“ zu bezeichnen: „Als der Geist der Welt die Seltsamkeit der Menschen erblickte, ihr Prahlen, ihr Handeln, da ließ er einen Augenblick lang ein sardonisches Lächeln über seine Lippen huschen. Dieses Lächeln war Heine!“

Auf die französische Schauspielerin Rachel (Elisa Rachel-Felix, 1820—1858), die Tochter hausierender Juden, schrieb Arnold drei Sonette, deren eines mit den Gedankengängen aus dem Heineaufsatz gut zusammenstimmt: „In ihr, wie in uns, stießen miteinander ringende Kräfte aufeinander, Deutschland, Frankreich, Christus, Moses, Athen, Rom (!). Der Kampf, die Mischung in ihrer Seele, ist zugleich unser Eigentum; ihr Genie und ihr Ruhm gehören ihr allein.“

Unter den theologischen Arbeiten Arnolds befinden sich Predigten, ein Buch mit dem Titel „Literature and the Dogma“ (1873) und ein besonderes Werkchen, das unter dem Titel „Die große Prophezeiung von Israels Wiederherstellung“ (The Great Prophecy of Israel’s Restoration) die 27 letzten Jesajakapitel (mit Erklärungen und verbesserter Übersetzung) enthielt und für den Gebrauch an Volksschulen (!) bestimmt war. Über den Inhalt der Predigten erfahren wir aus einem Zitat von Rabbi Hermann Adler (in seiner Fehde gegen Goldwin Smith), daß Arnold die schonungslose Ausrottung der Kanaaniter durch die Juden als eine Wohltat für die Menschheit gepriesen hat. Aus „Literature and the Dogma“ greift derselbe Gewährsmann den Anfangssatz einer längeren Stelle heraus, die wir Arnold zuliebe in ihrem ganzen Umfange wiedergeben wollen: „Solange die Welt besteht, werden alle, die in der Rechtschaffenheit Fortschritte machen wollen, sich bei Israel Anregung holen als dem Volke, das den Sinn für Rechtschaffenheit im stärksten und glühendsten Maße besaß; und indem sie die Worte hören und lesen, die Israel für uns geäußert hat, werden die, welche auf Lebensgestaltung achten, eine Glut und Kraft vorfinden wie sonst nirgends. Man könnte sich ebensogut einen mit dem Sinn für Bildhauerei Begabten vorstellen, der sich nicht mit den Überresten griechischer Kunst beschäftigte, oder einen dichterisch begabten Menschen, der Homer und Shakespeare unbeachtet ließe, wie einen Mann, der,

ohne die Bibel zu Rate zu ziehen, seinem Drang nach Lebensgestaltung Ausdruck verleihen wollte.

Dieser Umstand bedeutet wahrlich für Israel eine ganz außerordentliche Auszeichnung. Trotz allem, was die Juden und ihren Volkscharakter wenig anziehend, ja abstoßend macht, trotz ihres Versagens selbst auf ihrem ureigensten Gebiet der Rechtschaffenheit und ihrer Bedeutungslosigkeit auf jedem anderen, verdient doch dieses kleine Volk, dem Erfolg und Beliebtheit, politische und wissenschaftliche Größe, künstlerische Leistung und der Reiz der Anmut versagt geblieben sind, seinen großen Platz in der Wertschätzung der Welt, und es wird ihn, je älter die Welt wird, desto sicherer festzuhalten vermögen. Er kann ihm nicht genommen werden auf Grund der Tatsachen des menschlichen Charakters und der unabänderlichen Einrichtung aller Dinge. ‚Gott hat Befehl gegeben zu segnen, und er hat gesegnet, und wir können es nicht umkehren; er hat keine Schlechtigkeit gesehen an Jakob, und keine Sündhaftigkeit an Israel; der Ewige, ihr Gott, ist mit ihnen!‘ (4. Mosis Kap. 23, V. 20, 21.)“

Eine kritische Einstellung dem Alten Testament gegenüber ist unter solchen Voraussetzungen undenkbar. „Wir sind der Überzeugung, daß das Alte Testament zum Neuen geradeswegs hinführt, und glauben, daß wahrhaftig ‚das Heil von den Juden kommt‘ (Johannes 4, 22).“

Mit dem Romanschriftsteller Meredith (1828—1909) und dem Lyriker Swinburne (1837—1909) überschreiten wir die Jahrhundertwende und nähern uns der zeitgenössischen Literatur, aus der wir naturgemäß nur gewisse Höhepunkte herausgreifen können, während wir uns ein Eingehen auf Tagesgrößen versagen müssen.

Meredith hat in seinem wenig gelesenen Roman von den „Tragischen Komödianten“ (1880) die Liebesgeschichte Ferdinand Lassalles und der Helene von Dönniges unter anderen Namen, aber unter Beibehaltung der jüdischen Rassenzugehörigkeit seines Dr. Alvan nacherzählt und dabei einseitig für den „schönen und furchtlosen“ Juden Partei ergriffen.

„Clotilde“ entstammt einer geachteten Familie, deren Judenhaß um so ausgeprägter ist, als mütterlicherseits jüdische Ahnen nachweisbar sind. Bei einer Gesellschaft, wo sie Dr. Alvan kennenlernen soll, sieht sie drei Juden, deren einer, der Gastgeber, gemäßigt-jüdische Züge aufweist, während ein anderer so ausgesprochen nach Ghetto aussieht, „daß drei Hüte auf dem Kopf seine Rassenzugehörigkeit nicht deutlicher hätten verraten können“. Den dritten, Dr. Alvan-Lassalle, beschreibt Meredith in seiner schwülstigen Sprache: „Es war ein edles Profil, mit einer Haut wie Elfenbein und strahlenden Augen. Vielleicht ein Jude aus dem spanischen Abzweig der großen Wanderung, nicht dem polnischen. Der edle Jude ist genau so vorhanden wie der viehische Nichtjude, und dem erhabensten Nichtjuden ist nicht die Majestät eigen, die den erwählten Juden auszeichnet. Es ist verzeihlich, wenn er seine Rasse für vom Himmel begünstigt ansieht, so sehr sie der Himmel heute noch straft. Der edle Jude ist im Alter gesetzt, aber in der Jugend ist er der Pfeil zu dem Bogen seines feurigen Orientalenblutes, und in seiner Mannesblüte ist er — was ihr hier seht: Eine Figur von ungezwungener und überwältigender Eindringlichkeit, deren Feuer den Geist zu beseelen und sich durch ihn mäßigen zu lassen gelernt hat.“

Die Liebe der beiden scheitert daran, daß sich der Jude nicht entschließen kann, Clotilde, die mit ihm bis ans Ende der Welt gehen würde, aber ihrer Familie gegenüber nicht den Mut findet, für den Geliebten einzustehen, ihrem Wunsche gemäß zu entführen. „Wir zwei haben eine Zukunft und müssen unsere Eingangskapitel einfach und leserlich gestalten, um des Beispiels willen. Ich nehme dich aus deines Vaters Haus, aus deiner Mutter Armen, aus dem Kreis der glückwünschenden Freunde heraus entgegen. So und nicht anders soll Alvans Frau der Welt vor Augen treten." An einer anderen Stelle urteilt Meredith über Dr. Alvan: „Er liebte gleich einem wüstengeborenen Orientalen, als ob sein Blut niemals von seiner Quelle, dem Orient, entfernt worden wäre; liebte auf Barbarenweise, aber unter einem zwingenden Entschluß, sein Blut zu meistern und den Kulturmenschen zu spielen, ja, es zu sein, ein Herr seiner selbst durch die liebevolle Unterstützung seiner Gattin."

Alvan-Lassalle lehnt den modernen Judenhaß als einen Atavismus ab. Juden und Christen seien nicht mehr dieselben wie einst, denn „die Juden sind ein wenig christianisiert worden, und wir haben die Welt jüdisch infiziert". Von seinen Rassengenossen hält er nicht gerade wenig: „Wir Juden haben munteres Blut, sind der Erde verhaftet. Wir dienen euch, aber ihr müßt uns willfahren. Nennt man uns sinnlich? Wir haben, Gott weiß es, einen gesunden Appetit. Und warum nicht? Auch heldisch sind wir, als Krieger, Dichter, Musiker; sind die Meister der Goyim in jener schärfsten Waffe, die man Kopfrechnen nennt, übertreffen sie an gesundem Menschenverstand und der Fähigkeit zum Zusammenschluß. Selbst die Nächstenliebe ist bei uns reichlicher vorhanden; welches Unmaß von Rachegefühlen hätte sich sonst in den Jahrhunderten angehäuft! Die Geldsäcke haben wir schon. Bald werden uns auch die wichtigsten Posten zufallen, und sobald das allgemeine Wahlrecht so ungehindert ist, wie der Blutkreislauf bei einem gesunden Menschen, wird der Jude vorne dran und oben auf sein, denn er ist in erster Linie das Gehirn unserer modernen Gemeinwesen. So viel möchte ich zu der viehischen Verachtung des Juden bemerken. Ich bin kein Vorkämpfer einer Rasse, ich trete ein für die Welt und die Menschheit!"

Ein zweiter Jude in einem Roman von Meredith, „Rhoda Fleming" (1865), ist der Juwelier Samuels, der von einem mehr als säumigen Schuldner das ausstehende Geld durch einen früheren Detektiv einziehen läßt. Auch hier hat es Meredith vermieden, dem Juden irgendwelche abstoßende Züge zu verleihen.

Swinburne, obwohl ein begeisterter Verehrer Marlowes, machte sich durch einen stark hinkenden Vergleich zwischen dem „Kaufmann von Venedig" und dem „Juden von Malta" (in seinem „Study of Shakespeare", 1880) um die jüdische Sache verdient und wird auch als Verfasser des zum Zarenmord auffordernden Gedichtes „Russia: An Ode" (1890) gern zitiert. Allerdings scheint für die behauptete Beziehung dieses blutrünstigen Dichtwerkes auf die russischen Judenverfolgungen bisher kein Beweis erbracht worden zu sein — das Wort „Jude" kommt darin nicht vor —, und den dichterischen Wert dieser wie anderer außenpolitischer Maßlosigkeiten Swinburnes, der Rußland, Frankreich und Deutschland in widerlichster Weise begeifert hat, möchten wir gering anschlagen.



Als Blütezeit des Imperialismus hat die Regierung der Königin Viktoria die imperialistische Lyrik Henleys (1849—1903) und seines großen Schülers Rudyard Kipling (1865—1936) hervorgebracht. Beide haben, unter deutlichem Zurückgreifen auf eine puritanische Vorstellungswelt, ihrem Glauben an Englands gottgewollte Mission einen von der Sprache des Alten Testaments her bestimmten Ausdruck gegeben, und Calish nennt Kiplings „Recessional" (1897), jenes schwer verständliche Gedicht, in dem er gelegentlich des Regierungsjubiläums der Königin die Engländer vor der Überhebung gegen Gott und dem Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren warnt, „durchaus hebräisch im Ton". Man wird aber nicht vergessen dürfen, daß die Geisteshaltung, die uns etwa in der „Bürde des weißen Mannes" (The White Man's Burden, 1899) mit ihrer mitleidslosen Schilderung kolonialer Aufgaben entgegentritt, zum guten Teil nordisch bestimmt ist und daß Kipling dort, wo er unmittelbar von den Juden spricht, keine sonderlich freundschaftlichen Gefühle erkennen läßt. Das gilt ebensosehr von den Juden seiner in Indien spielenden Schilderungen „Jews in Sushan" (in „Life's Handicap", 1889) und „The City of Dreadful Night" (1890) wie von der letzten geschichtlichen Erzählung aus der Sammlung „Puck of Pook's Hill" (1906), „The Treasure and the Law".

Die Erzählung wird eingeleitet durch ein Gedicht, das „Lied vom fünften Flusse", das wieder Berührungspunkte aufweist mit dem „Frieden des reichen Mannes" (The Peace of Dives) aus Kiplings Gedichtsammlung „The Five Nations" (1903). Der Jude Israel, so erzählt Kipling, sei bei der Verteilung der vier Ströme des Paradieses zu spät gekommen und habe zum Ausgleich den fünften, unterirdischen Strom des Goldes erhalten, dessen Geheimnis nur ihm und seiner Rasse bekannt ist und dessen Steigen und Fallen die Juden mit der größten Sicherheit voraussehen. „Ein Fürst ohne Schwert, ein Herrscher ohne Thron, folgt Israel seiner Berufung. In jedem Lande ein Gast, vieler Länder ein Herr, ist er doch in keinem Lande König. Doch der fünfte Strom bewahrt das Geheimnis seiner Tiefen für Israel allein, so wie es gefügt ward."

Zu Beginn der eigentlichen Erzählung wird ein Jude, Mr. Meyer, als Sonntagsjäger eingeführt, der einen Treiber ins Bein schießt. Dann aber erscheint den Kindern, die das ganze erleben und vor deren Augen durch einen Zauber des Gnomen Puck die Vergangenheit Gestalt gewinnen kann, der mittelalterliche Jude Kadmiel. Er berichtet, wie er in Spanien geboren und schon als Kind zu Höherem ausersehen worden sei. Bei seinem Vater, einem „Ratsherrn seines Volkes", seien immer heimlicherweise die führenden Juden der ganzen Welt aus und ein gegangen und hätten vereinbart, „wie, wann und wie lange ein König wider den anderen das Schwert ziehen und ein Volk wider das andere aufstehen sollte". Denn kein Krieg könne ohne Geld geführt werden. Oft habe lediglich der Fall einer Münze zwischen einem Juden aus Bury und einer Jüdin aus Alexandria über Krieg und Frieden entschieden. Er sei dann als Arzt in den Orient gegangen, wo er zu größtem Einfluß aufgestiegen sei, habe es aber dann als seine Pflicht betrachtet, seinen von König Johann bedrängten englischen Rassegenossen zu helfen. Dadurch, daß er einen größeren Goldschatz, der in die Hände des Königs zu fallen drohte, in das Meer versenkt habe, sei es ihm gelungen, König Johann zur

Unterzeichnung der Magna Carta zu veranlassen und ihn aller Mittel zur Weiterführung des Bürgerkrieges zu berauben.

In dem Gedicht „The Peace of Dives“ wird, nachdem die Heiligen es nicht vermocht haben, einen dauerhaften Weltfrieden zu schaffen, der in der Hölle schmachtende Dives, d. h. der reiche Mann aus dem neutestamentlichen Gleichnis, auf die Oberwelt entlassen, um seinerseits einen Versuch zu unternehmen. Der Teufel ist sehr erbost über sein Wirken, da er mit Hilfe der internationalen Handelsverbindungen und Geldverpflichtungen den Frieden erzwingt, „sitzend, da die Geldleiher sitzen“!

Einen Gegenpol zu Kipling stellt der katholische Antiimperialist G. K. Chesterton (1874—) dar, dem Rufe nach einer der größten Antisemiten unter den Dichtern des heutigen England, eine Auszeichnung, gegen die er sich in seiner Selbstbiographie zur Wehr gesetzt hat. Er erklärt dort, auf der Schule sei er ein ausgesprochener Judenfreund gewesen, und manche dieser Freundschaften hätten sich trotz aller Meinungsverschiedenheiten auch im späteren Leben bewährt. Freilich seien die Juden Ausländer, und die instinktive Erkenntnis gerade der Kinder und der einfacheren Menschen, daß sie das seien, sei die einzige stichhaltige Erklärung für die allgemeine Ablehnung des Juden durch den Engländer. Zweifellos hätten die Juden ihre Tugenden, wie z. B. ihre Dankbarkeit und ihren Familiensinn, doch könnten gerade diese Vorzüge, vom Staat aus gesehen, ein anderes Vorzeichen erhalten, wenn sie etwa die Treue zur Familie über die Treue zum Staate stellten, ein Vorwurf, den Chesterton den Gebrüdern Isaacs[1] macht. Den Burenkrieg will Chesterton deshalb abgelehnt haben, weil „ich damals dachte und auch heute noch denke, daß die jüdische Finanzmacht England nicht beherrschen darf“. Absonderlich mutet an seiner Art Antisemitismus die offenbare Bereitwilligkeit an, den zum Katholizismus übergetretenen Juden, und wäre sein Vorleben noch so zweifelhaft, als eine andere Spezies anzuerkennen.

Chesterton ist der Schöpfer des Priesterdetektivs Father Brown, der trotz einem Äußeren, das nicht gerade auf Intelligenz schließen läßt, die geriebensten Verbrecher zur Strecke bringt und nach Möglichkeit sogar bekehrt. In einer der „Father Brown Stories“, „The Duel of Dr. Hirsch“ (1914), verwendet er das Motiv der politischen Spionage aus der Dreyfusaffäre: Aus einem übersteigerten Geltungstrieb heraus spielt Dr. Hirsch, ein linksgerichteter Politiker, zugleich der Erfinder eines geräuschlosen Schießpulvers, die Rolle eines politischen Gegners, der dem Dr. Hirsch den Vorwurf einer Spionage zugunsten Deutschlands macht und dem schließlich unvermeidlichen Duell feige aus dem Weg geht. Die Beobachter, mit Ausnahme des Meisterdetektivs im Priesterrock, sind nicht wenig erstaunt, als einer von ihnen, ein früherer Einbrecher, vom Dache aus die Zurückverwandlung des als rechtsradikaler Offizier verkleideten Dr. Hirsch in seine ursprüngliche schwächliche Judengestalt verfolgt. „So in dem Spiegelglas betrachtet, glich das weiße Gesicht dem Gesichte des Verräters Judas, wie er, von hüpfenden Höllenflammen umgeben, ein grausiges Gelächter erhebt.“

[1] S. Lord Reading, S. 205.



Zwei Gedichte des als geistreich bekannten und gefürchteten Dichters bleiben noch zu erwähnen: „Empire Day“ und „The Secret People“. Im „Weltreichstag“ läßt er anläßlich des heute allgemein in diesem Sinne gefeierten 24. Mai, des Geburtstages der Königin Viktoria, die Errungenschaften des Weltreiches an unserem Auge vorüberziehen und erwähnt dabei auch den Jazz und die Juden, mit dem bemerkenswerten Unterschied: „Die Juden, die bleiben, geht der Jazz auch dahin; und das ist des Weltreichstags tieferer Sinn.“ „Das geheime Volk“ ist das Volk von England, das im Laufe der englischen Geschichte niemals um seine Meinung gefragt worden ist, das allen Wechsel der Gewalten überdauert hat und das eines Tages eine Revolution entfachen könnte, gegen die die französische und die russische ein Kinderspiel gewesen sind. Die gegenwärtigen Herren Englands nennt Chesterton nicht ausdrücklich beim Namen, aber wir wissen, wen er meint, wenn er als ihre Charakterzüge erwähnt, daß sie gerne mit Papieren rascheln und nicht wie der alte Landadel in die Schlacht vorausziehen. Eine Pilgerfahrt nach Jerusalem (The New Jerusalem, 1920) hat übrigens Chestertons Gefühle gegenüber dem Judentum nicht zu verändern vermocht.

Katholiken wie Chesterton sind sein intimer Freund, der anglisierte Franzose Hilaire Belloc (1870—) und die Schriftstellerin Sheila Kaye-Smith (1880—). Beide nehmen die Judenfrage ernst, und Belloc, der die Judenfreundschaft der Engländer aus ihrem Charakter als Geschäftsvolk zu erklären versucht hat, ist mit seinem Buch „The Jews“ (1922) der englische Klassiker auf diesem Gebiete. Seine Lösung ist die Anerkennung des Judentums als besondere Nationalität mit einer besonderen Heimstätte, doch lehnt er die „Judenverfolgung“ im Hitlerdeutschland ab.[1]

Sheila Kaye-Smith hat, außer in einem Weihnachtsspiel „Saints in Sussex: A Child born at the Plough“ (1927), in ihrem Landroman „Das Ende des Hauses Alard“ (The End of the House of Alard, 1923) jüdische Gestalten eingeführt.

Peter Alard muß, um den ausgedehnten und erheblich verschuldeten Großgrundbesitz der Familie zu retten, die geliebte Stella Mount aufgeben und nach Geld heiraten. Er lernt bei einer Hochzeitsfeierlichkeit die Jüdin Vera Asher kennen, heiratet sie und muß bald genug sehen, wie sich zwischen ihm und der Fremdrassigen ein Abgrund auftut, während ihn alles immer stärker zu der arischen Stella zurückzieht. Das Kind aus seiner Ehe mit Vera schlägt der schlechteren Rasse nach. Als letzter Ausweg bleibt ihm, der sich nicht wie Stella religiös gebunden fühlt, der Selbstmord.

Die englische Dramatik der Gegenwart weist mit G. B. Shaw (1856—), Lawrence Housman (1865—), John Galsworthy (1867—1932) und W. S. Maugham (1874—) vier erstrangige Autoren auf, die jüdische Gestalten in ihren Dramen auftreten lassen.

George Bernard Shaw, der protestantische Nordire mit dem beißenden Witz, ist zwar gerade in Deutschland von jüdischer Seite ganz groß herausgestellt worden, offenbar weil er zu den zerstörenden und nicht zu den aufbauenden Kräften gerechnet wurde, doch läßt sich in seinen Schriften kein besonderes Ent-

[1] Hilaire Belloc, The Jews, 3. Aufl. 1937, zitiert bei Karl Arns, Index der anglo-jüdischen Literatur (Bochum, 1936), S. 15.

gegenkommen gegenüber dem Judentum feststellen. In der Einleitung zu „Three Plays for Puritans" gibt er den jüdischen Einfluß auf das Theater ohne weiteres zu, meint aber, die christlichen reichen Leute Englands hätten eben andere Interessen, und es mache auch keinen großen Unterschied aus, ob sie sich für Christen hielten oder Juden seien. Immerhin vermerkt er, daß sich dieser jüdische Einfluß in einer unenglischen Geschmacksrichtung ausgewirkt hat.

Die Einleitung zu „Man and Superman" (1901—1903) betont, daß die Juden, von Moses bis Marx und Lassalle, alle (?) Revolutionen inspiriert hätten. Der Jude dieses Stückes, namens Mendoza, ist allerdings trotz seines augenblicklichen Berufes als Bandenführer in der Sierra Nevada ein sehr friedlicher Revolutionär, der uns als hochgewachsen, kräftig, mit der Nase eines Kakadus, glänzendem schwarzen Haar, Spitzbart, nach aufwärts gedrehtem Schnurrbart und einer reichlich imposanten, wenn auch nur angenommenen Mephistopheleshaltung vor Augen gestellt wird. Aus enttäuschter Liebe zu einer Engländerin, die ihn als Juden nicht heiraten wollte (sie nahm an, ein Jude mit seinen ausführlichen hygienischen Geboten könne im geheimen die englischen Lebensgewohnheiten nur als dreckig ansehen), hat er, der zuerst als Kellner in einem besseren Londoner Lokal tätig war, England verlassen und nach einem Abstecher nach Amerika auf Grund seines höheren Verstandes und seiner höheren Vorstellungsgabe die Führung der Bande übernommen, „so wie wir Juden überall durch unsere Intelligenz Führer werden".

Da, wo wir die Bande zu Beginn des dritten Aktes erstmalig kennen lernen, sind ihre Mitglieder gerade in einer Auseinandersetzung über den Umfang des Mutes bei Anarchisten und Sozialdemokraten begriffen. Der Bandenführer beendet sie durch Wortentziehungen größten Umfangs, worauf ihn einer der gekränkten Sozialdemokraten doch wahrhaftig als Itzig (Sheeney) beschimpft. Mendoza bekennt sich voll Stolz zu seiner Rasse, wenn er auch hervorhebt, daß er nicht „der Sklave irgendwelchen Aberglaubens" sei. Wenn die Zionisten einen Führer brauchten, um die jüdische Rasse wieder auf dem geschichtlichen Boden Palästinas zu vereinigen, erklärt er sich zu dieser Aufgabe bereit. Da kommt die Meldung, daß ein Auto herannahe, das denn auch mittels ausgestreuter Nägel zum Halten gezwungen wird. Es stellt sich heraus, daß außer einem Mr. Tanner der Bruder von Mendozas ehemaliger Geliebten als Chauffeur mitgekommen ist, und es käme beinahe zu einer Schlägerei (Mendoza erklärt, er stamme aus einer berühmten Boxerfamilie[1]), weil dieser Bruder einer Dame, deren „Intellekt in das zwanzigste Jahrhundert hineinreichte, indessen ihre gesellschaftlichen Vorurteile und häuslichen Neigungen aus dem dunkelsten Mittelalter stammten", nicht den leisesten Zusammenhang seiner Familie mit einem Juden wahrhaben will. Nachdem Mendoza ein paar schwärmerische sogenannte Gedichte auf die noch immer geliebte Louisa von sich gegeben hat, schlafen alle ein und erleben einen Traum, in dem sie selber als Handlungsträger eines Don-Juan-Stückes (Mendoza als ziemlich unjüdischer Mephisto) auftreten. Am anderen Morgen kommt der zweite Teil von Tanners Reisekarawane nach; die Herrschaften erinnern sich

[1] Vgl. S. 212.



irgendwie an Mendozas Gesicht, wollen ihn aber sofort nicht mehr kennen, als sie erfahren, daß er Kellner war. Die spanische Polizei, die auf der Spur der Banditen ist, wird durch Tanners Erklärung, die Männer gehörten zu seiner Begleitung, und durch die Angst des Chauffeurs, seine Schwester könnte in die Zeitung kommen — er nennt in diesem Zusammenhang Mendoza einen erpresserischen Schurken (swine) — um ihre Beute gebracht. Im Schlußakt des Stückes tritt Mendoza, dessen Judentum, wie wir gesehen haben, etwas oberflächlich ist, nur als unwichtige Nebenperson auf.

In einem anderen Stück, „Der Arzt am Scheidewege" (The Doctor's Dilemma, 1906), sind die ersten Akte einer Satire des gesamten ärztlichen Standes gewidmet, und der jüdische Arzt, Loony Schutzmacher, kommt dabei nicht schlechter weg als irgendein anderer. Er hat in einer mittleren englischen Stadt ein kleines Vermögen, das ihm den Kauf eines Landsitzes ermöglicht hat, dadurch erworben, daß er zu einem billigen Preis seinen ärztlichen Rat und ein noch billigeres Allheilmittel zur Verfügung stellte und gleichzeitig die Heilung garantierte. Da den meisten Leuten doch nichts Ernstliches fehlte, bewahrheitete sich seine Vorausschau in den meisten Fällen, und der Zustrom der Patienten machte die billigen Kuren zu einem lohnenden Geschäft. Nach Shaws Beschreibung gehört Dr. Schutzmacher zu der Abart des „ansehnlichen Gentlemanjuden, der in den Dreißigern, wie das bei hübschen Judenjungen die Regel ist, etwas hühnerbrüstig und abgekämpft anmutet, aber immerhin noch jemanden vorstellt". Als Juden verrät ihn „seine Verbindung von Nachgiebigkeit und freundlichem Entgegenkommen, gepaart mit einer gewissen undefinierbaren Zurückhaltung, und ein allen vertrauter und doch immer wieder fremdartig berührender Gesichtsschnitt".

G. B. Shaws politische Ansichten haben bekanntlich im Laufe der Zeit verschiedene Änderungen durchgemacht und sind nicht immer ernst zu nehmen. Das trifft auch auf einige Äußerungen aus der Vorrede eines seiner letzten Stücke, „On the Rocks" (1933), zu. Er sagt da u. a.: „In Deutschland liebäugelt man mit dem Gedanken, daß die nordische die lateinische (!) Rasse ausrotten müßte. Die Ausrottung der gesamten Judenheit figurierte während einer kurzen Wahnsinnsminute (for a few mad moments) im Programm der Nazipartei . . . Dafür gibt es wieder im englischen Weltreich und den Vereinigten Staaten eine Bewegung, die auf die Ausrottung der Faschisten abzielt."

Lawrence Housman erweist sich durch seine geistreiche und pietätlose, ja zuweilen schnoddrige Schreibweise als ein würdiger Zeitgenosse G. B. Shaws. Seine auch in Deutschland zur Aufführung gelangte Szenenfolge „Victoria Regina" (1934) enthält zwei Disraeliszenen: „The Queen: God Bless Her!" und „His Favourite Flower" (beide 1921 zuerst veröffentlicht). Die letztere ist für uns hier weniger wichtig, da sie in der Hauptsache die Legende, als ob die Primel Lord Beaconsfields Lieblingsblume gewesen sei, zerstören soll; um so wesentlicher ist die vorhergehende, einen Besuch Disraelis auf dem königlichen Schloß Balmoral in Schottland schildernde, weil sie den Lieblingsminister der Viktoria als Meister der Menschen- (und Frauen-) Behandlung zeigt.

In einem einleitenden Auftritt unterhält sich die Königin mit einem schottischen Diener über die Persönlichkeit des Gastes, dem sie nachrühmt, daß er immer sehr

nett zu ihr sei, ihr die Freiheit des eigenen Nachdenkens belasse, die ihr andere Minister nehmen wollten, und im Gegensatz zu Gladstone immer verständlich bleibe. Auch in dem folgenden Gespräch mit Disraeli spielt ihre von dem Juden geschickt genährte Abneigung gegen Gladstone eine gewisse Rolle, dem sie vorwirft, sich niemals mit ihr unterhalten, sondern bestenfalls nur Vorträge dargeboten zu haben. Die Königin befürchtet von Gladstones politischen Reden eine ungünstige Wirkung auf die englische Außenpolitik, doch Disraeli erklärt, im Falle eines Krieges (mit Rußland) werde Gladstones Opposition hinfällig werden. Indem er die Kriegsbegeisterung des englischen Volkes, wenn sie erst einmal ausgelöst würde, als unwiderstehlich, die Flotte als achtunggebietend, das Heer als mit dem Ruhm des Krimkrieges bedeckt verherrlicht und ein Riesengemälde der künftigen Stellung Englands im Orient, als Beschützer der mohammedanischen Welt und Besitzer weiter Landstriche, vor der Königin erstehen läßt, macht er auf diese den größten Eindruck. Sie hört ihm zu „wie die Katze über der Sahnenschüssel" und stellt ihm den Hosenbandorden in Aussicht, der ursprünglich dem türkischen Sultan zugedacht war. Das Gespräch nimmt eine Wendung zum Familiären, als Disraeli erklärt, wie schwer es ihm manchmal gefallen sei, seine Gesprächspartnerin nicht „als die reizendste, vollkommenste und bezauberndste Frau der Epoche zu bezeichnen, die ihren Namen trägt", und seufzend hinzufügt: „Welch seltsames Verhängnis bestimmt doch das Leben eines jeden von uns! Wie glücklich der, der die uns von der Bestimmung gezogenen Grenzen kennt, Grenzen, die auch mit keinem Worte überschritten werden dürfen." Und in dieser Sprache ausgesuchtester Schmeichelei geht es weiter. Mit der Schilderung seiner Einsamkeit, seines Glückes an der Seite seiner geliebten (christlichen) Gattin und der Erwähnung ihres letzten Wunsches, er solle wieder heiraten, wirkt er unwiderstehlich auf die Tränendrüsen seiner königlichen Freundin, zumal wenn er versichert, infolge des Eintretens gewisser Umstände erst recht nicht wieder heiraten zu wollen, sich nur das Gefühl der Liebe zu erlauben und dergleichen. Bis zur Vergötterung („Sprich, gnädige Frau, dein Knecht höret") und bis zum vollendeten Byzantinismus — er zerschmettert das Glas, aus dem er auf die Gesundheit der Königin getrunken hat — treibt es Disraeli, und die allein gelassene Viktoria kann nur ausrufen: „Ein solches Maß der Ergebenheit! Ganz außerordentlich! Oh, Albert, Albert!"

John Galsworthy ist noch mehr als durch seine (meist gesellschaftskritischen) Dramen durch seine „Forsyte Saga" (1901—1930), einen großangelegten Familienroman, bekannt geworden. Eine Art Nachlese zu diesem seinem Hauptwerk stellt die Novellensammlung „On Forsyte 'Change" dar, in deren einer Erzählung „A Sad Affair" ein junger, charakterschwacher Student durch das entschlossene Eingreifen seines Vaters aus den Klauen eines Wucherjuden befreit wird. Auch eine der beiden im gleichen Band enthaltenen Weltkriegsnovellen, „Ein Forsyte lernt das Volk kennen" (A Forsyte encounters the People), tut der Juden Erwähnung, und zwar ärgert sich der bei einem deutschen Zeppelinangriff in einen Untergrundbahnhof abgedrängte, mitten unter eine ihm höchst fremde Volksmenge geratene Gentleman über das schamlose Gebaren einiger Judenjünglinge, welche die Gelegenheit zu einem Flirt nicht vorübergehen lassen wollen.

In dem Drama „Forest“, welches das Schicksal englischer Forscher behandelt, die um einer Finanzspekulation willen in den sicheren Tod im Urwald gejagt werden, kommen die Juden kaum besser weg. Der Großkapitalist Bastaple, der alle diese Menschenleben auf dem Gewissen hat, fragt seinen Sekretär, was die Leute so von ihm denken, und erfährt, sie hielten ihn für einen Juden.

Das meiste Aufsehen bei Juden und Antisemiten, die beide den Dichter als ihren Parteigänger beanspruchen wollten, hat Galsworthy mit seinen „Loyalties“ (1922) ausgelöst. Der Vergleich mit dem Falle Shylock, den jüdische Kritiker abgelehnt haben, ist trotz allem berechtigt. Auch hier steht das Buchstabengesetz auf seiten des Juden De Levis, auch hier ergreift das unverbildete Rechtsgefühl entschuldigend, wenn auch nicht billigend, zugunsten seines arischen Gegners Partei, auch hier finden sich alle anderen Personen des Dramas in einer Art „Korpsgeist“ (loyalties) gegen den Juden zusammen. Das tragische Ende ist nur ein scheinbarer Unterschied gegenüber dem „Kaufmann von Venedig“; in einer modernen, auf dem Buchstabenrecht aufgebauten Gesellschaft kann keine Portia und kein englischer Anwalt die Rechtslage in ihr Gegenteil verkehren.

Dem reichen De Levis ist in einem englischen Landhaus, wo er mit mehreren anderen Gästen übernachtete, die Summe weggekommen, die er aus dem Verkauf eines Rennpferdes erlöst hatte. Er hat von vornherein Captain Dancy, einen verdienten Weltkriegsoffizier, im Verdacht, der ihm das Pferd in dem Glauben, es sei nichts Rechtes damit anzufangen, zu einem Spottpreis abgelassen hat. Tatsächlich ist Dancy der Täter; er ist in Geldverlegenheit, De Levis hat ihn durch sein spöttisches Gebaren schwer gereizt, und er ist überdies der Überzeugung, daß er bei dem ersten Verkauf des Pferdes übers Ohr gehauen worden ist und beim zweiten Verkauf anstandshalber die halbe Summe hätte erhalten müssen. Ermittlungen am Tatort verlaufen ergebnislos, und die für Dancy Partei ergreifenden anderen Gäste zwingen De Levis, die Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen zu lassen, da er keinen Beweis hat und befürchten muß, im Falle einer unversöhnlichen Haltung in einen Klub, zu dem ihm der Eintritt bisher verwehrt blieb, nicht aufgenommen zu werden.

Als trotzdem De Levis von dem betreffenden Klub abgelehnt wird und überdies zu seinem Ärger erfährt, daß das von ihm verkaufte Pferd ein großes Rennen gewonnen hat, zwingt er Dancy, der ihn als „verdammten Juden“ beschimpft hat, zur gerichtlichen Klage. Die Nummern der gestohlenen Geldscheine verraten Captain Dancy, sein Rechtsanwalt legt die Vertretung nieder, und der unglückliche Offizier erschießt sich — seine liebende Frau, die bis zuletzt die Wahrheit nicht erfahren durfte, als das eigentliche Opfer in dieser Welt zurücklassend.

Die beiden Hauptcharaktere sind scharf gegeneinander abgesetzt: De Levis, der Sohn eines Teppichhändlers, versucht mit allen Mitteln, in die bessere englische Gesellschaft Eingang zu finden, obwohl er weiß, daß er seine gesellschaftlichen Erfolge nur seinem Reichtum zu verdanken hat. Wenn die Rede auf seine Rassenzugehörigkeit kommt, oder wenn er auch nur das Gefühl hat, daß auf diese angespielt wird, ist er hochgradig empfindlich und hält sich für richtiggehend verfolgt. Von seinem Rechtsanspruch auf die gestohlene Summe geht er nicht ab, doch wäre er, im Gegensatz zu der hemmungslosen Rachsucht eines Shylock, bereit,

sich mit der einfachen Rückgabe zu begnügen, ja, als er sieht, wohin die Dinge treiben, würde er sich mit der bloßen Tatsache, daß er sein Recht bekommen hat, am liebsten abfinden, kann aber das Verhängnis nicht mehr aufhalten.

Captain Dancy, sein Gegenspieler, ist nicht das, was man einen Heiligen nennen möchte. Er liebt die Gefahr um ihrer selbst willen, ist mit Leib und Seele Soldat gewesen und kann es nicht verstehen, wie ein Mann, der am großen Kriege teilgenommen hat, den langweiligen Friedensalltag aushalten kann. Seine Vorliebe für das Gefährliche und Abenteuerliche, dazu die allgemeine Lockerung der Auffassung von gut und böse, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat, lassen ihn in einem Augenblick stärkster seelischer Belastung, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen, eine Tat begehen, die nach der geltenden Rechtsauffassung zu seiner Verurteilung führen muß.

Um diese beiden Männer herum gruppieren sich die übrigen Personen des Stückes, die fast alle leidenschaftlich für Dancy eintreten. „Es wird allmählich eine Art Dreyfusfall daraus", sagt Winsor, der Gastgeber der Anfangsszene. „Die Leute ergreifen Partei, ohne daß sie in den Fall eingeweiht wären." Die Familie Winsor nimmt übrigens eine Sonderstellung ein: Lady Winsor hat selbst eine jüdische Urgroßmutter, auf die sie sehr stolz ist, und Charles Winsor behauptet von sich, er sei ein Judenfreund. Trotzdem und trotz seiner Feststellung, daß die Zugehörigkeit zur jüdischen Rasse heute in England für niemand mehr ein Nachteil sei, kann er die Streberhaftigkeit des jungen De Levis, seinen gesellschaftlichen Geltungsdrang, nicht ausstehen. Gegen die Annahme, daß in seinem Hause und durch Captain Dancy ein Diebstahl vorgekommen sein könnte, setzt er sich entschieden zur Wehr.

Die beiden Militärs, General Canynge und Major Colford, stehen in ihrer ganzen Haltung Dancy noch näher. Canynge erklärt sich gegen die Beiziehung der Polizei und will nicht, daß jemand unnötig in Verdacht gerät. Mit De Levis hat er einen scharfen Zusammenstoß, weil dieser seine, wie Canynge meint, unbegründeten Beschuldigungen nicht zurücknehmen will. Für ihn ist ein Mann, der sich ohne eine innere Beziehung zu den Tieren mit Pferden abgibt, kein wahrer Gentleman. Als sich Dancys Schuld herausgestellt hat, möchte ihn Canynge am liebsten für unzurechnungsfähig erklären lassen und ebnet ihm alle Wege zum Übertritt in den spanisch-marokkanischen Kriegsdienst. Colford, der später als die anderen von der Anschuldigung erfährt, sieht trotz aller Verdachtsmomente in Captain Dancy nur den langjährigen Kameraden und ist bereit, bis zum letzten für ihn einzustehen. Es fällt ihm schwer, die Aufgabe des Falles durch die Rechtsanwälte zu begreifen, das Geständnis Dancys geht ihm zu Herzen wie das eines Bruders, und er ist es, der auf den Wunsch des Toten die Fürsorge für dessen hinterlassene Gattin übernimmt.

Die meiste Sympathie mit Dancy empfindet aber eine Freundin seiner Frau, die ihm charakterlich verwandte, geistig entschieden überlegene Margaret Orme. Sie ist nicht von Anfang an Judengegnerin, und selbst der hübsche Ferdy De Levis ist ihr nicht völlig zuwider gewesen. Wenn es aber ums Ganze geht und ihr (weitläufiger) Vetter Dancy in Gefahr ist, erscheint es ihr als ihre Pflicht, alles für ihn

zu tun und die anderen zu dem Zusammenhalten aufzufordern, das sie im jüdischen Lager bemerkt. Sogar ihre Perlen will sie opfern, aber auch ihr Versuch einer Rettung kommt zu spät.

Ein interessantes Streiflicht auf die Auffassung des englischen Geschäftsmannes von der Judenfrage wirft das Auftreten eines Mr. Gilman, der den einen der verräterischen Geldscheine eingewechselt hat. Er leugnet nicht, daß die jüdischen Kaufleute mindestens ebenso anständig seien wie die christlichen, aber er zieht doch seine Landsleute vor und sieht in den allzu zahlreich gewordenen 'Ebrews eine lästige Konkurrenz, „einen Dorn im Fleische".

Weniger als Galsworthy in den „Loyalties" ist William Somerset Maugham, der im Weltkriege als Spion gegen Deutschland tätig war, darauf ausgegangen, in seiner „Lady Frederick" (1906) Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen.

Lady Frederick, eine wegen ihrer Schönheit bewunderte Dame der besseren Gesellschaft, wird von verschiedenen Männern, darunter dem Juden Captain Montgomerie, umworben. Trotz des gut englisch klingenden Namens und der militärischen Rangstellung ist der Captain der Sohn eines jüdischen Geldleihers namens Aaron Levitzki, der, mit drei Schilling in der Tasche aus Polen eingewandert, bei seinem Tode über eine Million Pfund hinterließ. Nur eines hat Aaron nicht vermocht: es ist ihm nicht gelungen, anders als über die Ladentafel mit der vornehmen Welt in Berührung zu kommen, und sein letzter Wunsch war es, daß sein Sohn den Aufstieg der Familie vollenden möchte. Diesen Zweck hat für Captain Montgomerie die Heirat mit der Lady Frederick, die er dadurch in der Hand zu haben glaubt, daß ihr Bruder mit 900 Pfund in seiner Schuld steht und daß er auch ihre eigenen, nicht unbeträchtlichen Schuldverpflichtungen durch Kauf an sich gebracht hat. Doch sein Erpressungsversuch wird bekannt, und als er wegen des Geldes kommt, wird er beschimpft (Lady Frederick: Ich lache niemals über eine Unverschämtheit, einen schurkischen Geldleiher), zurechtgewiesen und (unter Mitnahme des von einem anderen Liebhaber gestifteten Geldes) hinausgeworfen.

Auch Maugham ist, wie Galsworthy, nicht nur Dramatiker, sondern auch Verfasser von Novellen, unter denen seine Erzählungen aus der Südsee und dem britischen Hinterindien besondere Beachtung gefunden haben. Sie zeichnen sich durch ein besonders tiefgehendes Verständnis für rassische Probleme aus und verdienen deshalb die Aufmerksamkeit, die ihnen auch aus Schulkreisen entgegengebracht worden ist. In seinem „Teich" (The Pool, 1921) erzählt Maugham das an Peter Alard in dem Roman der Sheila Kaye-Smith erinnernde Schicksal des Kolonialengländers, der sein Herz an eine Mischlingsfrau gehängt hat und der an der unvermeidlichen Entfremdung zwischen ihm und der geliebten Frau, die ihm ein fremdrassiges Kind geboren hat, zugrunde geht. Im „Gelben Streifen" (The Yellow Streak, 1926) berichtet er von einem Kolonialbeamten, der ständig in Angst schwebt, seine halbmalaiische Abkunft könnte entdeckt werden, und sich schließlich dadurch als charakterlich minderwertiger Mischling verraten zu haben glaubt, daß er in einem Augenblick höchster Gefahr nicht die Kraft und den Mut findet, einen, wie er, um sein Leben kämpfenden Kameraden zu retten. Soweit ist diese Angst völlig unbegründet; als er aber bei der Rückkehr in die



Hauptstadt den im Stich gelassenen Freund, um sein eigenes Verhalten zu rechtfertigen, anzuschwärzen versucht, begeht er erst die Handlung, die ihn in den Augen des andern zum unzuverlässigen Mischling stempelt.

Ein an Rassenfragen derart interessierter Beobachter konnte, auch in den Novellen, an der Judenfrage nicht vorübergehen, und so hat Maugham seinen „Fremden Einschlag" (The Alien Corn, 1931) geschrieben, die Geschichte des Judensprößlings, der unterVerleugnung aller rassenmäßigen Gegebenheiten zum Engländer und Angehörigen der führenden Schicht erzogen werden soll und der schließlich als am Leben Gescheiterter durch Selbstmord endet.

Der reiche Erbonkel Ferdy Rabenstein, in seinen jüngeren Jahren ein Herzensbrecher und Freund hochgestellter Persönlichkeiten, im vorgeschrittenen Alter immer noch ein Lebenskünstler und geschickter Unterhalter, dabei in seinem tiefsten Innern ein rassenbewußter Jude, verkörpert die ältere, die Familie Bland die jüngere Generation. Die Blands haben sich einen eigenen Landsitz zugelegt, ihre jüdischen Vornamen durch christliche ersetzt und sich nach bestem Vermögen dem Lebensstil ihrer Umgebung angepaßt, wenn auch Sir Adolphus am Sport nicht das Vergnügen empfindet, das den echten Engländer ausmacht. Um so mehr begrüßen es die Eltern, daß der eine Sohn, der im Gegensatz zu seinem Bruder blondhaarige und hellhäutige George, Freude an Pferden und Sportspielen hat. Aber ihr Wunsch, George möchte in die Armee eintreten oder im Unterhaus den Sitz seines Vaters übernehmen, erfüllt sich nicht, ja, George wird von der Universität Oxford verwiesen, und als ihn seine Eltern nach Deutschland schicken, um ihn für die Diplomatenlaufbahn vorzubereiten, benutzt er die Gelegenheit zum Musikstudium, vernachlässigt sein bisher so gepflegtes Äußeres und trägt sich sogar mit dem Gedanken, den jüdischen Namen der Blands wiederanzunehmen. Immer mehr zieht ihn alles zu seinen Rassengenossen in Deutschland hin, immer mehr wächst seine Abneigung gegen das Leben, das ihm seine Eltern zugedacht haben, und die Verzweiflung drückt ihm schließlich das Gewehr in die Hand.

Die Schlußfolgerung Maughams ist in den folgenden Worten Georges enthalten: „Nun, bin ich nicht ein Jude? Und bist du, Mutter, keine Jüdin? Und Papa, ist er kein Jude? Wir sind allesamt Juden, und was zum Teufel versprechen wir uns davon, wenn wir so tun, als ob wir keine wären?" Für Maugham sind und bleiben die Juden Ausländer, wenn auch vielleicht interessante Ausländer, die in der Hemmungslosigkeit ihres Gefühlslebens den schärfsten Gegensatz zu englischer Zurückhaltung bilden und sich, selbst wenn sie noch so geläufig Englisch sprechen, durch die Eigenart ihrer Sprechmelodie verraten.

Von anderen zeitgenössischen Prosaschriftstellern seien Oskar Wilde (1856–1900), James Joyce (1882—1941), Eden Phillpotts (1862—) und Frank Harris (1856—) erwähnt. Wildes Mr. Isaacs im „Picture of Dorian Gray" (1891) ist nach W. Meyer[1] „keine besonders anziehende Persönlichkeit", Mr. Bloom in Joyces „Ulysses" (1922) nach dem Urteil von Arns[2] „eine Karikatur". Die Schulgeschichten (The Human Boy, 1899—1930) von Eden Phillpotts nehmen Bezug auf die angehenden

[1] Vgl. S 110.
[2] Vgl. S. 116.

Finanzgenies der Gideon und Isaacson, die sich an der Privatschule von Merivale als Geldleiher betätigen. Gideon ist einem Mitschüler bei der Regelung seiner Schulden behilflich, lehnt es aber ab, einen noch nicht gewonnenen Aufsatzpreis zu beleihen. Er selbst hat einmal einen solchen über das Thema „Briefmarken" erhalten, „dank seiner ungeheuerlichen Vertrautheit mit Geld in jeder Form". Isaacson leiht heimlich Geld gegen Zinsen aus und ist dabei sehr vorsichtig, wird aber gelegentlich doch überlistet. Mit dem an Überproduktion leidenden Klassendichter Briggs schließt er ein glänzendes Geschäft ab, indem er dessen Gedichte mit 50 v. H. Gewinn verkauft; Briggs nennt ihn daraufhin einen „Ausbeuter", verkehrt nicht mehr mit ihm und schreibt eine (unveröffentlicht gebliebene) Satire. Von Juden und Jüdinnen halten die Schüler des Doctor Dunston allgemein nicht viel, und die Frage der Rassenreinheit beschäftigt sie, die in ihrer Mitte Kameraden aus allen Teilen des Weltreiches und selbst einen waschechten Siamesen haben, kaum weniger als unsere Schülergeneration.

Betrachtet Phillpotts seine Judenjungen hauptsächlich vom humoristischen Standpunkt, so sind die Judenporträts in Harris' „Unpathed Waters" (1913) alles andere als ansprechend. In einer Novelle dieser Sammlung, „An English Saint", muß der Held der Geschichte, ein angehender Geistlicher, die unangenehme Entdeckung machen, daß eine von ihm umworbene Revuetänzerin zugleich das Gefallen eines Juden gefunden hat, der uns als „schmierig, kahlköpfig, einem schamlosen Raubvogel vergleichbar" geschildert wird.

„Mr. Jacob's Philosophy" enthält die Enthüllungen eines polnischen Juden, der alle reichen und einflußreichen Männer der Welt für seine Rassengenossen hält und die Hauptursache des jüdischen Reichtums darin sieht, daß der Jude mit solchen Dingen seinen Handel beginnt, deren Wert (wie z. B. der alter Kleider) unbekannt ist und daher beliebig festgesetzt werden kann. Der einträglichste Handel allerdings ist nach Mr. Jacobs Ansicht der mit dem Geld selbst und mit den Seelen der Menschen, von deren Geldbedürfnis der Jude lebt. Er erpreßt sie und verleitet sie zu schlechten Handlungen, ohne daß er selbst die geringsten Gewissensbisse dabei empfände. „Und wie er so lächelte, schien sich meiner erregten Phantasie der Raum mit Gestalten zu füllen, unglücklichen Geistern mit schreckensvollen Augen und bebenden weißen Lippen und hinter ihnen die vom Wahnsinn gepackten fluchenden Schatten der Angst und der Verzweiflung."

Einer Versteigerung kostbarer Gegenstände wohnt der Erzähler in „The Ring" bei. Er erfährt von dem Vorhandensein eines jüdischen Aufkäuferrings, der den Nachlaß eines Asienforschers für ein Drittel des wahren Wertes in seinen Besitz gebracht hat und natürlich entsprechend teurer wiederverkauft. Die Großzügigkeit des einen Juden, der seinem Besucher eine wertvolle Terrakottavase gegen eine Stiftung für die jüdischen Schulen abgelassen hat, gewinnt jetzt ein ganz anderes Aussehen, und Harris endet mit der Erkenntnis: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier."

Die dramatische Szene „The Spider and the Fly" führt als „Spinne" einen deutschen Juden namens Levit und als „Fliege" einen adligen Herzog ein, den der Jude zu seinen gewagtesten Finanzspekulationen verwendet. Dafür ist ihm der in Gelddingen völlig unerfahrene Lord auch noch dankbar, weil ihm Mr. Levit

während der Baisse beigestanden habe. „Ja", sagt sein scharf blickender Neffe, Mr. Hempstead, „beigestanden hat er dir, so wie der Finanzmann üblicherweise bei dem Herzog steht, mit den Händen in den Taschen des anderen."

Ein Rückblick auf die letzten hundert Jahre des englischen Schrifttums läßt also den Schluß zu, daß der Sieg der judenfreundlichen Richtung, wie er um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert gesichert schien, nicht von Dauer war, daß sich im Gegenteil gerade die größten und der Nachwelt bekanntesten englischen Dichter teilweise mit der größten Schärfe gegen das Judentum ausgesprochen haben.

Für das Drama ist Landa zu niederschmetternden Ergebnissen gelangt. „Während der ganzen viktorianischen Zeit, ja, während des ganzen 19. Jahrhunderts", sagt dieser,[1] „war die verächtliche und entwürdigende Darstellung des Juden ein charakteristisches Merkmal der Bühne . . . Das 20. Jahrhundert sah zu seinem Beginn einen rettungslos erniedrigten Bühnenjuden. Auf jeden Fall war er entschieden herabgekommen. Er war ganz einfach ein versklavter Spaßmacher, verurteilt zu einem fremdartigen Mienenspiel, einer mindestens halb ausländischen Aufmachung und einer durch Nasenlaute und ständiges Anstoßen mit der Zunge verschandelten Aussprache des Englischen, alles Dinge, die ihn als unliebsamen Auswuchs kennzeichnen sollten." Bemerkenswert ist, daß auch die führenden anglojüdischen Dramatiker Pinero und Knoblock unfreundlich gezeichnete Juden, darunter auch den jüdischen Mädchenhändler, auf die Bühne gebracht haben und daß Israel Zangwill, sehr zu Landas Mißfallen, Wasser auf die Mühlen der Antisemiten geliefert hat, indem er im „War God" (1911), einem Bismarckstück, den jüdischen Geheimsekretär als Intriganten und „Macht hinter dem Throne" schilderte.

Bringt man auf der Gegenseite, im Drama wie im Roman, die Erzeugnisse jüdischer und jüdisch versippter Autoren in Abzug — zu diesen sollten auch die von Arns[2] genannten Lewis Wallace (Löb Wallach?) und St. John Ervine auf Grund ihrer ganzen Geisteshaltung gehören — und bedenkt man, daß mancher zweitrangige, judenfreundliche Roman im Gegensatz zu den besprochenen Literaturdenkmälern von den kommenden Geschlechtern nicht mehr gelesen werden wird, so kann der im wesentlichen antisemitische Charakter des englischen Schrifttums nicht länger zweifelhaft sein. Da aber in der Literatur eines Volkes ein Spiegel seines Wesens gesehen werden darf, ist die Annahme berechtigt, daß das englische Volk auf Grund seiner jahrhundertelangen Erfahrungen und Eindrücke einer Auffassung vom Juden zuneigt, die in einem Augenblick, wo Chestertons „geheimes Volk" nach der Macht greifen wird, ein wertvolles Kapital künftiger Zusammenarbeit mit Großdeutschland bilden sollte.

[1] Landa, a. a. O., S. 195 und 207.
[2] Karl Arns, Index der anglo-jüdischen Literatur (Bochum, 1938), S. 6 und 7.



Emil Rathenau
und die Einführung des Fernsprechers in Deutschland

Von

Oscar Grosse[1]

Als der Generaldirektor der Berliner AEG. Emil Rathenau am 12. Dezember 1908 70 Jahre alt wurde, krönte seine Gesellschaft diesen Tag mit einem großen Bankett in dem bekannten Weinrestaurant des Berliner Zoologischen Gartens. Neben seinen persönlichen Freunden und Verehrern aus der Finanzwelt, Industrie, Technik und dem Handel sowie Vertretern der hohen Bürokratie hatte man nicht versäumt, auch die Presse einzuladen, damit der Außenwelt eine Schilderung von dem eindrucksvollen Verlauf des Abends nicht entging. Noch immer stand damals die Öffentlichkeit unter dem Eindruck des Kaiserlichen Interviews, das der englische Oberst Stuart Wortley Ende Oktober desselben Jahres im „Daily Telegraph" mit Zustimmung des Reichskanzlers von Bülow hatte veröffentlichen können und das dann in ganz Deutschland große Erregung auslöste. Schon ein Jahrzehnt zuvor war das Ansehen oberster Behörden der wilhelminischen Epoche durch die Skandalprozesse von Leckert, Lützow, Schumann und von Tausch, in deren Verlauf der Reichskanzler, Minister und Botschafter vor dem Gericht als Zeugen auftreten mußten, schwer erschüttert worden. In der Zwischenzeit hatten mancherlei auffallende Entschlüsse und Reden Wilhelms II. die Gemüter immer wieder in neue Unruhe versetzt. Den Nutzen daraus zog die erstarkte marxistische Bewegung, die die Gegensätze im Volke noch verschärfte, weil es niemanden gab, der es verstanden hätte, sie menschlich zu überbrücken. Um so geruhsamer durften die Gäste des Rathenauschen Festbanketts seinem Ablauf entgegensehen. Stand doch in dessen Mittelpunkt, abseits vom politischen Geschehen, ein Mann, der nach damaliger Anschauung „eine ungeheure Umwälzung im Bereiche der Technik und Großwirtschaft herbeigeführt[2] hatte und dessen „bahnbrechendem Genius" man an diesem Abend Dank und Anerkennung spenden wollte. Und da er, „wie alle großen Menschen, bescheiden und anspruchslos war[3]",

---

[1] Anmerkung des Herausgebers: Die folgende Abhandlung des Reichspostpräsidenten a. D. Oscar Grosse, die als Ergänzung zu Walter Franks Beitrag über „Walther Rathenau und die blonde Rasse" in Band IV der „Forschungen zur Judenfrage" (1940, S. 9 ff.) zu verstehen ist, bildet zum Teil historische Darstellung aus Literatur und Akten, zum Teil Bericht über eigenes Erleben.

[2] A. Riedler, Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft, Berlin 1916, S. V, VII.

[3] Maximilian Hardens „Zukunft", 1908, Nr. 11, S. 433.

hatte es vielleicht zunächst Mühe gekostet, ihn für eine solche Feier zu gewinnen, auch weil sie, dem Range der Küche des Lokals entsprechend, ein erstklassiges Essen mit einschloß. Denn man wußte von Emil Rathenau, daß er als Generaldirektor der bekannteste langjährige Stammgast des „Kuhstalls" in der Invalidenstraße, „einer Studentengastwirtschaft, gewesen war, wo er ein Mittagsbrot für 60 Pf. einnahm, und wo verwöhnte Finanzgrößen, weil sie ihn in der Fabrik meist nicht erreichten, dann mit ihm speisten und den ‚Fraß' obendrein noch loben mußten[1]". Zu der Knickerigkeit seines Privatlebens, in der sein Glaubensgenosse und Biograph Dr. Pinner ein Erbteil der jüdischen Rasse vermutet[2], gehörte ferner Rathenaus Abneigung gegen Trinkgelder, deren Höhe in diesem Falle besonders zu Buche schlug. Wenn er trotzdem einer groß aufgezogenen Veranstaltung zustimmte, geschah dies wohl in der Erkenntnis, daß er bald körperlich dem Siechtum verfallen und deshalb trotz geistiger Frische nicht mehr lange an der Spitze der AEG. stehen würde.

Die Rede, die Emil Rathenau im Laufe des Festessens hielt, um „bewegten Herzens für die ihm gewordenen Ehrungen zu danken", berührte die Hauptarbeit seines Lebens, seine 20jährige Zugehörigkeit zur AEG., nicht weiter. Dieser Abschnitt war, wohl entsprechend einer vorangegangenen Verteilung der Rollen, schon von einem Vorredner gewürdigt worden. Auch das, was Rathenau in seiner etwa 25 Minuten währenden Rede ausführte, behandelte nur eine kurze Spanne von Jahren, von der sogenannten Gründerzeit (1871—75) bis zu seiner Beteiligung an der 1883 errichteten, von einer französischen Gesellschaft in Paris abhängigen „Deutschen Edisongesellschaft" (für Glühlichtbeleuchtung), aus der sich später die AEG. entwickelte. Daß eine von ihm als gelerntem Dampfmaschinenbauer geschaffene Maschinenfabrik am Ende der Gründerzeit auf Kosten seines Rufes[3] liquidiert worden war, wobei die Aktionäre leer ausgingen, während er und sein Teilhaber je 900 000 Mark dabei für sich retteten[4], deckte er mit dem Satze zu: „Die erste Phase meiner geschäftlichen Tätigkeit schloß in den siebziger Jahren ab." Wenn er dann fortfuhr, „er habe bis zur Wiederaufnahme einer neuen Beschäftigung zunächst den Ablauf der damaligen allgemeinen Wirtschaftskrise abgewartet", so ließ er die Zuhörer darüber im dunkeln, daß diese Wartezeit, die er als Rentier verbrachte, 8 Jahre gedauert hat, weil er, wie Pinner schreibt, „in der produktivsten Spanne des Manneslebens seinen wahren Beruf nicht fand[5]". Statt dessen wies er in seiner Rede auf die „patriotische Tat" mehrerer Berliner Fabrikherren und seiner eigenen Person hin, „die während des Krieges 1870/71 trotz eigener Sorgen in dieser schweren Zeit die Angehörigen ihrer im Felde stehenden Arbeiter mit reichen Mitteln unterstützten, hierfür aber keinen Dank ernteten". Der Nimbus, mit dem sich Rathenau hier umgab, bekommt ein etwas anderes Gesicht durch Pinners allgemeines Urteil über Rathenaus Stellung zur sozialen Frage: „Rathenau war nicht gerade antisozial, aber er war asozial. Das Schicksal der Arbeiter- und Beamtenklasse interessierte ihn nicht um dieser Menschen-

[1] Riedler, S. 214.
[2] Felix Pinner, Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter, Leipzig 1918, S. 362.
[3] Felix Deutsch, Lebenserinnerungen, Sonderheft der Hauszeitschrift der AEG. „Spannung", Berlin 1928, S. 15. — [4] Pinner, S. 34. — [5] Pinner, S. 36.

schichten oder um der Menschheit willen, sondern weil er sie für seine industriellen Zwecke und Pläne brauchte[1]."

Im Gegensatz zu Pinner nennt Rathenaus Biograph und vertrauter Freund Riedler[2] jene achtjährige Wartezeit, die Rathenau bis zu seinem 45. Lebensjahre über sich ergehen ließ, „eine große Leistung: er wollte sich eben — hier dürfen wir hinzusetzen, weil seine Mittel ihm dies erlaubten — zu einer enger begrenzten Tätigkeit nicht entschließen, da er immer weitgesteckte Ziele vor sich sah[3]".

In den Brennpunkt seiner Rede von 1908 stellte Rathenau — neben dem Besuch der Elektrizitätsausstellung in Paris von 1881, wo er Edisons Glühlampe kennenlernte — eine 1876 vorangegangene Reise zur Weltausstellung in Philadelphia.

„An den Schätzen ihrer Maschinenhalle", erklärte Rathenau, „ging ich vorüber, weil eine Erfindung mich so fesselte, daß ich meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf sie zu konzentrieren mir vornahm. Das Telephon und das fast gleichzeitig mit ihm erfundene Mikrophon haben, vielleicht wegen ihrer verblüffenden Einfachheit, die Bewunderung niemals erregt, die minder bedeutsamen Errungenschaften der Technik zuteil geworden ist. Mich elektrisierten förmlich die ingeniösen Apparate, und ich schwankte, ob ich ihre Erzeugung im großen Stil aufnehmen solle. Nähere Betrachtungen ergaben jedoch, daß einerseits fremde Patente den Absatz ins Ausland beschränkten, andererseits die Herstellung mit fast handwerksmäßigen Mitteln eine verheerende Konkurrenz anlocken würde. Die epochemachende Wirkung dieser Instrumente lag offenbar im Nachrichtenwesen und seiner Umgestaltung durch zentrale Vermittlungsämter.

Maßgebliche Personen der Berliner Stadtverwaltung, deren Interesse für das Projekt einer Telephonzentrale ich erweckt hatte, traten für die Erteilung einer Konzession ein; aber der Polizeipräsident widersprach unter Berufung auf die Bundesverfassung. Bei Beratung des Telegraphengesetzes[4] ergab sich, daß das Telephon ein Regal des Reiches damals nicht war. Um den Einspruch zu beseitigen, suchte ich den Generalpostmeister Stephan für die Durchführung dieser Aufgabe zu gewinnen. Aber sein sonst so weiter Blick war diesmal umschleiert: er meinte, daß nach seiner Schätzung 23 Anschlüsse in der Reichshauptstadt erwartet werden könnten. Besser informiert, bot er mir später die Einführung des Telephons im öffentlichen Dienst auf Kosten des Reiches an. Ich akzeptierte diese Stellung, um mich mit dem Wesen der elektrischen Industrie vertrauter zu machen."

Solange Generalpostmeister von Stephan lebte, der 1897 in den Sielen starb, und auch weiterhin war ihm unbestritten das Verdienst zugesprochen worden, den Fernsprecher nicht nur in seiner Bedeutung zuerst erkannt, sondern ihn auch mit einer keine Pausen kennenden Tatkraft in Deutschland eingeführt zu haben. Jetzt, 9 Jahre nach seinem Tode, stand plötzlich Rathenau auf und nahm diese Leistung für sich in Anspruch. Das war allerdings eine Überraschung, die sich die Teilnehmer der Rathenaufeier nicht hatten träumen lassen. Zwei Jahrzehnte lang

---

[1] Pinner, S. 403.
[2] Riedler, Geh. Regierungsrat, Dr. e. h., geb. 1850, war von 1888—1921 ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg.
[3] Riedler, S. 43. — [4] Vom 6. April 1892.

hatte es danach Stephan mit angesehen, daß er auf Kosten eines anderen, der dazu schwieg, in Wort und Schrift als der Vater des deutschen Fernsprechwesens hingestellt wurde. Und das war noch dazu Bismarcks längster und volkstümlichster Mitarbeiter im Reiche gewesen, dem der mit Anerkennungen so geizende Altreichskanzler noch von Friedrichsruh aus in seinen „Gedanken und Erinnerungen" nachgerufen hatte: „Ich kann nur wünschen, daß Stephan in seinem Amte alt werde, da ich seinen Verlust für schwer ersetzlich halten würde[1]." Vereinzelte Gäste des Rathenaubanketts mögen nach dessen Abschluß niedergedrückt die Wege des Zoologischen Gartens durchschritten haben, während bei anderen das vorher Vernommene einen nicht vom Weingenuß herrührenden Rausch erzeugte: War doch nun endlich auch an Stephan ein Schmutzfleck bloßgelegt worden, den er jetzt nicht mehr beseitigen konnte und der sich in der Zeitung zum Ruhme Rathenaus noch verbreitern ließ! Schon am nächsten Morgen brachte die neueste Nummer der von dem polnischen Juden Witkowski, genannt Maximilian Harden, herausgegebenen „Zukunft[2]" einen 6 Druckseiten füllenden Aufsatz „Emil Rathenau". Auch darin bildete den interessantesten Teil die Schilderung von Rathenaus Erstverdienst um den Fernsprecher. Bemerkenswerte Einzelheiten ergänzten hier noch die Rede vom Abend zuvor. Ein besseres Mittel, um ihr noch über die Tagespresse hinaus Verbreitung zu verschaffen, hätte man nicht wählen können. Wurde doch damals jedes der braunen, aus Hardens Werkstatt hervorgehenden Hefte von den sogenannten Intellektuellen bis in die höchsten Kreise hinauf mit Spannung erwartet und verschlungen, so daß später einmal ein Spaßvogel von der wilhelminischen Ära sagte: Sie hat uns keine andere Zukunft gebracht als die des Herrn Harden.

Der Rathenauaufsatz bildete in der Hauptsache die Wiedergabe eines Interviews, das der Jubilar einem gewissen Ladon, wie sich in der griechischen Mythologie der hesperische Drache nannte, gewährt hatte.

„Auf der Ausstellung in Philadelphia" — lautete hier Rathenaus Darstellung — „stopfte ich mir Augen, Ohren und Taschen voll. Ich wollte mich aber zunächst auf Eins beschränken: aufs Telephon, das ich zum ersten Male in Philadelphia sah. Nun dachte ich daran, in Berlin eine Telephonfabrik zu errichten. Diesen Gedanken verwarf ich jedoch bald wieder. Wichtiger als eine einzelne Fabrik schien mir, den Bau und die Einrichtung des Telephons in Berlin in private Entreprise zu nehmen. Da machte mir der damalige Polizeipräsident von Madai einen Strich durch die Rechnung und sagte: quod non! Nee, mein Sohn, det jeht nicht. Wat Sie da wollen, det is'n Regal. Madai meinte also, ich würde mit meinen Telephonplänen in staatliche Privilegien eingreifen. Auch bei dem Reichspostminister Stephan, den ich für meine Absichten zu interessieren suchte, hatte ich zunächst kein Glück. Er riet mir ab. Lassen Sie die Hände davon. In ganz Berlin giebts dreiundzwanzig Leute, die Telephonanschluß haben wollen. Damit kommen Sie doch nicht weit. Ich legte deshalb, gezwungen, meinen Plan fürs Erste ad acta und ging auf Reisen. Nach Frankreich und Italien. Später, zur Erholung, mit Frau und Kindern nach dem Engadin. Dort, in dem kleinen Badeort

[1] Bd. 2, S. 210.
[2] Nr. 11 vom 12. Dezember 1908.



Alveneu, lernte ich Werner Siemens kennen. Auf einem Spaziergang setzte ich ihm meine Ideen auseinander. Stephan hatte mir inzwischen nach dem Engadin geschrieben, er sei anderer Ansicht geworden. Ich solle nach Berlin zurückkommen und dort, auf Kosten des Reichs, eine Telephonzentrale einrichten. Nach meiner Rückkehr nach Berlin richtete ich zunächst die erste Telephonzentrale ein. Ich hatte zu dem Zweck mein eigenes Büro im Reichspostamt in der Französischen Straße."

„Emil Rathenau", fuhr Ladon hier fort, „schilderte mir einfach, schlicht und ohne Pathos eine Periode seines Lebens, die Errungenschaften von größter Bedeutung umschloß. Rathenau ist der Mann der Tat, der stets den richtigen Blick für das Große gehabt hat und die Gabe, das Gesehene mit rasch auftauchenden Projekten zu verknüpfen. So war es auch beim Telephon. Stets ging er aufs Ganze. Man mag darüber streiten, wer höher zu stellen ist: der Erfinder oder der geniale Praktiker, der die Erfindungen der Welt erst schenkt."

Nach diesen Ausführungen hätte Rathenau für seine Telephonpläne und über deren vorläufige Beurteilung durch Stephan bereits seit Alveneu in dem Inhaber der Weltfirma Siemens & Halske einen Mitwisser besessen. Nun war allerdings im Jahre 1908 Werner von Siemens schon seit 1892 tot, und wann ihr Zusammentreffen in Alveneu stattfand, sagt Rathenau nicht. Er selber will dort inhaltlich seiner Rede mit Werner von Siemens über elektrische Lichtfragen gesprochen haben. Da das Ladonsche Interview aber viel mehr ins einzelne geht als die großzügig angelegte Rede, wird den Lesern der „Zukunft", sofern ihnen jener Unterschied überhaupt auffiel, vermutlich die Ladonsche Darstellung als die vollständigere erschienen sein. Erst nach Rathenaus Tode erfuhr man aus dem Pinnerschen Buche, daß Werner von Siemens seiner Unterredung mit dem damals noch ganz kleinen Rathenau wenig Bedeutung beigemessen haben dürfte. Rathenau hat sich in Bad Alveneu wohl an ihn herangedrängt, um mit ihm Fühlung zu bekommen. Denn als er, nach Berlin zurückgekehrt, Werner von Siemens dort aufsuchte, schob dieser ihn an seinen Chefkonstrukteur ab, der dem Besuch auch seinerseits rasch ein Ende machte[1]. Ähnlich erging es, nebenbei bemerkt, Rathenau mit dem amerikanischen Erfinder Edison, als er dessen neu erdachte Glühlampe auf der Elektrizitätsausstellung in Paris 1881 zu Gesicht bekam. „Kurz entschlossen", schreibt Pinner, „kabelte Rathenau an Edison nach Newyork, er möchte sich sofort aufs Schiff setzen und in einer dringenden, für beide Teile außerordentlich wichtigen Angelegenheit nach Europa kommen[2]." Der Zweck dieser Aufforderung war, daß Rathenau Edisons Patente und Nutzungsrechte der neuen Erfindung erwerben wollte, um durch Gründung einer Fabrikationsgesellschaft für Edisonglühlampen in Berlin eine ihm nunmehr zusagende Beschäftigung zu erhalten. Edison, ein liebenswürdiger, anspruchsloser Mensch, der nur seinen Erfindungen lebte, fiel es trotzdem nicht ein, der Zumutung des ihm völlig unbekannten Rathenau zu entsprechen. Er kabelte ihm kurz zurück, sich an Edisons Pariser Vertreter zu wenden. Immerhin war Rathenau auf diese Weise in den Besitz eines Kabeltelegramms des berühmten Erfinders gelangt, das er dann in Berlin für Verhandlungen mit Banken mit verwenden konnte.

[1] Pinner, S. 81/82.
[2] Ebd., S. 92.



Rathenaus Rede wurde 10 Jahre später durch Pinner noch dahin ergänzt: „Stephan hätte eine städtische Schaltzentrale — d. h. ein Fernsprechvermittelungsamt — für ein unlösliches technisches Problem gehalten und seinen rückständigen Standpunkt eingenommen, ungeachtet der von ihm damals schon mit dem telephonischen Überlandverkehr zwischen einzelnen Ortschaften erzielten günstigen Erfolge[1]." Nach diesen ohne Hinweis auf ihre Quelle gemachten Angaben wäre, im Gegensatz zu dem Inhalt der Rede und des Ladonartikels, Rathenau mit Stephan erst in Verbindung getreten, als dieser das Belltelephon nicht nur schon kannte, sondern es auch bereits als Verkehrsmittel erprobt hatte. Aber auch Pinner vermeidet hier, ebenso peinlich wie 1908 Rathenau, eine Zeitangabe darüber, wann denn eigentlich jener angebliche Besuch Rathenaus bei Stephan stattgefunden hat.

Zur Vorgeschichte des Fernsprechers

Das in Philadelphia 1876 ausgestellte Telephon hatte Alexander Graham Bell, ein in Amerika naturalisierter Schotte, der damals Professor der Physiologie der Sprechwerkzeuge in Boston war, mit einigen Mitarbeitern erbaut. Schon bevor der Apparat überhaupt gangfähig wurde, war es Bell gelungen, sich bei einem technisch nicht vorgebildeten amerikanischen Patentrichter ein Patent auf seine Erfindung zu verschaffen[2]. Das ausgestellte Stück übermittelte nun zwar schon die Sprache. Es bestand aber, woran es der Laie jetzt als Telephon nicht wiedererkennen würde, noch aus zwei untereinander verschiedenen Teilen. Die uns geläufige Form aus einem Stück, die erst seine Benutzung sowohl als Geber als auch als Empfänger gestattete, erhielt der Apparat Mai 1877. Für den allgemeinen Gebrauch war deshalb jene Zwischentype noch nicht geeignet, die Rathenau Sommer[3] 1876 in Philadelphia sah und deren „verblüffende Einfachheit ihn sofort elektrisierte". Auffallenderweise schweigt sich Riedler, der Rathenau auf der Reise begleitete, in seinem Buche von 1916 da, wo er dessen Rede — kommentarlos — wiedergibt, ganz darüber aus, ob er Bells Telephon in Philadelphia nicht auch zu sehen bekommen und wie sich Rathenau, was doch sehr nahelag, damals zu ihm über den Apparat und die daran geknüpften Pläne geäußert hat. Nicht minder seltsam erscheint es, daß Riedler die auf Grund der Rede von 1908 ab in der Presse verbreitete Behauptung, Rathenau hätte das Belltelephon 1876 von USA. mit nach Berlin gebracht, nur als ein Gerücht bezeichnet, ohne selbst dazu Stellung zu nehmen[4].

Erst Anfang Oktober 1876, also zu einer Zeit, wo beide Amerika schon wieder verlassen hatten, machte Bell mit seinem zweiteiligen Apparat den ersten Sprechversuch über kurze Entfernungen hinaus, wobei er bis auf 29 km Verständigung erzielte[5]. Rathenau war deshalb in Philadelphia noch gar nicht darüber unterrichtet gewesen, ob dieses Telephon sich auch schon zur Übertragung der Sprache innerhalb des Weichbildes einer Großstadt wie Berlin eignete.

---

[1] Ebd., S. 46. — [2] Rotth, Das Telephon und sein Werden, Berlin 1927, S. 65/66.
[3] Riedler, S. 40. — [4] Ebd.
[5] Archiv für Post und Telegraphie, Berlin 1877, S. 642.

Soweit die Besucher der Ausstellung, wie auch Rathenau, den Bellapparat als etwas ganz Neues seiner Art angestaunt hatten, befanden sie sich im Irrtum. Sie wußten nicht oder nicht mehr, daß nicht Bell der Erfinder des Telephons war, sondern daß es schon 15 Jahre zuvor dem deutschen Lehrer Philipp Reis[1] in Friedrichsdorf (Obertaunus) gelungen war, einen sprechfähigen Apparat zu schaffen. Diese Erfindung kannte man damals nicht nur in Europa, sondern auch bereits in USA., teils durch Veröffentlichungen des Reis, teils durch Vorträge, wobei sein Apparat auch praktisch vorgeführt wurde. Er hatte ihn nämlich einem Mechaniker (Albert) in Frankfurt a. M. zur Vervielfältigung überlassen, der die Stücke dann von sich aus an das In- und Ausland verkaufte. Gleichwohl blieb Reis ein wirklicher Erfolg versagt. Selbst in Gelehrtenkreisen sah man in diesem ersten Telephon günstigenfalls nur ein bemerkenswertes Experimentierstück. Da es, wie Bells Apparat von 1876, aus zwei verschiedenen Teilen bestand, also noch der Vollendung bedurfte, kam seiner Zeit kein Gelehrter auf den Gedanken, Reis hierin zu unterstützen. Der Berliner Universitätsprofessor Poggendorf, Herausgeber der nach ihm benannten „Annalen der Physik und Chemie“, sandte dem Reis sogar eine Abhandlung über seine Erfindung 1863 als zur Veröffentlichung ungeeignet zurück, weil er in ihr nur eine Spielerei erblickte. Schon im Laufe der sechziger Jahre flaute das Interesse, das andere dem Reistelephon entgegengebracht hatten, wieder ab. Als 1872 der Münchener Professor Karl Karmarsch, Begründer der neueren wissenschaftlichen Technologie, mit Unterstützung der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften seine „Geschichte der Technologie“ herausgab, waren Reis und seine Erfindung auch für ihn bereits wieder in Vergessenheit geraten. Dazu kam noch, daß damals ein Bedürfnis, neben dem Telegraphen ein weiteres Verkehrsmittel für den Schnellnachrichtendienst zu besitzen, nicht bestand.

Das Erscheinen des Bellapparats hat Reis nicht mehr erlebt. Infolge eines Lungenleidens starb er bereits 1874. Bell konnte deshalb auf der internationalen Schau in Philadelphia sein Telephon unbestritten zur Geltung bringen. Erst sieben Jahre später wurde durch den englischen Physiker Professor Silvanus Thompson dem Reis die Priorität der Erfindung zuerkannt[2]. Hierauf fußend, wies 1905 der amerikanische Gelehrte Sharp[3] nach, daß bereits 1862 ein Reistelephon in ein naturwissenschaftliches Institut nach Edinburgh gelangt war, daß an dessen Hochschule Bell als gebürtiger Edinburgher 1862/63 studierte und daß man den dortigen Lehrern und Studenten das Reistelephon damals oft praktisch vorgeführt hatte. Und da der Student Bell dort bereits für physikalische und sonstige Apparate besonders interessiert gewesen war, gelangte Sharp zu der geradezu sicheren Annahme, Bell wäre dabei auch die Wirkungsweise des Reistelephons nicht entgangen. Jedenfalls ist nach Rotth[4] „nicht zu bezweifeln, daß Bell bewußt oder unbewußt auf den Schultern von Reis gestanden hat“. Die Rücksichtslosigkeit, mit der Bell und die von ihm 1878 mit amerikanischen Geld-

[1] Johann Philipp Reis, geb. 7. Januar 1834 in Gelnhausen, Sohn eines Bäckermeisters. Arische Abstammung nachgewiesen im „Archiv für Sippenforschung“, Jahrg. 10 (1933), Heft 12, S. 380/4 und in „Ahnenreihen aus allen deutschen Gauen“, Bd. 2, S. 186/9.

[2] S. Thompson, Philipp Reis, Inventor of the Telephone, London 1883.

[3] Im Scientific American vom 15. Juli 1905. — [4] S. 65.

gebern gegründete Bell-Company auf Grund seines Patents von 1876 dann gegen jede andere Gesellschaft vorgingen, die die Herstellung und den Betrieb von Telephonanlagen in die Hand nahm, führte in den 80er Jahren in USA. zu Prozessen, wobei Bell auch des Meineids beschuldigt wurde. Er hatte nämlich 1876 vor dem Patentrichter beschworen, daß das in seiner Patentschrift beschriebene Telephon seines Wissens das erste wäre, das die Sprache übertrug. Gleichwohl verliefen diese Prozesse, die in der ganzen Welt Aufsehen erregten, im Sande, weil der amerikanische Gerichtshof sich, ohne Rücksicht auf die mit dem Reistelephon seiner Zeit auch in USA. erzielten Sprechergebnisse, Bells Behauptung zu eigen machte, das Reistelephon habe nur musikalische Töne übertragen. Ausgesucht einem Dr. Stein in Frankfurt a. M. verdankte Bell eine dahin gehende Bescheinigung. Zwei amerikanische Physiker, Paddock in Hoboken und Professor Houston in Philadelphia, überprüften hierauf die Steinsche Behauptung. Paddock bediente sich dazu desselben Reisapparates, den Stein bei Abgabe seiner Bescheinigung benutzt hatte. Er stellte fest, daß die Regulierung dieses Apparates, weil er unter den von Reis erbauten den ältesten Typ bildete, zwar „viel Zeit und Geduld erfordere, daß es aber gleichwohl möglich war, auch schon mit diesem noch sehr unvollkommenen Instrument gewisse Worte und Sätze zu telephonieren“. Für Stein bedeutete das, daß er es nicht verstanden hatte, das Urgerät von Reis hinreichend sachkundig zu bedienen. Gegen das in Briefen zwischen jenen Gelehrten ausgetauschte Prüfungsergebnis, das eine französische und eine amerikanische Fachzeitschrift veröffentlichten und das die „Elektrotechnische Zeitschrift“ in Berlin in ihren Jahrgängen von 1886 und 1887 nachdruckte[1], erhob Stein Einspruch, indem er zugleich behauptete, die Bauweise des Urapparates habe dessen Sprechfähigkeit verhindert. Diese Einwendungen waren aber schon angesichts des Ausfalls der Paddockschen Versuche gegenstandslos. Außerdem stand fest, daß bereits Reis mit demselben Apparat Anfang der 60er Jahre ein gleichartiges Sprechergebnis wie Paddock erzielt hatte. Versuche, die Ende der 90er Jahre sowie auch noch 1927 in Deutschland wiederholt wurden, bestätigten diese Befunde. Obgleich nun Stein, (der 1891 in Frankfurt a. M. starb), schon 1887 zugab, daß der von Reis verbesserte Urapparat, also ein Bau jüngeren Datums, sprechfähig gewesen war[2], ließ die Fachwelt die Angelegenheit damit vier Jahrzehnte auf sich beruhen, bis sie Rotth in seinem vorerwähnten Buche von 1927 wieder aufgriff. „Der mißglückte Steinsche Versuch“, schrieb Rotth dazu, „beweise in Wirklichkeit garnichts für Bell, Steins Erwiderung dürfe deshalb übergangen werden;“ im übrigen aber „könne es gleichgültig sein, auf welchem Wege Stein in den Meinungsaustausch hineingezogen wurde“[3]. Auch diese Beurteilung des Falles geht an dem Kernpunkt vorbei. Da selbst der jüngste Typ des Reisapparates immer noch etwa ein Dutzend Jahre älter war als Bells erstes Telephon von 1876, stand die Sprechfähigkeit der Reisschen Erfindung auch dann noch unbestritten fest, wenn dessen ältester Typ nur erst Töne, nicht aber auch schon Worte und Sätze übermittelt hätte. Stein hatte sich also bei Abgabe seiner Bescheinigung für Bell den ältesten Typ des Reisapparates ausgesucht, von dem sich, wenn er nicht mit großer Sorgfalt be-

[1] 1886 S. 394/5, 1887 S. 138/40, 206. — [2] ETZ. 1887 S. 139. — [3] S. 117/8.

dient wurde, allerdings behaupten ließ, er habe nur erst Töne übermittelt. Daß der jüngere Typ nach Steins eigener Wissenschaft sprechfähig war, verschwieg Stein in seiner Bescheinigung. Zwischen ihm und der Bell-Company haben hiernach offenbar Beziehungen bestanden, die es ihm vorteilhaft erscheinen ließen, dieser Erwerbsgesellschaft eine für den Ausgang ihres Prozesses nützliche, aber wahrheitswidrige Bescheinigung auszufertigen. Erschwerend für Stein kommt hinzu, daß er an dem Reisapparat nicht etwa als Laie Versuche angestellt hat. Auf Grund vielseitiger Universitätsstudien[1] war er auch physikalisch geschult und hat in den 80er Jahren in Frankfurt a. M., wo er als Arzt lebte, selbst eine „Elektrotechnische Rundschau" herausgegeben. Über die Tragweite seiner Bescheinigung auch in finanzieller Hinsicht konnte sich der gelehrte Dr. Stein, da er Jude war — was in der Fachliteratur bisher ebenfalls unbeachtet geblieben ist — erst recht nicht im Zweifel befinden. Wird doch selbst von dem philosemitischen Volkswirtschaftler Professor Werner Sombart in seinem während der Systemzeit erschienenen Buche „Die Juden und das Wirtschaftsleben" unumwunden erklärt, daß „die jüdische Moraltheologie gerade den Gelderwerb ganz eigentümlich hoch bewerte". Und da Stein der Sohn eines Rabbiners war, wußte er um „die Verherrlichung des Reichtums in den jüdischen Religionsschriften"[2] besonders gut Bescheid.

Bis zum Erlöschen seines Patentanspruchs gelang es Bell, der bei weitem mehr geschäftstüchtig als geistig bedeutend war, im Verein mit seiner Gesellschaft fast 20 Jahre hindurch riesige Gewinne einzuheimsen. Im Gegensatz dazu hatte Reis sein Genüge darin gefunden, daß er, ohne für sich selbst aus seiner Erfindung eine Geldquelle zu machen, die Öffentlichkeit in Wort und Schrift auf seinen Apparat hinwies, um, soweit ihm, auch aus Gesundheitsgründen, eine Vervollkommnung der Erfindung nicht mehr gelang, andere dazu anzuregen. Alle Ausgaben für die Anfertigung der von ihm ohne Mitarbeiter erdachten Modelle, die schließlich 10 verschiedene Geber und 4 Empfänger[3] umfaßt haben sollen, waren von ihm als Familienvater mit aus seinem bescheidenen Lehrereinkommen bestritten worden. Da er, hauptsächlich auf Selbststudium angewiesen, die Erfindung schon im Alter von 26 Jahren machte, ist seine wissenschaftlich-technische Leistung bei weitem höher als die des Bell zu bewerten. Obwohl das schon 1908 längst feststand, nahm niemand in fachmännischen Kreisen daran Anstoß, daß Rathenau in seiner Rede nur der Arbeit eines Ausländers, der es zu einem großen Namen und einem noch größeren Vermögen gebracht hatte, seine Bewunderung zollte, während er das bedeutend ältere deutsche Telephon und dessen in dürftigen Verhältnissen gestorbenen Erfinder keines Wortes würdigte. Die Witwe von Philipp Reis verdankte es Stephan, daß ihr in den 80er Jahren, und später auch ihrer Tochter, der alte Kaiser Wilhelm eine laufende Unterstützung zuwandte.

[1] Theodor Stein, geb. 1840 als ein Sohn des Rabbiners Dr. Leopold Stein und der Leonore Wertheim, studierte in Heidelberg und Erlangen Physik und Chemie, dann in Würzburg, Berlin, Prag und Paris Medizin. 1862 Dr. phil., 1864 Dr. med. und bis 1880 Arzt; 1878 gelegentlich des 100jährigen Jubiläums der Universität Tübingen zum württembergischen Hofrat ernannt für Arbeiten über die Anwendung der optischen Technik in der Medizin (s. Allgemeine Zeitung des Judentums 1891, Winnigers National-Biographie Bd.5, S.111/112).
[2] Sombart, S. 248 ff. — [3] Rotth, S. 27.

Was Rathenau vom Belltelephon aus USA. nach Berlin mitbrachte

Weder in Rathenaus Rede noch bei seinen Biographen findet sich etwas darüber, daß er 1876 in Philadelphia mit Bell über die Auswertung des Apparats in Deutschland verhandelt hätte. Da Bell 1908 noch lebte, wäre eine solche Behauptung, wenn sie nicht zutraf, wohl auch von ihm dementiert worden. Aus der Geschichte des Belltelephons geht hervor, daß Bell und seine Gesellschaft erst, nachdem der Apparat 1877 vollendet war und sich praktisch bewährt hatte, dessen geldliche Auswertung in die Hand nahmen, wobei sie die Propaganda für ihn selbst besorgten. Rathenau kann hiernach das noch unfertige Telephon von 1876 nur als Ausstellungsbesucher besichtigt und nicht auch schon damals mit Bell geschäftliche Beziehungen angeknüpft haben. Standen doch außerdem dem geschäftstüchtigen Bell keinerlei Schutzansprüche für seine Erfindung in Deutschland zur Seite, da es ein deutsches Patentgesetz noch nicht gab. Das, was Rathenau von Bells Apparat 1876 nach Berlin mitbrachte, war deshalb nicht einmal eine konstruktive Zeichnung, geschweige denn das Telephon selbst. Entgegen seiner Behauptung von 1908, ihm sei in Philadelphia sofort der Gedanke gekommen, nach seiner Rückkehr nach Berlin die Herstellung des Telephons „im großen Stile“ aufzunehmen, gebrach es ihm dazu also an jeder Unterlage. Seine weitere Angabe, er habe diesen Plan nur fallen lassen müssen, weil, wie nähere Betrachtungen ergaben, das Telephon im Auslande bereits patentamtlichen Schutz genoß, wird dadurch widerlegt, daß dieser Schutz gerade in Deutschland fehlte. Dessenungeachtet will Rathenau — wie jeder aus seiner durch Jahreszahlen nicht aufgeteilten Rede folgern mußte — sogleich nach der Rückkehr aus USA. beim Polizeipräsidenten und Magistrat von Berlin um die Erteilung einer Konzession für die Errichtung einer Telephonzentrale vorstellig geworden sein. Wie konnte ihm aber der Polizeipräsident unter Berufung auf Stephan dazu erklären, daß das Fernsprechwesen ein Regal des Reiches bilde, wo es doch damals in Deutschland oder sonst in der Welt ein Fernsprechwesen noch gar nicht gab, und in Europa das Belltelephon von 1876 noch unbekannt war? Wie dachte sich ferner Rathenau, der zwar die Erfindungen Anderer später praktisch und geldlich auszuwerten wußte, der aber selbst innerhalb seines Maschineningenieurbereichs eine technische Konstruktion nur selten weiterzuentwickeln verstand[1], den Bau eines Fernsprechamts unter Verwendung des noch unfertigen Bellapparates von 1876? Denn hier hätte sogar der geschulte Fernsprechtechniker vor einer kaum zu lösenden Aufgabe gestanden. Wie durfte Rathenau schließlich daran denken, bereits nach der Rückkehr aus Philadelphia dieses Belltelephon zusammen mit dem Mikrophon im großen Stile fabrikmäßig herzustellen, wo das Mikrophon — das dem Telephon zu einer genügenden Lautstärke verhalf — überhaupt erst 1878, also zwei Jahre später, von dem amerikanischen Professor Hughes erfunden worden ist? Jeder Fernsprechtechniker, der 1908 Rathenaus Rede las, mußte deshalb ohne weiteres zu der Überzeugung kommen, daß dessen Konzessionsgesuch viel jüngeren Datums gewesen war, als aus der Fassung der Rede sich ergab. Es

[1] Pinner, S. 366.



fand sich aber damals niemand bereit, dies Rathenau vorzuhalten. Der Herr Generaldirektor selbst fühlte sich in seiner Stellung offenbar so sicher, daß er mit der Möglichkeit einer öffentlichen Nachprüfung seiner Behauptungen gar nicht rechnete.

Wie das Telephon in Wirklichkeit nach Deutschland kam

Nachdem Bell und seine Mitarbeiter um Mitte 1877 dem Telephon nicht nur seine handliche Form gegeben, sondern es noch sonst wesentlich verbessert hatten, verwertete man es in USA. vorläufig, um benachbarte Grundstücke meist desselben Besitzers fernmündlich zu verbinden oder, wie innerhalb New Yorks, zu allerlei Reklamezwecken. Auf den Gedanken, es, wenn auch nur auf kurze Entfernungen, der allgemeinen Nachrichtenübermittlung dienstbar zu machen, kam auch Bell zunächst nicht. Das hinderte amerikanische Zeitungen nicht, allerlei sensationelle Nachrichten über die Verwendung des Telephons zu verbreiten, die man in Europa dementsprechend skeptisch aufnahm. Auch als Bell einige Telephone der englischen Telegraphenverwaltung als Geschenk überreichte, quittierte diese die Gabe, ohne über deren Wertigkeit etwas verlauten zu lassen. Die ersten näheren Nachrichten über den Bau des Belltelephons und über bisher in USA. mit ihm angestellte Versuche brachte die amerikanische Fachzeitschrift „Scientific American" vom 6. Oktober 1877. Noch am Tage ihres Eingangs in Berlin am 18. Oktober — etwa 12 Tage brauchte damals die Post von New York für diesen Weg — bat Stephan den Elektriker der großen amerikanischen Privat-Telegraphengesellschaft Western Union, Mr. George Prescott in New York, brieflich um käufliche Überlassung eines Satzes Belltelephone sowie um Mitteilung der etwa von der Western Union mit dem Apparat schon angestellten Versuche. Dieses rasche Handeln Stephans zeugt davon, welches Interesse er an der Sache nahm, nachdem er jetzt erkannt hatte, daß hinter den bisherigen aufgebauschten Zeitungsmeldungen doch etwas Wahres steckte. Bevor Mr. Prescott unterm 8. November das von Stephan Erbetene absandte, war in der zweiten Hälfte des Oktober der damalige Chef des Londoner Haupttelegraphenamts, Mr. Fischer, ein gebürtiger Hannoveraner, zur Besprechung von Telegraphentariffragen nach Berlin gereist. Er nahm hierbei für Stephan, den er näher kannte, zwei Belltelephone mit, die er von Bell erhalten hatte. An demselben Tage, 24. Oktober 1877, wo Fischer die beiden Stücke Stephan mit dem Bemerken überreichte, dies seien die ersten, die Bell nach Europa gebracht habe[1], ließ Stephan bereits im Generalpostamt Versuche damit anstellen. Sie gelangen; ebenso an den folgenden Tagen auf weitere Strecken, wie von Berlin bis Schöneberg und bis Potsdam (26 km). Es ergab sich, daß man auch noch bis Brandenburg (61 km) — leidlich — sprechen konnte. Schon am 26. Oktober hatte Stephan zwischen seinem Arbeitszimmer in der Leipziger Straße 15 und dem des Generaltelegraphendirektors in der Französischen Straße eine Drahtleitung ziehen lassen. „Nie habe ich", schrieb später ein langjähriger Mitarbeiter[2] Stephans, „diesen so freudig

[1] E. Feyerabend, 50 Jahre Fernsprecher, Berlin, Reichspostministerium, 1927, S. 25.
[2] Geheimer Oberpostrat a. D. Mayer, München, in einem Privatbrief an Ministerialdirektor a. D. Gieseke in Berlin, 1922.



erregt gesehen als an jenem Tage, wo die Sprechversuche im Generalpostamt erst von Zimmer zu Zimmer, dann von Stockwerk zu Stockwerk und endlich von Haus zu Haus gelangen. Über ihren Ausfall war er so begeistert, daß er jeden Beamten, der ihm dabei auf den Korridoren begegnete, anhielt, um ihm das Verheißungsvolle einer Erfindung auszumalen, die selbst den Charakter der Stimme, oder ihre Farbe, wie er es nannte, getreu übertrug. Auch hatte er gleich heraus, daß die weibliche Stimme besser als die männliche wiedergegeben wurde."

Die Schritte, die Stephan mit der ihm eigenen ungewöhnlichen Energie weiter unternahm, und die dartun, wie er die Bedeutung des neuen Verkehrsmittels für den allgemeinen Nachrichtendienst sofort erfaßte, seien, knapp umrissen, hier aufgezählt:

31. Oktober 1877. Mitteilung des Generalpostamts an die Inspektion der Militärtelegraphie in Berlin über den bisherigen Ausfall der Versuche und Bitte, ihrem Fortgang wegen der für die Heeresverwaltung großen Bedeutung des Telephons beizuwohnen.

3. November. Sprechversuche in Kiel vor von Stephan dazu geladenen hervorragenden Physikern mit Telephonen, die die Firma Siemens & Halske inzwischen dem in Deutschland patentamtlich nicht geschützten Bellapparat nachgebaut hatte.

5. November. Einrichtung eines regelmäßigen Sprechverkehrs zwischen den Gebäudeteilen des Generalpostamts in der Leipziger und Französischen Straße.

9. November. Eigenhändiger Bericht Stephans an den Reichskanzler Fürsten von Bismarck in Varzin über das Wesen des Telephons, dessen ersten Erfinder Reis, das Ergebnis der bisherigen Sprechversuche und die von Stephan zunächst beabsichtigte Verwendung des Apparats für die allgemeine Nachrichtenübermittlung. Da die Benutzung des Telephons auf weitere Entfernungen von einer verbesserten Konstruktion abhänge und deshalb nur eine Frage der Zeit sei, stehe der Erfindung — so klang Stephans Bericht prophetisch aus — „noch eine große Zukunft im Bereiche des menschlichen Verkehrs bevor".

10. November. Bismarck bittet telegraphisch, ihm den Apparat vorzuführen, was am 12. November in Varzin geschieht.

12. November. Das Postamt in Friedrichsberg bei Berlin wird mit Hilfe des Telephons an das allgemeine Telegraphennetz angeschlossen. Schon eine Woche später ordnet Stephan das gleiche für eine größere Zahl von Postanstalten an.

15. November schreibt Werner von Siemens hierüber an Exzellenz von Lüders in St. Petersburg: „Der Herr Generalpostmeister hat die Sache mit gewaltigem Eifer aufgegriffen und bereits Telephonstationen eingerichtet[1]."

17. November. Auf Stephans Veranlassung hält ein Beamter seines Zentralbüros im Berliner Architektenverein einen mit praktischen Vorführungen verbundenen Vortrag über das Telephon.

19. November. Stephan, der seit 1875 bahnbrechend mit der Ausmerzung von Fremdwörtern aus der deutschen Amtssprache vorgegangen war, tauft das Telephon in „Fernsprecher" um.

[1] Matschoß, Werner Siemens, Berlin 1916, Bd. 2, Brief 613.

22. November. Stephan erwirbt das inzwischen bei dem Mechaniker Albert in Frankfurt a. M. ausfindig gemachte Urstück des Reisapparats für die Modellsammlung des Generalpostamts (das spätere Reichspostmuseum).

25. November. Stephan führt Kaiser Wilhelm I. in dessen Berliner Palais das Urstück vor und erläutert dem Kaiser an Hand von Sprechversuchen den inzwischen erstandenen Siemensfernsprecher[1]. Gleichzeitig werden auf Stephans Anregung im preußischen Abgeordnetenhause für dessen inneren Betrieb Fernsprecher aufgestellt.

28. November. Stephan erläßt eine Dienstanweisung für den Betrieb von Reichstelegraphenlinien mit Fernsprechern.

Das Aufsehen, das schon die ersten Schritte Stephans im In- und Auslande hervorgerufen hatten, steigerte sich noch, als durch die deutschen Zeitungen weiter bekannt wurde, mit welcher Schnelligkeit der deutsche Generalpostmeister über die selbst im Lande Bells noch in der Luft schwebende, anderwärts aber überhaupt noch nicht erwogene Frage der Verwendbarkeit des Fernsprechers im öffentlichen Dienst zu einer grundsätzlichen Entschließung gelangt war. Bereits von Mitte November ab baten ausländische Telegraphenverwaltungen das Generalpostamt um Übersendung von Siemensfernsprechern und um Mitteilung des Ergebnisses der bisherigen Sprechversuche. Nicht minder wurde Stephan von Privatpersonen auch aus anderen Ländern mit derartigen Anliegen bedacht, die sich noch mehrten. Das Generalpostamt entsprach allen Wünschen bereitwillig, zumal Siemens & Halske Mittel und Wege für die Massenanfertigung des Fernsprechers gefunden hatten, was nunmehr auch den Anschluß von Postanstalten an das Telegraphennetz durch Fernsprecher auf breiterer Grundlage gestattete.

Was aber sagte Emil Rathenau damals zu alledem, er, der doch angeblich Stephans weitblickender Antreiber gewesen war? Vorläufig und vertraulich sei bemerkt: er bewunderte mit vielen andern Stephans schlagartiges Vorgehen aus respektvoller Entfernung und ließ sich nicht träumen, was er Stephan — der von seiner Person bis dahin gar nichts wußte — drei Jahrzehnte später über die Art der Einführung des Fernsprechers in Deutschland nachsagen würde.

Die von Stephan eingeführte Verwertung des Fernsprechers zum Ausbau des Telegraphennetzes war von großer Bedeutung namentlich für das sogenannte platte Land. Bis dahin hatten, wie in allen anderen Staaten, so auch bei uns die Telegraphenlinien nur zur Überbrückung weiter Entfernungen und zur Verbindung verkehrsreicher Orte gedient, weil die Telegraphenstationen mit den üblichen, aber teueren Telegraphierapparaten betrieben werden mußten, die eigens dazu vorgebildetes Personal erforderten. Wer nicht in solchen Städten wohnte, blieb von der Benutzung des Telegraphen überwiegend ausgeschlossen, da die deshalb zurückzulegenden Wegstrecken die Vorteile des Telegraphierens vielfach wieder aufhoben. Mit Hilfe des Fernsprechers ließ sich das heimische Telegraphennetz jetzt so verästeln und verdichten, daß die Bewohner selbst kleiner Ortschaften den Städtern nicht mehr nachstanden, wenn sie eine dringliche Nachricht auflieferten oder empfingen. Denn den Fernsprecher zu bedienen ver-

[1] Reichspatent Nr. 2355 vom 14. Dezember 1877 (Zusatzpatent Nr. 3396 vom 8. Mai 1878). Dieser Fernsprecher übertraf das Belltelephon in der Wirkung bedeutend.

stand jedermann, und billig war er auch. Lieferte doch Siemens & Halske den Apparat für 5 Mark (während Bell sich das Stück mit 25 Dollar bezahlen ließ). Schon Frühjahr 1881 konnte Stephan im Reichstage mitteilen, daß Deutschland mit über 10 000 Telegraphenanstalten jetzt deren mehr besaß als England und Frankreich zusammengenommen, und daß es hierin jetzt selbst den 18mal größeren Vereinigten Staaten von Amerika überlegen war. Die Freude namentlich der deutschen Landbevölkerung darüber, daß sie aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit vom Verkehr erlöst wurde, äußerte sich von nun an viele Jahre hindurch auch darin, daß das erste Telegramm, das auf dem Wege über den Fernsprecher eine neu eröffnete Telegraphenanstalt verließ, in der Regel eine Danksagung des Gemeindevorstandes an Stephan bildete. Humorvoll pflegte er diese oft „sinnigen" Drahtungen zu erwidern. Bei dem nachstehenden Telegramm, dessen Absender vor lauter Erwerbssinn in den Anfangsgründen der Satzlehre stecken geblieben war, blieb er allerdings die Antwort schuldig:

„Das erste Wort auf dem neuen Draht
sei Dank dem, der ihm errichtet hat.
Cohn, Rittergutsbesitzer und Amtsvorsteher."

Einmal griff Stephan auch selbst zur Feder, um der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" folgende Bekanntmachung zuzufertigen: „Telegraphenverbindung mit ultima Thule. Den Tausenden von Telegraphenstationen, die in den letzten Jahren in allen Teilen des Reichs entstanden sind, gesellt sich jetzt die durch Fernsprecher angeschlossene Telegraphenanstalt in Thule in Oberschlesien, deren Eröffnung Thule aus der Verlegenheit der Entlegenheit befreien wird."

Die Errichtung eines Fernsprechamts in Berlin verzögert sich

Bereits während seiner ersten Sprechversuche mit dem Belltelephon hatte Stephan den Entschluß gefaßt, ein Fernsprechvermittlungsamt zu schaffen. Der älteste Beleg hierfür findet sich in einem Briefe Werner von Siemens' vom 30. Oktober 1877, worin er seinem Bruder Karl in London, der dort eine geschäftliche Niederlassung der Berliner Firma leitete, als große Neuigkeit die bisher von Stephan erzielten Sprechergebnisse mitteilt und hinzusetzt: „Stephan ist ganz wild und seine Beamten auch. Er hat vor, jedem Berliner Bürger womöglich ein Telephon zu jedem andern zur Disposition zu stellen[1]." Als Werner von Siemens dies schrieb, waren also noch nicht sieben Tage vergangen, seitdem Stephan das erste Belltelephon überhaupt zu Gesicht bekommen hatte. Der Verwirklichung seines Planes stellten sich vorerst verschiedene Hindernisse entgegen, die sich nicht durch einen Machtspruch beseitigen ließen, Stephan vielmehr nötigten, Geduld zu üben. Nachdem die Firma Siemens & Halske ihre Vorbereitungen für eine Massenanfertigung von Fernsprechern getroffen hatte, stand auf technischem

[1] Öffentlich bekannt wurde dieser Brief erst 1916 durch C. Matschoß, „Werner Siemens' Lebensbild", Bd. 2, Brief 609.



Gebiet der Herstellung eines Vermittlungsamtes nichts mehr im Wege. Die obenerwähnte, von Pinner 1918 verbreitete Behauptung, „Stephan hätte den Bau eines solchen Amtes für ein unlösliches technisches Problem gehalten", gehört deshalb in das Reich der Fabel. Die ersten Schwierigkeiten traten auf, als Stephan am 2. Januar 1878 das Polizeipräsidium und den Magistrat in Berlin schriftlich um Zustimmung bat, daß „die Reichspost an den Häusern Drahtleitungen befestigte, die g. F. auch die Straßen der Reichshauptstadt kreuzten und die, mit Fernsprechern betrieben, Kontore und andere Stellen an eine Reichsfernsprechzentrale anschließen sollten". Während der Magistrat immerhin noch mit einer „versuchsweise" herzustellenden Anlage dieser Art einverstanden war, hielt sie der Polizeipräsident von Madai für „kaum statthaft", weil „die große Zahl der Teilnehmerleitungen die allgemeinen Verkehrs- und sonstigen öffentlichen Interessen beeinträchtigen könnte". Inzwischen war die sogenannte Öffentlichkeit in Zeitungsartikeln und bewegten Zuschriften an Stephan darüber in Erregung geraten, daß er, ohne jemanden vorher zu fragen, das „Telephon" in „Fernsprecher" verdeutscht hatte, während man ihm, wie erklärt wurde, mit weit besseren Übersetzungen, nämlich mit Tonformer, Klangstab, Drahttöner oder Beller hätte aufwarten können. Als jetzt Stephans neuester Plan bekannt wurde, erblickten nicht bloß diese Besserwisser darin das Produkt eines unruhigen Kopfes. An der Spitze der Rufer im Streit erschienen die Hausbesitzer, die um die Standfestigkeit ihrer Dächer fürchteten und die, als die Rohrständer später glücklich darauf standen, ihre sofortige Wiederbeseitigung forderten, weil ihnen in wissenschaftlich gefärbten Zeitungsaufsätzen von Dummköpfen weisgemacht worden war, daß diese Stützpunkte — die in Wirklichkeit durch miteingebaute Blitzableitungen den besten Schutz gegen himmlische Entladungen gewährten — bei Gewitter die Blitze „anzögen". Hinter den Hausbesitzern marschierten lärmende Mütter auf, „die die Moral ihrer in Dachkammern schlafenden Töchter dadurch für gefährdet erklärten, daß sie auch die durch die Drähte mitlaufenden unanständigen Teilnehmergespräche mit anhören müßten". Den hartnäckigsten Widerstand aber leistete von Anbeginn der große Heerhaufen der Berliner Vertreter der Handelswelt. Stephans Idee belächelnd, erblickten die kaufmännischen Kreise in einem Fernsprechanschluß hinausgeworfenes Geld, weil nach ihrer Ansicht die vorhandenen Dienstmänner und Gelegenheitsboten dem bestehenden Verkehrsbedürfnis voll genügten. Kein Emil Rathenau stand hier auf, um der Korporation der Berliner Kaufleute, deren Mitglied er war, den Star zu stechen, obwohl er doch angeblich schon seit 1876 sich mit demselben Projekt beschäftigte und obwohl sein Biograph Riedler schreibt, „er habe sich seit Philadelphia mit allen damaligen Telephonarten befaßt und sich ein großes Maß von Einsicht und Urteilskraft in der langen Zeit seiner Untätigkeit", die Riedler Rathenaus „Bildungsjahre" nennt, „verschafft[1]". Nur die Landbevölkerung war es, die sich in der Bewertung des Fernsprechers dem Großstädter überlegen zeigte, nachdem er dank Stephans Weitblick in den Dienst der Allgemeinheit gestellt worden war. Hierbei hatte Stephan niemanden zu fragen brauchen. Denn dieser Schritt war

[1] Riedler, S. 40, 42.



eine reine Verwaltungsmaßnahme gewesen. Die Errichtung eines Stadtfernsprechamtes hing jedoch nicht von der Behörde, sondern davon ab, daß sich auch eine Zahl von Personen zusammenfand, die bereit waren, aus dem Unternehmen gegen Entgelt Nutzen zu ziehen.

Privatspekulanten versuchen, das deutsche Fernsprechwesen in eigene Regie zu bekommen

Die gleiche Teilnahmslosigkeit dem Fernsprecher gegenüber zeigte auch die städtische Bevölkerung in England und Frankreich. Nur in USA. kam zweieinhalb Monate, nachdem Stephan den Fernsprecher eingeführt hatte, dessen Benutzung für den öffentlichen Verkehr in Fluß. Hier begann man sogleich mit dem Bau von Stadtfernsprechanlagen, weil die postalischen und telegraphischen Einrichtungen in den nordamerikanischen Städten noch weit hinter denen der europäischen Hauptverkehrsländer zurückstanden und die geschäftsrührigen Yankees in dem Fernsprecher das Mittel erkannten, um über diese Mängel hinwegzukommen. Den Vorteil davon hatten aber auf Jahre hinaus nur größere Orte, denn indem der dortige Staat den Ausbau des Fernsprechwesens nicht selbst in die Hand nahm, sondern Privatgesellschaften überließ, richteten diese im Interesse ihrer Aktionäre Fernsprechämter vorerst bloß da ein, wo die Zahl der Fernsprechkunden auch angemessenen Gewinn versprach. Um ihn noch zu steigern auch dadurch, daß der amerikanischen Fernsprechindustrie ein möglichst weites Absatzgebiet erschlossen wurde, bemühte sich namentlich die Bell-Co. von 1879 ab, in den größeren Ländern Europas ebenfalls Fuß zu fassen. Der erste Staat, der auf ein solches Angebot hereinfiel, war England. Schon beim Aufkommen des Telegraphen hatte es den Fehler begangen, den Bau und Betrieb der Telegraphenanlagen privaten Unternehmern zu überlassen. Als dann Ende der sechziger Jahre die englische Regierung das Telegraphenwesen verstaatlichen mußte, um die erheblichen Mißstände seiner privaten Verwaltung zu beseitigen, kostete ihr dies eine bedeutende Abfindungssumme. Jetzt wiederholte sich dasselbe Spiel, weil sie auch die Bedeutung des Fernsprechers nicht erkannte und es deshalb für gewagt hielt, die Staatskasse mit Ausgaben für die Einführung einer Neuerung zu belasten, über die zunächst keine ausreichenden Erfahrungen vorlagen. Die Vertreter der Bell-Co. verstanden es dafür ausgezeichnet, die Telegraphenverwaltung Englands — wie auch die anderer europäischer Staaten — in diesen Bedenken noch zu unterstützen, ihnen aber auch wieder die Errichtung von Fernsprechzentralen als nicht aufschiebbar zu bezeichnen. Während ferner die hohe englische Bürokratie geglaubt hatte, durch Überlassung der Monopolrechte an mehrere amerikanische Gesellschaften aus deren Wettbewerb untereinander für das eigene Land möglichst niedrige Gebühren und sonstige Vorteile herauszuschlagen, trat gerade das Gegenteil ein: die am besten fundierte Telephongesellschaft kaufte die geldlich schwächeren Unternehmungen auf und konnte jetzt ihrem Grundsatz „Eigennutz geht vor Gemeinwohl“ erst recht Geltung verschaffen. Es war ausgesucht ein englischer Delegierter[1], der ein Jahrzehnt später auf dem Elektrotechnikerkongreß in Frank-

[1] Dr. Maier aus London.

furt a. M. 1891 den Antrag einbrachte: „Das Interesse der Allgemeinheit erfordert es, daß die Fernsprechnetze ebenso wie die Telegraphie als Staatsmonopol betrieben werden. Für Sie in Deutschland ist dieser Vorschlag freilich überflüssig. Mit Stolz dürfen Sie darauf hinweisen, daß an der Spitze Ihres Verkehrswesens ein Mann steht, der die Bedeutung des Telephons sofort erkannt hat, und lange bevor ein solcher Gedanke von den Autoritäten irgendeines anderen Staates gefaßt wurde, das wunderbare neue Instrument als eine dem Telegraphen ebenbürtige Erfindung sofort für den Staat in Beschlag nahm und dessen allgemeine Einführung aufs energischste betrieb[1]." Diese Worte galten nun nicht etwa Emil Rathenau, der, inzwischen Generaldirektor der AEG. geworden, an den Verhandlungen des Kongresses mit teilnahm, sondern dessen Ehrenvorsitzenden Stephan. Auch war es Rathenau, der hier noch selbst in einer Rede „der weitausblickenden und von großen Gesichtspunkten ausgehenden deutschen Reichspost" seine Anerkennung zollte und sich „voll Freude und Stolz" darüber äußerte, „an der Spitze unserer Verkehrsanstalten eine Persönlichkeit wie Stephan zu sehen".

Erst 1911 konnte die englische Regierung nach langwierigen Verhandlungen das private englische Fernsprechnetz in ihren Besitz bringen. Dafür mußte sie $12^1/_2$ Millionen Pfund oder $^1/_4$ Milliarde Mark als Entschädigung zahlen, ungerechnet die erheblichen Ausgaben, die ihr noch dadurch erstanden, daß die privatwirtschaftlichen Anlagen schon seit langem den Anforderungen eines neuzeitlichen Betriebs technisch nicht mehr entsprachen und nach wie vor in ihrer Ausdehnung eine gleichmäßige Behandlung von Stadt und Land durchaus vermissen ließen. Was das Reich — das damals mit 1 155 000 Sprechstellen nahezu doppelt so viele als England besaß — in ähnlicher Lage ohne Stephans Zugriff an Opfern hätte bringen müssen, dafür gewährte der Betrag des seit Einführung seines Fernsprechwesens bis dahin aufgewandten Anlagekapitals von 767 Millionen Mark einen Anhalt, wobei die Summen für Bayern und Württemberg noch nicht miteinbegriffen waren.

Den europäischen Ländern, die, wie z. B. Österreich, Italien und Frankreich, den Sirenengesängen amerikanischer Telephongesellschaften ebenfalls zum Opfer fielen, hätte sich um 1880 beinahe auch Bayern zugesellt. Damit es bei der Gründung des Zweiten Reiches 1871 nicht in ein für dessen Bestehen gefährliches Fahrwasser geriet, war Bismarck genötigt gewesen, diesem Bundesstaate neben sieben sonstigen Sonderrechten auch noch — und hier ebenso Württemberg — die innere Selbständigkeit im Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen zuzubilligen. Dies benutzte ein Agent der Bell-Co., um 1880 die bayerische Telegraphenverwaltung um Genehmigung zur Einrichtung einer Telephonzentrale nach amerikanischem Muster in München und Nürnberg anzugehen. Da diese Behörde jedoch Stephans Standpunkt teilte, mußte der Agent unverrichteterweise wieder abziehen[2]. Ebenso erging es der Bellgesellschaft damals in Stuttgart, wo sie sich durch einen von ihr gewonnenen ortsansässigen Vertreter, einen Rechtsanwalt Lautenschlager, beim Württembergischen Ministerium des Auswärtigen um eine Konzession bemüht hatte[3]. Anfangs 1881 versuchte ein Beauftragter Bells noch einmal in Süd-

[1] Archiv für Post und Telegraphie, Berlin 1891. S. 637 ff.
[2] E. Feyerabend, S. 32. [3] Ebenda, S. 33.



deutschland sein Glück. Während er in Stuttgart erneut abfiel, fand er — was bisher nicht veröffentlicht worden ist — in dem Staatsminister des königlich bayerischen Hauses und des Äußeren Freiherrn von Crailsheim, dem die bayerische Telegraphenverwaltung mit unterstand, einen Gönner seiner Pläne. Der Minister wollte nämlich, wie er hinterher dem württembergischen Gesandten am bayerischen Hofe Freiherrn von Soden mitteilte[1], von Stephans Auffassung, daß auch das Fernsprechwesen ein dem Staate zustehendes Regal bilde, nichts wissen, sah darin vielmehr nur die Absicht Stephans, durch Angliederung eines neuen Betriebszweiges an die Reichspost für sich Reklame zu machen. An sich wäre der Minister deshalb bereit gewesen, der Bell-Co. für München eine Konzession zu erteilen, zumal „da ihr Vertreter auf ihn einen äußerst günstigen Eindruck machte". Zum Verhängnis wurde diesem nur die Behauptung, seiner Gesellschaft stünde das Recht zur Herstellung von Fernsprechzentralen allein zu, so daß also auch das Reichspostamt von sich aus eine solche nicht errichten könne. Da es den Minister interessierte, zu erfahren, wie Stephan unter diesen Umständen eine Stadtfernsprechanlage technisch überhaupt fertigbringen werde, ließ er durch einen Beauftragten hierüber in Berlin Ermittlungen anstellen. Diese fielen so verblüffend aus, daß Freiherr von Crailsheim dem Bellvertreter, der inzwischen schon mit der Münchener Stadtverwaltung den Entwurf eines Konzessionsvertrages abgesprochen hatte[2], nun doch den Laufpaß geben und sich Stephans Votum ebenfalls zu eigen machen mußte.

Aber auch jetzt noch gab sich die Bell-Co. mit ihren Mißerfolgen nicht zufrieden. Um auf mittelbarem Wege zum Ziele zu kommen, steckte sie sich hinter den damals in Berlin auch bei Bismarck einflußreichen jüdischen Geheimen Kommerzienrat Gerson von Bleichröder[3]. Dieser setzte Stephan die Pistole auf die Brust mit der Anfrage, ob die Reichspost bereit wäre, das Telephonsystem der Bell-Co. zu erwerben und, verneinendenfalls, ob dessen Nutzbarmachung in Deutschland durch eine zu gründende Tochtergesellschaft etwas im Wege stünde. Die erste Frage verneinte Stephan, die zweite bejahte er mit Entschiedenheit: es sei verfassungswidrig, Privatanlagen dieser Art innerhalb des Reichs herzustellen. Die Reichspost werde deshalb den Bau und den Betrieb von Stadtfernsprechämtern ihrerseits in die Hand nehmen, sobald das Publikum mit Wünschen dieser Art hervortrete[4].

Stephan stützte sich auch bei dieser Erklärung auf Artikel 48 der Reichsverfassung, wonach das Telegraphenwesen für das gesamte Gebiet des Reichs als einheitliche Staatsverkehrsanstalt einzurichten und zu verwalten war. In das dem Reiche danach für die Telegraphie zustehende Regal zog er ohne weiteres das Fernsprechwesen mit ein, weil auch hier die Elektrizität der Beförderung von

[1] Bericht des württembergischen Gesandten in München Frhrn. von Soden an den württembergischen Ministerpräsidenten von Mittnacht in Stuttgart vom 3. April 1881 in den Akten der damaligen württembergischon Generaldirektion der Posten und Telegraphen (dem Verfasser mitgeteilt vom Vizepräsidenten Wolpert in Stuttgart).

[2] Ebenda.

[3] Dessen ältester Sohn ließ sich später in der Bendlerstraße in Berlin ein Haus bauen, „das bis auf den letzten Stein aus französischem Material bestand" (Raschdau, In Weimar als preußischer Gesandter, Berlin 1940, S. 141).

[4] Akten des damaligen Reichspostamts.

Nachrichten diente, darin aber nach seiner — ins Zentrum treffenden — Ansicht das wesentlichste Merkmal des Fernmeldewesens lag. Dem Einwand eines seiner rechtskundigen Mitarbeiter, der Artikel 48 bezeichne den Umfang des Regals nicht erschöpfend, so daß die Fernsprechanlagen noch durch besonderes Gesetz zu einem Bestandteil der Telegraphenanlagen erklärt werden müßten, gab Stephan deshalb nicht nach. Schon an sich war er kein Freund davon, an grundlegenden Gesetzen bereits dann etwas zu ändern, wenn sich aus der Praxis heraus ein Bedürfnis dazu einzustellen schien. Die Fernsprecherei stand zudem erst am Anfange einer noch nicht übersehbaren Entwicklungsreihe, so daß gesetzliche Bestimmungen, die man heute festlegte, womöglich nach einiger Zeit wegen nicht klarer Umgrenzung schon wieder geändert werden mußten. Außerdem hing die Durchbringung eines Gesetzes sehr von der Zusammensetzung des Reichstages ab. Dessen damals ausschlaggebende, von jüdischen Abgeordneten durchsetzte Partei der Nationalliberalen hätte aber als Vertreterin des freien Individualismus die Regierungsvorlage sicherlich dazu benutzt, um dem Unternehmertum darin Zugeständnisse zu machen, damit das Regal zu durchlöchern und der Bildung von Privattelephongesellschaften Vorschub zu leisten. Das jedoch wollte Stephan vor allem verhindern. Zehn Jahre lang wußte er seiner Auffassung auch Geltung zu verschaffen, bis nach dem Aufkommen der Starkstromindustrie von deren Interessentenkreisen die Meinung verbreitet wurde, die Fernmeldeanlagen der Reichspost bildeten wegen ihrer Monopolstellung eine Gefahr für die Entwicklung des Starkstromwesens. Hier sah man in den bedeutend älteren und gegen starke elektrische Einwirkungen viel schwerer zu schützenden Schwachstromanlagen mit einem Male den kleineren Bruder, dessen bisherige, dem Staatswohl dienende Rechte beschnitten werden sollten, um für die Entwicklung der Anlagen der Privatindustrie möglichst freie Bahn zu schaffen. Zahlreiche Vertreter des Großkapitals und der Großindustrie sowie verschiedene Kommunen einigten sich deshalb darin, Stephans Standpunkt zu Fall zu bringen, daß „das Schnellnachrichtenwesen unmittelbar unter der Macht der Regierung stehen müsse, weil die Wohlfahrt der Nation sowie die Sicherheit des Vaterlandes in Friedens- und Kriegszeiten dies erfordere". Als sich dann auch noch mehrere Staatsrechtslehrer mit dem damals prominenten jüdischen Universitätsprofessor Dr. Laband an der Spitze in theoretischen Gutachten ebenfalls gegen den Stephanschen Grundgedanken wandten, wurde der Reichstag, um ihn gefügig zu machen, jetzt mit Petitionen überschüttet. Soweit sie dem Reiche das ausschließliche Recht, Telegraphen- und Fernsprechanlagen herzustellen und zu betreiben, nicht überhaupt bestritten, forderte man zum mindesten die Überlassung der Telegraphen- und Fernsprechanlagen in den Städten an das freie Unternehmertum. Der Magistrat der Reichshauptstadt verstieg sich dabei zu der Behauptung, „das Reichsregal bedeute die Einschränkung von Rechten aller zugunsten einzelner[1]". Unter solchen Umständen erzwang Stephan nunmehr im Reichstag allen Widerständen zum Trotz 1892 ein Gesetz, das das Telegraphen- und Fernsprechwesen zum Staatsmonopol erklärte. Aus diesen Zusammenhängen heraus ist Emil Rathenaus

[1] Eingabe vom 23. April 1891 (Abdruck in den Akten des damaligen Reichspostamts).



Behauptung in seiner Rede von 1908 zu verstehen, „die Reichspost hätte bis zum Erlaß jenes Gesetzes ein Regal für das Fernsprechwesen nicht besessen". War er doch 1891 einer der Haupttreiber gewesen, die dem Reiche das Alleinrecht auf das Telegraphen- und Fernsprechwesen im Interesse der freien Wirtschaft bestritten. Und während er auf jenem Elektrikerkongreß in Frankfurt a. M. damals nach außen hin Stephan anerkennende Worte widmete, setzte er bei den Kongreßmitgliedern die Bildung eines Ausschusses durch, der, möglichst im Sinne jener Reichstagspetitionen, „die Grundsätze für das künftige Verhältnis zwischen Schwach- und Starkstromanlagen beraten sollte". Denn nach wie vor war bei Rathenau das in seiner Rede von 1908 erwähnte eigene Konzessionsgesuch lebendig geblieben, durch das er „nach seiner Rückkehr aus Philadelphia" den Aufbau des deutschen Stadtfernsprechwesens auf privatwirtschaftlicher Grundlage, wenn auch vergeblich, angestrebt hatte.

Das Konzessionsgesuch

trug in Wirklichkeit das Datum des 1. März 1880. Rathenau hatte es also erst dreieinhalb Jahre nach Philadelphia zustande gebracht. Die Darstellung in seiner Rede, wonach es sich bereits auf dem Bellapparat von 1876 aufbaute und wonach Rathenau damit dem Fernsprecher als erster in Deutschland Eingang habe verschaffen wollen, entbehrte deshalb jeder Begründung. Bis 1880 war das 1877 fertig gewordene Belltelephon inzwischen durch verbesserte Konstruktionsweisen schon wieder überholt worden, insbesondere bei der Reichspost, wo außerdem der Fernsprecher bereits seit zweieinhalb Jahren der Verdichtung des Telegraphennetzes diente. Insoweit trifft die oben erwähnte Pinnersche Angabe von 1918 zu, daß Rathenaus Konzessionsgesuch zeitlich dieser Stephanschen Einrichtung nachstand. Das Gesuch bildete aber auch als solches nichts Neues, weil nicht nur gleichartige Anträge der Bell-Co. schon seit 1879 umliefen, sondern auch noch französische und englische Privatspekulanten sich damals um Konzessionen bemühten. Was deshalb Rathenau hier 1880 unternahm, war lediglich eine Nachahmung gleichartiger ausländischer Versuche.

Inhaltlich beginnt sein Antrag mit einer kurzen Darstellung der bisherigen Entwicklung des Fernsprechers und seiner Verwendung, sei es, wie vorerst in Deutschland, zur Vermehrung der Telegraphenstationen, oder, wie in USA., für Stadtfernsprechzwecke. Rathenau, der laut seiner Rede von 1908 Stephan auf die Bedeutung des Fernsprechers zuerst und vorerst vergeblich hingewiesen haben will, hebt in jenem Gesuche selbst hervor, daß „die deutsche Reichspost frühzeitig diese Bedeutung erkannt und den Fernsprecher bereits 1877 in Betrieb genommen habe". Über die Reissche Erfindung geht Rathenau mit der Bemerkung hinweg, „es sei ein ziemlich unbrauchbarer Apparat gewesen". Um so begeisterter ist er von Bells Telephon, das „sich schon auf der Ausstellung in Philadelphia der erstaunten Welt zeigte, wo ein winziges Metallplättchen durch die Kraft der menschlichen Stimme redend wurde". Da auch dieser Zwischentyp, wie vor ihm der Reisapparat, zunächst noch mit einer tierischen Membran (Goldschlägerhaut) arbeitete, wußte Rathenau somit noch 1880 nicht um die Bauweise des Bell-



telephons von 1876 Bescheid. Im übrigen bot sein kleiner historischer Abriß nur das, was damals in fachwissenschaftlichen Zeitschriften schon wiederholt und ausführlicher über den Fernsprecher veröffentlicht worden war.

Den Kern des Gesuchs bildete der Antrag, Rathenau die Einrichtung einer Stadtfernsprechanlage in Berlin „für einige Häusergruppen oder für einen Stadtteil zu gestatten", womit er das Bedürfnis für die demnächstige Ausdehnung dieser privatwirtschaftlichen Anlage auf ganz Berlin erbringen wollte. Seine Versuchsanlage „sollte durch Unternehmer erbaut werden, deren bisherige Leistungen die Herstellung einer einwandfreien Fernsprecheinrichtung verbürgten". Damit konnten nur ausländische, insbesondere amerikanische Unternehmer gemeint sein, da sich deutsche mit solchen Arbeiten bisher nicht versucht hatten. Nach Riedler[1] wollte Rathenau für seine Anlage einen „Gowerschen Fernsprecher" verwenden. Auch dieser stammte aus Amerika. Es war ein verbessertes Bell-telephon mit Magneten aus französischem Stahl, den die 1879 in Paris gegründete Tochtergesellschaft „Compagnie des Téléphones" für ihren künftigen Fernsprechbetrieb in Aussicht genommen hatte. In seiner Rede von 1908 ließ Rathenau freilich diese sein internationales Denken bekundenden Einzelheiten im Verein mit der Tatsache, daß der deutsche Siemensfernsprecher schon 1880 dem Gowerapparat mindestens gleichwertig war, unerwähnt, um dafür mit der 10 Jahre zurückliegenden „patriotischen" Tat seiner angeblich reichen Fürsorge für die Familien seiner damals im Felde stehenden Fabrikarbeiter aufzuwarten.

Der Polizeipräsident lehnte Rathenaus Gesuch am 8. April 1880 mit dem Hinweis darauf ab, daß Stephan ihm schon Anfang Januar 1878 die Errichtung von Stadtfernsprechämtern als eine Angelegenheit des Reichs bezeichnet hätte. Für Rathenau kam diese Begründung vermutlich nicht überraschend. War doch schon Mitte Februar 1880 ein Aufsatz[2] aus der im Reichspostamt redigierten „Deutschen Verkehrszeitung" in die Presse übergegangen, der, anknüpfend an die damaligen Besuche ausländischer Spekulanten in Berlin, die Stellung des Reichspostamts zur Regalitätsfrage eindeutig klarlegte. Vielleicht hatte Rathenau aber das Reichspostamt als die für das Konzessionsgesuch zuständige Instanz absichtlich umgangen, in der Hoffnung, daß der Polizeipräsident in Unkenntnis des Stephanschen Standpunkts den Antrag genehmigen würde und Stephan dann nachgeben müßte.

Die Finanzierung des künftigen deutschen Fernsprechwesens

Während man im deutschen Publikum über Stephans Plan, einen unmittelbaren Sprechverkehr innerhalb der Städte herzustellen, noch Witze riß, war er lebhaft darum bemüht, für den Haushalt der Reichspost namhafte Mittel zu erlangen, um den Bau von Stadtfernsprechämtern auch finanzieren zu können. Die neu erstandenen Kosten des Anschlusses kleinerer Orte an das Telegraphennetz mit Hilfe des Fernsprechers hatten sich aus den Fonds noch mit bestreiten lassen, die der Haushalt der Reichspost ohnehin alljährlich für die Verbesserung der Tele-

[1] S. 40.
[2] „Über Fernsprechanlagen in Städten" vom 13. Februar 1880.

graphenanlagen vorsah. Mit der Errichtung von Fernsprechämtern wuchs dagegen der Reichspost ein neuer Betriebszweig zu, dessen Ausgaben rasch in die Höhe schnellen mußten, wenn die städtische Bevölkerung die Vorteile eines örtlichen Sprechverkehrs erst erkannt hatte. Neben besonderen Diensträumen mit dem nötigen Bedienungspersonal bedurfte jedes Fernsprechamt innerer technischer Einrichtungen für die Herstellung der Verbindungen sowie eines eigenen Leitungsnetzes und der zugehörigen Sprechstellenapparate. Weitere Mittel waren nötig, um bei der Zunahme des Verkehrs diese Anlagen in rascher Folge ausbauen zu können. Die mit Sicherheit zu erwartende Entwicklung der vorerst noch in den Kinderschuhen steckenden Fernsprechtechnik erforderte außerdem die Nutzbarmachung der auf diesem Gebiet aufkommenden Verbesserungen, damit die Fernsprecheinrichtungen nicht nur betrieblich auf der Höhe blieben, sondern ihre Leistungen auch noch steigern konnten. Bei dem lebhaften Zustrom von Teilnehmern, der nach Stephans Überzeugung schon eintreten würde, sobald auch nur das erste Fernsprechamt in Betrieb gekommen war, kam es ihm deshalb sehr darauf an, die vorläufige Ruhe vor dem Sturm für die Sicherstellung des nötigen Kapitalbedarfs auszunutzen. Dazu bedurfte er nicht nur der Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren, also des Bundesrats und des Reichstags, sondern vor allem zunächst der Reichsfinanzverwaltung. Die Einnahmen des Reiches begannen schon damals nicht mehr auszureichen, um die laufenden Ausgaben, insbesondere für Heer und Marine, zu decken. Die sogenannten Matrikularbeiträge, die als eine Art Kopfsteuer auf die Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerungsziffer umgelegt wurden, um den Unterschied abzugleichen, bildeten einen noch aus der Zeit des alten Deutschen Bundes stammenden Notbehelf, den bereits der Reichstag des Norddeutschen Bundes durch Einführung direkter Reichssteuern hätte beseitigen sollen. Hierfür war jedoch im Zeitalter der Steuerscheu der Reichstag auch später nicht zu haben gewesen. Da sich die Matrikularumlagen bei den Bundesstaaten keiner Beliebtheit erfreuten, auch weil ihre Höhe ständig wechselte und dadurch Unruhe in die Haushalte brachte, hatte der Reichsschatzsekretär ein Interesse daran, daß sie nicht weiter anwuchsen. Nahm er deshalb gegenüber Stephans Forderung auf Einstellung angemessener Mittel in den Haushalt der Reichspost für Fernsprechzwecke keine entgegenkommende Haltung ein, so versteifte sie sich, als er erfuhr, daß es sich hier um Einrichtungen handeln sollte, die die übrigen größeren Staaten — aus den oben angeführten Gründen — Privatunternehmungen überließen. Es bleibt dahingestellt, ob die Gesichtspunkte, die Stephan zur Beleuchtung der Kurzsichtigkeit dieses im Auslande geübten Verfahrens von sich aus damals geltend machen konnte, ausgereicht hätten, um für die von ihm bisher selbständig verhinderte Konzessionierung von Privattelephonanlagen in Deutschland auch bei dem Reichsschatzsekretär so weitgehendes Verständnis zu finden, daß dieser in dem reichseigenen Bau und Betrieb des Fernsprechwesens die für das Gesamtinteresse der Bevölkerung und die machtpolitischen Aufgaben der Regierung allein in Frage kommende Lösung sah. Wirkungsvoll kamen hier Stephan noch gewisse Vorgänge zu Hilfe, die sich gerade im Bereiche des deutschen Eisenbahnwesens abgespielt hatten. Ebenfalls wegen des geldlichen Risikogedankens war in Preußen der Ausbau der Eisenbahn-

anlagen zunächst überwiegend privaten Gesellschaften überlassen worden. Namentlich während der sogenannten Gründerzeit hatten deshalb zahlreiche neue und keineswegs immer finanziell gesicherte Bahnunternehmungen entstehen können, die einen erbitterten Wettbewerb aller gegen alle entwickelten und dadurch im Tarifwesen großen Wirrwarr erzeugten. Außerdem wurden diese Bahngesellschaften zu einem Spekulationsobjekt an der Börse, so daß, als viele von ihnen dann wieder zusammenbrachen, ihre Gesamttätigkeit teilweise auf eine Vergeudung von Nationalvermögen hinauslief. Die deshalb von Bismarck von 1879 ab eingeleitete Verstaatlichung der preußischen Privatbahnen legte dem Fiskus durch die damit verbundene Abfindung der Gesellschaften in viele Millionen gehende Opfer auf. Stephans Hinweis auf diese jüngsten Erfahrungen einerseits und die dem Reiche aus einer vorläufigen Konzessionierung privater Telephongesellschaften andrerseits später erwachsenden außerordentlichen Lasten schlug beim Reichsschatzsekretär durch: er erklärte sich bereit, auch im Bundesrat und Reichstag für Stephans Forderungen einzutreten. Mit diesem wichtigen Zugeständnis in der Tasche begab sich Stephan unverzüglich, am 12. Februar 1881, zum Reichskanzler Fürsten Bismarck, hielt ihm über denselben Gegenstand Vortrag und erwirkte noch am selben Tage dessen Bestimmung, „daß die Stadtfernsprechanlagen von Reichs wegen hergestellt werden sollten, Konzessionen also nicht zu erteilen wären“[1].

Eröffnung der ersten deutschen Fernsprechämter

Den englischen Telephongesellschaften hatte es nicht geringe Mühe gekostet, für die ersten drei Fernsprechvermittlungsstellen in London, Manchester und Liverpool 50, 80 und 40 Teilnehmer bis zum Jahre 1880 zusammenzubringen, weil selbst in diesen Mittelpunkten des englischen Welthandels das Interesse der Bevölkerung an einem Stadtfernsprechverkehr zunächst sehr zu wünschen übrigließ. In Berlin waren auf Stephans persönliche Einwirkung hin bisher „nur die Häupter einiger großer Bankhäuser und industrieller Firmen mehr aus Gefälligkeit ihm gegenüber als aus Überzeugung“ als künftige Teilnehmer gewonnen worden[2]. Da sich mit diesen wenigen selbst ein kleines Amt nicht aufmachen ließ und eine von Stephan in den Berliner Zeitungen an die Einwohnerschaft gerichtete Aufforderung zur Beteiligung fast unbeachtet geblieben war, riet Stephan Juni 1880 einem seiner Referenten, die sonst so hellen Berliner noch durch einen Agenten besonders bearbeiten zu lassen, der mit Werbeschriften bei ihnen hausieren ging. Für diesen Lauf- und Werbedienst erschien eine gerade stellenlose, etwas technisch vorgebildete kaufmännische Kraft geeigneter als ein Postbeamter, der wegen der gegen den Fernsprecher bei der städtischen Bevölkerung bestehenden Abneigung von vornherein mißtrauisch empfangen worden wäre. Das Reichspostamt bat deshalb die Korporation der Berliner Kaufleute, ihm hierfür einige Personen zu empfehlen. Die Korporation gab den Wunsch Juli 1880 vervielfältigt an ihre Mitglieder weiter. Emil Rathenau erhielt einen Abzug davon nach Bad Alveneu ins Engadin nachgesandt, wohin er — laut seinem Ladon 1908 gegebenen Interview

[1] Akten des damaligen Reichspostamts. — [2] Buch von der Weltpost, Berlin 1894, S. 236.

im Anschluß an seine vergeblichen Bemühungen, Stephan für die Einführung des Fernsprechers zu erwärmen — in Wirklichkeit aber nach seinem mißglückten Konzessionsgesuch „zur Erholung mit Frau und Kindern gereist war". Aus Alveneu teilte er der Korporation mit, daß er selbst bereit wäre, den Agentenposten zu übernehmen. Da sich außer ihm nur noch ein Bewerber gemeldet hatte, der aber wohl keinerlei technische Kenntnisse besaß, entschied sich der Referent für Rathenau. Über sein nur ein halbes Jahr zurückliegendes Konzessionsgesuch schwieg sich Rathenau aus, als er dem Referenten unterm 19. August 1880 schrieb, daß „ihm die Zuweisung der Beschäftigung zur hohen Ehre gereichen würde". Im Gegensatze zu seinem schon damaligen Freunde Riedler, der dann 1916 feststellte, Rathenau sei noch 1883 und 1884 in Berlin „ohne Ansehn, ja unbekannt gewesen[1]", betonte Rathenau in jenem Briefe „seine bisherigen Beziehungen zur Bank- und Handelswelt und seine vielen Verbindungen mit hervorragenden Industriellen, was ihm neben seinen Erfahrungen als Maschineningenieur für die Agentenarbeit weiter zugute käme". „Da jedoch", fügte er hinzu, „die Einwohner Berlins neuen Einrichtungen gegenüber stets ungewöhnliche Kälte bewahrt hätten, ließen die bei seiner Propagandatätigkeit in den nächsten Jahren zu erwartenden Schwierigkeiten sich leichter überwinden, wenn er eine vertrauenerweckende Stellung übertragen erhielte". Schon im Anfange seines Briefes hatte er deshalb gebeten, „ihn nicht bloß mit der Verteilung von Werbeschriften zu betrauen, sondern ihn auch noch zur Entgegennahme von Beitrittserklärungen zu ermächtigen", was der Referent zugestand. Rathenaus Brief schloß mit der Erklärung, daß „er auf jede geldliche Entschädigung verzichten würde, falls seine Tätigkeit nur vorübergehend oder für einen verhältnismäßig kürzeren Zeitraum beansprucht werden sollte, weil er dann es als Ehrenpflicht betrachte, an der Förderung eines für die Verkehrsentwickelung der Reichshauptstadt segensreichen Unternehmens mitgewirkt zu haben"[2].

Was Rathenau hier dem Referenten über seine angebliche Stellung im Berliner Wirtschaftsleben auftischte, entsprach auch insofern nicht der Sachlage, als er — wie sein späterer langjähriger Mitarbeiter Deutsch in seinen „Lebenserinnerungen" schreibt — durch die Pleite seiner Fabrik in seinem Rufe geschädigt, mit der Aufnahme neuer Unternehmungen auf Schwierigkeiten gestoßen und deshalb seit 1875 berufslos geblieben war[3]. Da die Korporation der Berliner Kaufleute es unterlassen hatte, den Referenten des Reichspostamts auf diese Vorgänge hinzuweisen, nahm er Rathenaus Angaben für bare Münze und ahnte auch nicht, daß sich dieser um den Agentenposten nur bemühte, um eine dauernde Verwendung bei der Reichstelegraphenverwaltung zu finden. Allerdings hätte es dem Referenten auffallen sollen, daß es ein studierter Techniker war, der noch dazu in guten wirtschaftlichen Verhältnissen leben mußte. Da er den Mann aber nur vorübergehend brauchte, wird er sich über die Motive seiner Meldung nicht weiter den Kopf zerbrochen, sondern angenommen haben, daß die Neuheit der Sache Rathenau dazu veranlaßt hätte. Dessen persönlichen Verhältnissen weiter nachzuforschen, lag angesichts der von der Korporation erfolgten Empfehlung Rathe-

[1] S. 49, 62. — [2] Akten des damaligen Reichspostamts.
[3] S. 15/16.

naus kein Anlaß vor, weil irgendwelche Beamtenpflichten, wie sie schon ein einfacher Posthelfer zu erfüllen hat, mit der Werbetätigkeit nicht zusammenhingen. Es ist deshalb auch nicht nachweisbar, daß der Referent um Rathenaus jüdische Abstammung gewußt hat. Rathenau selbst konnte aus dem einfachen Werbedienst, zu dem er sich anbot, keinen Grund herleiten, um daraus Erwartungen für die Zukunft zu knüpfen. Aber auch wenn es sich hier um Arbeiten höherer Ordnung gehandelt hätte, wäre seine Übernahme in das Beamtenverhältnis allein schon an seinem vorgeschrittenen Lebensalter von 42 Jahren gescheitert. Neben einem „Ausweis", den ihm die Behörde ausstellte, übergab man Rathenau Anfang September 1880 zur Verteilung an geeignet erscheinende Privatpersonen und Geschäftsleute drei im Reichspostamt ausgearbeitete Sorten von Drucksachen, nämlich neben 1000 „Werbeschreiben" je einen Posten „Allgemeine Bedingungen für die Benutzung der Stadtfernsprecheinrichtung" und der von den Teilnehmern zu unterschreibenden „Beitrittserklärungen", die damals ein wenig feierlicher noch in Vertragsform gefaßt waren. Außerdem wird Rathenau noch mündlich einige Erläuterungen dazu mit auf den Weg bekommen haben, damit er bei seinen Besuchen auf Fragen über das Wesen und die Bedienung des Fernsprechers sachgemäß antworten konnte. Zur Aufbewahrung des Hauptbestandes der amtlichen Vordrucke stellte ihm die Behörde in ihrem Dienstgebäude in der Französischen Straße ein Zimmer zur Verfügung, worin er auch Interessenten, die ihn sprechen wollten, abfertigen konnte.[1]

Für den Fernsprechvermittlungsdienst in Berlin sah das Reichspostamt zunächst zwei Ämter, in der Französischen und in der Mauerstraße, vor. Ihren Bau führten nach den Plänen der Behörde Reichstelegraphenbaubeamte unter Leitung des Telegraphensekretärs Hackethal aus. Der Polizeipräsident von Madai war inzwischen durch Stephan von der Gemeinnützigkeit einer Stadtfernsprechanlage so überzeugt worden, daß er seine früheren Bedenken nicht nur aufgab, sondern die Reviervorstände noch anwies, dem Baupersonal der Reichspost bei dessen Verhandlungen mit widerhaarigen Hausbesitzern jede Unterstützung zu gewähren.

Auch der Werbetätigkeit Rathenaus blieb ein nur bescheidener Erfolg beschieden. Die erste am 12. Januar 1881 versuchsweise eröffnete Vermittlungsanstalt in der Französischen Straße wies zunächst 8 Teilnehmer auf, darunter 4 jüdische. Regeres Interesse hatte inzwischen die durch ihre Baumwollspinnereien und Webereien bekannte oberelsässische Stadt Mülhausen bekundet. Hier kamen, ohne die Werbearbeit eines zweiten Rathenau, gleich gegen 70 Teilnehmer zusammen. Der Aufbau des Amtes verzögerte sich nur dadurch, daß der Besitzer des von der Oberpostdirektion nach 1871 angemieteten Posthauses gegen die Einführung der Sprechleitungen zunächst den Einwand erhob, daß er aus Pietätsgründen[2] irgendwelche Veränderungen an dem Gebäude nicht zulassen könne.

[1] Akten des damaligen Reichspostamts.

[2] Nach dem Tode Napoleons I. war dieses Gebäude dem von ihm auf St. Helena bewohnten genau nachgebaut worden. Zu dem Zweck hatte der Vater des Posthausbesitzers, ein Großindustrieller aus der bekannten Mülhauser Familie Schlumberger, als glühender Verehrer dieses Kaisers der Franzosen auf eigene Kosten einen Architekten nach St. Helena geschickt, der das Wohnhaus nach Strich und Faden aufnehmen mußte.

Als das Amt gleichwohl vor dem ersten der Reichshauptstadt noch fertig wurde, ließ Stephan dessen Inbetriebnahme ein wenig hinausschieben, damit seine Berliner, obwohl sie es eigentlich nicht verdient hatten, nicht von den — überwiegend republikanisch eingestellten — Mülhausern geschlagen wurden.

Bei Eröffnung der ganzen Berliner Anlage am 1. April 1881 wies das erste Berliner Teilnehmerverzeichnis immer erst 48 Anschlüsse auf, einschließlich 9 Börsensprechstellen. Mehr als die Hälfte der Teilnehmer bestand, wie u. a. die Namen Arons, Arnheim, Abraham, Cohn, Gerson, Goldstein, Isaac, Landau, Mendelsohn, Mosse, Schlesinger und Wollheim erkennen lassen, aus Rassegenossen von Rathenau. Von dem Tage an, wo die Berliner Einrichtung voll in Gang kam, vollzog sich bei der Einwohnerschaft die von Stephan vorausgesehene Umstellung in der bisherigen Beurteilung des Fernsprechers, womit sich Rathenaus Prophezeiung, die Kälte der Berliner würde mehrere Jahre andauern, als verfehlt erwies. Die Reichspost hatte mit einem Male alle Hände voll zu tun, um die sich jetzt meldenden neuen Teilnehmer anzuschließen. Als deren Zahl Ende Juni auf 150 „angeschwollen" war, rechnete die „Vossische Zeitung" ihren Lesern vor, daß diese Fernsprechkunden allein jetzt täglich an Botengängen 2400 km und 600 Stunden ersparten[1]. Noch in demselben Jahre mußten zwei weitere Vermittlungsanstalten in Berlin eröffnet werden. Die Pressenachrichten hierüber erregten im In- und Auslande Aufsehen. Schon im April und Mai erschienen höhere Telegraphenbeamte und Ingenieure aus Belgien, Frankreich und Ägypten in Berlin, um die junge Fernsprecheinrichtung zu studieren. Auch andere deutsche Städte gaben jetzt ihrer Sprechfreudigkeit Ausdruck, so daß im Jahre 1881 weitere Ämter in Hamburg, Frankfurt a. M., Breslau, Köln und Mannheim aufgemacht werden konnten. Unter solchen Umständen bewährte sich „die hellseherische Phantasie für künftige Möglichkeiten", die Pinner Rathenau nachrühmt[2], in diesem Falle nicht: schon Ende Mai 1881 wurde seine Werbearbeit wieder entbehrlich. Da er nach wie vor die Annahme einer Geldentschädigung ablehnte — vermutlich weil sie zu seinem eigenen, das Jahresgehalt des Generalpostmeisters von 24 000 Mark wohl noch übersteigenden Einkommen in keinem Verhältnis gestanden hätte —, blieb nur übrig, ihm ein warm gehaltenes Schreiben des Reichspostamts zu behändigen, worin man ihm den Dank für seine Mühewaltung aussprach[3].

Verunglimpfungen Stephans

In seiner Rede von 1908 und dem Ladonschen Interview übergeht Rathenau seine Werbetätigkeit ebenso geflissentlich, wie er sich zu seinen späteren Biographen darüber ausschweigt, obwohl sie ihm sicherlich als Geschäftsmann nicht ohne Nutzen gewesen ist. Konnte er sich doch bei seinen Besuchen damals auch noch persönlich mit Bank- und Handelsunternehmungen bekanntmachen, die von ihm bisher nichts wußten. Soweit er aber bei anderen von 1875 her noch in schlechter Erinnerung stand, half ihm seine Mission als „Vertreter des Reichspostamts" mit dazu, daß man jetzt über diese Dinge nicht mehr sprach.

[1] Nr. vom 2. Juli 1881. — [2] S. 55. — [3] Akten des damaligen Reichspostamts.



Fast drei Jahrzehnte später, 1908, dachte er auch sonst anders darüber. Niemand hatte ihn inzwischen mit dieser Werbearbeit je in Verbindung gebracht. Sie war also der Vergessenheit anheimgefallen. Hatte er deshalb Anlaß, sie wiederauszugraben, zumal da sich aus ihr in seiner Rede nicht annähernd das machen ließ, worauf es ihm gerade ankam? Um so mehr versprach er sich von dem Konzessionsgesuch, wenn er es um dreieinhalb Jahre vorverlegte und es so an seine Rückkehr aus Philadelphia heranschob. Da es niemals in die Öffentlichkeit gekommen und wohl längst mit alten Akten in einer Papiermühle geendet war, fehlte jede Kontrolle, wenn er es zum Niederschlag von Ideen und Plänen machte, die ihm angeblich schon das unfertige Belltelephon von 1876 eingegeben hatte. In Fortsetzung dieser Fuge gestaltete er sein Konzessionsgesuch zu einem Anreger für Stephan, den Fernsprecher einzuführen, wenn das auch schon zweieinhalb Jahre vorher geschehen und von ihm selbst in dem Gesuche einst lobend hervorgehoben worden war. Den ablehnenden Bescheid des Polizeipräsidenten ließ Rathenau an sich bestehen. Nur dichtete er ein Gespräch mit Stephan hinzu, um, da das Konzessionsgesuch — mit Recht — nicht zum Ziele geführt hatte, jetzt behaupten zu können, Stephans Blick sei hier umschleiert gewesen. Soweit gekommen, ließ Rathenau seine Erzählung nunmehr zeitlich sich an das — von ihm ungenannte — Jahr 1880 anschließen, wo er jenes metallographierte Schreiben seiner kaufmännischen Korporation in Sachen des Werbers empfing. Indem er es in einen persönlichen Brief Stephans an ihn wandelte, worin dieser bekannte, daß er inzwischen aus einem Saulus ein Paulus geworden sei und ihn bitte, den Bau des Berliner Fernsprechamts nunmehr „von Reichs wegen" in die Hand zu nehmen, machte er aus dem Schreiben, das seine Meldung für den Werbeposten enthielt, eine persönliche Zusage an Stephan, die seine Übernahme der Bauleitung aussprach. „Ich akzeptierte diese Stellung", so hieß es in seiner Rede von 1908, „um mich mit dem Wesen der elektrischen Industrie vertrauter zu machen." Schließlich erhob er noch den Lagerraum, den er als Werber für Fernsprechvordrucke benutzt hatte, zu einem ihm vom Reichspostamt eingerichteten Baubüro. Dabei unterließ er nicht, die von dort aus durch ihn in der Zeit von September 1880 bis Mai 1881 abgetragenen 1000 Werbeschreiben seinem Biographen Riedler gegenüber „in 1000 von ihm hergestellte Fernsprechanschlüsse" umzuwandeln, „die ihm bei den damaligen elenden Hilfsmitteln zwei Jahre Arbeit gekostet hätten[1]".

Mit Hilfe „seiner einzigartigen Begabung[2]", die sich hier als eine Technik der Lüge erweist, erreichte es Rathenau dergestalt 1908, daß „in seinem an schöpferischer Arbeit schon so reichen Leben[3]" — Pinner erhebt es sogar zu einem „Heldenleben[4]" — noch eine weitere bahnbrechende Leistung Platz fand. Damit wurde zugleich seine „ungewöhnliche Anspruchslosigkeit[5]" vor der Öffentlichkeit erneut unter Beweis gestellt: in vorbildlicher Zurückhaltung hatte er noch nach Stephans Tode mehr als ein Jahrzehnt gewartet und den Schleier von seinen eigenen maßgeblichen Verdiensten um die Nutzbarmachung des Belltelephons erst hinweggezogen, als er in das „biblische" Alter eintrat.

[1] Riedler, S. 41. — [2] Pinner, S. 365. — [3] Riedler, S. VI. — [4] S. 407.
[5] Riedler, S. 214.

In den Kreisen der 1908 noch national eingestellten Zeitungen wäre es sicherlich begrüßt worden, wenn das Reichspostamt die Wirkung der Rathenauschen Offenbarungen durch eine amtliche Erklärung wenigstens hätte abschwächen können, obwohl es auch hier einzelne Blätter gab, die, wie die „Deutsche Zeitung" Friedrich Langes, durch den gegen Stephan schon seit Anfang der neunziger Jahre in der Presse wühlenden Postassistentenverband[1] in ihrer Gesamtbeurteilung Stephans teilweise auf Abwege geraten waren. Als jedoch die Reichspost schwieg, mußten auch diese Zeitungen hierin eine Bestätigung der Richtigkeit der Rathenauschen Behauptungen erblicken. So wanderte die Rede, in der Zeitangaben als Belege offenbar nur fehlten, um die Flüssigkeit des Textes nicht zu stören, nach gehöriger publizistischer Auswertung in die Zettelkasten der Redaktionen, bis sie, als Rathenau 1915 mit 77 Jahren starb, in den Nachrufen auf ihn ihre Wiederauferstehung feierte.

Der Ton, den man jetzt gegen den seit 1897 toten Stephan anschlug, war ungleich herber als im Jahre 1908. Teils hatte das steinige Flußbett der Zeit von der Erinnerung an die Fülle der Verdienste dieses Mannes um sein Vaterland inzwischen viel verschüttet. Teils war seine eigene Behörde auch sonst nicht mehr für ihn eingetreten, wenn er in der immer mächtiger gewordenen linksgerichteten Presse noch nachträglich angegriffen wurde. Hatte er doch, seinen altpreußischen Grundsätzen getreu, auch nach Bismarcks Entlassung für Autorität und Disziplin im Staate sich weiter eingesetzt und, im Gegensatze zu nachgiebiger gewordenen anderen Ressorts, es dem Reichstage und den hierin vertretenen Interessentengruppen verwehrt, sich in die inneren Angelegenheiten der Reichspost zu mischen. Es waren aber nicht bloß der Sachkunde bare Rassegenossen Emil Rathenaus, die Stephan „als Reaktionär und Antipoden einer neuzeitigen Weltanschauung" jenem gegenüberstellten und den von Stephan beim Erscheinen des Belltelephons bewiesenen Mangel an Denk- und Sehschärfe erneut glossierten. Ihnen standen auch studierte Herren, die dauernd über technische, Verkehrs- und Wirtschaftsfragen schrieben, hierin nicht nach. Nachdem schon 1913 Rathenaus späterer Biograph Pinner in einem Aufsatz[2] Stephan einen „Versager" genannt hatte, erklärte der Fachschriftsteller für Elektrotechnik und Rassengenosse Artur Fürst in seinem nach Rathenaus Tode 1915 erschienenen Buche „Emil Rathenau, der Mann und sein Werk": „Es berührt uns doppelt seltsam, daß Rathenau noch vor kaum vier Jahrzehnten selbst bei hervorragenden Männern recht wenig Verständnis für die Wichtigkeit des Fernsprechers fand. Stephan, der sonst so kluge, weitblickende Mann, sah hier nicht über die Nasenspitze hinaus. So wurde Rathenau gezwungen, seinen Plan aufzugeben[3]." Noch überraschender liest sich die Feststellung, die in der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" dessen Vorstand in einem dem Andenken Rathenaus 1915 gewidmeten Aufsatze machte: „Aus Amerika zurückgekehrt, ersuchte Rathenau

[1] In der Jubiläumsschrift von 1930, „40 Jahre deutscher Postverband", bekannte sich dieser u. a. zum Verfasser einer 1892 in Berlin anonym erschienenen und von ihm weit verbreiteten Schmähschrift auf Stephans Amtstätigkeit, durch die der Verband sogar gehofft hatte, Stephan aus dem Dienste zu entfernen (S. 79/80).
[2] Zeitschrift für Handelswissenschaft, Leipzig.
[3] S. 19/20.



Stephan, das Telephon in Deutschland einzuführen. Aber Stephan wollte hiervon nichts wissen. Wir wissen heute, wie weit die Wirklichkeit die damaligen Hoffnungen Rathenaus, die den Fachmännern als zu phantastisch galten, noch übertroffen hat." Das Höchstmaß an Unwissenheit, zugleich aber auch an jener „jüdischen Arroganz", die Walther Rathenau in seinem „Höre Israel!" den Semiten vorhält, bewies der Herausgeber der vielgelesenen Zeitschrift „Die Bank" Alfred Lansburgh, indem er Juli 1915 schrieb: „Ein Mann wie der alte[1] Generalpostmeister Stephan, der dem himmelstürmenden Rathenau seinerzeit trocken sagte: Sie werden für Ihr Telephon keine zwei Dutzend Teilnehmer finden, figuriert heute als komische Figur in der Geschichte der technischen Entwickelung."

Daß dergleichen Urteile über Stephan zustande kommen konnten, lag allerdings auch noch mit an der Form der scheinbar leicht hingeworfenen Rathenauschen Rede, die sich „vornehm" eines Vorwurfs gegen Stephan enthielt und nur von seinem verschleierten Blicke sprach. Um so mehr holten jetzt, was offenbar der Zweck dieser Zurückhaltung gewesen war, Rathenaus Freunde und Verehrer das von ihm Unterlassene nach.

Das Reichspostamt nahm auch diesmal von den Kritiken keine Notiz. Wohl aber übersandte der damalige Chef der Reichspost, Staatssekretär Kraetke, der Berliner AEG. bei Rathenaus Tode ein längeres Beileidstelegramm, das mit den Worten schloß: „Sein Name ist verknüpft mit der ersten Einführung des Fernsprechers in Deutschland." Diese amtliche Bekundung, die in den Augen der Öffentlichkeit nunmehr jeden Zweifel an der Richtigkeit der Rathenauschen Rede ausschloß, bezog sich nicht etwa auf dessen Werbetätigkeit. Von ihr wußte man damals auch im Reichspostamt nichts mehr.

Daß diese Behörde sowohl zu der Rede von 1908 als auch zu ihrer Wiederaufwärmung von 1915 stillschwieg, hing teilweise mit der persönlichen Einstellung des Staatssekretärs zur Presse zusammen, die von der seines Lehrmeisters Stephan durchaus abwich. Zu den vielen Gaben, die Stephan besaß, gehörte neben seiner Kampfnatur, derzufolge er auch den Zeitungen gegenüber stets seinen Mann stand, eine hervorragende Befähigung zur Journalistik. Niemals hatte er sich während seiner 26jährigen Tätigkeit als Generalpostmeister eines Pressereferenten bedient. Die unter ihm unablässig vom Reichspostamt den Zeitungen übermittelten Aufsätze schrieb er entweder selbst, oder er gab die Richtlinien dafür so genau an, daß es nur noch formeller Zusätze bedurfte. Ebenso gingen mündliche Informationen in der Regel von ihm aus. Das große Geschick, das er auch durch das schlagartige Tempo seiner Verlautbarungen zeigte, trug nicht wenig dazu bei, für die Einführung seiner zahlreichen Reformen in der Bevölkerung Stimmung zu machen und deren Freude an dem von ihm auf den Gesamtkörper der Reichspost übergegangenen Arbeitsrhythmus noch zu steigern. Nach der verhältnismäßig kurzen Gastrolle, die Stephans Nachfolger General von Podbielski im Reichspostamt gab, schrumpften die bisherigen Beziehungen zwischen Post und Presse mehr und mehr ein. Staatssekretär Kraetke, der literarisch nicht veranlagt war und das abgesonderte Leben eines vornehmen Junggesellen führte, sah in den

[1] Stephan war 1877 46 Jahre alt!



Zeitungen nur ein notwendiges Übel, dem man auch durch Nichtbeachtung ihrer Kritiken möglichst aus dem Wege ging. Dieser Standpunkt, den die meisten anderen damaligen Ressortchefs teilten, hatte bei dem von den Männern der Feder in der wilhelminischen Zeit immer reichlicher geübten Seziereifer zur Folge, daß sich bei den Zeitungslesern mehr und mehr über unzutreffend dargestellte Vorgänge aus dem Reiche der Behörden irrige Anschauungen festsetzen konnten. Zwar war es Dr. Adam, dem jüdischen Inhaber einer unbedeutenden Berliner Zeitungskorrespondenz, gelungen, sich im Reichspostamt Eingang zu verschaffen, wo er einige Male in der Woche bei mehreren Referenten um Stoff vorsprach. Auf Presseangriffe, die die Reichspost betrafen, zu erwidern, lehnte er jedoch ab, „weil dies schlecht in den Rahmen seiner Tätigkeit passe". Durch die Reklame, die er als einziger dergestalt mit Postnahrung bedachter Schriftleiter unter seinen Berufsgenossen für sich auszuüben wußte, erreichte er bald, daß Zeitungsvertreter das Reichspostamt kaum mehr aufsuchten, zumal da sie dort auch noch an ihn verwiesen wurden. Schon 1908 waren deshalb die Zeitungsredaktionen bei Besprechung der Rathenauschen Rede ohne Fühlungnahme mit dem Reichspostamt vorgegangen. Die nach Ausbruch des Weltkrieges in der Presse veröffentlichten zahlreichen „Feldpostklagen", die nicht in einem „Versagen" der Feldpost, sondern in einer von der Heeresleitung damals im geheimen verfügten mehrwöchigen Briefsperre ihren Grund hatten, nötigten schließlich den Staatssekretär, einem seiner jüngeren vortragenden Räte den Verkehr mit der Presse zu übertragen. Der neue Pressereferent, Oscar Grosse, hatte schon vorher jenen jüdischen Korrespondenzinhaber (im Verein mit dem bekannten jüdischen Berliner Briefmarkenhändler Philipp Kosack, dessen Verkehr mit der Markenabteilung des Reichspostmuseums ebenfalls monopolartig geworden war) unter deren lebhaftem mündlichen und schriftlichen Protest aus dem Reichspostamt an die Luft gesetzt. Gleichwohl dauerte es noch gewisse Zeit, bis die von früher her gekränkten Zeitungsvertreter den Weg zur Leipziger Straße 15 wiederfanden. Als dann 1915 Rathenaus Rede in der Presse erneut gefeiert wurde, stand Grosse, der, um 1908 in den Reichslanden beschäftigt, von ihr bisher nichts wußte, vor einem Rätsel. Wie konnte man Stephan, dessen langjähriger persönlicher Sekretär er einst gewesen war und in dem er einen Mann voll schöpferischen Vorausblicks, dämonischer Willenskraft, aber auch lauteren Menschentums kennen und bewundern gelernt hatte, Dinge nachsagen, bei denen Mangel an Spürsinn, Zaudern und schäbige Gesinnung miteinander wetteiferten! Grosse suchte den Ministerialdirektor Köhler im Reichspostamt auf, der die Telegraphen- und Fernsprechabteilung leitete und den er schon seit den neunziger Jahren von ihrer gemeinsamen Tätigkeit in Stephans Zentralbüro her kannte. Köhler verfügte nicht nur über reiche praktische Erfahrungen auf seinem weiten Sachgebiet, sondern auch über umfassende Kenntnisse in der Geschichte der Entwicklung des Telegraphen- und Fernsprechwesens. Da er seit 1908 seinen hohen Posten bekleidete, war er auch darüber, weshalb die Reichspost zu dem Falle Rathenau schon damals geschwiegen hatte, genau unterrichtet.

„Wir haben", erklärte er Grosse dem Sinne nach, „von einer Gegenaktion abgesehen, weil unsere alten Fernsprechakten nichts darüber nachweisen, wann

Stephan, bevor der Bau des ersten Fernsprechamts in Gang kam, den Entschluß dazu gefaßt hatte. Ein Beleg dafür, daß dies, wie es in der mündlichen Überlieferung heißt, schon Ausgang 1877 geschehen sei, als man ihm aus London das Belltelephon brachte, fehlt also. Ebensowenig wissen wir etwas von einem Konzessionsgesuche Rathenaus. Wenn dieser erklärt, er habe nach seiner Rückkehr aus USA. 1876 einen solchen Antrag vorgelegt und anschließend Stephan auf die Bedeutung des Bellapparats, wenn auch vergeblich, hingewiesen, so muß dies zu einer Zeit geschehen sein, um die seit Stephans Tode nur noch Rathenau wußte. Wer aber wollte etwa behaupten, daß der bekannte Wirtschaftsführer und hochangesehene Generaldirektor der AEG. Rathenau, wenn er auch bei anderen Angaben seiner Rede irrt, diesen ihren wichtigsten Punkt erfunden hätte! Der Staatssekretär und ich kamen so schon 1908 nach eingehender Prüfung der Sachlage — und Sie kennen ja selbst seine große Gewissenhaftigkeit — darin überein, nicht einen Krieg mit der jüdischen Presse dadurch zu entfesseln, daß wir zwar Nebendinge berichtigten, über die Hauptsache aber hinweggingen. An diesem Standpunkt hat sich inzwischen nichts geändert. Wie Sie mit Ihrem Glauben an Stephan unsere Akten der siebziger Jahre jetzt noch vervollständigen wollen, darauf wäre ich allerdings gespannt."

Aktenfunde und deren Auswertung

Daß Rathenau das Belltelephon gar nicht von Philadelphia nach Berlin mitgebracht haben konnte und daß nicht er, sondern die Reichspost selbst das Berliner Fernsprechamt gebaut hatte, waren nun zwar keine Nebendinge. Fielen doch, wenn man den ersten Punkt verneinte, schon deshalb die mündlichen Verhandlungen, die Rathenau mit Stephan über den Bellapparat von 1876 geführt haben wollte, in sich zusammen. Da Grosse jedoch nicht Telegraphen- oder Fernsprechtechniker, sondern Postmann war, übersah er die Einzelheiten noch nicht. Als sogenannter blutiger Laie mußte er, um sie kennenzulernen, sich zunächst in die Jahrzehnte zurückliegenden Vorgänge, die, wie auch die Vorgeschichte des Telephons, in Büchern, Zeitschriften und Akten verstreut waren, hineinlesen. Infolge des Krieges, der auch den für den Heimatdienst bestimmten Beamten für private Arbeiten wenig Zeit ließ, ging es mit jenem Geschäft nur langsam vorwärts. Die Archivakten wiesen, was bei der Belesenheit des Ministerialdirektors von vornherein außer Zweifel stand, in der Tat die von ihm bezeichneten Lücken auf. Auffallend war nur, daß selbst in den Berichten jüdischer Berliner Zeitungen von 1881 über den Werdegang des ersten Berliner Fernsprechamts Rathenaus Name nie damit in Verbindung gebracht worden war. Hierfür hätte er aber doch sicher damals gesorgt, um sich später einmal auf die Rolle berufen zu können, die er angeblich auf Grund seines Konzessionsgesuches bei der Einführung des Fernsprechers geführt hatte. Um so weniger zweifelhaft erschien die in seiner Rede enthaltene Berufung auf ein solches Gesuch. Grosse fand es denn auch, beim Polizeipräsidium, in einer glücklicherweise noch erhalten gebliebenen vergilbten Akte des Jahres — 1880. Aber auch zur Klärung der in den alten Fernsprechakten des Reichspostamts vor-

handenen Lücken ergab sich ein Weg. Lag doch die Vermutung nahe, daß die Berliner Oberpostdirektion, als sie ihr erstes Fernsprechamt baute und damit einer für sie ganz neuen Aufgabe gegenüberstand, von dem Referenten des Reichspostamts für Telegraphenbausachen, als dem Schöpfer des Bauplans, mit Rat und Tat unterstützt worden war, und daß er ihr vielleicht auch noch eigenen Aktenstoff zur Information leihweise zur Verfügung gestellt hatte. Da es nun bekanntlich schon im Privatleben ausgeborgten Büchern öfter begegnet, daß sie aus Vergeßlichkeit an den Eigentümer nicht zurückgelangen, konnte auch hier eine solche Akte bei der Oberpostdirektion hängengeblieben und dann auf Nimmerwiedersehen unter deren eigene Akten geraten sein. So unschwer Grosse auf dem Polizeipräsidium bis in dessen Registratur hatte vordringen können, so wenig Erfolg versprach er sich von einem Besuch auf der Berliner Postbezirksbehörde. Ihr damaliger Chef pflegte nämlich über Anfragen von Herren aus dem Reichspostamt auch nebensächlicher Art aus gewissen Gründen immer selbst zu entscheiden. Bei seinen besonders nahen Beziehungen zum Staatssekretär Kraetke hätte er deshalb eine nach Jahrzehnten wiederaufgefundene wertvolle Akte sicherlich nicht Grosse überlassen, sondern dem Staatssekretär persönlich vorgelegt. Damit wäre aber dann das Schicksal der Nachforschungen Grosses besiegelt gewesen. Er wählte deshalb den Ausweg, hinter dem Rücken des Postgewaltigen von Berlin durch einen verschwiegenen Mittelsmann in jener Registratur unauffällig Umschau halten zu lassen. Hierbei fand sich denn auch in einem stillen Winkel unter schon fast 40 Jahre alten Akten ein Faszikel, das zwar von den Reinmachefrauen immer regelmäßig mit abgestaubt, sonst aber von niemandem als dem Reichspostamt gehörig erkannt worden war. Diese Akte enthielt nicht nur alle Vorgänge über Rathenaus ehemalige und einzige Beziehung zur Reichspost als kurz beschäftigter Werber, sondern neben manchem andern auch die Entwürfe jener Schreiben Stephans an den Polizeipräsidenten und den Magistrat von Berlin, in denen er schon Neujahr 1878 diese Behörden um ihre Zustimmung zum Bau eines reichseigenen Fernsprechamts ersucht hatte.

Wie erschöpfend hätte sich deshalb die Rede Rathenaus alsbald widerlegen lassen, wenn man den jetzt ausgegrabenen Belegen schon 1908 nachgegangen wäre! Aber schon der Umstand, daß die Archivakten gegenüber einem Teil der Rathenauschen Rede versagten, hatte damals genügt, um die Lücken nicht weiter amtlich zu verfolgen. Auch im Reichspostamt kannte man die Macht der „Dynastie“ Rathenau, wie ein Teil der Aktionäre der AEG. das Vorgehen Emil Rathenaus bezeichnete[1], als er die Einstellung seiner beiden Söhne in den Vorstand der Gesellschaft 1901 herbeiführte. Emil Rathenau zählte nicht nur zu den ersten „Kapitänen“ der Großwirtschaft, dem auch der immer kleiner werdende nichtjüdische Teil der Presse seine Beachtung kaum noch versagte: er gehörte vor allem auch dem Kreise jener vielbeneideten Industriellen, Bankdirektoren und Techniker an, „von denen zwar nicht die Hälfte getauft waren und deren Söhne deshalb nicht einmal Unteroffiziere werden konnten, die aber gleichwohl Wilhelm II. mit seinem intimen Verkehr beehrte, indem er gelegentlich lange Abend-

[1] Pinner, S. 260.

stunden angeregter Unterhaltung in ihrer Mitte verbrachte". Der hierauf schon 1902 und 1904 in der „Frankfurter Zeitung" hingewiesen hatte[1], als er über Walther Rathenaus Schrift „Impressionen" und über „die Berliner Gesellschaft" im Feuilleton plauderte, war der bestunterrichtete und angesehenste Journalist der wilhelminischen Periode, der Jude August Stein gewesen. Als langjähriger Leiter des Berliner Büros jener Zeitung ging er bei Ministern und Botschaftern ein und aus. Schon Bismarck hatte ihn deshalb von seinem Ruhesitze im Sachsenwalde, auf den jüdischen Eigentümer und Herausgeber der „Frankfurter Zeitung" witzig mit anspielend, „den Gesandten Sonnemanns am preußischen Hofe" genannt. Neben Emil Rathenau erfreute sich auch noch dessen Sohn Walther allerhöchster Huld, worüber Walter Frank in seiner Abhandlung „Walther Rathenau und die blonde Rasse"[2] ausführlich berichtet. Ein Jahr vor Emil Rathenaus 70. Geburtstag hatte der Kaiser den Dynasten Walther, der eben 40 Jahre alt geworden war, bereits mit einem preußischen Halsorden, dem Kronenorden II. Klasse, ausgezeichnet[3], den bei der Armee erst aktive Generalmajore, also wesentlich ältere und arische Herren, zu erhalten pflegten.

Auch durch eine gründliche und schleunige Entschleierung der Rede Emil Rathenaus hätte Staatssekretär Kraetke vermutlich nicht erreicht, daß Wilhelm II. seine Beziehungen zum Hause Rathenau deshalb abbrach. Hatte sich doch auch z. B. der Kaiser von dem preußischen Staats- und Finanzminister Miquel nicht getrennt, als der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Tirpitz, diesem 1897 nachwies, daß er in der Presse gegen eine von der Reichsregierung beim Reichstage damals eingebrachte Flottenvorlage anonym vorgegangen war, obwohl ihn der Kaiser erst noch durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens und damit auch des erblichen Adels gerade dafür hatte gewinnen wollen, daß er die Flottenvorlage im Parlament mit durchbringen half[4]. Gleichwohl wäre bei einer rechtzeitigen Zerpflückung der Rathenauschen Rede Stephan jedenfalls in der Öffentlichkeit von dem üblen Vorwurf der Bereicherung mit fremdem Verdienst rasch wieder befreit und dem deutschen Volke seine staatsmännische Leistung bei Einführung des Fernsprechers erneut zum Bewußtsein gebracht worden. Aber Herr Kraetke war, je älter er wurde — und 1915 erreichte er sein 70. Lebensjahr — im Gegensatz zu Stephan und Tirpitz nicht der Mann, der notfalls auch ohne Rücksicht auf Widerstände und Quertreibereien energisch durchgriff. Seine bis ins kleinste gehende und des idealen Schwungs entbehrende Arbeitsmethode brachte es mit sich, daß er zuviel erwog, deshalb oft nur zögernd vorwärts kam und darüber wohl auch den rechten Zeitpunkt zum Handeln verstreichen ließ. So sah er, noch bestärkt durch seinen Ministerialdirektor der Fernsprechabteilung, in dem Falle Stephan—Rathenau ein heißes Eisen, an das man besser nicht rührte.

---

[1] Frankfurter Zeitung vom 6. August 1902 und vom 3. April 1904.
[2] Forschungen zur Judenfrage. Bd. IV, Seite 9 ff.
[3] Preußische Ordensliste vom 19. Dezember 1907.
[4] Hans Herzfeld, Johannes von Miquel, Detmold 1937, Bd. 2.

Die Schrift „40 Jahre Fernsprecher“ und ihre Aufnahme in der Presse

Grosse faßte das Ergebnis seiner Arbeiten in einer auf eigene Faust veröffentlichten Broschüre zusammen, die Herbst 1917 erschien[1]. Gleichzeitig legte er die wiederaufgefundene alte Fernsprechakte dem Reichspostamt vor. Einige Wochen zuvor war Staatssekretär Kraetke von seinem Amte zurückgetreten, nach außen hin mit der Begründung, daß er die in Aussicht stehende Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen, die bis dahin wegen des Widerstandes der Konservativen immer wieder hinausgeschoben worden war, nicht mitmachen wolle. Der Broschüre die Form einer Streitschrift zu geben und sie etwa auf eine Zerpflückung der Rathenaulegende zu beschränken, wäre ihrer Verbreitung und damit der endlichen Rechtfertigung Stephans nur abträglich gewesen. Schon ein Blick auf ihren Titel hätte die überwiegende Zahl der damaligen Zeitgenossen veranlaßt, sie ungelesen zu lassen. Unter Ausnutzung des Umstandes, daß das deutsche Fernsprechwesen Oktober 1917 einem Jubiläum entgegenging, wählte Grosse die Form einer Gedenkschrift, die rein sachlich die Vorgeschichte des Fernsprechers und dessen Einführung in Deutschland und im Auslande behandelte. Erst bei Erörterung der Regalitätsfrage, wo der Leser in der Darstellung schon bis zur Hälfte vorgedrungen war, stieß er so auf Rathenau und dessen Rede. Auch dieser Abschnitt, dem ein kurzer Abriß über den Ausbau des deutschen Fernsprechwesens bis zur Gegenwart folgte, entbehrte der Polemik, um auf den voreingenommenen Leser lediglich die den Rathenauschen Behauptungen gegenübergestellten Tatsachen wirken zu lassen. Aus den bis 1917 über Rathenau erschienenen Schriften von Fürst und Riedler berücksichtigte die Arbeit nur deren Ausführungen über das Telephon. Grosse hatte sich mit diesen in der Presse gebrachten Angaben begnügt, weil schon diese Proben einen solchen Grad von Kritiklosigkeit erkennen ließen, daß ihm ein Eingehen auf die Bücher selbst, um daraus ein zutreffendes Bild über Rathenau zu erhalten, entbehrlich erschien. An sich war das ein Fehler, weil Schriften jüdischer und philosemitischer Autoren manches unbeabsichtigt auszuplaudern pflegen, womit man den von ihnen behandelten „Helden“ in dieser oder jener Hinsicht mattsetzen kann. In der damaligen Zeit hätte jedoch eine Ausdehnung der Beweisführung noch auf solche Momente dem Zwecke der Arbeit schwerlich gedient. Für ihre Einführung war schließlich der Umstand nicht nebensächlich, daß es gelang, denselben Verlag für die Veröffentlichung zu gewinnen, der 1916 das Rathenau verhimmelnde Buch von Riedler herausgebracht hatte.

Nachdem Grosse in der Behandlung der Rathenauschen Rede eigene Wege gegangen war, hatte es die Reichspost in der Hand, seine Sache nicht zu der ihrigen zu machen. Das tat sie denn auch. Kraetkes Nachfolger, der bisherige Präsident der Berliner Eisenbahndirektion, Rüdlin, den nach dem Rücktritt des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg der sogenannte „Kanzler der 100 Tage“, Michaelis, an die Spitze des Reichspostamts berief, mußte sich zunächst mit dem großen und kleinen Handwerkszeug für die ihn dort erwartenden Arbeiten ver-

[1] O. Grosse, 40 Jahre Fernsprecher, Verlag Julius Springer, Berlin.

traut machen, so daß ihm die Zeit fehlte, von der Schrift Notiz zu nehmen. Das besorgte dafür der Ministerialdirektor der Fernsprechabteilung, dem sie auch aus persönlichen Gründen wenig erwünscht war. Das Reichspostamt verfügte damals neben der „Deutschen Verkehrszeitung" noch über die Fachzeitschrift „Archiv für Post und Telegraphie". Beide hatte Stephan in den siebziger Jahren zur Förderung des Bildungstriebes der Beamtenschaft der Reichspost und ihrer schriftstellerischen Betätigung gegründet. Als seine Schöpfungen wären diese Fachorgane an erster Stelle berufen gewesen, die durch die politische Presse über den Fall Stephan—Rathenau seit Jahren nicht minder irregeführte Beamtenschaft der Reichspost entsprechend aufzuklären. Man fand sich indes bei Besprechung der Schrift mit der allgemeinen Bemerkung ab, „sie weise nach, daß der praktische Wert des Fernsprechers zuerst von Stephan erkannt worden sei". Auf Rathenaus Machenschaften ging man nicht ein. Statt dessen behauptete die „Deutsche Verkehrszeitung", „die Schrift schildere neben jenem Verdienst Stephans auch die wertvolle Unterstützung, die ihm hierbei Werner von Siemens und Emil Rathenau geleistet hätten[1]". War das alles, was diese amtliche Zeitschrift unter weiterer Irreführung ihrer Leser über Rathenau und seine Rede von 1908 zu sagen wußte, so verstand sich das Postarchiv nur noch zu dem zaghaften Zusatz, „die Schrift sei allerdings auch noch gewissen in letzter Zeit zu Gunsten Rathenaus veröffentlichten Herabsetzungen Stephans entgegengetreten[2]". Daß sich schon seit 1908 niemand mehr hier Stephans angenommen hatte und von wem dessen Verunglimpfungen ausgegangen waren, darüber schwieg sich auch dieses offizielle Organ aus. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn andere technische Zeitschriften sowie neben dem „Deutschen Reichs- und preußischen Staatsanzeiger[3]" die politischen Zeitungen ebenso verfuhren: soweit Rathenaus Name in den Besprechungen überhaupt erwähnt wurde, war es der große Unbekannte, der es Rathenau nach dessen Tode fälschlich „nachgesagt" hatte, er wäre bei der Einführung des Fernsprechers Stephans Anreger gewesen. Auch militärische Blätter, wie z. B. die „für das Feldheer beim Stabe des Kriegsamts redigierten wirtschaftlichen Mitteilungen[4]" sowie Kriegszeitungen ließen in ihren der Schrift entnommenen Auszügen das, was Rathenau betraf, unerwähnt. Beim „Militärwochenblatt", das 1917 ebenso verfuhr, konnte man erkennen, daß dessen Besprechung von einem höheren Telegraphenbeamten herrührte. Ein komisches Versehen unterlief dem Verfertiger eines längeren Auszugs aus der Schrift, den er als Mitglied einer hochkonservativen Zeitung einer verbreiteten Berliner Feuilletonkorrespondenz für deren Bezieher geliefert hatte. Da er nämlich dabei vergaß, die ausgeschlachtete Quelle zu nennen, dafür aber sich als den Urheber seines „40 Jahre Fernsprecher" betitelten Aufsatzes bezeichnete, erschien er jetzt in Blättern verschiedenster politischer Richtung, darunter auch im Berliner „Vorwärts", als derjenige, der von sich aus Stephan in der Öffentlichkeit endlich wieder zu seinem früheren Ansehen verhalf.

Von dieser Eigenart der Besprechungen abgesehen, daß sie um die Person Emil Rathenaus herumgingen, haben sie namentlich in der Provinzpresse manches

[1] Nr. 48 vom 30. November 1917. — [2] Nr. 12 von 1917.
[3] Vom 15. Januar 1918. — [4] Nr. 53 vom 21. November 1917.

zur Rehabilitierung Stephans beigetragen. Anders verhielten sich die beiden größten jüdischen Zeitungsverlage in Berlin, Rudolph Mosse und Gebr. Ullstein. In ihren Blättern mit Mammutauflagen schwieg man die Arbeit nicht nur tot. Hier bemühte man sich vielmehr, die angeblich richtungweisenden Verdienste Rathenaus um den Fernsprecher erneut herauszustellen. So wußte die zum Ullsteinverlag gehörige „Berliner Abendpost" in einem 180 Druckzeilen langen, dem „Fernsprecher" gewidmeten Aufsatz vom 10. November 1917 zu verkünden, daß Deutschland die damals vor 40 Jahren einsetzende erste Benutzung des Fernsprechers zum Anschluß von Postanstalten an das Reichstelegraphennetz einer einjährigen Bearbeitung Stephans durch Rathenau verdankte. Auf eine der Schriftleitung am selben Tage übersandte Berichtigung erhielt Grosse am 13. November zur Anwort, „man könne, auch wegen Platzmangels, auf den Fall nicht zurückkommen, da die Zeitung nur aktuelle Themata behandle". Grosses Erwiderung vom 13., seine Zuschrift mache an Umfang nur einen kleinen Bruchteil jenes mehrspaltigen Aufsatzes aus und sei doch gerade wegen ihres Inhalts für die Leser durchaus aktuell, wurde keiner Beachtung gewürdigt. Hatte ferner schon 1915 der dem Mosseverlage nahestehende Verkehrsschriftsteller Artur Fürst in seiner Gedenkschrift auf Rathenau die Einführung des Fernsprechers ganz an Hand der Rathenauschen Rede und der von Ladon dazu gelieferten Einzelheiten behandelt, so machte es jetzt 1918/9 Dr. Felix Pinner, der dem Redaktionsstabe des „Berliner Tageblatts" angehörte, in seinem Buche über Rathenau wieder ebenso, obwohl auch seiner Zeitung ein Stück der „40 Jahre Fernsprecher" vom Verlage übersandt worden war. Wie Pinner brieflich nunmehr erklärte[1], wollte er „die Schrift nicht gekannt und für seine Arbeit eigene Aufzeichnungen Rathenaus über den Fernsprecher benutzt haben". Nun hatte aber Riedler als der bei weitem ältere Freund Rathenaus schon 1916 in seinem Buche nachgewiesen, daß die einzige in Rathenaus Nachlaß vorgefundene, von ihm eigenhändig geschriebene Aufzeichnung selbstbiographischer Art nichts über den Fernsprecher enthielt[2]. Pinners gegenteilige Angabe konnte deshalb nicht zutreffen. Statt nun Grosses Zuschrift einfach im „Berliner Tageblatt" zu veröffentlichen, „behielt er sich eine Richtigstellung in der Neuauflage seines Buches vor, die aber leider nicht sehr wahrscheinlich sei" und auch nie erschienen ist. Dafür gelang es Grosse, im Jahre 1919 Artur Fürst zu bewegen, von seiner Darstellung des Falles Stephan—Rathenau nunmehr abzurücken. Anknüpfend an eine kurze Wiedergabe der tatsächlichen Vorgänge erklärte er jetzt, wenn auch unpersönlich: „Stephans Stellungnahme gegenüber dem neuen Verkehrsmittel sei bisher in der Literatur stets unrichtig dargestellt worden. Erst die Grossesche Schrift habe den Werdegang des Fernsprechers richtig geschildert[3]." Wenn auch Fürst hier ebenfalls vermied, Rathenau zu nennen, so war doch wenigstens in dem Hauptblatte des Mosseverlages jetzt etwas für Stephan erreicht worden. Nunmehr, nach zwei Jahren, brachte auch das amtliche Postarchiv aus der Grosseschen Schrift das Kapitel über Stephan und Rathenau zum Abdruck[4]. Eine grundsätzliche Abkehr der

[1] Schreiben vom 6. August 1919. — [2] S. 40.
[3] Berliner Tageblatt vom 13. August 1919, „Das dickste und das dünnste Fernsprechverzeichnis". — [4] Nr. 3 von 1919.

Reichspost von ihrem bisherigen Standpunkte bedeutete dies indes nicht. Dem Ministerialdirektor Köhler waren lediglich inzwischen die Zügel mehr und mehr entglitten, so daß einige seiner Referenten, bis er demnächst in den Ruhestand trat, allerlei Maßnahmen, die sie für überfällig geworden ansahen, nunmehr selbst in die Hand nahmen. Unter Köhlers Nachfolgern der Systemzeit galt Emil Rathenau nach wie vor als „der verdienstvolle Mann[1]", dessen Vorgehen gegen Stephan man im amtlichen Schrifttum nicht mehr erwähnte. Dafür hob man jetzt seine durch die Schrift bekanntgewordene Werbetätigkeit heraus, worauf er selbst nach dem Zusammenbruche seiner Legende wohl auch noch weiter gern verzichtet hätte. Im Reichspostministerium der Systemzeit, die unter dem Motto seines Sohnes „Die Wirtschaft ist das Schicksal" stand, fühlte man sich dem dahingegangenen gefeierten Wirtschaftsführer anscheinend kollegialisch verbunden, da eine leitende Stelle dieses Ressorts sich damals dem Plane nicht verschloß, die Deutsche Reichspost in eine Aktiengesellschaft mit einem Generaldirektor an der Spitze umzuwandeln[2]. Als die bisherige rechte Hand des Postministers Stingl das 1859 erschienene Standardwerk des damals 28jährigen Stephan „Die Geschichte der preußischen Post" neubearbeitet herausgab[3], waren die Stellen fürsorglich ausgemerzt, wo Stephan tendenzlos über Benachteiligungen des Postengangs durch feige oder verräterische Juden berichtet hatte[4].

Von 1922 ab vermochte Grosse die weitere Behandlung der Rathenaulegende in der Presse nur noch aus der Provinz zu verfolgen, wo er auf seinen wiederholten, auch schon bei Herrn Kraetke gestellten Antrag nunmehr in Beschäftigung gesetzt wurde. Am längsten blieb Emil Rathenau der Ullsteinverlag treu, in dessen „Vossischer Zeitung", den Direktiven ihres technischen Mitarbeiters Kurt Joel[5] vom „Versager" Stephan folgend, noch 1929 Adolf Heilborn wieder zu berichten wußte, „Emil Rathenau habe das Telephon schon 1876 aus Amerika nach Berlin mitgebracht, wo er es aber nur wie sauer Bier ausbieten konnte[6]". Zur gleichen Zeit erlebte dieses Märchen den letzten starken Auftrieb durch das vielgerühmte Sonderheft „Lebenserinnerungen" des langjährigen Mitarbeiters Rathenaus und damaligen Vorsitzenden des Direktoriums der AEG., des jüdischen Geheimen Kommerzienrats Dr. h. c. Felix Deutsch[7], das die AEG. 1928 anläßlich seines 70. Geburtstages den Zeitungen und nach seinem im selben Jahre erfolgten Tode auch noch den Deutschen Bibliotheken als „ein Dokument von historischer Bedeutung übersandte[8]". Nach seinen eigenen Aufzeichnungen war Deutsch von 1873 ab, wo er im Alter von 15 Jahren als kaufmännischer „Stift" bei dem jüdischen spezialtechnischen Geschäft für Zuckerfabriken M. W. Heimann in Breslau eintrat, dort bis Sommer 1882 tätig gewesen und mit Rathenau erstmalig

[1] Siehe die amtlichen Beiträge in der Stephannummer der Berliner „Woche" vom 10. Januar 1931.
[2] Mitgeteilt vom Staatssekretär im Reichspostministerium Dr. Nagel in der „Deutschen Verkehrszeitung" vom 13. März 1937.
[3] Stephan-Sautter, Berlin 1928.
[4] Stephan, Geschichte der preuß. Post, 1859. S. 134, 346/7.
[5] Nr. 56 vom 31. Januar 1919. — [6] Vom 22. November 1929.
[7] Sonderheft der Hauszeitschrift „Spannung" von 1928.
[8] Das metallographierte Anschreiben des Literarischen Büros der AEG. vom 8. August 1928 an die Bibliotheken ist bei der Staatsbibliothek in Berlin noch vorhanden.

Winter 1882/83 bekannt geworden, also etwa fünfeinhalb Jahre nach dessen Rückkehr aus Philadelphia. Den ersten Fernsprecher bekam Deutsch deshalb vermutlich erst zu Gesicht, als Stephan 1881 auch in Breslau ein Vermittlungsamt hatte eröffnen lassen. Gleichwohl stellte Deutsch jetzt in seinen „Lebenserinnerungen" es als eine Tatsache hin, daß „das Telephon schon 1876 durch Rathenau von Philadelphia nach Berlin gebracht worden sei, wo es auf diese Weise in Stephans Hände kam, der sich aber von der Erfindung nicht viel versprach und schließlich durch Rathenau die ersten Anlagen ausführen ließ[1]".

Neben anderen Blättern beeilte sich damals auch die „Deutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer von einem Fachmanne geleiteten technischen Beilage „Kraft und Stoff[2]" „einige ausgewählte Abschnitte" aus der Sondernummer abzudrucken und damit ihrem Leserkreise auch die abgedroschene Rathenaulegende erneut und kommentarlos vorzusetzen. In der Annahme, daß der Schriftleiter über diese Stellen hinweggelesen hätte, ersuchte ihn Grosse more solito im Interesse Stephans um Veröffentlichung einer berichtigenden Nachschrift. Die Redaktion vertrat jedoch die Ansicht, daß es nicht ihre, sondern Grosses Sache sei, sich mit Deutsch auseinanderzusetzen. Was dabei herausgekommen wäre, kann man sich denken. Der wahre Grund der Ablehnung war wohl der, daß ein Aufsatz, den die Schriftleitung in jenen Tagen auch noch „über die Verdienste des bedeutenden Industrieführers Deutsch" anläßlich seines 70. Geburtstages (16. Mai 1928) vorbereitete, durch eine solche Berichtigung beeinträchtigt worden wäre. Wie gutgläubig dieselbe rechtsgerichtete Zeitung noch weiterhin Emil Rathenau gegenüber verfuhr, als einer seiner Verehrer ihr einen Artikel über die „Jugendzeit dieser großen und überragenden Persönlichkeit" übersandte, beweist die darin mitenthaltene Schilderung jener acht Jahre, wo Rathenau von 1875 bis 1883 als Rentier lebte und dies nur einmal durch den kurzen Werbedienst unterbrach. „Schwere Jahre des Kämpfens und Ringens" nennt dies der Aufsatz, und ihn selbst „einen verkrachten Unternehmer", als er „infolge von schweren finanziellen Sorgen und Mißhelligkeit" 1875 aus seiner Maschinenfabrik ausgetreten war[3]. Damit sollten wohl jene 900 000 Mark in Vergessenheit gebracht werden, die Rathenau hierbei allein für sich rettete, wie dies sein Biograph Pinner 1918 ausgeplaudert hatte.

Die Beweggründe der Rathenauschen Rede

Wenn ein 70jähriger Jubilar auf einem Bankett zu vorgerückter Stunde über seine Lebensarbeit öffentlich spricht, wird man gern bereit sein, ihm einige Unrichtigkeiten nachzusehen, sofern seine Angaben sonst ungefähr zutreffen. Von Rathenaus Rede und den von ihm dazu dann noch gelieferten Nachträgen ließ sich auch das nicht behaupten. Hatte er nun die Rede spontan gehalten oder sie abgelesen? Im Jahre 1908 wäre dies sicherlich noch festzustellen gewesen, zumal wenn etwa ein Mitglied des Reichspostamts selbst an dem Bankett teilgenommen hatte[4]. Neun Jahre danach wußten darum wohl

[1] S. 16. — [2] Nr. 20 vom 13. Mai 1928. — [3] Nr. vom 20. April 1933.
[4] Ein Archiv war bei der AEG., wie Pinner in seinem Buche erklärt, bis 1918 nicht geführt worden. In dem jetzigen Archiv der AEG. sind Aufzeichnungen über die Feier des 70. Geburtstages Rathenaus nicht vorhanden (Auskunft der Pressestelle der AEG. vom 14. April 1940).

nur noch wenige aus Rathenaus ehemaliger nächster Umgebung, die hierüber aber weiter dicht hielten, damit der Glaube an das, was die jüdische Propaganda aus dem „mit dem göttlichen Funken begabten[1], unnachahmlichen, genialen Manne Emil Rathenau und seiner Sehergabe[2]" gemacht hatte, in nichts erschüttert wurde. So belastend es für Rathenau war, daß sein Interviewer Ladon, noch bevor die Rede stieg, ihren wesentlichen Inhalt schon hatte verarbeiten können, hielt Grosse mangels weiterer Indizien es im Interesse Stephans für ratsamer, die endgültige Auseinandersetzung über Rathenaus Vorgehen einer späteren Zeit zu überlassen. Er beschränkte sich deshalb auf die Unterstellung, daß Rathenaus Gedächtnis bei seiner Rede wichtigen Eigenerlebnissen gegenüber versagt hätte, vielleicht weil die von ihm mündlich behandelten Dinge schon einige Jahrzehnte zurücklägen. Nun ist es nicht bloß der den Menschen Rathenau sonst überwiegend unkritisch behandelnde Riedler allein, der von ihm erklärt, „er habe ein ungewöhnlich starkes, treues Gedächtnis besessen, das auch geringfügige Einzelheiten, die Rathenau interessierten, aufs genaueste bewahrte, so daß ihm Tatsachen, Personen und Gespräche immer lebendig zur Verfügung standen[3]". Auch Pinner berichtet 1918, daß ihm Rathenau noch sechs Jahre nach der Rede trotz inzwischen eingetretenen körperlichen Siechtums „in stundenlanger Unterhaltung alle brennenden Fragen der Elektrotechnik jugendfrisch wie nur je entwickelt habe[4]". Ebenso äußert sich Fürst, der noch wenige Wochen vor Rathenaus Tode mit ihm eine lange Unterredung führte: „Ungeachtet seines sehr schlechten Gesundheitszustands war die Klarheit des Geistes und die Fülle der Erinnerungskraft bei diesem Greis bis zu seinem Todestage so jugendkräftig wie vor Jahrzehnten geblieben[5]."

Unter solchen Umständen wäre es Pflicht mindestens dieser Biographen gewesen, gegen den von Grosse schon Jahre zuvor Rathenau unterstellten Gedächtnisschwund Einspruch zu erheben. Aber auch sonst ging niemand aus der großen Rathenaugemeinde, selbst nicht sein schriftstellerisch so rühriger Sohn Walther, dagegen an. Denn dann wäre von ihnen zugestanden worden, daß Rathenau seine Rede in der Tat vorher wohlüberlegt, die Vorgänge also wissentlich falsch dargestellt hatte. Insofern wurde er bereits durch die Schrift, ohne daß sie ihren Zweck vereitelte, nach ihrem Erscheinen einer solchen Handlung überführt. Aber auch Riedler trug dazu noch selbst Bausteine mit heran, ohne dabei an die Rede von 1908 zu denken, indem er an Hand langjähriger Beobachtungen mitteilte, „Rathenau habe, wenn er vor einem größeren Kreise sprach, die Worte von einer Niederschrift abgelesen, weil ihm, wie so vielen schöpferisch Veranlagten, öffentlich frei zu reden schwer fiel[6]". Auf Grund seiner mehr als 40jährigen Freundschaft mit Rathenau[7] spricht Riedler ferner „die Überzeugung aus, daß dessen Handeln in wichtigen Fragen von seinem Sohne Walther mitbestimmt worden sei[8]". Da Emil Rathenau selbst „ungern schrieb und dann, entgegen seinem Wesen, in langen Sätzen, nicht immer wirkungsvoll[9]" — was man seiner Rede von 1908 wirklich nicht nachsagen kann—, dürfte hiernach Walther Rathenau bei ihr, wohl der letzten, die sein Vater öffentlich hielt, mit Pate gestanden haben.

[1] A. Fürst, S. 2. — [2] Riedler, S. 219. — [3] Ebd., S. 213. — [4] Pinner, S. 407. [5] Fürst, S. 108. — [6] Riedler, S. 216. — [7] Ebd., S. 189. — [8] Ebd., S. 188. — [9] Ebd., S. 216.

Das nächstliegende Motiv der Rede bildete sicherlich der von Walther Rathenau in seiner Schrift „Höre Israel!" der jüdischen Rasse allgemein vorgehaltene „ungebändigte Ehrgeiz": Emil Rathenau wollte die Feier seines 70. Geburtstags mit einem Knalleffekt abschließen, der in den Ohren seiner Zeitgenossen ihm zum Ruhme lange nachklang. Gewisse Ausführungen bei Riedler und Pinner lassen aber darauf schließen, daß ihm seine sensationellen Bemerkungen über Stephan auch noch dazu dienten, um sich an diesem und der Reichspost für Enttäuschungen zu rächen, die, je älter und mächtiger Rathenau geworden war, in seiner „retrospektiven Phantasie[1]" immer größere Ausmaße angenommen hatten.

Durch die Ablehnung seines Konzessionsgesuchs von 1880 war, so wenig aussichtsvoll es von vornherein auch ihm erscheinen mußte, sein Plan zerschlagen worden, nach langer Untätigkeit der Vertreter einer ausländischen Telephongesellschaft zu werden, mit deren Hilfe er später zum Leiter eines von ihr in Deutschland gegründeten Tochterunternehmens hätte aufsteigen können. Gleichwohl grollte er damals Stephan wohl noch nicht. Sonst wäre seine schon ein halbes Jahr danach erfolgte Meldung für den Werbedienst vermutlich unterblieben. Erst als sich seine Erwartung nicht erfüllte, daß ihm diese Tätigkeit zu einem Aufstieg bei der Reichspost verhelfen werde, legte dies den Grund zu einer Verstimmung, die sich bei Rathenau, so groß er auch später bei der AEG. wurde, mehr und mehr steigerte, um dann von seinem Mentor Riedler in folgende Sätze gekleidet zu werden: „Nach damaligem Herkommen hätte Rathenau vielleicht den schönen Titel eines Königlichen Kommissionsrats erringen können. Zum Kommerzienrat hätte es sicher nicht gereicht. So war das ganze Erträgnis dieser Zeit staatlicher Tätigkeit ein schönes Schreiben der Postverwaltung. 1881 war dieses Zwischenspiel zu Ende. Abermals [mit dem ersten Male ist der Mißerfolg des Konzessionsgesuchs gemeint] erwies sich die Zeit für das Neue unreif. Rathenau war tief niedergedrückt. Ein zerrüttetes, weil tatenloses Leben stand ihm bevor, seiner Eigenart zuwider. Es folgten äußerlich ereignislose Jahre, unterbrochen durch Reisen, meist mit der ganzen Familie, und durch Ausstellungsbesuche. Fast ein Jahrzehnt dauerte der Zustand der Unzufriedenheit und Unrast, das Drängen nach neuer Betätigung ohne Aussicht auf Verwirklichung[2]."

Man weiß nicht, worüber man sich hier mehr wundern soll: über Rathenaus groteske Überschätzung seines dreivierteljährigen Werbedienstes oder über Riedler, der als Professor der Technik neben Rathenaus Rede auch noch solche Äußerungen blanko übernimmt[3] und der dabei an einer anderen Stelle seines Rathenau „in Lebenstreue[4]" schildernden Buches wieder über ihn schreibt: „Seine Anspruchslosigkeit war ungewöhnlich, ein Mann von strenger Wahr-

[1] Pinner, S. 88. — [2] Riedler, S. 41.

[3] Riedler konnte anderswo sehr kritisch sein. Als Dr. Rudolf Diesel 1912 in der Schiffbautechnischen Gesellschaft in Berlin vor einem glänzenden Auditorium seinen denkwürdigen Vortrag über die Entstehung des Dieselmotors hielt, suchte Riedler in der anschließenden Diskussion dessen Verdienste so herabzumindern, daß ein großer Teil der Versammlung den — allerdings irrigen — Eindruck bekam, er habe Diesel aus wenig erfreulichen Motiven etwas am Zeuge flicken wollen (E. Diesel, „Diesel, der Mensch, das Werk, das Schicksal", Hamburg 1937, S. 415/416).

[4] Riedler, S. VII.

haftigkeit, rechtschaffen im Denken und Handeln, war ihm jeder falsche Schein, alle Äußerlichkeit zuwider. Titel ließen ihn gleichgültig[1]."

Ungeachtet des hiernach von 1881 ab in seiner Einstellung zu Stephan eingetretenen Wandels spielte Rathenau, da er damals in Berlin noch immer unbekannt war, dem Reichspostamt gegenüber weiter den Unbefangenen. Denn noch 1884 trat er, wobei vermutlich der Berliner Magistrat ihm Hilfsdienste leistete, erneut mit einem Anliegen an die Reichspost heran. Damals hatte die von Rathenau eben gegründete, von jüdischen Banken zweiter Ordnung schwach finanzierte und mit nur zwei Köpfen Büropersonal[2] arbeitende „Deutsche Edisongesellschaft" ein Tochterunternehmen geschaffen, das unter dem zunächst etwas hochtönenden Namen „Städtische Elektrizitätswerke" einen Teil der Berliner Innenstadt mit Glühlicht versorgen wollte und für das man als Leiter einen Fachmann brauchte. Solche gab es zu jener Zeit nur erst wenige, die noch dazu fast sämtlich in der als Konkurrenzunternehmen für eine Anfrage ausscheidenden Firma Siemens & Halske saßen. Der Telegraphenabteilung des Reichspostamts in der Französischen Straße[3] gehörte als Referent für den Telegraphenbau ein Geheimrat Ludewig an, der den Werber Rathenau seiner Zeit mit Informationen versehen hatte. Diesen Umstand benutzte Rathenau jetzt, um die neue Aktiengesellschaft, „in der er selbst noch kein Ansehen besaß[4]", auf Ludewig aufmerksam zu machen. Es gelang denn auch, diesen bereits 56 Jahre alten Herrn, der bis dahin nur seiner Technik gelebt hatte, dafür zu gewinnen, daß er vorzeitig in den Ruhestand trat, um dafür den Direktorposten des aufzubauenden Werks zu übernehmen[5]. In was für Verhältnisse er dort geriet, scheint er sich vorher wenig klar gemacht zu haben. In der Muttergesellschaft saß neben Rathenau dessen kaufmännische Stütze, der Jude Deutsch. Im Hintergrunde standen als Geldgeber ebenfalls Juden. Sodann hatte Rathenau mangels Erfahrungen amerikanische Maschinen für die Anlage bestellt, die sich nach ihrer Inbetriebnahme als ungeeignet erwiesen und umgebaut werden mußten[6]. Da ferner bis auf weiteres der Abnehmerkreis an Licht sehr klein blieb und das Werk mit Verlust arbeitete, wurde dessen finanzielle Lage immer heikler[7]. Als die darüber stutzig gewordene Stadtverwaltung u. a. eine Verdoppelung des Grundkapitals verlangte und Ludewig, der wohl ein gewissenhafter Beamter, aber kein waghalsiger Geschäftsmann war, die finanzielle Lage des Unternehmens bei Erfüllung der Forderungen der Stadt für „höchst bedenklich[8]" und „dem Ruin nahe[9]" bezeichnete, rief dies unter

[1] Riedler, S. 211, 214. — [2] Pinner, S. 100.

[3] Bis 1897, wo das Reichspostamt Leipziger Straße 15 durch einen Anbau vergrößert wurde, war seine Telegraphen- und Fernsprechabteilung in einem Dienstgebäude in der Französischen Straße für sich untergebracht.

[4] Riedler, S. 49.

[5] Ludewig, der sich hierbei wohl von der Aussicht auf ein höheres Einkommen leiten ließ, gehörte als Telegraphenbeamter erst seit 1876 der Reichspost an. Bis dahin war die Reichstelegraphie eine selbständige Behörde gewesen. Da sie sich aber wirtschaftlich nicht mehr aus sich selbst erhalten konnte, vereinigte sie Bismarck, auch wegen ihrer Rückständigkeit, mit der Reichspost, worauf Stephan sie wie diese auf eine vorbildliche Höhe brachte. Auf Ludewigs Verbleiben im Dienst scheint Stephan 1884 weiter keinen Wert gelegt zu haben.

[6] Riedler, S. 50. — [7] Pinner, S. 138/139. — [8] Ebenda.

[9] Deutsch, Lebenserinnerungen, Berlin 1928, S. 20.

den Aktionären und den Bankkreditoren der Gesellschaft „eine wahre Panik" hervor[1]. Um einen Zusammenbruch zu verhüten, setzte Rathenau durch einen „tollkühnen" Aktienkauf von 1,5 Millionen Mark alles auf eine Karte und erreichte dafür, daß Ludewig wegen des Schreckens, den er ihm und den Geldgebern eingejagt hatte, sofort 1887 ausgeschifft wurde[2]. Rathenau beruhigte sich dabei auch später nicht. Obwohl Ludewig schon wenige Jahre danach unter tragischen Umständen starb, sorgte Rathenau dafür, daß die Wahl dieses ehemaligen Angehörigen der Reichspost von Riedler und Pinner in ihren Büchern als „arger Mißgriff" und Ludewig „als überängstlicher Bürokrat, der seiner Aufgabe wenig gewachsen war[3]", hingestellt wurde. Infolgedessen ging er auch noch in die Denkschrift „50 Jahre Berliner Elektrizitätswerke 1884—1934" entsprechend gekennzeichnet ein[4].

Zu diesen Enttäuschungen, die Stephan und die Reichspost dem Rathenau der achtziger und neunziger Jahre bereiteten, kamen für ihn als weiteres Ärgernis noch die nahen Beziehungen hinzu, die Stephan persönlich mit Werner von Siemens und die Reichspost geschäftlich mit dem „christlich-deutschen" Welthause Siemens & Halske verbanden und die dieser Firma ein weites Arbeitsfeld erschlossen, während die aus der „Deutschen Edisongesellschaft" 1887 hervorgegangene AEG. viele Jahre hindurch mit den größten Schwierigkeiten auch bei den Finanzleuten kämpfen mußte, um gegen jene mächtige Konkurrenz aufzukommen[5]. War doch z. B. Stephan einer der wenigen in leitender Stellung gewesen, der den inneren Wert der von Werner Siemens zuerst eingeführten Bogenlampe sofort erkannte und alsbald mehrere Diensträume Berliner Verkehrsämter damit ausstatten ließ, trotz der Unvollkommenheiten, die der neuen Erfindung zunächst anhafteten. Mit Werner Siemens gründete Stephan ferner den Elektrotechnischen Verein, dessen Vorsitzender der Generalpostmeister als Dank dafür wurde, daß er „rückhaltlos für eine solche Vereinigung eingetreten war, die ohne ihn des mächtigen Einflusses entbehrt und nichts Dauerndes geschaffen hätte".

Aus Stephans Verhältnis zu Siemens könnte man folgern, daß der auf den Juden überhaupt „lastende alte, ungesättigte Haß[6]" sich bei Emil Rathenau auf Stephan auch deshalb entladen hätte, weil er in ihm einen Antisemiten sah. Wird doch Stephan in der neuesten, 1937 über ihn erschienenen Biographie von Bartholdy[7] auch zu einem „Judenverächter" erklärt, „um alle jenen krampfhaften Versuche ad absurdum zu führen, durch die man in der Systemzeit Stephan zum Demokraten im üblen Sinne oder gar zum Judenfreunde stempeln wollte". Dem Kenner der Stephanliteratur ist von solchen Versuchen, für die Bartholdy — wie auch für manche andere seiner Behauptungen — keine Belege anführt, nichts bekannt. Dagegen fällt auf, daß Bartholdy aus älteren Stephanbiographien unter Verschweigung des Namens des Redners eine Lobrede in sein Buch übernimmt, die der jüdische Abgeordnete und Demokrat Dr. Bamberger in der Reichstagssitzung vom 22. April 1871 auf Stephan und die deutsche Feldpost gehalten hat[8],

[1] Pinner, S. 138/139. — [2] Riedler, S. 51. — [3] Ebd., S. 49.
[4] S. 13; erschienen im VdI.-Verlag. — [5] Riedler, S. 55.
[6] Walther Rathenau in: „Höre Israel!"
[7] Martin Bartholdy, Der Generalpostmeister H. von Stephan, Berlin 1937, S. 77, 204.
[8] S. 94.



so daß der deutsche Gegenwartsmensch in dem Redner natürlich einen Arier sieht und dessen Aussprüche noch jetzt weiterverbreitet[1]. Übrigens hat noch 1937 Bartholdy in seinem Buch an dem Falle Stephan—Rathenau keinerlei Anteil genommen.

Für die Behauptung, Stephan sei Antisemit gewesen, läßt sich weder aus seiner amtlichen Tätigkeit noch aus seinem Schrifttum ein Nachweis erbringen. Auch fehlen hinreichende Anhaltspunkte, um eine solche Einstellung aus dem noch in der Zeit des ausgesprochenen Freihandels von Stephan zuerst herbeigeführten Schutz der nationalen Arbeit und aus der seine Reformtätigkeit auszeichnenden Energie zu folgern, mit der er dem Kapitalismus den erstrebten Einfluß auf die Einrichtungen und den Betrieb der Reichspost unmöglich machte und durch die Gestaltung der Post- und Telegraphentarife verhinderte, daß zum Nachteil des Bauern, des kleinen Mannes und des allgemeinen Verkehrs für die begüterten Klassen privilegierte Sendungen geschaffen wurden. Bartholdy unternimmt auch nicht den Versuch, hieraus im Sinne seiner Behauptung Schlüsse zu ziehen. Statt dessen dient ihm ein ulkiger Vers auf jüdische Badegäste als Beleg, den schon eine deutsche Jagdzeitung 1931 mit abdruckte, als sie in einigen ihrer Nummern aus Stephans sieben dicken Jagdtagebüchern eine Fülle heiterer und ernster Eintragungen veröffentlichte[2]. Da in der Stephanschen Zeit, die Bartholdy nicht mehr gekannt hat, noch jüdische Witze[3] am Stammtisch mit eine Rolle spielten, hatte Stephan jenen Vers, weil er ihm noch neu war, sich neben Sprüchen Helgoländer Fischer auf einer Jagd auf Helgoland Juli 1889 notiert, um dies, wenn er mit seinen Freunden zusammensaß, als vielbegehrter Erzähler von Anekdoten und Scherzen mit an den Mann zu bringen. Für eine Stempelung Stephans zum Antisemiten läßt sich ebensowenig, wie Bartholdy es tut, der Einzelfall verwerten, daß eine lustige Bemerkung aus dem Jahre 1874 in einem der vielleicht 50 000 Privatbriefe, die Stephan im Laufe seines Lebens geschrieben hat, darauf hindeutet, daß sein Schwiegervater auf Reisen Juden gern aus dem Wege ging[4].

So urdeutsch und national Stephan auch dachte und handelte, fiel doch sein Leben, wie das Bismarcks, in der Hauptsache noch in das Vorfeld der Zeit, wo das moderne Weltjudentum sich in Deutschland erst entwickelte und es das Bewußtsein, in die Macht zu kommen, bei uns noch nicht besaß. Beide Staatsmänner haben deshalb die jüdische Gefahr und den Rassegedanken als Weltproblem und volkserzieherische Macht noch nicht erkannt. Sah doch selbst ihr Zeitgenosse, der Berliner Hofprediger Stoecker, als Entfacher der ersten antisemitischen Bewegung, die die Gründerjahre noch nicht fertiggebracht hatten, die Judenfrage nur als eine Sache der Religion an. Bei Stephan kam hinzu, daß der Jude im Personal der Reichspost so verschwindend vertreten war, wie in keiner anderen Zivilverwaltung des Reiches. Gerade bei der Post mußten die Beamten, dem Vorbilde entsprechend, das ihnen Stephan selbst gab, mit Hingebung arbeiten, und die höheren

[1] Wie z. B. in dem Aufsatz „Bismarck und Stephan" in der Zeitschrift „Deutsche Post" vom 30. März 1940.
[2] Richard Kruse, „Heinrich von Stephan als Jäger", in: „Wild und Hund", Nr. 20—23.
[3] Siehe auch „Deutsche Postgeschichte", 1940/I, S. 158.
[4] Bartholdy, S. 108.

nicht weniger wie die unteren. Familien- und sonstige Beziehungen, durch die man anderswo vorwärts kommen konnte, spielten bei ihm nicht mit. Seinen Weisungen gemäß wurde der Mensch nur nach Leistung und Gesinnung gewertet. Alles das bildete aber für Juden, die eine Beamtenstellung anstrebten, keinen Anreiz. Auch den Angehörigen der zu Stephans Zeit erst im Entstehen begriffenen Berliner Judokratie bot er persönlich nicht das, was sie hätte veranlassen können, seinen Verkehr zu suchen. Dazu war er ihnen zu national, geistig zu hochstehend und in seinen leiblichen Bedürfnissen zu anspruchslos. Mit zwei Juden hat Stephan aus wissenschaftlichen Gründen eine Zeitlang in den siebziger Jahren korrespondiert. Der eine war der Sprachforscher Daniel Sanders in Altstrelitz, dessen „Wörterbuch der deutschen Sprache" 1859—1865 erschienen war und der, als Stephan 1875 unter dem Gespött der Intellektuellen, dem auch Bismarck nicht fern stand, die Fremdwörter in der Amtssprache auszumerzen begann, zu den wenigen gehörte, die ihn hierbei in Zuschriften unterstützten. Da Stephan schon für jede gewöhnliche Handreichung zu danken pflegte, ist er auch Sanders den Dank für seine Mühewaltung nicht schuldig geblieben. Mit dem anderen, dem Ägypteologen und Romanschriftsteller Georg Ebers, kam Stephan nach dem Erscheinen seines eigenen, Ende der sechziger Jahre verfaßten Werkes über Ägypten in Berührung. Ob Stephan um dessen Abstammung gewußt hat, steht dahin. Sehr vielen ist sie wohl erst durch den Aufsatz des Professors Adolf Bartels „Verschwundene Juden" von 1938[1] bekanntgeworden.

Von jeher überzeugter Monarchist und Anhänger eines praktischen Christentums, glaubte Stephan zu einer Zeit, die eines neuen, großen Ethos noch lange entbehren sollte, den stärksten Schutz des Staatswohls in der Bekämpfung des Parteiwesens sowie der bisherigen Vorherrschaft der Orthodoxie und trockenen Dogmatik in der Kirche zu sehen, um damit der vom internationalen Sozialismus betriebenen Gottlosenbewegung entgegenzuarbeiten. Daß diese am Ende seines Lebens sich geltend machenden Zersetzungserscheinungen besonders vom Judentum ausgingen, dessen Geist der Glaube fehlte, darüber findet sich auch in den letzten Reden Stephans von 1895, in denen er seiner Sorge um die Zukunft des Vaterlandes Ausdruck gab, noch nichts angedeutet. Soweit er damals im Reichstage und in der Linkspresse als der einzige noch übriggebliebene Verfechter des Bismarckschen Regimes aus jüdisch-politischen Kreisen ungerechtfertigt angegriffen wurde, fühlte er sich darüber erhaben. Infolge seiner Veranlagung wurden ihm — was seine vertrautesten Mitarbeiter, die ihm jahrzehntelang nahestanden, bezeugt haben — Haßgefühle auch dann nicht zum Bedürfnis und, wie Max Lenz von Bismarck sagt, „zu einer Kraft seines Geistes", wenn er, wie oft in seinem inhaltsreichen Leben, mit erbärmlichen Kreaturen, auch innerhalb seiner Beamtenschaft, Bekanntschaft machen mußte. Gleich Bismarck, den selbst das Attentat eines Juden nicht zum Antisemiten gewandelt hatte, schwebte sein Geist noch ungebunden über den die Judenfrage berührenden Dingen. Deshalb fand Stephan noch wenige Monate, bevor er, durch Überarbeitung vorzeitig siech geworden, für immer sich legen mußte, nichts dabei, auf der Insel Sylt Herbst

[1] Im „Völkischen Beobachter" vom 13. Januar 1938.



1896 das Atelier des einzigen in Westerland damals ansässigen Malers, der ein Jude war und Katzenstein hieß, wieder einmal aufzusuchen, um dessen in alter Manier hergestellte, auch in der Familie Stephans nicht unbekannte See- und Jagdbilder zu besichtigen. Von einem Manne wie Rathenau trennten ihn freilich „Welten", der „seine Lebensaufgabe in der Sorge für seine Aktionäre erblickte und deshalb allen Mitarbeitern seinen Grundsatz einschärfte: wir müssen für die Aktionäre Geld verdienen, eine andere Aufgabe haben wir nicht. Nur dann haben wir unsere Schuldigkeit getan, wenn das Unternehmen großen Gewinn bringt[1]". Aus demselben Grunde hätte sich Stephan, wenn er es noch erlebte, auch von hochgestellten Ariern wie dem Staatssekretär a. D. (des Reichsmarineamts) von Hollmann und dem preußischen Staatsminister a. D. Herrfurth abgewandt, die, um ihrer hohen Pension noch einen erklecklichen Zuwachs zu verschaffen, sich von Rathenau als Figuranten für den Posten des Vorsitzes im Aufsichtsrat der AEG. gewinnen ließen, weil Rathenau solcher „christlichen" Gegenpole im Konkurrenzkampf mit Siemens & Halske brauchte, und er sich außerdem durch ihre persönlichen Beziehungen zu anderen Ressorts und zu höchsten Kreisen geldliche Vorteile für die AEG. versprach. Stephan, der infolge seiner Künstlernatur über alles, was mit seiner Arbeit zusammenhing, noch einen Schimmer idealistischen Strebens zu verbreiten wußte, und der dadurch auch der von ihm geleiteten, vordem als der Inbegriff der Prosa betrachteten Verwaltung erst ihre wahre Einschätzung als Kulturanstalt zu geben wußte, lehnte die reinen Geldverdiener, noch dazu internationalen Einschlags, ab, auch wenn sie Arier waren. Um so näher standen ihm innerlich Männer wie Werner von Siemens, der sein großes Unternehmen nicht als Erwerbsgesellschaft betrieb, weil, wie er in seinen „Lebenserinnerungen" erklärt, „seine wissenschaftlichen Forschungen ihm nicht Mittel zum Zweck waren[2]". Hier findet sich auch der Satz, der Stephan so ganz aus dem Herzen gesprochen war, daß „die staatserhaltenden Kräfte nicht im Besitz, sondern in dem Geiste ruhen, der ihn beseelt und befruchtet[3]". Diese Erkenntnis, die darin gipfelte, daß der höchste Inhalt des Lebens das Opfer für das Vaterland bedeutet, trennte beide von Rathenau, noch nicht aber der Umstand an sich, daß dieser Jude war. Denn wenn auch Werner von Siemens bei der Auswahl der Mitarbeiter seines Werkes solche christlicher Konfession (und hier wieder Protestanten) entschieden bevorzugte, hinderte ihn das doch nicht, sich als Syndikus eines Juden Dr. Rosenthal zu bedienen.

Bartholdys Methode, trotz weitgehender Benutzung älterer, wenn auch von ihm nicht genannter Quellen, die u. a. auch über Stephans Beziehungen zu einzelnen Juden berichten, diesen Punkt peinlich zu verschweigen, um an Hand belangloser Belege Stephan dem deutschen Gegenwartsmenschen als Judengegner vorstellen zu können, dient deshalb nicht der Sache, sondern der Erzielung eines Effekts zu Stephans Gunsten. Dessen aber benötigte Stephan als deutscher Held im Kampf und Leiden nicht, weil die Bismarcksche Epoche von der unserigen eben noch weltanschaulich verschieden war.

---

[1] Riedler, S. 207, 208. — [2] Berlin 1892, S. 269.
[3] Ebd., S. 274.

Was Rathenau aus Philadelphia wirklich mitgebracht hat

Die schon erwähnte, mit dem Jahre 1876 abschließende Selbstbiographie Rathenaus, die sich 1915 in seinem Nachlaß vorfand und mit der Riedlers Buch von 1916 beginnt, enthält über den Besuch in Philadelphia nur die Eindrücke, die die dort ausgestellten amerikanischen Dampf- und Werkzeugmaschinen damals auf Rathenau gemacht haben. Indem er in dieser Niederschrift den Stand der Entwicklung jener und der deutschen Erzeugnisse miteinander vergleicht, erklärt er namentlich die deutschen automatischen und Spezialmaschinen für rückständig. „Mir schien", schreibt er dazu, „als brauchte ich — unter den amerikanischen Schaustücken — nur ins volle Menschenleben hineinzugreifen, um mir die Fabrikation zu sichern, die mich interessierte, und ich war überzeugt, daß sie auf heimischem Boden ebenfalls gedeihen würde[1]." Er erwarb denn auch in Philadelphia zu diesem Zweck ein amerikanisches Ausstellungsstück, nämlich — eine Schraubschneidmaschine. Das erfahren wir aber nicht von ihm selber, sondern erst nach seinem Tode von seinem damaligen Reisebegleiter Riedler, der darüber unbefangen erzählt: Rathenaus Bemühungen, diesem Fabrikat in Berlin allgemeineren Eingang zu verschaffen, endeten „kläglich". „Rathenau ist damit bei den Geldleuten von Haus zu Haus gegangen. Überall wurde er, selbst von Fachleuten, abgewiesen, denen die Maschine viel zu teuer war. So mußte er sie schließlich billigst losschlagen und seine Hoffnungen begraben[2]." Dieses Erlebnis scheint bei Rathenau noch auf das Schreiben von 1880 abgefärbt zu haben, in dem er sich um den Werberposten bewarb. Macht er doch darin den Berlinern den weitgehenden Vorwurf, sie hätten neuen Einrichtungen gegenüber stets ungewöhnliche Kälte bewahrt. Außerdem erinnert die Riedlersche Schilderung an die Hauptbestandteile der Rede von 1908, so daß man versucht ist, diese aus Rathenaus Erfahrungen mit der Schraubschneidmaschine abzuleiten: was hier die „kurzsichtigen" Berliner Geldleute waren, die für Rathenaus Idee kein Verständnis zeigten, dazu mußte in der Rede der „verschleierte Blick Stephans" herhalten. Erst Riedler entschleiert so unbeabsichtigt das von Rathenau wohlbehütete Geheimnis, was er in Wirklichkeit 1876 aus USA. mitbrachte, um es „im großen Stile" in Berlin in Szene zu setzen. Indem Riedler ferner, was Rathenau ebenfalls 1908 nicht ahnen konnte, nach dessen Tode jene Selbstbiographie veröffentlichte, die über Philadelphia allein die Maschinenhalle behandelt und das Belltelephon überhaupt nicht erwähnt, bringt er Rathenau mit seiner Rede in vollkommenen Widerspruch. Denn nach ihr war Rathenau „an den Schätzen dieser Halle vorübergegangen, weil ihn ausschließlich Bells ingeniöser Apparat fesselte". Da die eine Erklärung die andere ausschließt und es vom Standpunkt des damaligen Maschineningenieurs Rathenau nur natürlich erscheint, wenn er sich auf der Ausstellung der Maschinenhalle widmete, widerlegt Rathenau selbst den eben zitierten Eingangssatz seiner Rede auf Grund seiner Selbstbiographie: was er seiner Zeit aus Philadelphia mit nach Deutschland brachte, hat mit dem Telephon auch gedanklich nichts zu tun gehabt.

[1] Riedler, S. 28.
[2] Ebd., S. 39.

Die Ausbreitung des Judentums bis zum Beginn des Mittelalters

Erster Teil

Von

Gerhard Kittel

Vorbemerkung

Über die Bedeutung der jüdischen Diaspora im Imperium Romanum ist in diesen Bänden vielfach gehandelt worden. Ich beginne hier mit der Veröffentlichung der Einzelbelege für die Karte dieser Ausbreitung, nachdem ich eine vorläufige Kartenskizze schon der Schrift: „Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung" (1939) beigegeben habe. Weitere Abschnitte, vor allem über Italien, Griechenland, Kleinasien, Nordafrika, Ägypten, hoffe ich demnächst folgen zu lassen.

Die Listen sind so angelegt, daß jedesmal mit der jeweils ältesten Erwähnung einer Örtlichkeit im Zusammenhang mit Juden und Judentum begonnen wird. Die Listen sind im allgemeinen bis etwa 500 n. Chr. geführt, ausnahmsweise (vor allem bei Gallien) noch etwas darüber hinaus.

Antike Namen sind in den Listen und auf den Karten *kursiv* wiedergegeben.

Im Blick auf die Karten wird noch folgendes bemerkt:

a) Die Orte, an denen Juden oder jüdischer Einfluß nachweisbar sind, sind in Rot gegeben. Orte, die aus sonstigen Gründen angegeben werden, sind in Schwarz eingezeichnet; z. B. die Namen solcher Orte, von denen aus Verfügungen oder Synodalbeschlüsse gegen die Juden erlassen wurden, in deren Umkreis also wohl gleichfalls Juden anzunehmen sind. Wo nicht ein Einzelort, sondern eine Gegend oder Landschaft als Sitz von Juden in Frage kommt, ist diese Angabe durch rote Punktierung markiert.

b) Auf eine in die Karten eingefügte Chronologie — sei es durch beigefügte Jahreszahlen, sei es durch Farbenunterscheidung früherer und späterer Nachweise — ist grundsätzlich verzichtet. Es müßte bei der vielfachen zeitlichen Zufälligkeit und Unsicherheit der Funde und ihres zeitlichen Ansatzes ein willkürliches Bild entstehen. Zudem sind alle chronologischen Ansätze, soweit feststellbar, aus den Listen ersichtlich.

c) Alle Benutzung der Karte hat grundsätzlich von der Zufälligkeit der in ihr wiedergegebenen Eintragungen auszugehen. Die Eintragungen bezeichnen die-



jenigen Orte, an denen durch Funde oder literarische Belege die Anwesenheit von Juden ausdrücklich wahrscheinlich gemacht ist. Es versteht sich von selbst, daß es in derselben Zeit an zahllosen anderen Orten Juden gab, die nur deshalb auf der Karte nicht eingetragen werden können, weil für sie zufällig keine Funde oder literarischen Belege vorliegen. Die Ausbreitung des Judentums war also in Wirklichkeit erheblich umfassender, als die Karte dies aufzeigen kann.

Das westliche und nordwestliche Europa

Auf den Wegen über Nordafrika nach Südspanien, von Italien (aber auch von den Hafenstädten des Ostens: Alexandria und Antiochia) nach den gallischen Häfen: Massilia, Narbo, kamen schon frühe Juden nach Westeuropa.

In diesem Bereich tritt die Zufälligkeit besonders ins Licht, von der es abhängt, ob wir bestimmte Nachrichten über jüdische Niederlassungen, vollends für bestimmte Orte, haben oder nicht.

In Spanien setzt die Synode von Elvira um 300 schon eine brennende Judenfrage voraus. Damals muß es also in Spanien schon zahlreiche Juden und Judenschaften gegeben haben, die nicht erst in jenen Jahren einwanderten, sondern schon seit langem Einfluß gewonnen hatten. Damit werden die rabbinischen Nachrichten, die sich zum Teil an Rabbinen des II. Jahrhunderts geheftet haben, in vollem Umfang glaubhaft. Es liegt nicht der geringste Grund vor, zu bezweifeln, daß es schon im I. Jahrhundert eine spanische Judenschaft gegeben hat. Dasselbe wird dann aber natürlich auch für Gallien ebenso wahrscheinlich, obwohl dort die sicheren Nachrichten erst im IV. Jahrhundert zu beginnen scheinen. Auch in Gallien wird es schon im I. und II. Jahrhundert, als die jüdischen Fürsten dorthin verbannt werden und als Eleazar von dem gallischen Schiffsverkehr redet, eine Judenschaft gegeben haben, mindestens in den Küstenstädten und im Rhonegebiet.

Dasselbe gilt für die germanischen Grenzgebiete. Auch hier muß angenommen werden, daß die Trierer Funde von vor 275 und die Kölner Nachricht von 321 nicht isoliert stehen. Nur sind hier noch viel mehr als anderwärts die Spuren früher Judenschaften durch die Stürme der Völkerwanderung verwischt, so daß wir — nach jenen Frühfunden — dann erst wieder in der Zeit der Karolinger von Juden in Germanien hören. Immerhin fällt von hier auf manche, für sich allein sagenhaft anmutende und im einzelnen nicht kontrollierbare Nachrichten über nicht mehr vorhandene alte hebräische Grabsteine — etwa in Worms, Mainz, Ulm — ein gewisses Licht. So abenteuerlich zum Teil die Zeitansetzungen dieser angeblichen Steine sind: man wird nicht bezweifeln dürfen, daß glaubhafterweise im XV. oder auch im XVIII. Jahrhundert jüdische Grabsteine aus römischer Zeit in diesen Städten recht wohl gefunden worden sein können. In das eigentliche Germanien werden die Juden kaum — höchstens als einzelne Händler — eingedrungen sein; vgl. Dubnow IV, S. 54: „Infolge des für die Diaspora so bezeichnenden Dranges, sich vor allem in den großen politischen Zentren oder in den verkehrsreichen Handelsstädten zu sammeln, mußte die jüdische Kolonisation eher in dem wirtschaftlich entwickelten romanischen Gallien als in dem

zurückgebliebenen Germanien, wo noch immer die Naturalwirtschaft vorherrschend war, Fortschritte machen." Dagegen gewinnen von der gesicherten Kölner Niederlassung her die Nachrichten des Hieronymus über Juden am Niederrhein, in Belgien und im südlichen Britannien ihre volle Glaubwürdigkeit.

Die Berufe, die sie ausüben, konzentrieren sich vor allem auf Handel und Finanzen. Vgl. Dubnow IV, S. 51 f.: „Viele wohlhabende Juden treten als Pächter der Staatszölle (telonearii) auf, stehen als Finanzagenten oder Warenlieferanten in den Diensten der Könige und der Lehensherren, der weltlichen und geistlichen Würdenträger, und beteiligen sich auch an Kreditgeschäften." Mehrfach scheinen Juden Inhaber des Münzrechtes (monetarii) zu sein. In den Küstenstädten sitzen jüdische Schiffsherren. Gelegentlich kommen jüdische Ärzte vor. Die Zulassung jüdischer Richter über die christliche Bevölkerung muß ausdrücklich verboten werden, kann also nicht selten gewesen sein. Eine besonders große Rolle, auf den Synoden immer wiederkehrend, spielt die Sklavenfrage. Einerseits spielt offenbar das Judentum eine führende Rolle im Sklavenhandel (vgl. Dubnow IV, S. 52: „Handel mit aus den entfernten Gegenden Galliens und Germaniens geholten Arbeitskräften"); anderseits dienen die Sklavenschaften dem eigenen Betrieb, vor allem in den umfangreichen landwirtschaftlichen Besitzungen (z. B. Theodor auf den beiden Baleareninseln).

Auf dem Wege über die Sklaven ist aber zugleich unablässig eine Proselytenmacherei größten Stiles getrieben worden, wie wieder die immerfort notwendigen Gegenbestimmungen zeigen. Überhaupt muß der Einfluß auf die Bevölkerung erheblich gewesen sein, was ebenfalls an den seit Elvira nicht abreißenden Synodalerörterungen abzulesen ist. Daß dieser Einfluß nicht nur in den oberen Kreisen vorhanden war, sondern auch im einfachen Landvolk, sieht man an dem ausdrücklichen Verbot, das sich nötig machte, die Landfrüchte durch Juden segnen zu lassen.

Ebenso kann die Vermischung mit der nichtjüdischen Bevölkerung durch Mischehen nicht gering gewesen sein. Nahezu jede spanische oder gallische Synode zwischen 300 und 600 spricht ein Verbot solcher Mischehen aus. Daran zeigt sich, daß dieselben in diesen Jahrhunderten niemals aufgehört haben, sondern immer wieder in nennenswerter Zahl vorgekommen sein müssen. In noch viel höherem Umfang aber ist eine solche Vermischung in den Jahren vor 300 anzunehmen, in denen die offiziellen Mischehenverbote der christlichen Kaiser und Synoden noch nicht bestanden. Eines der Trierer Spottbilder könnte gegen die Mischehe mit dem Juden gerichtet sein; sie scheint also auch dort schon vor 275 eine Rolle gespielt zu haben. Nach dem festen jüdischen Gesetz aber setzte jede solche Mischehe den Übertritt des nichtjüdischen Partners zum Judentum und die Eingliederung der Kinder in die jüdische Gemeinschaft voraus.

Über die zahlenmäßige Verbreitung der Judenschaft gibt das Beispiel von Menorca aus dem Jahr 418 einen gewissen Anhalt. Die Zahl der übertretenden Juden war 540; die Gesamtgemeinde muß also einschließlich der in der Verfolgung Abgewanderten und Getöteten mindestens 800—1000 betragen haben. Über die Gesamtbevölkerung ist folgender Schluß möglich: nach J. Beloch,

Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt (1886), S. 446 ff., hatte Spanien in der Kaiserzeit eine Bevölkerungsdichte von 8—20 Menschen je Quadratkilometer. Das ergäbe für Menorca mit 713 qkm etwa 10 000 Einwohner: — somit etwa 8—10 v. H. Juden.

Balearen

Mahon auf Menorca / *Mago auf Minorica*

Der Jude Theodor, Vorsteher der jüdischen Gemeinde („pater patrum"), hat gleichzeitig eine privilegierte Stellung in der politischen Gemeinde inne: „in civitate autem cunctis curiae muniis exsclutus, et Defensor jam exstiterat, et jam nunc patronus municipium habebat". *Bis 418*

Severi episcopi epistula de Judaeis, M. P. L. 20 p. 733 f.

Zerstörung der Synagoge, Übertritt von 540 Juden zum Christentum. Die Angabe ist wichtig, weil sie eine der wenigen Zahlenangaben über die jüdische Bevölkerung enthält, aus der ein gewisser Schluß auf deren prozentuales Verhältnis zur Gesamtbevölkerung möglich ist. *418*

Severi episcopi epistula de Judaeis, M. P. L. 20 p. 731—746. Vgl. G. Kittel, Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung (1939), S. 22.

Mallorca / *Majorica*

Der Jude Theodor aus Mahon auf Menorca hat Besitzungen auf Mallorca. *418*

Severi episcopi epistula de Judaeis, M. P. L. 20 p. 734.

Spanien

(?) Jos. Bell. 2, 183: Herodes Antipas sei von Caligula nach Spanien verbannt worden (während Jos. Ant. 18, 252 als Ort der Verbannung „Lyon in Gallien" angibt). Ist die Nachricht richtig, so meint sie *Lugdunum Convenarum* am Nordabhang der Pyrenäen (heute St. Bernard an der Garonne); wahrscheinlich aber stellt sie eine Verwechslung dar. Doch beweist sie in jedem — auch dem letzteren — Fall, daß für Josephus Spanien im Bereich der für sein Judentum bekannten Landschaften lag. *39*

Ben Azzai: Zauberei schadet, selbst wenn sie von Spanien aus gegen jemanden verübt wird. *Vor 150*

bab. Berakot 62 b.

Rabbi Eleazar: . . . Schiffe, die von Gallien nach Spanien verkehren. *Vor 150*

bab. Jebamot 63 a.

Rabbi Meir: Der Vers Jer. 30, 10 („Und deinen Samen aus dem Lande seiner Gefangenschaft") handelt von Gallien, Spanien und den Nachbarländern. *Um 150*

Lev. r. 29 z. 23, 24.

Rabbi Juda: Regelung des Immobilienbesitzes für den Fall, daß der Besitzer sich in Spanien befindet und man ihn benachrichtigen und zurückholen muß (ein Fall, der also vorgekommen sein muß). In Anbetracht der weiten Reise werden im ganzen drei Jahre Zeit gegeben. *II. Jahrhundert*

Mischna Baba B. III 2.

Rabbinische Zeit Ein Jude kommt aus der spanischen Diaspora, um im Tempel sein Opfer darzubringen.

Lev. r. 3 zu 2,2.

Rabbinische Zeit Targum zu Obadja 20: „Die Diaspora Jerusalems in Spanien."

Um 400 Hieronymus: Ironische Schilderung der Juden, die nach ihrer Erwartung in der messianischen Zeit „aus der ganzen Welt" auf Prunkwagen kommen, darunter auch Juden „aus Spanien *(de Hispanis)*".

Comm. in Zeph. II zu 2,8 ff. (M. P. L. 25, 1364); Comm. in Jes. XVIII zu 66,20 (M. P. L. 24, 698).

Vor 418 Der Jude Innocentius ist kurz vor 418 mit seinem Gesinde aus Spanien nach der Insel Menorca ausgewandert.

Severi episcopi epistula de Judaeis, M. P. L. 20 p. 739.

Adra / *Abdera*

III. Jahrhundert Lateinische Grabschrift der Jüdin („Judaea") Salomonula.

C. I. L. II Nr. 1982; Diehl II p. 497 Nr. 4920; Frey I p. 477 Nr. 665.

Cartagena / *Carthago nova*

III. Jahrhundert R. Abba (Ba) — vielleicht auch andere Rabbinen — aus Cartagena mehrfach im Talmud erwähnt.

jer. Berakot 8a 21; jer. Kilajim 27b 61; jer. Taan. 65c 25; jer. Sanh. 24c 70 f.; jer. Schebu. 34b 51; 37d 4; jer. Demai 24c 57; bab. Baba Q. 114b.

III./IV. Jahrhund. Überlieferung im Namen des Rab († 247) oder des R. Chisda († 309): „Von Tiberias bis nach Cartagena kennt man Israel und seinen Vater im Himmel."

bab. Menachot 110a.

Südspanien

Um 300 Spanische Synode von *Elvira (Illiberis* / Granada*)*. Can. 16: Verbot der Mischehe mit Juden. Can. 49 f.: Verbot einer Beteiligung der Juden an der Segnung der Landfrüchte und an der Tischgemeinschaft. Can. 78: Verbot des Umgangs mit Jüdinnen. Die Abwehrbestimmungen beweisen den starken Einfluß und die Verbreitung, die das Judentum schon damals in Südspanien gehabt haben muß. Einzelne Orte als besondere Sitze der Judenschaft werden nicht genannt; sie sind offenbar im ganzen Gebiet des südlichen Spanien verbreitet. Von den später als Wohnsitze von Juden nachweisbaren Orten sind auf dieser Synode vertreten:

Barbe (Castillon bei Anteguera),
Carthago nova (Cartagena),
Corduba (Cordova),
Emerita (Merida),
Igabrum (*Egabro* / Cabra),
Iliturgi (Las Cuevas de Lituergo),
Ipagrum (*Epagro* / Aguilar de la Frontera),
Mentesa (Mentes),
Tucci (Martos).

Mansi II, p. 2—19; Hefele I, S. 148 ff.

Elche / *Ilici*

Synagogenreste. Es werden inschriftlich Archonten und Presbyter erwähnt. *VI. Jahrhundert*

Bulletin Hispanique 9 (1907) p. 120–127; Krauß, S. 260, 341; Frey I p. 476 f. Nr. 662–664.

Tortosa / *Dertosa*

Dreisprachige (Hebräisch-Lateinisch-Griechische) Grabschrift der Meliosa, Tochter des Judas; mit Abbildung der Menorah (= siebenarmiger Leuchter). *Vor 586*

Hübner p. 60 Nr. 186; Frey I p. 474 Nr. 661.

Südspanien

Dritte Synode von Toledo. Cap. 14: Kein Jude darf eine Christin als Frau oder als Konkubine haben, auch nicht eine christliche Sklavin. Kein Jude darf ein öffentliches Amt haben, das mit Strafgewalt über Nichtjuden verbunden ist. Kein Jude darf für den eigenen Gebrauch christliche Sklaven kaufen; ist ein solcher mit jüdischem Ritus befleckt oder beschnitten worden, so ist er ohne Lösegeld frei. *589*

Mansi IX p. 977 ff.; Hefele III S. 48 ff.

Lex Visigothorum XII, 2, 13. Gesetz des Westgotenkönigs Sisibuth von Spanien in Toledo: Verbot an die Juden, christliche Sklaven zu halten. Das Gesetz ist an die Bischöfe bzw. Richter von 12 südspanischen Orten gerichtet; diese sind offenbar Hauptsitze der Juden. Es sind: *612*

Aurgi (Jaén),
Barbe (Castillon bei Antequera),
Corduba (Cordova),
Igabrum (*Egabro* / Cabra, Prov. Cordova),
Ipagrum (*Epagro* / Aguilar de la Frontera),
Iliturgi (Las Cuevas de Lituergo),
Mentesa (Mentes),
Isturgi (Los Villares bei Andujar),
Tucci (Martos),
Tuia (Toya),
Tutugi (La Galera bei Baza, Prov. Granada),
Viatia (Baëza, Prov. Jaén).

M. G. H., Legum Sect. I 1, p. 418 ff.

Cordova / *Corduba*

Isaak der Exilarch („Rêsch-Galutha“ = Haupt der Diaspora) stirbt auf einer Reise „von Cordova nach Spanien“ (lies vielleicht „nach Cordova in Spanien“). *Rabbinische Zeit*

bab. Jebamot 115 b.

Merida / *Emerita*

Lateinische Grabschrift des Simeon, Sohn des Rabbi Se . . . *VIII. Jahrhundert*

Hübner, p. 11, Nr. 34.

Vinebre bei Tortosa

Inschrift mit hebräischen Worten, heute nicht mehr vorhanden. —

Hübner, p. 61, Nr. 187 („apparet titulum trilinguem similem fuisse Dertosani n. 186“).

Murviedro / *Saguntum*

Römische Zeit Hebräisch-Lateinische Inschrift, wahrscheinlich aus einer früheren Synagoge.
M. Schwab in: Nouvelles archives des missions scientifiques 14 (1907), p. 238 ff.

Gallien und germanisches Grenzgebiet

Vienne / *Vienna*

6 Archelaos, Ethnarch von Judaea, wird von Augustus nach *Vienna* verbannt.
Jos. Ant. 17, 344; Dio Cass. 55, 27; Strabo 16, 2, 46. Vgl. Schürer I, S. 453.

VI./VII. Jahrhund. Hebräische Inschrift.
Chwolson Col. 179 f., Nr. 51; Frey I, p. 478, Nr. 666.

Lyon / *Lugdunum*

39 Herodes Antipas, Ethnarch von Galiläa, wird von Caligula nach Lyon in Gallien verbannt.
Jos. Ant. 18, 252. (Zu der bei Jos. Bell. 2, 183 gegebenen Lesung „Spanien" vgl. S. 295. Vgl. Schürer I, S. 448.

II. Jahrhundert (?) Lateinische Inschrift mit dem Namen: Aurelia Sabbatia; jüdischer Einfluß wahrscheinlich.
C. I. L. XIII, Nr. 2076; Frey I, p. 566 f., Nr. 63*.

177 (?) Zur Zeit der Christenverfolgung soll es in Lyon eine jüdische Schlächterei gegeben haben.
Vgl. S. Reinach, in: R. E. J. 51 (1906), p. 245 ff. (unter Berufung auf Euseb, Hist. Eccl. V, 1, 26).

Gallien

Vor 150 R. Eleazar: . . . Schiffe, die von Gallien nach Spanien verkehren.
bab. Jebamot 63a.

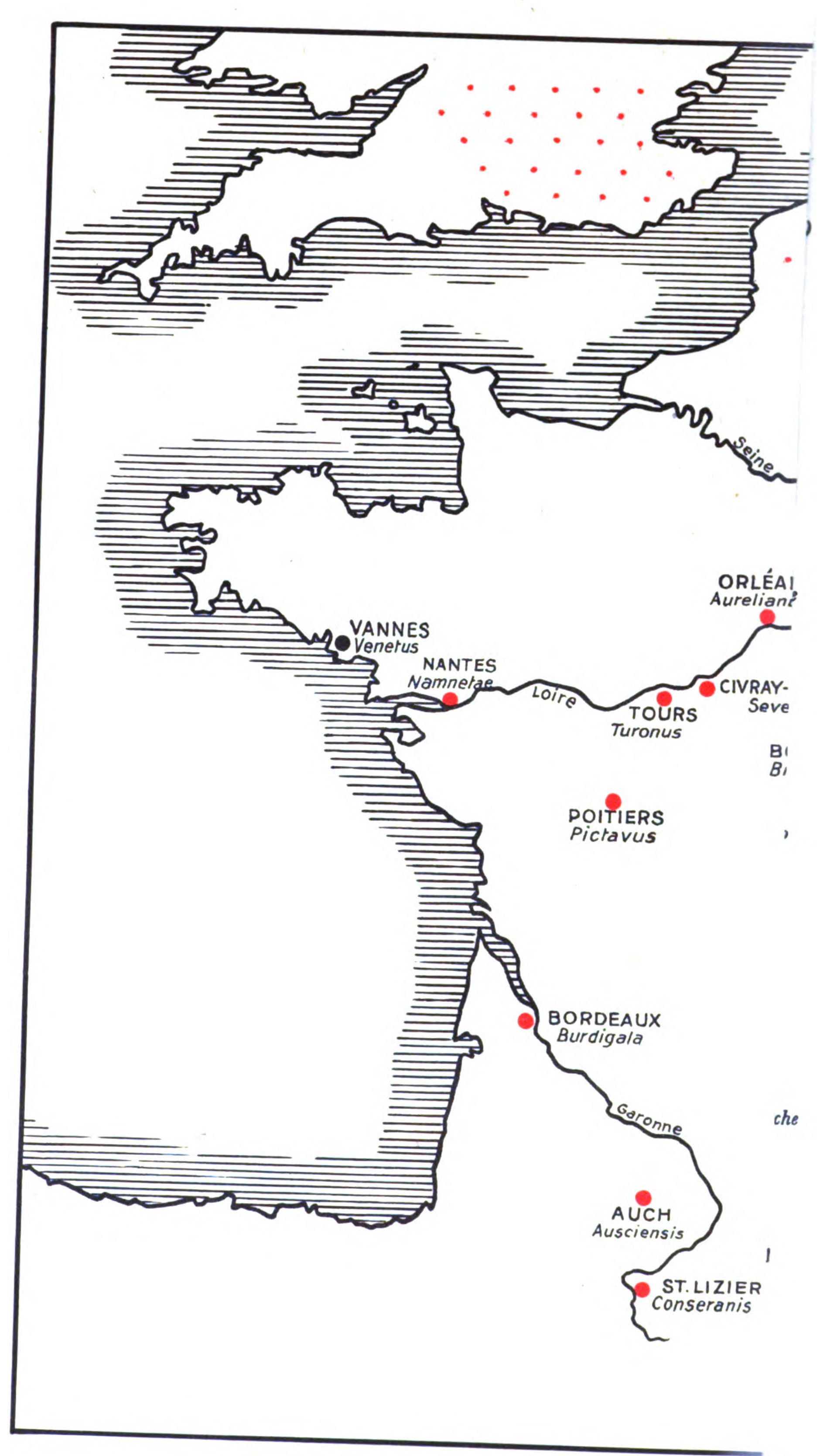
Um 150 R. Meir: Der Vers Jer. 30, 10 („Und deinen Samen aus dem Lande seiner Diaspora") handelt von Gallien, Spanien und den Nachbarländern.
Lev. r. 29 zu 23, 24.

Badenweiler

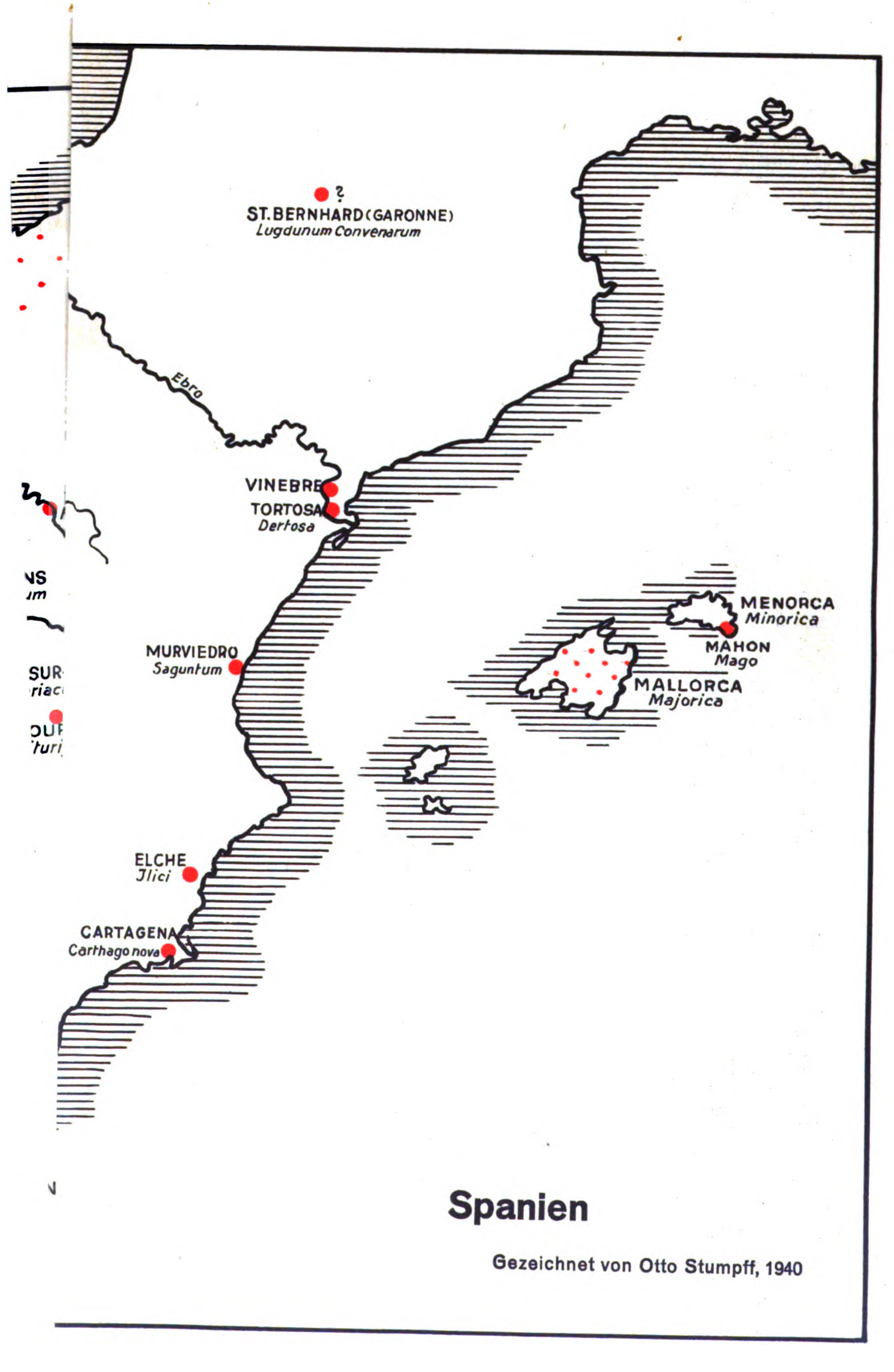
II. Jahrhundert Silbertafel in griechischer Schrift, mit gnostisch-jüdischem Zaubertext, in den Thermen gefunden; mindestens wohl jüdisch beeinflußt.
C. I. L. XIII Nr. 5338; Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, Heft 79 (1885), S. 215 ff.; Frey I, p. 485 f., Nr. 674.

Trier / *Augusta Treverorum*

Vor 275 Terrakotta- und Bronzekarikaturen auf Juden. Die Beziehung auf Juden ist durch die auf obszönen Darstellungen wahrnehmbare Andeutung beschnittener Phallen gesichert. Zwei der Darstellungen (RC 38, 23: Mann und Frau; PM 12, 558: schamloses Weib) sind möglicherweise zugleich Spott auf Vermischung des Juden mit der Nichtjüdin.
Vgl. Rabbiner A. Altmann in: Trierer Zeitschrift 6 (1931), S. 104 ff., bes. S. 123, Anm. 124: „Die Zirumzision mit allen ihren deutlichen und unzweifelhaften jüdischen Merk-



ORLÉAI
Aureliani
VANNES
Venetus
NANTES
Namnetae
Loire
CIVRAY-
Seve
TOURS
Turonus
Seine
POITIERS
Pictavus
BORDEAUX
Burdigala
Garonne
AUCH
Ausciensis
ST. LIZIER
Conseranis



Spanien

Gezeichnet von Otto Stumpff, 1940

malen." Kittel, Judenkarikaturen, S. 250—259 (daselbst Aufzählung und Beschreibung von über 20 Trierer Stücken).

Lampe mit Menorah. *IV. Jahrhundert*

Trierer Zeitschrift 6 (1931), S. 114, Abb. 1.

Aus Trier datierte Verordnung des Kaisers Valentinian über die Befreiung der Synagogen von Einquartierungslasten. Vielleicht durch die lokalen Verhältnisse in Trier veranlaßt, das in jenem Jahr den kaiserlichen Hofhalt beherbergte, woraus Quartierschwierigkeiten entstanden sein könnten, die auf die Existenz einer Synagoge in Trier schließen lassen würden. *368 (373?)*

Cod. Theodos. VII 8, 2, p. 327; vgl. Altmann, a. a. O., S. 113.

(?) Dalheim (südöstlich Luxemburg)

Karikaturistischer krummnasiger Kopf des Museums in Luxemburg. Den Trierer Funden entsprechend ist auch hier mit der Möglichkeit einer Judenkarikatur zu rechnen. *Römische Zeit*

Vgl. Kittel, Judenkarikaturen, S. 251.

(?) Bonn / *Bonna*

Krummnasige Groteskfiguren des Rheinischen Landesmuseums Bonn (Nr. A 63; 889; 15 752). Sind die Trierer Terrakotten Judenkarikaturen, so ist auch hier mit derselben Möglichkeit zu rechnen. *Römische Zeit*

Vgl. Kittel, Judenkarrikaturen, S. 251.

Köln / *Colonia Agrippina*

Kaiserliches Gesetz betreffend Heranziehung der Kölner Judenschaft zu den Lasten der Munizipalämter. Erwähnung früherer Privilegien, die sich gleichfalls auf die Kölner Gemeinde zu beziehen scheinen. Danach muß schon erheblich früher eine Judengemeinde in Köln bestanden haben. *321* *Vor 300*

Eine Ergänzungsbestimmung befreit von den Lasten: „hieros et archisynagogos et patres synagogarum et ceteros, qui synagogis deserviunt". Diese Bestimmung, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls auf Köln bezieht, setzt eine festorganisierte, umfangreiche Judengemeinde voraus. Daß eine Synagoge vorhanden war, ist wahrscheinlich, wenn auch der Titel „archisynagogus" und „pater synagogarum" kein unbedingt zwingender Grund ist. *331*

Cod. Theodos. XVI 8, 3 f., p. 887; Aronius, S. 2 f. — Die erste ausdrückliche Erwähnung einer Synagoge in Köln erfolgt im Jahr 1012; vgl. Aronius, S. 62 f.

(?) Mainz / *Mogontiacum*

Gesichtsurne mit starker Karikierung einer krummen Nase, gefunden in Weisenau bei Mainz, jetzt im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. Erweisen sich die Trierer Terrakotten als Judenkarikaturen, so ist mit derselben Möglichkeit auch hier zu rechnen. *Römische Zeit*

Mainzer Zeitschrift 7 (1912), S. 49, Tfl. VI, Abb. 1/2; Kittel, Judenkarikaturen, S. 251.

Der Mainzer Rabbi Jakob ben Mose Halevi, genannt Maharil († 1427 in Worms) will unter den Mainzer Gräbern einen Leichenstein gefunden haben, der nach Ausweis seiner hebräischen Inschrift 1100 Jahre alt gewesen sei. *?*

Minhagim des Maharil fol. 112 b; vgl. J. Buxtorf, Synagoga Judaica, ed. tertia (1712), p. 715; L. Zunz, Zur Geschichte und Literatur (1845), S. 394; Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland III (1898), S. 426 ff.

(?) Worms / *Vangionum civitas*

? Nach einer — nicht vom Schreiber des Buches herrührenden — Randglosse des Wormser Minhagbuches von 1625 soll in Worms im Jahr 1615 ein jüdischer Grabstein zertrümmert worden sein, der über 1500 Jahre alt gewesen sei.

L. Lewysohn, Sechzig Epithaphien von Grabsteinen zu Worms (1855), S. 3. Vgl. Aronius, S. 1.

? 1740 soll zu Worms ein Grabstein „auf der Juden heiligem Sand" ausgegraben worden sein, der nach seiner Inschrift über 500 Jahr vor Christi Geburt gesetzt worden sei. So abenteuerlich und unsinnig die Zahlenangabe ist, so ist an der Möglichkeit jüdischer Grabsteine aus römischer Zeit nicht zu zweifeln.

J. F. Moritz, Historisch-diplomatische Abhandlung vom Ursprung der Reichs-Stätte, insonderheit der Reichs-Statt Worms (1756), p. 71 f.

(?) Ulm / *Ulmá*

? Der im XV. Jahrhundert lebende Felix Faber berichtet über einen auf dem Franziskanerfriedhof gefundenen Grabstein mit hebräischen Buchstaben, der aus der Zeit vor dem Tode Christi gestammt habe.

Vgl. K. D. Haßler in: Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Heft 13/14 (1908/09), S. 12 f.

(?) Soulosse / *Solicia*

Römische Zeit Zwei Inschriften mit den Namen Sabatia und Sabatius. Vielleicht jüdisch oder doch unter jüdischem Einfluß.

C. I. L. XIII, Nr. 4701 f.; Diehl II, p. 506, Nr. 5000 und ad Nr. 5000; Frey I, p. 589, Nr. 95* f.

(?) Schwarzenbach (im Quellgebiet der Nahe)

Spätere Kaiserzeit Fragment mit Zitat aus Sir. 38, 23. Jüdisch oder christlich?

C. I. L. III, Nr. 11641; Frey I, p. 590, Nr. 97*; Th. Gomperz, Archäologisch-Epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn 4 (1880), S. 213.

Metz / *Mettis*

Um 350 Der siebente Bischof von Metz, Simeon, „Hebraeo . . . de sanguine cretus".

M. G. H., Poet. Lat. Med. Aev. I 60; M. G. H., Script. XIII, 304; Histoire de Metz, par des Religieux Bénédictins de la Congrégation de S. Vanne I (Metz 1769), p. 220; Aronius, p. 3, Nr. 3; Z. G. J. D. I (1887), S. 98.

Peyruis an der Durance / *Vicus C. Petronii*

Vor 361 Bei Sistéron gefundene Grabschrift eines Statthalters von Illyrien, der sich als eifriger Verfolger von Räubern einen Namen gemacht hat und der auf einer in Gallien nach kaiserlichem Befehl unternommenen Reise „a sicariis et Judaeis . . . *in vico C. Petronii ad ripam Druentiae*" erschlagen worden sei. Wenn der in der Inschrift mit „iussu imp. Consta . . ." erwähnte Kaiser Konstantius wäre, so wäre das späteste Datum 361.

F. Gruterus, Inscriptionum Romanarum Corpus (1616), p. 495, 7 und 497, 1. Vgl. H. Groß, Zur Geschichte der Juden in Arles, M. G. W. J. 27 (1878), S. 66 f. Aronius S. 3 f. Nr. 4: „Ich habe nichts weiter darüber ermitteln können".

Poitiers / *Pictavus*

Der Bischof Hilarius von Poitiers († 367) habe, während es schon sehr schwer sei, nicht mit Juden zusammen zu essen, nicht nur ihre Mahlzeiten, sondern sogar ihre Begrüßungen auf der Straße vermieden. *Vor 367*

Venantius Fortunatus, Vita St. Hilarii 3, M. G. H., Auct. Ant. IV 2, p. 2.

Avignon / *Avenio*

Beteiligung der Juden an einem Aufstand gegen Bischof Stephanus von Avignon. *390*

Polycarp de la Rivière (XVII. Jahrhundert), Annales Avenioniensium episcoporum I 2, fol. 138 (Manuscr. Nr. 503 in der Bibliothek zu Carpentras), mitgeteilt von R. de Maulde-la-Clavière, Les Juifs dans les états Français du St.-Siège au moyen âge (1886), p. 3. Nach R. E. J. 1 (1880), p. 266, Anm. 3; ebd. 12 (1886), p. 37; Aronius, p. 4, Nr. 6.

Bronzesiegel mit Menorah. *Römische Zeit*

Garrucci, Storia VI, Tfl. 491, Nr. 16; Frey I, p. 478 f., Nr. 667.

Gallien

Dekret der Kaiser Theodosius II. und Valentinian III. an Amatius, den „praefectus praetorio Galliarum“: es wird den Juden die Erlaubnis entzogen, Sachwalter zu sein und in den Staatsdienst zu treten („militari“); auch sollen ihnen keine Christen dienen, damit diese nicht durch ihre Abhängigkeit zum Übertritt sich bewegen lassen. *425*

G. Haenel, Novellae constitutiones . . . quas Jacobus Sirmondus divulgavit (1844), col. 458. Zur Bedeutung von „militari“ vgl. J. Fehr, Staat und Kirche im fränkischen Reich (1869), S. 515; Aronius, p. 5, Nr. 8.

Arles / *Arelate*

Die Juden beweinen den Hl. Hilarius von Arles und singen dabei in hebräischer Sprache. *449*

Vita Rusticulae 25, M. G. H., Scr. rer. Mer. IV, p. 350; Vita Hilarii, M. P. L. 50, p. 1243; Aronius, p. 5, Nr. 9.

Bei der Belagerung von Arles werden die Juden des Verrats beschuldigt. Nach der Belagerung kauft Bischof Caesarius von Arles die gefangenen Franken unter Opferung der Kirchengeräte los, damit keiner von ihnen durch Schulden genötigt werde, Jude zu werden. Der Übertritt zum Judentum kam also — offenbar nicht selten — vor. *Etwa 508*

Vita Caesarii I, 3, 20 ff., M. P. L. 67, p. 1010 f.; Aronius, p. 7 ff., Nr. 18 f.

Gregor I. mahnt den Bischof von Arles zur Zurückhaltung bei Judentaufen. *591*

Greg. Epist. I, Nr. 45, Tom. I, p. 71 f.

Hebräische Inschrift. *VII. Jahrhundert*

Chwolson, col. 180 f., Nr. 94; Frey I, p. 479 f., Nr. 668.

Hebräische Inschrift. —

Chwolson, col. 180, Nr. 55; Frey I, p. 480 f., Nr. 669.

Bretagne

Bretonische Synode von Vannes / *Venetus*. Can. 12: Kleriker sollen nicht mit Juden essen. *465*

Mansi VII, p. 954; Hefele II, S. 594.

Tournai / *Tornacum*

472 Der Bischof von Clermont-Ferrand empfiehlt dem Bischof Eleutherius von Tournai einen jüdischen Vertrauensmann für Geschäfte.

Sid. Ap. Epist. VI, 11, p. 135 f. Zur Datierung vgl. Baret, p. 139; Aronius, p. 5 f., Nr. 11.

Clermont-Ferrand (Auvergne) / *Arverni*

472 Sidonius Appollinaris, Bischof von Clermont-Ferrand, empfiehlt dem Bischof Eleutherius von Tournai einen jüdischen Vertrauensmann für Geschäfte.

Sid. Ap. Epist. VI, 11, p. 135 f. Zur Datierung vgl. Baret, p. 139; Aronius, p. 5 f., Nr. 11

551 Juden beweinen den Hl. Gallus von Clermont-Ferrand und folgen der Leiche mit Fackeln.

Gregor von Tours, Vit. Patr. VI, 7, p. 686.

551—571 Der Bischof Cautinus von Clermont-Ferrand läßt sich von den Juden ausbeuten.

Gregor von Tours, Hist. Franc. IV, 12, p. 149.

571 Der Priester Euphrasius bedient sich jüdischer Helfer, um den König Sigibert zu bestechen.

Gregor von Tours, Hist. Franc. IV, 35, p. 169 f.

576 Zerstörung der Synagoge, Massentaufe von über 500 Juden, viele andere Juden fliehen nach Marseille.

Gregor von Tours, Hist. Franc. V, 11, p. 200; vgl. Venantus Fortunatus, Carm. V, 5, M. G. H., Auct. Ant. IV, 1, p. 107 ff.; Aronius, p. 14, Nr. 38.

Narbonne / *Narbo*

472 od. 473 Der Jude Gozolas als Mittelsmann für den Briefwechsel des Präfekten Magnus Felix von Narbonne mit dem Bischof von Clermont-Ferrand, Sidonius Apollinaris.

Sid. Ap. Epist. III, 4. IV, 5, p. 58, 77. Zur Datierung vgl. Baret, p. 130, 133.

597 Vier christliche Sklaven in jüdischem Besitz sollen losgekauft werden.

Gregor I, Epist. VII, 21, Tom. I, p. 464.

688 Lateinisch-hebräische Inschrift mit Menorah.

Chwolson, col. 178 f., Nr. 33; Frey I, p. 481 f., Nr. 670.

Nantes / *Namnetae*

Etwa 474 Brief des Sidonius Apollinaris von Clermont-Ferrand an den Bischof Nonnechius von Nantes über den unlängst vom Judentum zum Christentum übergetretenen Promotus. Dieser wollte in seiner jüdischen Zeit „mehr dem Glauben als dem Blute nach als Israelit gelten (fide . . . praeelegit censeri Israelita quam sanguine)“, war also Proselyt nichtjüdischen Blutes.

Sid. Ap. Epist. VIII, 13, p. 197. Zur Datierung vgl. Baret, p. 143; Aronius, p. 6, Nr. 14.

Bordeaux / *Burdigala*

VI. Jahrhundert Goldener jüdischer Ring mit Menorah.

D. A. C. L. I, 2 (1907), col. 2212, Nr. 746. M. Deloche, Etude Historique et archéologique sur les anneaux sigillaires (1900), p. 246, Nr. CCXV; C. Jullian, Inscriptions Romaines de Bordeaux II (1890), p. 103—109, Nr. 939, Tfl. IV; Frey I, p. 483 f., Nr. 672.



Begegnung des Presbyters Lupus mit einem Juden, der die Reliquien des Hl. Martin verspottet. *Etwa 575*

Gregor von Tours, Virt. Mart. III, 50, p. 644; Aronius, p. 19, Nr. 49.

Burgund

Burgundische Lex Gundobadi 19: Verbot jüdisch-christlicher Mischehen, die als Ehebruch zu bestrafen sind. *Um 500*

M. G. H. Legum III, p. 609.

Burgundische Synode von *Epaunum*. Can. 15: Verbot der Tischgemeinschaft mit Juden für Kleriker und für Laien. *517*

Mansi VIII, p. 561; Hefele II, S. 680 ff.; Aronius, S. 9, Nr. 20. Über die nicht mehr bestimmbare Lage von Epaunum vgl. P. Ladewig, Regesten der Bischöfe von Constanz I (1895), Nr. 1.

Burgundische Lex Gundobadi 102: Über einen Juden, der sich an einem Nichtjuden vergreift. *517*

M. G. H. Legum III, p. 573; Aronius, S. 9, Nr. 21.

Südgallien

Südgallische Synode von Agde / *Agathe*. Can. 34: Juden dürfen erst nach einer Prüfungszeit von acht Monaten und nach ausdrücklicher Feststellung der Lauterkeit ihrer Motive getauft werden; Can. 40: Allgemeines Verbot der Tischgemeinschaft mit Juden. *506*

Mansi VIII, p. 330; Hefele II, S. 649 ff.

Frankenreich

Verbot des Königs Childebert, daß die Juden wie zum Hohn von Gründonnerstag bis Ostern auf den Straßen und auf dem Markt spazieren gehen. *Zwischen 511 u. 558*

M. G. H. Legum I, 1; Aronius, p. 12 f., Nr. 32.

Zweite (fränkische) Synode von Orléans / *Aurelianum*. Can. 19: Verbot der jüdisch-christlichen Mischehe, Exkommunikation bei Verweigerung der Auflösung. *533*

Mansi VIII, p. 836 ff.; Hefele II, p. 755 ff.

Fränkische Synode von Clermont-Ferrand / *Arverni*, unter Anwesenheit u. a. der Bischöfe von Metz, Köln, Trier. Can. 6: Verbot der jüdisch-christlichen Mischehe (fehlt bei Hefele); Can. 9 (Hefele: 8): Juden dürfen nicht zu Richtern über eine christliche Bevölkerung bestellt werden (was also vorgekommen sein muß). *535*

Mansi VIII, p. 861; Hefele II, S. 761 f.

Dritte (fränkische) Synode von Orléans / *Aurelianum*. Can. 13: Erneutes Verbot der Mischehen mit Juden; Exkommunikation bis zur Auflösung der schon geschlossenen Mischehe. Verbot der Tischgemeinschaft mit Juden. Schutz der in jüdischem Besitz befindlichen Sklaven. Can. 30: Verbot, daß die Juden zwischen Gründonnerstag bis Ostern sich in der Öffentlichkeit zeigen. *538*

Mansi IX, p. 10 ff.; Hefele II, S. 774 ff.

Vierte (fränkische) Synode von Orléans / *Aurelianum*. Can. 30 f.: Schutz christlicher Sklaven, die im Besitz von Juden sind; Verbot, daß ein Jude seine *541*

christliche Sklavin zur Konkubine macht; strenge Bestimmungen betr. Übertritt zum Judentum.

Mansi IX, p. 111 ff.; Hefele II, S. 780 ff.

581 Fränkische Synode von Mâcon / *Matisco*. Can. 2: Juden sollen in Frauenklöstern nicht heimlich mit den Nonnen reden oder verweilen; Can. 13 ff.: Verbot jüdischer Richter und jüdischer Steuereinnehmer (die es also gegeben haben muß); Verbot, sich von Gründonnerstag bis Ostern zum Hohn („quasi insultationis") auf der Straße zu zeigen; Verbot der Tischgemeinschaft mit Juden; Verbot christlicher Sklaven bei Juden.

Mansi IX, p. 932 ff.; Hefele III, S. 36 ff.

599 Tadel Gregors I. an die fränkische Königin Brunhilde und an die Könige von Austrasien und von Burgund, weil diese den Juden nicht verbieten, christliche Sklaven zu halten.

Greg. Epist. IX, 213, 215, Tom. II, p. 199 f., 203.

Uzès / *Ucetica*

Um 553 bis 558 Vita des Hl. Ferreolus, Bischof von Uzès, III.: „accusatus apud Childebertum regem Francorum quod cum Judaeis . . . comederet et biberet et munera eis donaret". Später vertreibt Ferreolus die Juden aus der Stadt (V).

Catalogus codicum hagiographorum Latinorum . . ., ed. Hagiographi Bollandiani, in: Subsidia Hagiographica II (1890), p. 101 f.; Aronius, p. 12, Nr. 30.

Châlon-sur-Saône / *Cabillonum*

Vor 565 Münzprägung merowingischen Geldes durch Priscus (vgl. Paris), ebenso später durch die Träger jüdischer Namen Jacote und Usias.

G. de Ponton d'Amécourt, Déscription raisonnée des monnaies mérovingiennes de Châlon-sur-Saône, in: Annuaire de la Société Française de numismatique et d'archéologie IV (1873), p. 50 f. (Tfl. III, 8a), 110 f. (Tfl. VII, 128—131), 128 ff.; Ders., Essai p. 68, 189; R. E. J. 10 (1885), p. 237 f.

Bourges / *Biturigus*

568 Taufe des Juden Sigericus und dessen Frau Mammona, danach vieler anderer Juden.

Venatus Fortunatus, Vita St. Germani 62, M. G. H., Auct. Ant. IV, 2, p. 24; Aronius, p. 13, Nr. 33 (zur Datierung).

576 Bericht über einen jüdischen Arzt.

Gregor von Tours, Hist. Franc. V, 6, p. 198.

Civray-sur-Cher / *Severiacus*

Vor 576 Konflikt des Bischofs Germanus mit den Juden wegen des (Proselyten?) Amantius; dieser wird von den Juden in Ketten geführt, weil er sich weigert, sich den jüdischen Gesetzen zu unterwerfen.

Venatus Fortunatus, Vita St. Germani 64, M. G. H., Auct. Ant. IV, 2, p. 24 f.

Marseille / *Massilia*

576 Viele Juden fliehen aus Clermont-Ferrand nach Marseille.

Gregor von Tours, Hist. Franc. V, 11, p. 199 ff.

Jüdische Reeder und jüdischer Handel zwischen Nizza und Marseille („viri igitur quorum erat navis Judaica erant ab stirpe progeniti"). *581*
Gregor von Tours, Gl. Conf. 95, p. 809.

Der Sohn des Juden Priscus heiratet in Marseille eine dortige Jüdin („Massiliensim Hebraeam"). *582*
Gregor von Tours, Hist. Franc. VI, 17, p. 260.

Gregor I. mahnt den Bischof von Marseille zur Zurückhaltung bei Judentaufen. *591*
Epist. I, 45, Tom. I, p. 71 f.

Viele („plurimi") italienische Juden reisen in Handelsgeschäften nach Marseille. *591*
Gregor I., Epist. I, 45, Tom. I, p. 71 f.

Nizza / *Nicaea*

Jüdische Reeder und jüdischer Handel zwischen Nizza und Marseille. *581*
Gregor von Tours, Gl. Conf. 95, p. 809.

Paris / *Parisius*

Freundschaftlicher Umgang des Königs Chilperic mit dem reichen jüdischen Finanzmann Priscus, der an der königlichen Tafel teil hat. *581*
Gregor von Tours, Hist. Franc. VI, 5, p. 247 ff.

Konflikt um denselben Priscus, der vom König zur Taufe genötigt werden soll; Rückfall und Verfolgung getaufter Juden. *582*
Gregor von Tours, Hist. Franc. VI, 17, p. 259 f.

Tours / *Turonus*

Der Jude Armentarius kommt als Steuereinnehmer nach Tours, wird ermordet und in einen Brunnen geworfen. Bei der Erörterung des Mordes stellt sich heraus, daß auch der Schultheiß („tribunus") Medardus von dem Juden Geld geliehen hatte. *584*
Gregor von Tours, Hist. Franc. VII, 23, p. 305 f.; Aronius, p. 17 f., Nr. 47.

Orléans / *Aurelianum*

Zerstörung einer Synagoge. *Vor 585*
Gregor von Tours, Hist. Franc. VIII, 1, p. 326.

Die Juden begrüßen den König Guntram bei seinem Einzug in Orléans durch Zurufe in hebräischer Sprache. *585*
Gregor von Tours, Hist. Franc. VIII, 1, p. 326; Aronius, p. 18, Nr. 48.

Münzprägungen durch den Träger eines jüdischen Namens: „Jaco(te) monetarius", „Jacote mo(netarius)", „Jacoti moneta(rius)". *Merowing. Zeit*
Ponton d'Amécourt, Essai, p. 51, Nr. 130, 140, 141.

Viviers / *Vivarium*

Münzprägung durch den Träger des jüdischen Namens Jaco. *Merowing. Zeit*
Ponton d'Amécourt, Essai, p. 184.

St. Liziers / *Conseranis*

Münzprägung durch den Träger des jüdischen Namens Ose. *Merowing. Zeit*
Ponton d'Amécourt, Essai, p. 83.



Mâcon / *Matisco*

Merowing. Zeit Münzprägung durch den Träger des jüdischen Namens „Juse monetarius".
Ponton d'Amécourt, Essai, p. 112.

Auch / *Ausciensis*

Vor 700 Grabschrift mit Menorah.
Frey I, p. 482 f., Nr. 671.

Belgien, Niederrhein, Britannien

Um 400 Hieronymus, Comm. in Zeph. II zu 2,8 ff.: Die Juden über die ganze Welt verstreut — auch nach Britannien. Hieronymus, Comm. in Amos III zu 8,11 f.: Die Juden sind in der Zerstreuung „*ab oceano Britannico* usque ad oceanum Antlanticum". Hieronymus, Comm. in Jes. XVIII zu 66,20: Ironische Schilderung, wie die Juden nach ihrer Vorstellung in der messianischen Zeit auf Prunkwägen „de toto orbe" zu kommen hoffen, darunter: „*de Britannis, . . . extremis hominum Morinis* (= Belgien) *et ubi bicornis finditur Rhenus* (wo der Rhein sich in zwei Arme spaltet = Holland, Niederrhein)".
M. P. L. 25, p. 1364, 1083; 24, p. 698.

Illyrien

Illyrien

397/412 (418?) Kaiserliche Erlasse an den Präfekten von Illyrien über die Synagogen der Juden. Es muß also solche zu dieser Zeit in Illyrien gegeben haben.
Cod. Theodos. XVI, 8, 12,21, p. 889 f., 892.

Zengg / *Senia*

Römische Zeit Lateinische Grabschrift in griechischen Buchstaben auf den Juden Aurelius Dionysius aus Tiberias.
C. I. L. III, Suppl. I, Nr. 10055; Diehl, II, p. 497, Nr. 4919; Frey I, p. 491, Nr. 680.

Spalato / *Salona*

Römische Zeit Gemme mit Menorah, heute im Archäologischen Museum zu Spalato.
Jüd. Lex. IV, S. 117.

Umgebung von Sarajewo

Römische Zeit Achatring mit gnostisch-jüdischen Worten in griechischer Schrift; mindestens jüdischer Einfluß.
C. I. L. III, Suppl. II, Nr. 14339; Frey I, p. 490, Nr. 679.

Donauländer

Regensburg / *Regina Castra*

III. Jahrhundert Goldblättchen mit gnostisch-jüdischem Amulett in griechischer Schrift; mindestens jüdisch beeinflußt.
Bonner Jahrbücher 103 (1898), S. 135, Nr. 5; Frey I, p. 485 f., Nr. 674.

(?) Topographische Anlage der Regensburger Judenstadt nachweisbar. *Vor 330*

A. Schmetzer, Z. G. J. D. 3 (1931), 18—39.

Steinamanger (Szombathely) / *Sabaria*

Lampe mit Menorah. Fundort nach Gyula: Sabaria, nach Iványi: unbekannt. *Römische Zeit*

G. Gyula, Az. izr. magyar társulat kiadvanyai 53 (1931), p. 146—155 (Übersetzung vermittelt durch Generaldirektor Dr. Heigl, Wien); Dora Iványi, Die pannonischen Lampen Dissertationes Pannonicae II, 2 (1933), S. 106, Nr. 986; Tfl. XL, 5.

Gemme auf blauem Stein, mit Menorah. *Römische Zeit*

Gyula, a. a. O.

Salva (bei Gran)

Lateinisch-griechische Grabschrift mit Menorah. *Römische Zeit*

C. I. L. III, Suppl. I, Nr. 10599; Diehl II, p. 494, Nr. 4896 a; Frey I, p. 488, Nr. 676.

Dunapentele / *Intercisa*

Lateinische Inschrift mit den Worten „spondilla synag[ogae]". *Römische Zeit*

C. I. L. III, Nr. 3327 und Suppl. I, Nr. 10301; Th. Mommsen, Ephemeris Epigraph. II, p. 361, Nr. 593; Frey I, p. 489, Nr. 677; Krauß, S. 260: der in der Inschrift genannte Cosmus (oder Cosmius) sei Vorstand der Steuerstation Spondilla und gleichzeitig der dortigen Synagoge gewesen. Doch ist ein Ort namens Spondilla in Pannonien nicht nachgewiesen; die Deutung des Wortes „spondilla" scheint dunkel.

Siklos (Soklos?)

Lateinische Grabschrift der Septima Maria Judaea. Die Inschrift ist selbst nicht erhalten, aber in einer Abschrift aus dem 15. Jahrhundert bekannt. Der Fundort wird teils mit „Soklos", teils mit „Siklos" angegeben; es scheint sich um das südlich von Fünfkirchen gelegene Siklos im Komitat Baranya zu handeln. *Römische Zeit*

C. I. L. III, Nr. 3688; Diehl II, p. 497, Nr. 4918; Frey I, p. 490, Nr. 678. Vgl. S. Krauß, Az izr. magyar irodalmi társulat kiadványai (1902), p. 297, und G. Gyula, ebd. 53 (1931), p. 146 ff.

Unbekannter Fundort in Pannonien

Heidnische Grabstelle, auf die später eine jüdische Grabschrift mit dem Namen Benjamin und mit der Menorah eingemeißelt ist (lateinisch in griechischer Schrift). Auf einer Auktion in Alberti-Irsa aufgetaucht. *Römische Zeit*

C. I. L. III, Suppl. I, Nr. 10611; Diehl II, p. 502, Nr. 4958; Frey I, p. 487 f., Nr. 675; Peterson, S. 277 ff.

Oescus

Lateinische Grabschrift des Archisynagogen (Synagogenvorstehers) Joses. *Römische Zeit*

Frey I, p. 492, Nr. 681; G. I. Kazarow, Monuments antiques de Bulgarie, in: Bull. de la société archéologique Bulgare 3 (1912/13), p. 195 f., Nr. 3; Enc. Jud. IV, S. 1190.

Bei Selenigrad (östlich von Sofia)

Inschriftenrest mit der Widmung an den „Theos hypsistos". (Vgl. die Inschriften von Delos [Frey I, p. 523 ff., Nr. 725 ff.] auf den „Theos hypsistos", deren jüdischer Charakter feststeht, sowie die Inschriften vom Nordufer des Schwarzen Meeres.) *Römische Zeit*

E. Kalinka, Antike Denkmäler in Bulgarien, Wiener Akad. der Wiss., Schriften der Balkankommission I, IV (1906), S. 133 f., Nr. 145.

Thrakien

Byzantion

Vor 442

Widerrechtliche Errichtung einer Synagoge in Abwesenheit des Kaisers auf dem „Kupfermarkt (Chalkoprateiai)“ in der Nähe der Hagia Sophia. Die Synagoge wird 442 in eine Kirche der Gottesmutter umgewandelt. Die Juden erbauen sich eine neue Synagoge an der Peripherie der Stadt.

Georgius Cedrenus ed. Niebuhr (1838), p. 571; Theophanes, Chronographia ed. de Boor (1883), p. 102, 10, 248,6. Vgl. Enc. Jud. X, S. 274; Dubnow IV, S. 90.

Viza / *Bizye*

Römische Zeit

Grabschrift auf die Jüdin Rebekka, mit Menorah.

The Annual of the British School of Athens, Nr. XII (Session 1905/06), p. 179 f., Nr. 5; Frey I, p. 503, Nr. 692.

Das Nordufer des Schwarzen Meeres (Skythien)

Für das Nordufer des Schwarzen Meeres ist eine jüdische Kolonie gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Panticapaeum, der Hauptstadt, gesichert. Von dieser festen Tatsache her ist die Vermutung überaus wahrscheinlich, daß die eigentümlichen religiösen Mischformen, welche die Inschriften dieses Gebietes mehrfach zeigen („Theos hypsistos“, „proseuchê“ u. dgl.), jüdischen Einfluß auf die heidnische Bevölkerung spiegeln. Sie sind Zeugnisse einer Art Halbproselytentums, wie wir solches ja auch anderweit kennen, oder auch einer jüdisch-hellenistischen Mischbildung, — jedenfalls Zeugnisse der starken Wirkung, die in diesem Gebiet das Judentum gehabt haben muß.

Wenn uns in Panticapaeum und sonst vor allem viele Sklavenbefreiungsurkunden erhalten sind, so beweist das, wie vermögend die jüdischen und jüdisch beeinflußten Kreise gewesen sein müssen. Diese Kolonisten sind vor allem Kaufleute, die aus dem fruchtbaren Skythien Korn und anderes exportieren. Die Städte, aus denen die Inschriften stammen, haben sich mehr und mehr zu bedeutenden und blühenden Handelszentren entwickelt. Ferner sind die Urkunden ein Beleg für die Bindung des dem Juden gehörigen Sklaven, auch des freizulassenden, an die „Synagoge der Juden“. Indem hier und anderwärts die aus den verschiedensten Rassen stammenden Sklaven der jüdischen Religionsgemeinschaft eingegliedert werden, werden sie zugleich Glieder der jüdischen Volksgemeinde und bringen damit ihre Rasse und ihr Blut als einen die Buntheit noch vermehrenden Beitrag in dies Rassengemisch.

Daß die Einwanderung der Juden — wie Rostovtzeff vermutet hat — schon in den 70er Jahren des 1. vorchristlichen Jahrhunderts von Kleinasien her mit Mithridates erfolgte, ist in jeder Hinsicht glaubhaft und wahrscheinlich.

Kimmerischer Bosporus

Vor 63 v. Chr.

Jüdische Kolonisten werden durch Mithridates IV. († 63 v. Chr.) am Nordufer des Schwarzen Meeres angesiedelt.

Vgl. M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia (1922), p. 150.

(?) *Phanagoria*

Griechische Freilassungsurkunde eines Sklaven. Die sehr zerstörte Inschrift erinnert an die von Olbia und Panticapaeum und hat vielleicht das (nicht mehr erhaltene) Wort „proseuchê" enthalten. — *16*

Latyscheff II, p. 191 ff., Nr. 364; Frey I, p. 501, Nr. 691.

Anapa / *Gorgippia*

Jüdisch-heidnische Freilassungsurkunde eines Sklaven in der „proseuchê" in griechischer Sprache; Anrufung des „Theos hypsistos", aber zugleich des Zeus, des Helios und der Gê. — *41*

Latyscheff II, p. 208 f., Nr. 400; Frey I, p. 500, Nr. 690; Krauß, S. 240; Schürer III, S. 24; Ders., Die Juden . . ., S. 200 ff.; Dubnow IV, S. 97.

Verstümmelte Inschrift, auf der dieselbe judaisierende Form herzustellen ist. —

Latyscheff II, p. 209 f., Nr. 401; Schürer III, S. 24.

Kertsch / *Panticapaeum*

Griechische Freilassungsurkunde der Chrêstê an ihren Sklaven Heraklas, unter Bezugnahme auf die „proseuchê" und Bindung des Sklaven an die „Synagoge der Juden". Eine zweite Inschrift hat ähnlichen Inhalt, ist aber z. T. verstümmelt; die Worte „proseuchê" und „Synagoge der Juden" sind auch hier erhalten. — *81*

Latyscheff II, p. 49 ff., Nr. 52 f.; C. I. G. I, Nr. 2114 b; II, p. 115; 11, p. 1005 Addenda, Nr. 2114 bb; Frey I, p. 495 f., Nr. 683 f.; Schürer III, S. 23 f.; Ders., Die Juden . . ., S. 200 ff.; Krauß, S. 239 f.; Dubnow IV, S. 96.

Hebräisch-griechische Inschrift auf einen Juden Isaak. — *III./IV. Jahrhund.*

Latyscheff IV, p. 224 f., Nr. 404; Frey I, p. 498 f., Nr. 688.

Rest einer griechischen Inschrift mit dem Namen Simon und Menorah. —

Latyscheff IV, p. 225, Nr. 405; Frey I, p. 499, Nr. 689.

Vier weitere Tafeln mit der Menorah, die entweder keine Inschrift hatten oder deren Inschrift ausgewischt ist. —

Frey I, p. 498 bei Nr. 688.

Griechische Inschrift mit Menorah. —

Latyscheff II, p. 154, Nr. 304; Frey I, p. 498, Nr. 687.

Griechische Inschrift mit Rest einer Menorah und mit dem Namen Samuel. —

Latyscheff II, p. 155, Nr. 305; Frey I, p. 498, Nr. 686.

Griechische Inschrift, auf der ursprünglich ebenfalls eine Menorah war. —

Latyscheff II, p. 155, Nr. 306; Frey I, p. 497, Nr. 685.

Tanais

Etwa 20 Inschriften (sowie eine Anzahl Fragmente) über Vereine („synodoi") von Verehrern des „Theos hypsistos"; die Mitglieder nennen sich „adelphoi", die Führer werden als „presbyteros" oder als „synagogos" bezeichnet. Die ganze Erscheinung ist so gut wie sicher von jüdisch-monotheistischen Einflüssen bedingt. (Vgl. die Inschriften für den „Theos hypsistos" in Delos [Frey I, p. 523 ff., Nr. 725 ff.], deren jüdischer Charakter feststeht.) — *Um 220*

Latyscheff II, p. 246—286, Nr. 437—467. Vgl. Schürer III, S. 174, Anm. 70; Ders., Die Juden . . ., S. 200 ff.; Dubnow IV, S. 97 f.

Olbia

Griechische Inschrift, durch das Wort „proseuchê“ als wahrscheinlich jüdisch gekennzeichnet.

Latyscheff I, p. 129 f., Nr. 98; Frey I, p. 493, Nr. 682.

Skythien

Vor 339 Eusebius von Cäsarea, De Theophania 9: „... Judaei, qui universum terrarum orbem occupant, atque inter Aethiopes et Skythas usque ad mundi confinia degunt.“

M. P. G. 24, p. 650.

Anhang

Falsche oder unsichere Nachrichten

1. Angebliche jüdische Grabsteine

Augsburg. M. Velser, Rerum Augustanarum Vindelicarum Libri octo (Wien 1595), p. 125, 217, berichtet über einen in Augsburg gefundenen Grabstein aus römischer Zeit, der den angeblich jüdischen Namen des Purpurwarenhändlers („negociator artis purpurariae“) Tib. Cleuphas trug. Aber weder der Name noch der sonstige Inhalt der Inschrift enthält irgend etwas spezifisch Jüdisches.

Mainz. Grabsteine dreier Soldaten „ex cohorte I Ituraeorum“, die von S. Levy, Z. G. J. D. I (1929), S. 24—33, als „frühgeschichtliche Spuren der Juden in Deutschland“ gedeutet werden. Weder ist die Deutung der Namen auf hebräisch-jüdische Namen irgendwie gesichert, noch ist ein Anhalt gegeben, daß die Namensträger Juden waren.

Ebensowenig dürfte Judentum vorliegen bei der, von Levy, a. a. O., S. 32 f., zum Vergleich aus C. I. L. XIII, 8593, angezogenen Krefelder Grabschrift des Soldaten „Tiberius Julius Charetis filius Sdebdas domo Turo (= aus Tyrus)“. Vgl. A. Oxé, Ein Asberger Denkmal aus der Zeit Christi, in: Die Heimat I, 3 (Krefeld 1922); Kölnische Zeitung vom 29. März 1922, Literatur- und Unterhaltungsblatt Nr. 225 a.

Es handelt sich durchweg um Ersatzmannschaften allgemein orientalischer Herkunft für die am Rhein liegenden Truppen, genau wie in dem von P. Gößler (Forschungen und Fortschritte 7, 1931, S. 109 f.) mitgeteilten und richtig gedeuteten Canstatter Fund aus dem Jahr 236, in dem Aurelius Aurelianus Abdedathus seinen beiden gefallenen Brüdern von der Panzertruppe einen Grabstein gesetzt hat; „Abdedathus“ = „Knecht der (palmyrenisch-nordsyrischen) Göttin Athe“ oder „Knecht des (syrisch-arabischen) Gottes Etha“ (E. Littmann bei Gößler, S. 109).

Jeder konkrete Hinweis auf Judentum fehlt in allen diesen Fällen.

Brigetio (Ostspitze der großen Schüttinsel). Nach Enc. Jud. IV, S. 1160, sollen sich bei der Ausgrabung des Römischen Castrums hebräische Grabsteine gefunden haben. Die Mitteilung ist nach Auskunft Alföldis an Gößler (20. Juni 1939) falsch.

Krim. D. Chwolson glaubte, 18 hebräische Grabschriften der Krim ins 1. nachchristliche Jahrhundert setzen zu können (Mémoires de l'Académie impériale des Sciences de St. Pétersbourg, VIIe Série, T. IX, 1886, Nr. 7). Die Inschriften sind jedoch viel jünger; die entscheidenden Daten waren Fälschungen eines Juden namens Firkowitsch. Vgl. A. Harkavy (ebd., VIIe Série, T. XXIV, 1876, Nr. 1) und H. L. Strack, A. Firkowitsch und seine Entdeckungen (1876).

2. Verwechslungen

Bonn. Lampe mit sieben Öffnungen, die teilweise als siebenarmiger Leuchter aufgefaßt wurde, in Wirklichkeit aber eine römische Kalenderlampe ist, die mit Judentum nicht das geringste zu tun hat. Vgl. Jahrbücher des Vereins der Altertumsfreunde im Rheinland, Jg. 12, 1 = Bd. 23 (1855), S. 74—76, und Tfl. I, 2; Juster II, p. 186, 8.

Nikopolis in Moesien. Nach J. E. IX, p. 300, soll schon bei der Gründung der Stadt durch Hadrian eine Judengemeinde vorhanden gewesen sein. Ein Beleg wird nicht gegeben.

Diese moderne Legende dürfte daraus entstanden sein, daß sich in Nikopolis Kultinschriften des Gottes Sabazios gefunden haben (vgl. Pauly-Wissowa, Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. 17 (1937) S. 525), die offenbar fälschlich auf den jüdischen Gottesnamen gedeutet worden sind.

3. Legenden und Sagen

Südfrankreich. J. S. Pitton, Histoire de la Ville d'Aix, Capitale de la Provence (1666), p. 60, berichtet von einer Sage, daß ein Teil der von Tiberius nach Sardinien verbannten römischen Juden sich nach Marseille und in die Provence gerettet habe; es seien die Besten und Vornehmsten aus den Stämmen Juda und Benjamin gewesen. — L. Zunz, Literaturgeschichte der synagogalen Poesie (1865), S. 17: Eine angeblich aus Rechtsbescheiden der Gaonen stammende Nachricht, der zufolge Verbannte, die Vespasian auf drei Fahrzeugen steuerlos ins Meer getrieben hatte, nach Europa gelangt seien, und zwar nach Lyon, Arles und Bordeaux. Vgl. Aronius, S. 1 f.; H. Groß, Zur Geschichte der Juden in Arles, M. G. W. J. 27 (1878), S. 64.

Rheinland. Eine Wormser Chronik des 15. Jahrhunderts berichtet, Soldaten aus der germanischen Völkerschaft der Vangionen, an der Eroberung Jerusalems durch Titus beteiligt, hätten, in die Heimat zurückkehrend, jüdische Mädchen mit sich genommen. Die Kinder aus diesen Verbindungen seien von den Müttern nach dem jüdischen Gesetz erzogen und unterrichtet worden: das seien die Vorfahren der Wormser Juden. Chronicon Wormatiense bei J. P. de Ludewig, Reliquiae Manuscriptorum omnis Aevi Diplomatum ac Monumentorum II (1720), p. 5; vgl. Jahrbücher der Jüdischen Geschichte und Literatur 4 (1879), S. 34 ff.

England. Über englische Legenden über Juden in der englischen Frühzeit vgl. die Abhandlung von Günther Schlichting, Die British-Israel-Bewegung, in diesem Buch.

Abkürzungen

Aronius	= J. Aronius, Regesten zur Geschichte der Juden im Fränkischen und Deutschen Reiche bis zum Jahre 1273, bearbeitet unter Mitwirkung von A. Dresdner und L. Lewinski (1902)
bab.	= Babylonischer Talmud.
Baret	= Sidonius Apollinaris Epistulae ed. E. Baret (1878).
Can.	= Canon (einer Synode).
Chwolson	= D. Chwolson, Corpus Inscriptionum Hebraicarum (1882).
C. I. G.	= Corpus Inscriptionum Graecarum, auctoritate et impensis Academiae litterarum regiae Borussiae edidit A. Boeckh etc. (1825—77).
C. I. L.	= Corpus Inscriptionum Latinarum, consilio et auctoritate Academiae litterarum regiae Borussiae editum (1863—99).
Cod. Theodos.	= Codex Theodosianus, ed. Th. Mommsen — P. M. Meyer, vol. I, 2 (1905).
col.	= Columne.
D. A. C. L.	= Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de Liturgie, vol. VIII (1927).
Diehl	= E. Diehl, Inscriptiones Latinae Christianae Veteres, vol. II (1927).
Dubnow	= S. Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes (1923 ff.).
Enc. Jud.	= Encyclopaedia Judaica (1928 ff.).
Frey	= J. B. Frey, Corpus Inscriptionum Judaicarum, Recueil des Inscriptions Juives qui vont du IIIe Siècle avant Jésus-Christ au VIIe siècle de notre Ère, vol. I: Europe (1936).
Garucci	= R. Garucci, Storia dell'arte Cristiana VI (1873—80).
Graetz	= H. Graetz, Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Bd. V (1860).
Gregor I. Ep(istulae)	= M. G. H. Epist. I/II.

Gregor von Tours = M. G. H. Scr. Rer. Mer. I; im einzelnen: Hist. Franc. = Historia Francorum; Gl. Conf. = De Gloria Confessorum; Virt. Mart. = De Virtutibus S. Martini; Vit. Patr. = Vitae Patrum.

Hefele = K. J. Hefele, Konziliengeschichte (1855 ff.; ^{2}1873 ff.).

Hübner = E. Hübner, Inscriptiones Hispaniae Christianae (1870); Suppl. (1900).

J. E. = Jewish Encyclopaedia (1901 ff.).

jer. = Jerusalemischer Talmud.

Jos. Ant. = Josephus, Antiquitates, ed. B. Niese (1887 ff.).

Juster = J. Juster, Les Juifs dans l'Empire Romain, leur condition juridique, économique et sociale (1914).

Kittel, Judenkarikaturen = G. Kittel, Die ältesten Judenkarikaturen (Die „Trierer Terrakotten"), in: Forschungen zur Judenfrage IV (1940), S. 250—259.

Krauß = S. Krauß, Synagogale Altertümer (1922).

Latyscheff = B. Latyscheff, Inscriptiones antiquae Orae septentrionalis Ponti Euxini Graecae et Latinae, vol. I (1885; ^{2}1917); vol. II (1890).

Mansi = J. D. Mansi, Sacrorum Conciliorum nova et amplissima Collectio (1759 ff.).

M. G. H. = Monumenta Germaniae Historica; davon einzelne Bände: Poet. Lat. Med. Aev. I = Poetarum Latinorum Medii Aevi, vol. I (1881); Script. XIII = Scriptorum, vol. XIII (1881); Script. Rer. Mer. I, IV = Scriptores Rerum Merowingicarum, vol. I (1885); vol. IV (1902); Auct. Ant. IV,1, IV,2 = Auctorum antiquissimorum, vol. IV pars 1 (1881); pars 2 (1885); Legum III = Legum, vol. III (1863); Legum S. I T. I = Legum Sectio I, Tomus 1 (1902); Epist. I, II = Epistolarum, vol. I (1891); vol. II (1899).

M. G. W. J. = Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums.

M. P. G. = Patrologia, ed. Migne, Series Graeca (1844 ff.).

M. P. L. = Patrologia, ed. Migne, Series Latina (1844 ff.).

Peterson = E. Peterson, *Εἷς θεός*, Epigraphische, formgeschichtliche und religionsgeschichtliche Untersuchungen, 1926.

pl. = planche.

Ponton d'Amécourt, Essai = G. de Ponton d'Amécourt, Essai sur les Monnaies Mérovingiennes (1864).

r. = Midrasch Rabbot.

R. E. J. = Revue des Études Juives.

S. A. B. = Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Phil.-Hist. Klasse.

Schürer = E. Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi (^{4}1901 ff.).

Schürer, Die Juden = E. Schürer, Die Juden im bosporanischen Reich und die Genossenschaften der „sebomenoi Theon hypsiston" ebendaselbst, in: S. A. B., 1897, S. 200 ff.

Sec. = Sectio.

Ser. = Series.

Sid. Ap. = Sidonius Apollinaris, Epistulae, ed. P. Mohr (1895).

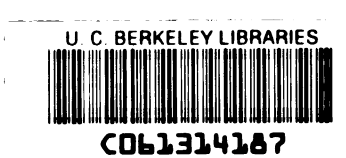
Tac. Ann. = Tacitus, Annales.

Tom. = Tomus.

Z. G. J. D. = Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland.

Sachverzeichnis

Personenverzeichnis


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C061314187

